Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

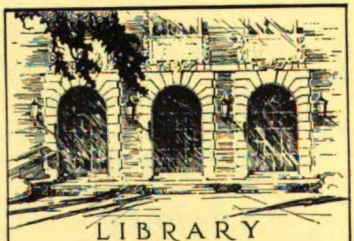
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

320.5
NATI
v. 7'

Digitized by Google

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

JUL 10 1957

L161—H41

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

20.5
AT
R. R.

Nationalsozialistische Monatshefte

7. Jahrgang

1936

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 2 NO

Digitized by Google

Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München

Digitized by Google

320.5
NATI
v. 7'

Inhaltsverzeichnis

Weltanschauung:

	Heft	Seite
Albert, Georg: Das Vereinswesen der römischen Kirche	70	12
——, Der Jesuitenorden (I. Teil)	73	298
——, Der Jesuitenorden (Schluß)	81	1089
Baeumler, Prof. Dr. Alfred: Friedrich Ludwig Jahns Stellung in der deutschen Geistesgeschichte	75	523
Daitz, Werner: Weltanschauung und Wirtschaft	70	54
Groß, Dr. Walter: Die Einheit des Lebens als Mittelpunkt echter Forschung und Wissenschaft	80	988
Heberer, Dr. Gerhard: Abstammungslehre und moderne Biologie	79	874
Koch, Prof. D. Dr. Hugo: Paderborner „Wissenschaft" und meine „Unwissenheit"	74	417
Köhler, Karl: Zur Besteuerung der Meßstipendien	73	314
Mrugowsky, Dr. Joachim: Jüdisches und deutsches Soldatentum	76	633
Richter, Dr. Hans: Wo finde ich den Juden?	73	346
Rosenberg, Alfred: Weltanschauung und Wissenschaft	81	1066
Schramm, Dr. Hermann: An der Wiege des deutschen Sozialismus	78	779
Stark, Präs. Prof. Dr. J.: Philipp Lenard als deutscher Naturforscher	71	106
Viererbl, Dr. Karl: Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei	72	214
——, Die weltanschauliche Entscheidung im deutschen Volkstumskampf	77	696
Voigt, Walter: Die pädagogischen Grundgedanken des jungen Nietzsche	77	729
Wolfram, Eberhard: Der Index der römischen Kirche	70	28
——, Römische Stimmen zur Rassenfrage	76	620
——, Gottesreich oder Priesterherrschaft?	78	826

Aus der „Kritik der Zeit":

Astel, Präs. Prof. Dr. K.: Hochschule und Wissenschaft	81	1113
B., Dr. K.: Contrae Judaeos — Wider die Jüden	76	650
Baeumler, Prof. Dr. Alfred: Ignatius und Meister Eckhart — oder Schmidt contra Ungenannt	71	166
Brücher, Heinz: Ernst Haeckel — und die „Welträtsel"-Psychose römischer Kirchenblätter	72	261
De: Die Katholische Aktion im Vormarsch	71	168
Diewerge, W.: Emil Ludwig-Cohns „Mord in Davos" als Ausdruck jüdischer Geisteshaltung	80	1010

1015950

Digitized by Google

	Heft	Seite
Grunsky, Hans A.: Wilhelm von Humboldt und die Juden	75	555
Pabel, Horst: Die Rasse im deutschen Weltbild	78	843
Riegelmann, Hans: Friedrich der Große und die Jesuiten	75	556
Wolfram, E.: Der „Ariernachweis" der Jesuiten	72	259
——, Noch einmal „Index Romanus"	73	357
——, Der „Dichter" Jakob Haringer	79	921
Ziegler, Matthes: Alfred Rosenbergs neues Werk	73	356

Monatsberichte:

Ley, Hans: Aus der Bewegung 76/653, 77/746, 79/929, 80/1016, 81/1123.

Rosenfelder, Karl: Zur weltanschaulichen Lage 70/71, 71/173, 72/270, 73/362, 74/456, 75/567, 76/656, 77/751, 78/849, 79/931, 80/1018, 81/1126.

Rüdiger: Aus der Bewegung 71/172.

Scheidt, Hans: Aus der Bewegung 70/68, 72/266, 75/564, 78/846.

Politik:

Bockhoff, Dr. Ernst-Hermann: Ist die Sowjet-Union ein Völkerrechtssubjekt?	73	326
Forstreuter, Adalbert: Bulgarien und seine kulturpolitische Zeitwende	74	426
Hesse, Major (E) Dr. R.: Der Neuaufbau der Wehrmacht	72	202
——, Öffentlichkeit und zweijährige Dienstzeit	80	970
Merzdorf, Hellmut: Justus Möser	80	1004
Rosenberg, Alfred: Was wir von einem nationalsozialistischen Außenpolitiker erwarten	70	2
Zantke, S.: Der Marschall Rydz-Smigly	80	998

Aus der „Kritik der Zeit":

Karow, Otto: Die „Bewegung Neuen Lebens" in China	75	563
Leibbrandt, Dr. Georg: Muß Rußland hungern?	76	647

Monatsberichte:

v. Holst, Claus: Außenpolitische Rundschau 70/76, 71/176, 72/274, 73/366, 74/458, 75/570, 76/659, 77/754, 78/852, 79/938, 80/1021, 81/1129.

Viererbl, Dr. Karl: Auslandsdeutsche Rundschau 70/79, 71/179, 72/278, 73/370, 74/462, 76/663, 77/758, 78/855, 79/939, 80/1026, 81/1134.

Geschichte:

Boyer, Erich: Wie der Jude Lang das Deutsche Reich regierte	75	538
Ganzer, Karl Richard: Von Bülow zu Hitler	71	132
Hülle, Dr. Werner: Die Ausweitung des deutschen Geschichtsbildes durch Gustaf Kossinna	72	241

Digitized by Google

	Heft	Seite
Kayser, Dr. Walter: Marwitz und die unvollendete preußisch-deutsche Erhebung	71	113
Riegelmann, Hans: Friedrich der Große als Geschichtsschreiber	77	713
Thoß, Dr. A.: Heinrich I.	75	511
v. Trotha, Thilo: Gustav Vasa	71	122

Aus der „Kritik der Zeit":

Achterberg, Eberhard: Gesamtdeutsche Geschichtsbetrachtung	79	927
Maier, Dr. Hans: Germanisches Kulturerbe in Spanien	72	288
——, Die Sachsenbekehrung in neuer Beleuchtung	77	745
Pabel, H.: Verbündet — Verraten!	76	650
Rosenfelder, Karl: Der Vatikan als Weltmacht	74	445
v. Vacano, Dr. O. W.: Sport im alten Griechenland	77	739
Wißmann, Dr. Herbert: Die franko-russische Allianz der Vorkriegszeit im Lichte neutraler Beurteilung	74	450
Ziegler, Matthes: Ludwig von der Marwitz	81	1122

Volkstumskunde:

Lehmann, Dr. Siegfried: Der Kampf um die Sinnbildforschung	78	832
Lutz, Dr. Wolfgang: Bauer	79	905
Reischle, Dr. Hermann: Volkstum als Erbe	77	682
Reuter, Otto Sigfrid: Der Himmel über den Germanen (I. Teil)	75	490
——, Der Himmel über den Germanen (Schluß)	76	596
Spieß, Dr. A.: Das Lebenswerk von Wolfgang Schultz †	80	978
Strobel, Dr. Hans: Atlas der deutschen Volkskunde	79	917
——, Weihnachtsbrauchtum	81	1078
Thoß, Dr. Alfred: Was sagt die Sprachwissenschaft über Kultur und Heimat der Indogermanen?	74	402
Weigel, Karl Theodor: Runen am deutschen Hause	71	103
——, Runen am deutschen Hause	79	900
Ziegler, Matthes: Germanische Religionsforschung im Weltanschauungskampf	78	819

Aus der „Kritik der Zeit":

Maier, Dr. Hans: Das erste germanische Freilichtmuseum im Teutoburger Wald	76	651
Weigel, Karl Theodor: Arteigene Teppiche	75	555

Kunst:

Arnold, Hans: Voraussetzungen einer nationalsozialistischen Kunstkritik	78	836
Korte, Dr. Werner: Anton Bruckner	79	892
Schulze, H. A.: Sein oder Können?	74	394
Simon, Hanna: Das Geschlecht der Merian	76	628
Thaer, Günther: Jean Sibelius	70	62

Digitized by Google

	Heft	Seite
Aus der „Kritik der Zeit“:		
Baeumler, Prof. Dr. Alfred: Buschors „Plastik der Griechen“ . . .	74	447
Gerigk, Dr. Herbert: Die leichte Muse und der Rassegedanke . . .	70	66
Helke, Fritz: Chorische Spiele	76	644
Rabeler, Dr. Werner: Volksdarstellung und Umweltwiedergabe im Film	77	740
v. Vacano, Dr. O. W.: Eröffnung des Vorderasiatischen Museums in Berlin	73	345
Monatsberichte:		
Braumüller, Wolf: Theater in Berlin und im Reich 70/82, 71/182, 72/283, 73/374, 74/468.		
Gerigk, Dr. Herbert: Aus dem Musikleben 70/87, 71/191, 73/379, 75/573, 79/949, 80/1032.		
Hartmann, Waldemar: Das Stilleben in der Deutschen Kunst 70/89.		
——, Die innere Schau in der Kunst 71/169.		
——, Willi Münch-Khe 75/578.		
——, Ein Gestalter nordischen Lebensgefühls 76/667.		
——, Die Berliner Sommerausstellungen 77/761.		
——, Berliner „Olympia-Ausstellungen“ 78/858.		
——, Der Wille zum deutschen Stil 79/945.		
——, Ludwig-von-Hoffmann-Ausstellung 80/1036.		
——, Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst 81/1139.		
——, Berliner Bildhauer von Schlüter bis zur Gegenwart 81/1142.		
Lohmeyer, Dr. W.: Filmschau 70/85, 71/189.		
Schneider, Albert: Filmschau 80/1034, 81/1145.		
Dichtung:		
Anacker, Heinrich: Wachsein ist alles!	72	258
——, Vorfrühlingsnacht	73	354
——, Die Bäume daheim	73	355
Baumann, Hans: Eh' daß der Bauer untreu wird	74	443
——, Feuerchoral	75	552
——, Nun laßt die Fahnen fliegen	78	778
Böhme, Herbert: Wenn du des Glaubens bist	74	442
***: Das Feierlied der Arbeit	81	1077
Ersch, Otto: An die ganz Klugen	72	257
Jäkel, Werner: Gegenwart der Toten	74	440
——, Sonnwendchor	73	351
Menzel, Herybert: Das große Gelöbnis	74	441
——, Wo immer Deutschlands Fahnen wehen	74	444
——, Mütter, wir müssen marschieren	75	554
——, Der Kamerad	78	842
Schumann, Gerhard: Deutsche Sonnwend	75	550
——, Leben	75	553
——, Das Leben geht weiter	78	840

Digitized by Google

	Heft	Seite
v. Trotha, Thilo: Signys Gesang	74	436
— —, Odysseus und die Sirenen	74	437
— —, Die Nasaden	74	438
— —, Gesang der Seherin	76	639

Schrifttum:

Langenbucher, Erich: Gorch Fock	75	546
Langenbucher, Dr. Hellmuth: Ina Seidel	70	95
— —, Emil Strauß — ein deutscher Dichter	71	146
— —, Paul Ernst	72	249
Lutz, Dr. Wolfgang: Schluß mit Heinrich Heine!	78	792
Peuckert, Fritz: Flanderns Dichtung im deutschen Raum	76	586

Aus der „Kritik der Zeit":

Helke, Fritz: Neue Wege zum Jugendbuch	80	1012
Langenbucher, Dr. H.: Eine Schrift über Walter von Molo	79	924

Monatsberichte:

Merzdorf, Hellmut: Schrifttumsschau 70/92, 71/193, 72/286, 74/472, 75/577, 76/670, 79/951.

Das Buch:

70/95, 71/196, 72/290, 73/384, 74/475, 75/581, 76/672, 77/769, 78/868, 79/953, 80/1041, 81/1148.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, Thierschstr. 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.00 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 70 | Januar 1936 | 7. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Alfred Rosenberg: Was wir von einem nationalsozialistischen Außenpolitiker erwarten / Georg Albert: Das Vereinswesen der römischen Kirche / Eberhard Wolfram: Der Index der römischen Kirche / Werner Daitz: Weltanschauung und Wirtschaft / Günther Thaer: Jean Sibelius / Kritik der Zeit: Dr. Herbert Gerigk: Die leichte Muse und der Rassegedanke / Monatsberichte: Aus der Bewegung / Zur weltanschaulichen Lage / Außenpolitische Rundschau / Auslandsdeutsche Rundschau / Theater in Berlin / Filmschau / Berliner Musik / Berliner Kunstausstellungen / Schrifttumsschau / Buch: Dr. Hellmuth Langenbucher: Ina Seidel.

Digitized by Google

Alfred Rosenberg:

Was wir von einem nationalsozialistischen Außenpolitiker erwarten

Rede, gehalten am 14. November 1935 auf einem Empfangsabend der ausländischen Diplomatie und Presse durch das Außenpolitische Amt der NSDAP.

Wenn ich mir heute gestatte, über einige grundsätzliche Forderungen, die wir Nationalsozialisten an nationalsozialistische Staatsmänner stellen, zu sprechen, so versteht es sich von selbst, daß, wenn im Laufe dieses Vortrags die eine oder andere Denkform behandelt wird, ich dies natürlich immer so zu verstehen bitte, daß diese Denkform für Deutschland in irgendeiner Art erprobt und überwunden wurde, ohne daß damit auch nur die geringste Kritik an irgendwelchen Lebensformen anderer Staaten geübt werden soll.

Wir sind der Überzeugung, daß, wenn auch große politische Revolutionen Staaten und Völker erschüttern, sie doch fast alle ihren Ausgang genommen haben von irgendeinem einsamen persönlichen Bekenntnis, von einem einzigen vielleicht sehr spät ausgesprochenen Gedanken oder Gefühl.

Das Wort Nietzsches, daß die Welt von Gedanken regiert wird, die auf Taubenfüßen gehen, bewahrheitet sich, glaube ich, überall. Es hat irgendein großer Mensch eine Hypothese, einen Gedanken auf wissenschaftlichem, politischem, weltanschaulichem Gebiet; diese eine Denkform und dieses eine Bekenntnis wirkt fort in Tausenden, in Millionen und aus einem anfangs stillen Gedanken entstehen dann oft die größten Umwälzungen der Weltgeschichte.

Wir sind der Überzeugung, daß gerade in der heutigen Zeit eines großen politischen Umbruchs an einen Menschen, der innerlich teilhaben möchte an diesem Geschehen, vor allen Dingen einige Forderungen gestellt werden, die zwar früher vorhanden waren, aber nicht durchdacht und durchgeführt wurden. Wir glauben, daß ein Staatsmann von heute mehr als diejenigen der Vergangenheit zugleich Geschichtskenner und Völkerpsychologe sein muß. Der großmütige tolerante Aufschwung des 18. Jahrhunderts, das eine „allgemeine Erziehung des Menschengeschlechts" einleiten wollte, hatte übersehen, daß die Menschen eben sehr verschiedenartig waren und nicht von europäischen Gesichtspunkten und Bedingungen aus allein „erzogen" werden konnten.

Wir haben es im 18. Jahrhundert erlebt, daß eine Gesellschaft, die sich abwandte von den mittelalterlichen Religionskämpfen, die Forderung nach einer absoluten Toleranz erhob, daß die Gedanken einer allgemeinen Menschheitserziehung lebendig wurden, und daß von diesem einen Postulat, das Äußere sei etwas Äußerliches, der Versuch gemacht wurde, eine sogenannte Erziehung aller Rassen, von der Herder und Pestalozzi lehrten, ins Leben zu setzen. Wir haben die 150 Jahre Erfahrungen dieses einzigen Gedankens gleicherweise

Digitized by Google

auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, wie auf dem Gebiete der ganzen Staatsphilosophie und letzten Endes am unmittelbarsten bei den Straßenkämpfen der ganzen Welt überhaupt.

Wir glauben heute, daß dieses früher als äußerlich hingestellte Äußere kein Zufall ist, sondern daß der Mensch, wie er hier auf der Erde in verschiedenen Gestalten wandelt, auch verschiedene Lebensformen haben muß. Wenn vom 18. Jahrhundert eine allgemeine Menschheitsgleichheit proklamiert wurde, so hieß das den Versuch unternehmen, allen Völkern und allen Rassen einen Aufschwung des Denkens aufzuzwingen, die aus anderen Voraussetzungen, Uranfängen und anderen Traditionen ihre eigenen Kulturen in übrigen Erdteilen gestaltet hatten.

Aber wie immer der einzelne diese Fragen der Humanitätsphilosophie heute beantworten mag, wir stehen — was uns betrifft — in einer entscheidenden Zeit, die ganz bestimmte Anforderungen an uns stellt. Wir glauben, daß die Zeiten, da Volk und Staat nur Mittel dynastischer Hausmächte waren, vorüber sind. Wir glauben, daß eine werdende Geschichtsauffassung und Bewertung überall bei allen Völkern lebendig geworden ist. Wir verstehen darunter ein tiefes Eindringen in die Art, aus der jedes Volk stammt, ein Verstehen jener Antriebe, aus denen überhaupt die eigenartigen Kulturen entstanden sind, und wir verstehen darunter das Verständnis für die wirklichen Lebensnotwendigkeiten eines Volkes im Unterschied zu vielleicht willkürlichen Versuchen früherer Zeiten und vielleicht auch zu manchen Versuchen unserer Zeit.

Und zweitens glaube ich, wenn wir heute uns selbst und wenn die anderen uns betrachten wollen, so dürfen wir eine entscheidende Tatsache nicht übersehen: daß die verschiedensten Völker nicht im Zustand einer gleichzeitigen Entwicklung stehen. Ein Volk kann vielleicht politisch-soziale Formen haben, die durch seine Industrie bedingt sind. Ein anderes Volk — wie Frankreich — überblickt eine mehr als 100jährige demokratische Überlieferung, die manchmal durchbrochen, aber immer wieder hergestellt wurde und schon eine Tradition für dieses Volk geworden ist. Bei anderen Völkern ist diese Tradition noch nicht so tief verwurzelt. Sie stehen vielleicht erst im ersten Jahrzehnt der Erfahrungen der anderen. Dritte Staaten haben dieses Stadium schon heute hinter sich und haben zum Teil durch Entartung dieses Stadium vollständig zerstört, eine Lebensgrundlage, an die ein ganzes Geschlecht geglaubt hat, von sich gewiesen (Rußland); andere Staaten wieder stehen mitten in dem Versuch, aus der Lebensform des 19. Jahrhunderts in eine neue Lebensform, wie wir sie für Deutschland befürworten, hineinzuwachsen. Bei der ganzen optimistischen Lehre, die wir im 19. Jahrhundert hörten, waren Fortschritt und Entwicklung gleichbedeutend und erst der Weltkrieg, mit allem dem, was folgte, hat uns Europäer und auch andere Völker von diesem zur Schau getragenen Optimismus befreit, der einen entscheidenden Schiffbruch erlitten hatte, so daß wir alle wieder vor die Urprobleme gestellt wurden.

Das zweite Problem für die übrige Welt, von dem kein Volk, das einmal auf seinem Boden wirkt und arbeitet, Abstand nehmen kann, ist das Raum-

Digitized by Google

problem, das gewissen Charaktereigentümlichkeiten Spielraum gewährt, andere wieder zurückdrängt und somit die Lebensform in maßgebender Weise beeinflußt. Die Inselvölker stoßen schnell an ihre Grenzen. Durch das sie umgürtende Meer sind sie gezwungen worden, sich innerhalb dieses Bezirkes auszukämpfen und ihre Lebensformen zu bilden. Die Grenze war zugleich die Möglichkeit, diese Lebensform viel sicherer und stilechter durchzuführen als bei anderen Völkern und Staaten, wenn die blutsmäßigen Vorbedingungen vorhanden waren. Und so sehen wir zwei große Völker Traditionen bilden, die in vielen Fällen vorbildlich für andere Völker erschienen: Japan und England. Japan mit seiner über 2000jährigen Tradition und England, das über die Meere hinweggriff, als es sich innerlich dieser seiner Lebensform konstituiert hatte. Und wir sehen dieses Raumgesetz anderseits Wirksamkeit werden in Amerika, wo eine starke Eroberungswelle durch die Lande zog, wo ihr der riesig-weite Raum die Möglichkeit gab, buchstäblich sämtliche Individualitäten hemmungslos auswirken zu lassen. Und diese Raumunendlichkeit, die endlose Gestaltungsmöglichkeit hat, glaube ich, dem Amerikaner auch jedes Gefühl absoluter Unbekümmertheit bewahrt, als dieser Raum sich mehr und mehr füllte. Heute steht Nordamerika vor der Tatsache, nunmehr die gleichen einengenden Gesetze beanspruchen zu müssen, wie andere Völker.

Und schließlich sehen wir im Osten Europas die Steppe sich ausbreiten. Diese Steppe ist immer ein Gegner klarer Staatsformen gewesen. Auf dieser Steppe lebten Völker, die sich gegen diese klaren Formen europäischer Staatsauffassung stemmten. Und so sehen wir die Geschichte dieser russischen Steppe im Kampf gegen europäische Staatsformen. Diese Steppe, sie hat heute gesiegt.

Schließlich glaube ich, daß Deutschland auch im gewissen Sinne eine Form des Raumgesetzes darstellt. Deutschland ist ein Land, nach vielen Seiten offen, umgeben von anderen Völkerschaften; diese haben natürlich im Laufe der Geschichte ihre schweren Auseinandersetzungen mit Deutschland gehabt. Und weil Deutschland als Raum nach allen Seiten offen und nicht vom Meer umgürtet ist, sich auch nicht endlos ausbreiten kann, darum muß die deutsche Lebensform und der deutsche Staatstypus anders aussehen, als vielleicht der amerikanische oder englische. Alle diese Erscheinungen zu erkennen und in ihrer Gesetzlichkeit zu begreifen, erscheint uns heute als Pflicht eines nationalsozialistischen Politikers. Wir sind nicht nur leidenschaftliche Vertreter einer deutschen Lebensgestaltung, sondern bemühen uns auch, die innere Gesetzlichkeit des Denkens und des Handelns der übrigen Völker zu begreifen. Und wir bitten darum, daß diese anderen Nationen auch zu dem Gedanken kommen, daß das, was in Deutschland geschieht, heute nicht zufällig vor ihnen steht, sondern den Abschluß von 400 Jahren preußisch-deutscher Entwicklung darstellt. Daß hier auch keine Böswilligkeiten vorliegen, sondern daß das deutsche Volk sich endlich zu einem Lebensstil durchgerungen hat, den sein Raum fordert, der seinem Charakter entspricht und der die einzigste Möglichkeit zu einer Erhaltung inmitten Europas darstellt.

Im letzten halben Jahr sind nun gegenüber diesem neuen Staate eine Anzahl von neuen Vorstellungen wach, zum Teil neue Angriffe gegen den

Digitized by Google

Nationalsozialismus erhoben worden. Besonders ein Vorwurf ist uns gemacht worden, der uns beweist, daß man auch beim besten Willen aus der eigenen Lebensform heraus die Notwendigkeiten des deutschen Denkens und Handelns noch nicht zu begreifen vermag. Wir finden in der Presse nicht selten den Hinweis, daß sich eigentlich die nationalsozialistische Staatsform von der kommunistischen gar nicht unterscheide. Daß das, was in Rußland geschehe, eigentlich seine durchaus verwandte Parallele in Deutschland wiedererkennen lasse. Man sagt, daß in Deutschland keine Meinungsfreiheit existiere; man sagt, daß das deutsche Volk unter einer Diktatur leide und man erklärt, daß in Deutschland eine Religionsverfolgung ihren Gang nehme. Man sagt, dasselbe wiederhole sich in Rußland und man könne daher behaupten, daß die scheinbar feindlichen Gegner die gleiche Staats- und Lebensgestaltung hätten.

Wir sind offen genug, zu erklären, daß nach unserer Meinung eine absolute äußere Freiheit in der Welt nirgends vorhanden ist. Schon die Tatsache, daß ein Staat entsteht, ist der Beweis, daß der einzelne seine individuellen Möglichkeiten einschränken muß. Und wenn man erklärt, in Deutschland gebe es keine Lehrfreiheit, so glaube ich sagen zu können, wenn wir die Entwicklung des liberalen Zeitalters rückblickend überschauen, man diesen Vorwurf nicht aufrecht erhalten kann. Es ist bekannt, daß alle jene Menschen und Denker, die wir als Vorläufer und Verkünder einer neuen Geistesrichtung bezeichnen, nirgends Platz an deutschen Hochschulen gefunden haben: Lagarde, Nietzsche und Chamberlain. Severing jedoch wurde der Titel eines Ehrendoktors verliehen! Man hat keine Geschichtsphilosophie zugelassen, die das alte Geschichtsbild bekämpfte. Man hat nicht Theoretiker einer neuen sozialen Ethik, sondern man hat nur jene Wirtschaftstheoretiker berufen, die der damals herrschenden Doktrin entsprachen. Und nun glaube ich, ist es vollständig gerechtfertigt, wenn nach einem derartigen politischen Siege, wie der Nationalsozialismus ihn sich ehrlich erkämpft hat, auch auf den deutschen Hochschulen nicht etwas plötzlich Neues herangezogen wird, sondern ein alter Schaden, der ein halbes Jahrhundert versäumt ist, wieder gut gemacht wird.

Es ist notwendig, daß unsere jungen Gelehrten, die sich heute als Nachfolger und zugleich als die Verkünder einer neuen Zeit fühlen, das Recht haben, die Wertung der Vergangenheit einer neuen Prüfung zu unterziehen. Aber immer ist von nationalsozialistischer Seite betont worden, daß wir, wenn wir werten, das Recht unserer Zeit in Anspruch nehmen, daß wir aber die Freiheit der Forschung niemals zu unterbinden gedenken. Was immer der einzelne Geschichtsforscher an Dokumenten findet, muß eingereiht werden in die Forschung unserer Zeit, ohne Verstümmelung und ohne Vertuschung. Aber wie wir diese Dinge zu werten haben, ist unsere Angelegenheit und Pflicht, das so zu werten, wie wir es aus dem Charakter unserer Zeit glauben tun zu müssen. — Ich darf hier vielleicht darauf hinweisen, daß ja die Beurteilung großer Staatsmänner noch nach drei-, vierhundert Jahren im Urteil der Geschichte schwankt und daß die Kämpfe noch 300 Jahre in der Schattenwelt der Gelehrtenwelt weiterspielen. Es ist uns in Deutschland z. B. immer sehr merkwürdig erschienen, wie verschieden die Gestalt Oliver Cromwells

Digitized by Google

betrachtet wurde. In Deutschland erblickt man in ihm vielfach den Begründer eines großen englischen Imperiums, einen Mann, der auf die Geschicke Englands einen Einfluß genommen hat, wie kaum ein zweiter des Inselreiches. Ich habe aber von vielen Engländern eine andere Beurteilung dieser Persönlichkeit gehört: Indem sie nämlich in Überprüfung ihrer Entwicklung den großen Oliver Cromwell als eine unbequeme Unterbrechung ihrer fortlaufenden Geschichte sehen. Sie anerkennen das, was er für England nach außen hin getan hat. Sie können aber nicht verstehen, daß er einen englischen König enthaupten ließ. Und ich muß sagen, hierüber zu urteilen hat der Engländer mehr Recht als wir. Aber wenn wir nun deutsche Gestalten der Vergangenheit heute vielleicht anders werten als früher, so bin ich der Überzeugung, daß hier auch ein deutsches Recht vorhanden ist, diese Gestalten einer solchen Prüfung zu unterziehen.

Und schließlich sind hier sehr viele Vertreter der Weltpresse vorhanden. Schon die Tatsache, daß Sie einem großen Verlag dienen, ist der Beweis dafür, daß auch Sie einen Teil Ihrer persönlichen Freiheit aufgegeben haben. Denn der Chefredakteur in New York oder London oder der Besitzer eines Konzerns hat sicher eine bestimmte Vorstellung von der Politik dieses Konzerns und Sie haben sicher alle schon die Erfahrung gemacht, daß Berichte von Ihnen, die Sie vielleicht sogar für sehr gut gehalten haben, von der Zentralredaktion abgeändert und sogar abgelehnt worden sind. Und angesichts dieser doch wohl nirgends zu leugnenden Tatsache hat die nationalsozialistische Bewegung eine sehr wahrhaftige Konsequenz gezogen. Sie hat gesagt: wenn es schon im Leben eines Volkes notwendig ist, daß der einzelne manche individuelle Möglichkeiten zu opfern hat, z. B. auf dem Gebiete der Wirtschaft, dann ist es in unseren Augen besser, er steht nicht einer Privatperson verantwortlich gegenüber, sondern dem Staate und dem Volksganzen. Das mag vielleicht in der Übergangszeit, in der wir heute leben, manchem Ausländer, der bei uns zu Gast ist, beschwerlich vorkommen, mag manchem Fremden in Deutschland, der andere Lebensgewohnheiten bei sich zu Hause gewohnt ist, scheinbar als eine Einschränkung persönlicher Meinungsäußerungsmöglichkeiten erscheinen. Ich glaube aber, wenn sich diese Tradition durchgebildet hat, dann wird es für das kommende Geschlecht eine Selbstverständlichkeit bedeuten, was jetzt noch eine Schwierigkeit darstellt. Denn es kommt immer darauf an, in allen Dingen einen Sinn zu sehen: ob man dabei dieses Ganze im Sinn hat oder ob man seinen Blick nur auf bestimmte private Konzerne einstellt. Wir gehen sogar noch weiter und sind der Überzeugung, daß starke Privatinteressen auf dem politischen Gebiete vor und nach dem Kriege oft nicht der Völkerbefriedigung genutzt haben, sondern daß gerade durch manche fortgesetzte private Äußerungen, das in die Welt getragen worden ist, was wir zu vermeiden wünschen, nämlich die Vergiftung des Verhältnisses zwischen den Völkern. Erst dann, wenn man versucht, das zu vermeiden, dient man dem eigenen Volke und damit dem Verhältnis unseres Volkes zu den übrigen Völkern und trägt bei, auch die Gefühle der anderen Völker in jene Temperatur zu bringen, die eine Voraussetzung zur Entwicklung der wirklichen Lebensnotwendigkeiten darstellt.

Digitized by Google

Dieses Empfinden, glaube ich, geht heute trotz allen Protestierens durch die ganze Welt und das verringert nicht etwa die Aufgabe eines Journalisten oder einer Redaktion, sondern im Gegenteil, vergrößert sie. Das, was früher als private leidenschaftliche Äußerung möglich war, wird heute in das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gezogen. Die Äußerung eines individuellen Willens kann somit heute ins Gebiet des Staatspolitischen münden und das dient nicht dazu, das Niveau eines Journalisten zu senken, sondern um ihm die Verantwortlichkeit vor seinem Lande ins Bewußtsein zu bringen.

Und der zweite Punkt, die Diktatur. Ich glaube, daß man unter Diktatur nur einen Zustand verstehen kann, wenn eine kleine Gruppe oder ein einzelner von oben her einem Volk seinen Willen mit Gewalt aufzwingt. Wir leugnen nicht, daß wir diesen Versuch 1923 unternommen haben. Diesem Versuch haben wir vor einer Woche ein — glaube ich — ewiges Denkmal setzen können. Wir sind der Anschauung, daß dieser Versuch damals eine Notwendigkeit war gegenüber dem kurz bevorstehenden separatistischen Staatsstreich einer anderen Seite. Wir konnten damals nicht überlegen, welche Folgen das im einzelnen haben konnte, es war nur die Notwendigkeit gegeben. Der Führer hat mehr als einmal dabei unterstrichen, daß, wenn er die Zeit von damals überblickte, es eine Schicksalsfügung war, daß die Bewegung damals noch nicht zum Siege gelangte, weil sie innerlich vielleicht noch nicht ausgereift war und die Menschen noch nicht jene Klarheit des Zieles vor sich hatten, wie es heute der Fall ist. Und so hat sich ein notwendiges Wollen mit einem Schicksal verknüpft, welches der deutschen Revolution seinen bestimmten Stempel aufgedrückt hat. Die nationalsozialistische Revolution ist seit dieser Zeit unter einem anderen Gesetz marschiert. Sie ist nicht eine Diktaturanmaßung von oben, sondern ein Riesenprozeß der Volkserziehung von unten her geworden. Die nationalsozialistische Revolution war somit die imposanteste Durchsetzung eines Volkswillens.

Wir können das vor allen Dingen deshalb behaupten, weil die nationalsozialistische Bewegung 14 Jahre nie ein Hehl aus ihren Absichten gemacht hat. Sie hat vom ersten Tage an erklärt, daß sie die 20 oder 30 Parteien nicht als eine Vertretung des Volkswillens, sondern als eine Schädigung des Volkswillens ansieht.

Die nationalsozialistische Bewegung hat es auch von vornherein abgelehnt, ein Religionsgefühl des deutschen Volkes zu bestimmten Herrschaftsansprüchen zu mißbrauchen. Es hat nie einen Zweifel darüber gegeben, was die Bewegung wollte. Sie hat ihr Denken unermüdlich durch das Volk getragen und das Volk hat ihr zugestimmt in einer Weise, wie sich das nicht oft in der Welt wiederholen wird. Wir glauben heute fragen zu können, ist es ein Fehler, wenn das Volk nur einen politischen Willen hat? Dieser eine politische Wille aber gestattet auch heute noch all den verschiedensten Temperamenten in Deutschland Wirkungsmöglichkeiten. Wer politisch arbeiten und wirken will, kann dieses innerhalb der politischen Leitung, in der SA., SS., Arbeitsdienst usw. tun. Für jede Begabung ist heute in Deutschland gesorgt, und es ist für den Leistungskampf der Temperamente ein genau so

Digitized by Google

großes Spielfeld vorhanden wie früher. Es ist aber dafür gesorgt, daß die Temperamente gebändigt werden können. Und schließlich fragen wir weiter: sind denn nur Raufereien und Steinwürfe während politischer Wahlkämpfe die Ausdrücke eines Volkswillens oder wird dieser nicht besser repräsentiert, wenn nicht zu derartigen Mitteln, die uns wieder einem Chaos entgegenführen würden, gegriffen werden muß? Ist die Idee eines Volkes besser vertreten, wenn sie durch 50 Parteien oder durch eine Bewegung repräsentiert wird? Andere Völker, andere Kämpfe, andere Traditionen, andere Notwendigkeiten. Wir wollen sie nicht verallgemeinern, aber wir bitten, auch unsere Situation nach 1918 zu verstehen. Wir können nicht anders handeln. Die Formen, die in der Zeit eines Biedermeierlebens möglich und natürlich waren, werden sich von den Formen einer Umbruchszeit der Weltgeschichte unterscheiden müssen, das, was einmal fördernd war, kann unter Umständen einmal schädlich werden. Wir lehnen den Versuch einer universalistischen Doktrin ab. Wir erblicken in dem Versuch, im 19. Jahrhundert eine universalistische Lehre allen Völkern des Erdballes zu vermitteln, ein Bemühen, das in dem Aufbäumen der Volksgefühle auf dem ganzen Erdball seine rächende Antwort findet.

Wir glauben, daß Deutschland hier eine Entwicklung vollzogen hat, die in irgendeiner Weise vielleicht doch in vielen Völkern heute auch vor sich geht. Deutschland stand unter einem außenpolitischen Druck, der es zwang, alle Probleme schneller durchzugehen und zu lösen als andere Völker, die unter diesem Druck nicht zu leiden hatten. Das mag, wenn man es heute überblickt, als eine Schicksalsfügung angesehen werden, es war aber die letzte Probe aufs Exempel, ob Deutschland zerbrach oder sich zu einer neuen Lebensform durchkämpfen konnte.

Wir sind der Überzeugung, daß jedes Volk nach seinem Wesen regiert werden muß, das erst ermöglicht echte Achtung der verschiedenen Völker zueinander. Wir Deutschen sind deshalb schwerhörig gegenüber Belehrungen im Gouvernantenton. Wir glauben auch, daß die Zeit vorüber ist, wo man gleichsam mit einer geistigen Weltpolizei darüber aburteilte, was in Deutschland zu machen sei und was man unterlassen müsse.

Und nun drittens das Gebiet der sogenannten Religionsverfolgungen. Es ist interessant, daß diese Angriffe besonders aus einem Lager kommen, das seit über 100 Jahren in diesen Religionskampf verwickelt gewesen ist: diese Angriffe kommen sehr oft von liberalistischer Seite. Es wird nun leider dabei vergessen, daß etwa in einem Staat wie Frankreich, dieser geistige Kampf der Ablösung vom Mittelalter in unerhört scharfen Formen jahrzehntelang geführt wurde, mit dem Ergebnis der Trennung von Staat und Kirche. Man übersieht, daß konfessionelle Zusammenstöße, ja Straßenschlachten in vielen Ländern der Welt heute vor sich gehen, wie in früheren Zeiten. Es ist also nicht so, als ob heute in Deutschland eine Ausnahme zu verzeichnen wäre, ganz im Gegenteil, wenn man vergleicht, mit welcher Energie und Leidenschaft an anderen Stellen der Kampf geführt wird, so muß man feststellen, daß trotz mancher menschlicher Vorfälle, trotz Revolution, dieser Kampf in Deutschland doch in einer Form geführt worden ist, die nicht eine

Digitized by Google

Bild Marlo Mieritz

Zuſammenfluß von Tauber und Main bei Wertheim

Digitized by Google

Digitized by Google

derartige Kritik herausfordert wie manche andere Kämpfe. Es ist richtig, daß in einer Zeit des großen Umbruchs, in der wir alle leben, viele Strömungen lebendig geworden sind, die über das rein Politische hinausgehen und daß manche Kreise tatsächlich für eine religiöse Reform in Deutschland eintreten. Dieses wollen wir nicht leugnen. Aber wir wollen zugleich hinweisen, daß etwa in angelsächsischen Ländern Hunderte von Sekten bestehen, die ihre Lehren predigen, wie sie wollen und daß noch nie von deutscher Seite gefordert worden ist, daß diese Sekten im Interesse der inneren Herrschaft unterdrückt oder vernichtet werden müssen, weil es die Kultur und Zivilisation erfordert. Deshalb glauben wir auch, daß es nicht die Aufgabe der nationalsozialistischen Regierung ist, dieses Entstehen von geistigen Strömungen und religiösen Forderungen irgendwie gewaltsam zu unterdrücken. Wir können nicht einsehen, daß wir nach einer Richtung die Judaisierung anerkennen sollen (Feier des Sabbaths und ähnliches), nicht aber die Richtung einer Europäisierung. Soll etwa der nationalsozialistische Staat ein geistiges Ringen mit Polizeimacht unterdrücken? Sollen etwa die nationalsozialistische Bewegung und die Polizei sich dafür einsetzen, daß diese eventuell entstehenden neuen Gedanken- und Gefühlsformen durch unsere Aktivität heute einfach erdrosselt werden? Dann träfe das ein, was man uns vorwirft, nämlich, daß wir nicht tolerant sind. Wir haben das Prinzip der religiösen Gewissensfreiheit verkündet und gedenken auch, es durchzuhalten, wonach jede Religionsgemeinschaft ihre Anschauung frei vertreten mag. Und wenn sie nur das politische Staatsgefüge innerlich und äußerlich anerkennen, so wird ihnen in ihrer Betätigung kein Stein in den Weg gelegt werden. Der Auftrag, den Minister Kerrl erhielt, kennzeichnet das Bemühen, über alle Verstimmungen hinweg diesen Weg auch den alten Mächten in den neuen Staat hinein zu ermöglichen. Wenn 1918 die beiden Kirchen in Deutschland nicht klar gegen den marxistischen Atheismus angetreten sind, so liegt die Schuld nicht bei uns, sondern bei ihnen. Wenn sie zugesehen haben, wie die Gottlosenpropaganda lebendig geworden ist und sie mit den eigentlichen Organisatoren Bündnisse schlossen, so ist es selbstverständlich, daß das deutsche Volk das noch nicht vergessen hat und es ganz in der Ordnung findet, wenn sie dafür auch eine Anzahl von Jahren Buße tun müßten.

Die nationalsozialistische Bewegung hat nicht nur gegenüber der kulturellen Überlieferung und Tradition eine tiefe Achtung, sondern sie weiß auch, daß sie gegenüber dem Glauben der Vergangenheit zur Achtung verpflichtet ist. Wer einmal mit Bewußtsein durch deutsche Gaue gereist ist, der weiß nur zu gut, daß man von einem Dorf zuerst den Kirchturm sieht. Das ist nicht nur äußeres Symbol, sondern ein inneres Zeichen, eine Erkenntnis der Verbundenheit durch die Jahrhunderte. Er weiß auch, daß in diesen Dörfern und ganz besonders in Norddeutschland, bei den Bauern die Lutherbibel liegt. In ihr sind die Namen und Ereignisse dieser Bauerngeschlechter niedergelegt. Aber wenn er diese Tradition ehrt, so kann er doch heute gegenüber den protestantischen Angriffen aus dem Auslande sagen, daß diese Bibel auch einmal nicht Tradition, sondern größte Revolution bedeutet hat. Damals hat eine ganze Welt sich zu ihrem Schicksal bekannt

Digitized by Google

und daraus die Folgerungen gezogen, von deren Früchten Hunderte von Millionen heute geistig leben. Sie war eine Revolution, die die ganze Welt erschütterte, so daß die Alten glaubten, der Antichrist sei gekommen und die Welt ginge unter. Und trotzdem ist aus dieser Revolution der Bibel doch vieles entstanden, wozu sich gerade jene Völker bekennen, die nicht selten heute Angriffe gegen uns richten. Und wenn hier und da in der Fortentwicklung dieser Gedankenwelt Reformen auftreten, so ist nicht wieder der Antichrist am Werke, sondern eine neue Zeit, die ihr Weltbild hat und ihren Gesetzen folgen will. Wenn damals eine religiöse Revolution entstanden ist, so hat das einen großen Mut erfordert. Wir können aus diesem Prinzip heraus deshalb heute nicht die Inquisition gegenüber jenen spielen, die vielleicht eine Reform anstreben. Wenn wir diese Duldsamkeit nach allen Richtungen verkünden, so ist damit ausgesprochen, daß die nationalsozialistische Bewegung nicht den weltlichen Arm für irgendeine konfessionelle Herrschaft abzugeben gewillt ist.

Es hat sich heute ein staatspolitischer Umbruch vollzogen, von einer Tiefe, die erst späteren Zeiten in ihrer ganzen Auswirkung voll zum Bewußtsein kommen wird. Auf eine Formel gebracht:

Der Staatsgedanke des Mittelalters sagte, die Völker sind soviel wert, als sie der Herrschaft einer Konfession dienen.

Das Barockzeitalter erklärte: Völker sind soviel wert, als sie eine Dynastie stützen.

Der nationalsozialistische Staatsgedanke heute sagt: die Religion und die Fürsten sind so viel wert, als sie die edelsten Charakterwerte eines Volkes verklären und verteidigen.

Damit ist, glaube ich, das Wesentlichste ausgesprochen, was uns von unserem Gegenpol, der kommunistischen Partei unterscheidet.

Die Bewegung ist aus dem Volke geboren. Die nationalsozialistische Bewegung betont den Wert aller nationalen kulturellen Überlieferungen, die kommunistische geht aus auf die Zerstörung dieser Werte. Die nationalsozialistische Bewegung erstrebt die Hochzucht aller echten religiösen Gefühle ohne Unterschied auf Konfessionen, der Bolschewismus aber geht auf die Vernichtung nicht nur bestimmter Konfessionen, sondern eines jeden religiösen Gefühls überhaupt aus. In allen diesen Punkten ist der schärfste Gegensatz ausgesprochen, sowohl was die Form, als auch was den Inhalt der Gedankenwelt angeht.

Ein Beispiel kann — glaube ich — in weltgeschichtlichem Maßstabe die Behauptung noch einmal illustrieren. Jahrhundertelang ist der Bauer ein Objekt des Spottes gewesen, nach der Unterdrückung in der Reformationszeit Objekt der Verfolgung der Dynastien, in der liberalen Zeit Objekt des Hohnes und später unter der marxistischen Herrschaft ist er ein Objekt vollkommener Ausrottung gewesen. Heute steht dieser Bauer wieder im Zentrum des deutschen Lebens.

Ich muß daran denken, wie Dürer diese organische Geschichtsgestaltung in einem Bilde festgehalten hat. Es stellt einen Lebensbaum dar. Unter den

Digitized by Google

Wurzeln dieses Lebensbaumes liegt der Bauer, dann folgen Bürger und Fürsten, Könige und Priester, oben in den Wipfeln aber sitzt wieder der Bauer. Die marxistische Bewegung, die die Herrschaft einer Klasse anstrebte, wollte diesen Bauern mit allen Mitteln ausrotten. Sie hat ihm die Existenz vernichten wollen. Die Folge dieses Versuches ist die Tatsache, daß ein Riesenreich jeden Winter Millionen Hungertote zu verzeichnen hat. So rächt sich die Natur an dem Wahnsinn, gegen ihre Gesetze verstoßen zu wollen. Die Herrschaft derartiger Gesetze über die Völker muß eben die Vernichtung dieser Völker nach sich ziehen, und deshalb ist sich die nationalsozialistische Bewegung bewußt, hier tatsächlich einen Gegenpol gegen die Entartung darzustellen und den Versuch unternommen zu haben, aus dem Chaos der Vergangenheit zu lernen und sich bewußt zu werden, welche Gedanken zu dieser Katastrophe geführt haben, und hier für Deutschland den Ansatzpunkt für eine Neugestaltung zu ermöglichen. Wir glauben, daß es nicht mehr Zeit ist, gleichsam den Weltimperialismus irgendeiner Geistigkeit zu proklamieren, sondern der Nationalsozialismus hofft, daß einmal verwandte Völkersysteme geistig verbündet und deshalb bodenverwurzelt sich organisch zur Zusammenarbeit gegenüberstehen. Und das scheint mir ausschlaggebend zur Beurteilung dessen, was man heute als den unteilbaren Frieden, den Kollektivfrieden bezeichnet. Um diesen Frieden herzustellen, bedarf es erst klar gesonderter Kollektive, die miteinander ein Abkommen schließen. Es ist nicht möglich, eine weltpolizeiliche Spitze über alle Völker der Erde herzustellen. Das ist ein Versuch aus einer überlebten Gedankenwelt, der keinen Erfolg verspricht. Man wird sich an die Tatsachen des Lebens gewöhnen müssen, die in allen Völkern lebendig sind, um von dieser Ursache aus den Versuch einer Neugestaltung zu unternehmen. Es ist klar, daß ähnliche Gedanken ihre Zeit beanspruchen, um überhaupt in ihrer Notwendigkeit begriffen zu werden, und um schließlich auch ihre politische Verwirklichung zu erreichen. Wir sind der Überzeugung, daß niemand zu leugnen vermag, daß die alte Gedankenwelt alle Völker in ein Chaos hineingeführt hat, aus dem die besten Staatsmänner mit dem besten Willen kaum einen Ausweg erblickten.

Ich hoffe, daß, wenn diese Bewegungen entstehen und sich lebendig gestalten, ein Arbeitsverhältnis bestimmter artbedingter Kulturgruppen die Folge sein wird.

In diesem Sinne sind wir der festen Überzeugung, daß zur Förderung dieser Entwicklung, die allein eine wirkliche Befriedigung bedeuten kann, auch die nationalsozialistische Bewegung ihren Beitrag geliefert hat.

Digitized by Google

Georg Albert:

Das Vereinswesen der römischen Kirche

1. Die Geschichte des katholischen Vereinswesens

In den ersten christlichen Jahrhunderten hatte die Kirche noch kein eigenes Vereinswesen.

Die Kirchengemeinden als solche waren noch nicht einmal rechtlich festgelegt, sondern in der vorkonstantinischen Zeit als Hilfskassenvereine, Begräbnisvereine (collegia funeraticia, collegia tenviorum) usw. getarnt, um sich auf diese Weise eine rechtliche Existenz zu verschaffen und Korporationsvermögen bilden zu können.

Wenn sich auch die ersten Christen gemäß der Mahnung ihres Meisters: „Omnes autem vos fratres estis", Mt. 23, 8, die Namen fraternitas oder fratres beilegten, so kann doch noch von keinem Verein die Rede sein.

Auch die im 3. Jahrhundert auftretenden Parabolanen und die im 4. Jahrhundert nachweisbaren Fossores stellen keine eigentlichen kirchlichen Vereine dar, sondern waren die vom Bischof ausgewählten und zum geistlichen Stande zählenden Gemeindemitglieder, die mit der Krankenpflege bzw. der Totenbestattung betraut waren.

Bestimmten Vereinigungen, selbst unter der Geistlichkeit trat damals noch die Kirche mit größter Vorsicht gegenüber. In der Zeit der allmählichen Festigung ihrer Macht mußte sie sich ja noch besonders vor Verschwörungen und Aufständen fürchten. (So verurteilt z. B. c. 18 des Konzils von Chalcedon (451) Verschwörungen und Aufruhr unter Geistlichen und Mönchen gegen die Bischöfe unter Strafe der Degradation.)

Ausgesprochenen Vereinscharakter hatten erst die Gebetsverbrüderungen, die vom 4. bis 13. Jahrhundert zu kultischen Zwecken, nämlich zur aktiven Beteiligung an liturgischen Zeremonien, Gesängen, Prozessionen und nächtlichen Gebetsübungen sich zusammenschlossen. (Besonders bei letzteren kam es teilweise zu skandalösen Auswüchsen.)

Im späten Mittelalter trat dann vielfach eine Vermischung von weltlichen und religiösen Zielen bei diesen Vereinigungen ein, so daß wir häufig weltliche Gilden mit religiösen Nebenzielen und religiöse Vereine mit weltlichen Nebenzwecken vorfinden.

Rechtlich standen schon diese gemischten Vereinigungen mit der Kirche nicht mehr in Verbindung.

Von großer Bedeutung in der Geschichte des Vereinswesens der römischen Kirche ist das Auftreten des Dritten-Orden des Heiligen Franziskus, des Heiligen Dominikus usw. (Laienvereinigungen, die an klösterliche Ordensgesellschaften angeschlossen sind, und aus denen die Laien Gnaden, die Klöster materielle Unterstützungen beziehen.)

Digitized by Google

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts schufen sich dann die Jesuiten in den Marianischen Kongregationen einen Verein von Weltleuten, der ein mächtiges Instrument für die Durchführung der Ziele des Jesuitenordens wurde.

Wie das ganze kirchliche Leben, so litt auch besonders das Vereinswesen unter der Aufklärungszeit der französischen Revolution und der Säkularisation.

Als dann mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts die Kirchenfürsten ihr weltliches Machtgebiet verloren, ergab sich die Notwendigkeit, katholische Vereine zu schaffen, die die Aufgabe hatten, das ganze öffentliche, kulturelle, wirtschaftliche, politische Leben mit katholischem Geiste zu erfüllen und zu beherrschen.

Es entstanden die katholischen sozialen, katholischen wissenschaftlichen, katholischen politischen Vereine, die katholischen Preßvereine, katholischen Kunstgesellschaften usw.

Bis heute stellen diese Vereine, die kaum 100 Jahre alt sind, einen der wichtigsten Faktoren in der Machtpolitik der römischen Kirche dar.

2. Die gegenwärtige kirchenrechtliche Lage

Bis zum 16. Jahrhundert war das kirchliche Vereinsrecht nur in partikulären Gesetzen sehr unvollkommen geregelt.

Das Konzil von Trient (1545—1563) schuf erstmals ein einheitliches Vereinsrecht, das aber auch den Anforderungen der neuesten Zeit nicht mehr genügte.

So wurde mit der Einführung des Codex iuris canonici (CIC.) 1918 auch das ganze kirchliche Vereinsrecht in den Canones 684—725 neu geordnet. Danach sind zu unterscheiden:

a) Kirchliche Vereine:

Als kirchliche Vereine kennt das kirchliche Gesetzbuch nur drei Gruppen religiöser Vereine:

Die Drittorden zur Förderung der christlichen Vollkommenheit unter den Mitgliedern.

Der Drittorden ist eine Vereinigung von Weltleuten, die unter der Leitung und nach dem Geiste eines Ordens in einer dem Weltleben angepaßten Weise nach christlicher Vollkommenheit streben wollen gemäß einer vom Apostolischen Stuhl für die approbierten Regel (CIC. c. 702, § 1).

Es gibt u. a. Drittorden des Hl. Franziskus, des Hl. Dominikus, Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel und der Hl. Mutter Theresia, des Hl. Franz von Paul, des Hl. Benedikt der Augustiner, Servitten, Prämonstratenser, Trinitarier.

Mitglieder dieser Drittorden können Geistliche und Laien beiderlei Geschlechts sein. (So ist z. B. Kardinal Faulhaber von München als Pater Bonaventura dem Dritten Orden des Hl. Franziskus angeschlossen.)

Digitized by Google

Die frommen Vereine zur Ausübung von Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe.

Ein „Frommer Verein" ist eine Vereinigung von Gläubigen zur Übung irgendeines Werkes der Frömmigkeit und Nächstenliebe (CJC. c. 707, § 1).

Solche „Frommen Vereine" sind z. B. die Missionsvereine und die Marianischen Kongregationen.

Bei den „Frommen Vereinen" unterscheidet man zwischen Hauptvereinen, welche kraft apostolischen Indultes das Recht haben, andere gleichartige Vereine sich anzugliedern (z. B. der Apostolische Priesterverein, der Eucharistische Bund in Mailand usw.) und gewöhnliche „Fromme Vereine", welche dieses Recht nicht haben.

Die Bruderschaften zur Förderung des öffentlichen Gottesdienstes.

Bruderschaften sind formell errichtete Körperschaften, die Werke der Frömmigkeit und Nächstenliebe ausführen und zugleich zur Mehrung des öffentlichen Kultus beitragen (CJC. c. 707, § 2 und c. 708).

Das letzte Moment, Förderung des öffentlichen Kultes, unterscheidet die Bruderschaften von den rechtsfähigen „Frommen Vereinen". Öffentlicher Kult ist jener, welcher namens der Kirche von den hierzu bestellten Personen (Kleriker) durch Akte geübt wird, welche nach Anschauung der Kirche nur Gott, den Heiligen und Seligen zukommen (CJC. c. 1256).

Dieser öffentliche Kult kann gefördert werden durch Veranstaltung und Beteiligung an Prozessionen und Wallfahrten, Lesung und Anhörung von Messen, Abhaltung eigener Andachten usw.

Solche Bruderschaften sind z. B. die Bruderschaft vom Allerheiligsten Altarsakrament, die Christenlehr-Bruderschaft, die Rosenkranzbruderschaft usw.

Es gibt Erzbruderschaften, die das Recht haben, andere Bruderschaften derselben Art sich anzugliedern und gewöhnliche Bruderschaften, die dieses Recht nicht haben.

Da vor 1918 unter diesen kirchlichen Vereinen zahlreiche Rangstreitigkeiten geherrscht haben, wurde im kirchlichen Gesetzbuch die Rangordnung wie folgt festgesetzt:

Drittorden, Erzbruderschaften, Bruderschaften, Hauptvereine, gewöhnliche Fromme Vereine (CJC. c. 701, § 1).

Andere kirchliche Vereine als diese drei Gruppen kennt das kirchliche Gesetzbuch nicht. Überdiözesane Verbände und Zentralen sind im CJC. nicht vorgesehen.

b) Private Vereine:

Ganz kurz sind im Canon 684 des CJC. noch zwei Gruppen von privaten Vereinen erwähnt:

Die empfohlenen Vereine:

Empfohlene Vereine sind solche, die nur durch privates Übereinkommen ins Leben getreten sind und vom Apostolischen Stuhl oder Ortsordinarius (Bischof) wegen ihres Zieles und ihrer Tätigkeit eine Belobigung erhalten haben.

Digitized by Google

Der Unterschied von den kirchlichen Vereinen liegt also darin, daß letztere durch Approbation oder formelle Errichtung die gesetzliche Existenz als kirchliche Vereine erhielten und gewissermaßen als Hilfswerk der kirchlichen Organisation eingegliedert sind, erstere dagegen ohne Mitwirkung der Kirche bloß durch privaten Vertrag der Mitglieder zustande gekommen sind.

Die kirchliche Belobigung, selbst wenn dabei Ablässe gewährt wurden, macht sie nicht zu kirchlichen Vereinen.

Bloß empfohlene private Vereine sind darum z. B. die katholischen Jugendvereine, die katholischen Studentenverbindungen, Männer-, Gesellen-, Arbeiter-, Burschenvereine, Vinzenzvereine, die kath. kulturellen Vereine Deutschlands, die Görres-Gesellschaft, die Gesellschaft für christliche Kunst, usw.

Die kirchlichen Vereine haben einen mehr religiös-kirchlichen Zweck, während die privaten empfohlenen Vereine einen mehr profanen, privaten Zweck verfolgen, wenn dieser auch in katholischem Geiste erreicht werden soll.

Die unerlaubten Vereine:

Der CJC. c. 684 kennt noch unerlaubte Vereine, zu denen ein Katholik nicht beitreten darf, wie z. B. die Freimaurergesellschaften, Leichenverbrennungsvereine usw.

3. Der gegenwärtige organisatorische Stand

„Organisation ist Macht. Mehr denn je wird uns jetzt in einer Zeit, in der verschiedene Kulturströmungen um die Herrschaft ringen, der große Inhalt dieses Schlagwortes bewußt. Es ist begreiflich, daß auch die Kirche dieses Machtmittel ausgebaut hat. Ihrer Organisation verdankt sie nicht zum geringsten Teil die großen Erfolge." (Beil Josef, Das kirchliche Vereinsrecht nach dem Codex Juris Caononici, Paderborn 1932, S. 5.)

Eine ungeheure Machtposition hat sich tatsächlich der politische Katholizismus in Deutschland durch sein Vereinswesen geschaffen.

Über 200 verschiedene Vereine mit über 11 Millionen Mitgliedern und 97 eigenen Vereinszeitschriften zählt das „Kirchliche Jahrbuch" von 1934 auf.

Alle Gebiete des öffentlichen Lebens bestreichen diese katholischen Vereine, alle Lebensalter, Bevölkerungsschichten und Berufsgruppen umfassen sie.

Es gibt Vereine für Negermission, Bekehrung der Russen und der deutschen Protestanten, Vereine für alle Formen und Arten der Caritas, Verbände für alle Berufe: Dienstmädchen, Arbeiter, Beamte, Pfarrhaushälterinnen, kaufmännische Angestellte, Lehrer, Philologinnen, Hoteliers, Künstler, Schriftleiter, Autochauffeure und Flugzeugpiloten, Pikkolos usw., es gibt katholische Organisationen mit wirtschaftlichen Zielen, katholische Vereine, die sich mit Bücherei und Pressewesen, mit Rundfunkarbeit und Filmschaffen, mit allgemeinen Kunstfragen, mit Volkskunde, Vorgeschichte und Altertumswissenschaft, mit Staatswissenschaft und Rechtspflege, Erziehungswesen und Schulfragen, mit Naturwissenschaft und allgemeiner Geschichte, mit Wohnungsbau und Siedlungswesen, mit Pilgerfahrten und Erholungsreisen usw. beschäftigen.

Digitized by Google

Im einzelnen kann natürlich in diesem gedrängten Rahmen auf die genaue Organisation des katholischen Vereinswesens nicht eingegangen werden. Es sollen nur die Grundlinien aufgezeigt und die großen Hauptgruppen skizziert werden.

Der politische Katholizismus hat es verstanden, in zentralen Verbänden sich die straffe, einheitliche Führung des katholischen Vereinswesens zu sichern, nach unten aber die Vereine in möglichst viele Untergruppen aufzuspalten und auf diese Weise möglichst an alle Leute heranzukommen. So gibt es z. B. eine große Gruppe der katholischen Berufsverbände. Diese teilt sich auf in viele Einzelgruppen. Das Hotelgewerbe allein gliedert sich dabei bereits in vier Unterabteilungen: eine eigene Gruppe für die katholischen Hotelbesitzer, eine allgemeine Gruppe für katholische Hotelangestellte, eine Gruppe für katholisches weibliches Hotelbedienungspersonal und ein katholischer Pikkoloklub.

Im wesentlichen können gegenwärtig folgende Hauptgruppen katholischer Vereine unterschieden werden:

a) Die Vereine der vier katholischen Naturstände:

Männliche Jugend, weibliche Jugend, Männer, Frauen. Die Hauptzentrale der katholischen Jugendvereine ist Düsseldorf.

Die wichtigsten Vereine sind auf männlicher Seite: Katholischer Jungmännerverband mit den Gemeinschaftsgliederungen: Sturmschar, Deutsche Jugendkraft, St.-Georgs-Pfadfinder, Junglandbewegung, Deutschmeister, katholischer Schachbund, ferner die Bünde Neudeutschland, Quickborn, Jungborn, Jungkreuzbund, die Normannsteiner und die katholischen Burschenvereine.

Auf weiblicher Seite: der Marianische Jungfrauen- und Jungmädchenverband, die Frohschar und Treuschar, auch BkM. (Bund katholischer Mädchen) oder BdM. (Bund deutscher Marienkinder) genannt, der Bund der Gralmädchen, der Heliandbund, der Jungmädchenbund „Weiße Rose" usw.

Die Zentralen der katholischen Männervereine sind in Essen (Männerapostolat) und Bonn (Arbeitsgemeinschaft der Marianischen Männerkongregationen).

Die Zentralen der katholischen Frauenvereine sind Düsseldorf (Verband der katholischen Frauen- und Müttervereine Deutschlands) und Köln (Katholischer deutscher Frauenbund).

b) Die katholischen Berufsvereine:

Hier sind zu nennen: Die katholischen Arbeitervereine mit den Zentralen in Berlin, Köln, München und Neisse. Die katholischen Meistervereine mit der Zentrale in Berlin.

Die katholischen Gesellenvereine, Zentrale Köln. Der Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen, Zentrale Essen. Der Reichsverband der katholischen kaufmännischen Gehilfinnen und Beamtinnen, Zentralen Köln und Berlin. Der Berufsverband der katholischen Hausgehilfinnenvereine, Zentralen Köln, Berlin und München.

Digitized by Google

Erik Richter: Havellandschaft

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Reichsverband der katholischen Beamtenvereine Deutschlands, Zentrale Köln. Der katholische Akademikerverband, Zentrale Köln usw.

c) Die katholischen kulturellen Vereine

Die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, Zentrale Köln.

Der Borromäusverein (eine Organisation für katholische Volksbüchereien mit angeschlossener Buchgemeinschaft), Zentrale Bonn.

Der Zentralbildungsausschuß der katholischen Verbände, Zentrale Köln, mit dem katholischen Lichtspielverband, der Filmarbeitsgemeinschaft der deutschen Katholiken, der Rundfunkarbeitsgemeinschaft der deutschen Katholiken und der Volkshochschularbeitsgemeinschaft.

Die katholische Schulorganisation, Sitz Düsseldorf.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, Sitz München.

Die katholischen Pressevereine mit den Zentralen in Düsseldorf, Freiburg i. Br., München usw.

d) Die katholischen Gesellschaftsvereine:

Die Altherrenverbände der teilweise aufgelösten katholischen Studentenverbände CV., KV., und UV.

Die katholischen geselligen Vereine, Casinos und Bürgergesellschaften mit der Zentrale in Köln.

e) Die katholischen Verbände für Caritas und Missionshilfe:

Der deutsche Caritasverband mit der Zentrale in Freiburg i. Br.

Die Auslandsmissionsvereine mit der Zentrale in Aachen und München.

Die Inlandsmissionsvereine (Diaspora) mit der Zentrale in Paderborn.

f) Die rein kirchlichen Vereine:

(Die Dritten Orden, Bruderschaften, frommen Vereine.)

Alle hier von a) bis e) aufgeführten Vereine sind also keine im Codex Juris Canonici vorgesehenen kirchlichen Vereine, sondern katholische Privatvereine. (Siehe E. Eichmann: „Lehrbuch des Kirchenrechts", 4. Auflage, 1934, Bd. I, S. 371; Beil J.: „Das kirchliche Vereinsrecht", 1932, S. 29; A. Retzbach: „Das moderne katholische Vereinswesen, seine Licht- und Schattenseiten", 1925, S. 25.)

In diesen Privatvereinen hat sich die katholische Kirche in Deutschland eine Macht geschaffen, die sie jederzeit für außerkirchliche, politische Zwecke einsetzen kann, von denen sie sich aber auch jederzeit wieder lossagen kann, da sie im kirchlichen Gesetzbuch nicht verankert sind.

Digitized by Google

Gegenwärtig erleben wir das Schauspiel, daß die deutschen Bischöfe diese katholischen Vereine pro forma aufgeben, weil sie sich in der Politik zu weit vorgewagt haben, zu sehr belastet und damit gefährdet sind. Sie verzichten aber nicht auf diese Vereine vollständig, sondern sie bauen dieselben einfach aus Privatvereinen zu kirchlichen Vereinen um. Zu dem Zweck werden den alten Vereinen fromme Namen gegeben (CJC. can. 688 und 710), die Statuten ein wenig abgeändert (CJC. can. 689 § 2), und schon glaubt man, dem nationalsozialistischen Staate und dem kirchlichen Gesetzbuche in gleicher Weise entgegengekommen zu sein. Aus den Arbeitervereinen werden Ketteler-bünde oder St. Josefs-Vereine, aus den Gesellen-Vereinen werden Kolpingsfamilien, aus dem katholischen Preßverein für Bayern wurde ein St. Michaelsbund und aus den Beamtenvereinen sollen Michaels-Vereine werden. Für den Umbau der Statuten der katholischen Vereine hat die wesentlichsten Richtlinien am 26. 9. 1935 Kardinal Schulte von Köln im Auftrage des gesamten deutschen Episkopates herausgegeben.

Danach sind künftig die katholischen Vereine in die Katholische Aktion umzubauen, und zwar sollen folgende fünf Gruppen als Mitglieder der Katholischen Aktion angehören:

a) alle kirchlich eingerichteten oder approbierten Bruderschaften, Kongregationen, frommen Vereinigungen, kirchlich-religiösen Apostolate, sowie die kirchlichen Missions-, Diaspora- und sonstigen Sammelvereine.

b) Alle kirchlich-religiösen Vereinigungen und Gruppen katholischer Männer und Frauen, Jungmänner und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, seien sie pfarrlich oder unpfarrlich, in Natur-, Standes- oder Berufsständen aufgebaut. Dazu rechnen wir auch die Vereinigungen und Gruppen der studierenden und akademischen Jugend, sowie des Akademikerverbandes.

c) Alle katholischen Vereine zur Pflege und Förderung der kirchlichen Musik und des Kirchengesanges, der kirchlichen Kunst und Kultur, der Wissenschaft und der Forschung, der Literatur und des katholischen Schrifttums, der Volksbildung und der Volkssittlichkeit.

d) Alle kirchlichen caritativen Vereinigungen und Einrichtungen zur Förderung der christlichen Liebestätigkeit und zur Mitarbeit in der öffentlichen Wohlfahrtspflege.

e) Alle Vereinigungen, die als juristische Träger katholisch-kirchlicher Anstalten und sonstiger kirchlicher Unternehmungen tätig sind.

Eine wesentliche praktische Änderung im katholischen Vereinswesen, eine Beschränkung auf eine religiöse Betätigung, eine Beschränkung auf das im kirchlichen Gesetzbuch vorgesehene Maß der Betätigung und damit auch einen Verzicht auf die überdiözesanen Verbandszentralen wird man dabei vergeblich suchen.

Dieser organisatorische Umbau ist also nur Taktik, ein Täuschungsmanöver für den Staat, um die bisherige Arbeit ungehindert fortsetzen zu können.

Digitized by Google

4. Das innere Bild der katholischen Vereine

Wenn auch der größte Teil der heute in Deutschland bestehenden katholischen Vereine noch keine hundert Jahre alt ist, so verfügt doch die katholische Kirche selbst über eine fast 2000jährige Erfahrung in Seelenführung und Volksbeeinflussung.

Diese reiche Erfahrung spiegelt sich selbstverständlich in dem inneren Bild der katholischen Vereine.

a) Führerschaft:

Fast in allen katholischen Vereinen ist die Führerschaft dreigliedrig: Ein Laie als äußerer, technischer Vorstand, ein Geistlicher als innerer Führer (Präses, Beirat, Kanzler, Vereinskaplan) und ein beratender Ausschuß von Vereinsmitgliedern.

Durch diesen Aufbau der Führerschaft kommt eine große Stabilität und innere Ausgeglichenheit in die katholischen Vereine.

Besonders zu berücksichtigen ist dabei, daß die etwa 20000 in Deutschland tätigen katholischen Geistlichen eine im allgemeinen ziemlich hochwertige Auslese darstellen und für ihre Vereinsarbeit eine ganz glänzende Schulung durchgemacht haben. Die besten Schüler, die sich für diesen Beruf am meisten eignen, werden von den Pfarrern meist aus der fünften Volksschulklasse ausgewählt und in ein Bischöfliches Seminar geschickt. In diesen tridentinischen Seminaren (auf dem Konzil von Trient 1545—1563 vorgeschrieben) werden dann im Laufe der 14jährigen Ausbildungszeit wieder zwei Drittel der Anwärter ausgeschieden. Das eine Drittel, das übrig bleibt, wird dann nicht zu einseitig bigotten, weltfremden Menschen herangezogen. Diese Theologen haben vielmehr auch die Verpflichtung, auf allgemeines Wissen, gesellschaftliche Umgangsformen und körperliche Ertüchtigung Wert zu legen (CJC. can. 1352—1371). Sie haben an der Hochschule Examina abzulegen und Vorlesungen zu hören über allgemeine Geschichte, Kunstgeschichte, Physik, Chemie, Anthropologie, Psychologie, Pädagogik usw.

Die katholischen Geistlichen haben dann weiterhin in den drei ersten Jahren ihrer Berufstätigkeit noch Prüfungen über die verschiedensten Fachgebiete abzulegen, so daß sie einigermaßen für den Anfang ihrer Tätigkeit geschmeidig erhalten werden.

Daß bei diesen Voraussetzungen der innere Einfluß der Laienführer im katholischen Vereinswesen in der Regel sehr gering ist, leuchtet ein.

b) Die finanzielle Lage.

Wenn auch das Geschäftsgebaren der kirchlichen Organisationen durchaus nicht immer einwandfrei ist, wie die Devisenprozesse und der Leohausprozeß in München gezeigt haben, so ist doch die finanzielle Lage der katholischen Vereine meist eine sehr günstige.

Digitized by Google

In den Jahren von 1918 bis 1933 entstanden fast überall schöne, mächtige katholische Vereinshäuser mit glänzender Ausstattung, ausgedehnten Grünanlagen und Sportplätzen, großen Festsälen und behaglichen Konferenzzimmern.

Die Gelder flossen aus den Kirchenkassen, aus den verschiedensten Behörden des Reiches, der Länder und Gemeinden, aus Bahn- und Postverwaltungen, aus der Industrie- und Handelswelt, sowie aus den Kreisen des ganzen katholischen Volkes.

Wie günstig die finanzielle Lage der katholischen Vereine auch nach der Machtübernahme noch war, das zeigte sich in der unentgeltlichen Versorgung von Mitgliedern der katholischen Jugendvereine mit Uniformen, das zeigt sich bei den kostenlosen Kaffeekränzchen und Ausflügen, die für katholische Jugendliche zu Zwecken der Werbung veranstaltet werden, das zeigt sich an einer Reihe weiterer großer und kleiner Dinge.

Die nationalsozialistischen Organisationen müssen sich alle diese Vorteile (Häuser, Heime) erst allmählich mühsam erkämpfen und erarbeiten.

In eigenen Banken, Versicherungen und Krankenkassen liegen ferner für die Mitglieder der katholischen Vereine vielfach nicht unbedeutende Vorteile.

c) Schulung:

Neben der gründlichen Schulung in Schulungsburgen und Exerzitienhäusern geht eine weitere ausgedehnte Schulungsarbeit innerhalb der katholischen Vereine selber einher.

Das Material dazu liefern die vielfach ausgezeichneten Vereinszeitschriften und Jahrbücher, eigene Schulungsbriefe und Materialmappen und das ganze Riesenheer katholischer Literatur, das von den 200 katholischen Verlagen Deutschlands auf den Büchermarkt geworfen wird.

Jeder katholische Verein hat dann seine eigene Bücherei oder kann doch die vielfach recht ansehnlichen Pfarrbüchereien benützen.

Fast jeder katholische Verein hat ferner seinen Lichtbilderapparat oder seine Schmalfilmapparatur.

Für den geistlichen Vereinsführer ist es dann etwas Leichtes, an dem einen Heimabend einen Lichtbildervortrag über die kunstgeschichtlichen Werte der deutschen Gotik, an dem anderen Abend einen Vortrag über Charaktererziehung oder über die neuesten Errungenschaften der physikalischen Wissenschaften und wieder ein andermal über die landschaftlichen Schönheiten Norwegens oder den Aufbau des menschlichen Körpers zu halten. Dazwischen hinein lassen sich dann immer leicht religiöse Bemerkungen und Nutzanwendungen einschalten, denn eine indirekte und gelegentliche religiöse Beeinflussung ist ja viel wirksamer als die direkte Unterweisung.

Selbstverständlich werden auch die Mitglieder der katholischen Vereine selbst zu gegenseitigen Schulungsvorträgen herangezogen und vor allem katholische Akademiker, katholische Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, katholische Adelige, Industrielle und Handelsleute zu Vorträgen eingeladen.

Digitized by Google

Darüber hinaus wird von katholischen Vereinen auch direkte Berufsschulung, z. B. in Bastelstuben und Stenographiekursen, ja sogar in Fernunterricht betrieben.

In eigenen Ausstellungen in Vereinshäusern kann man sich gelegentlich von den Erfolgen dieser Arbeit überzeugen.

Für die Einzelmethodik der Schulung in den katholischen Vereinen gelten die allgemeinen Lehren katholischer Seelenführung. (Siehe dazu besonders die Schriften von Stanislaus v. Dumin-Borkowski, Ign. Klug, Josef Göttler und Linus Bopp.)

d) Allgemeine Arbeit.

In der allgemeinen Vereinsarbeit wurde genau so wie in der Organisation das rein religiöse Gebiet verlassen und wurden alle Lebensgebiete beschritten.

In den katholischen Jugendvereinen wurde diese Umstellung im wesentlichen erst nach dem Krieg durchgeführt, als die rein religiösen marianischen Kongregationen Gefahr liefen, die ganze Jugend an die bündische und die sozialistische Jugend zu verlieren.

Damals gab Kardinal Hartmann von Köln dem Jesuitenpater Esch den Auftrag, eine Jugendorganisation zu schaffen, die alle Errungenschaften der Jugendbewegung übernimmt, Wandern, Spiel, Sport, Pflege des Volkstums und alten Brauchtums usw. Dieser Organisation wurde dann auch ein rein weltlicher Name, „Neudeutschland", gegeben und trotz des anfänglich heftigen Widerstandes der alten Pfarrer und einer Reihe von Bischöfen setzte sich der Geist „Neudeutschlands" und seine Arbeitsweise allmählich in der ganzen katholischen Jugend durch. An die Stelle des frommen Jugendpatrons, des hl. Aloisius, der so keusch war, daß er nicht einmal seiner Mutter ins Auge zu schauen wagte, weil sie eine Frau war, wurde ein moderner Jugendpatron gesetzt, der Italiener Frassatti, der als Student der Rechtswissenschaft im Rufe der Heiligkeit starb. Diese Absetzung des durch Papst Benedikt XIII. 1729 ernannten katholischen Jugendpatrons vollzog sich teilweise in aller Stille, teilweise in ausdrücklichen Ansprachen und Vorträgen, vor allem aber in der heftigen Propaganda für dies neue Ideal.

So kommt es, daß heute sowohl der technische Aufbau von Heimabenden, Feierstunden, internen Veranstaltungen der katholischen Vereine und die inhaltlichen Stoffe, die dabei zur Geltung kommen (Natur, Kunst, Volkstum, Geschichte, Heimat, Staat usw.), fast dieselben sind, wie bei den nationalsozialistischen Vereinen. Nur der Geist, in dem dieses Gedankengut behandelt wird, zeigt einen gewaltigen Unterschied.

Man braucht nur einmal die katholischen Hefte „Spiel und sing", Blätter für Jugendspiel und Gemeinschaftsfeier, Verlag Höfling, München, oder „Geweihte Gemeinschaft", Zeitschrift für kirchliche Feiergestaltung und katholisches Brauchtum in Pfarrgemeinde, Gruppe und Familie, St. Georg-Verlag, Frankfurt a. M., oder die Materialmappen zur Feiergestaltung der Bischöflichen Hauptarbeitsstelle der Katholischen Aktion vergleichen mit den entsprechenden nationalsozialistischen Heften.

Digitized by Google

Wie sehr die allgemeine Arbeit der katholischen Vereine über das rein religiöse Gebiet hinausgeht, zeigt am besten die innere Gliederung der verschiedenen Organisationen.

Es seien hier drei Beispiele herausgegriffen:

In der Reichsleitung des katholischen Jungmännerverbandes befinden sich folgende Arbeitsabteilungen: Propaganda, Verband, Statistik, Gemeinschaftsgliederungen, Soziale Einrichtungen, Jugendmission, Heidenmission, pädagogische Literatur, Zeitschriften, Rundbriefe, Pressedienst, Vereinstechnisches Material, Führerbildung, Beteiligungen, Wohnbau und Siedlungsdienst, Zentralbildungsausschuß, Vertretung bei Behörden, Verbindung mit katholischen Jugendverbänden, Deutsche Jugendbank, Jugendführungsverlag, Siedlerschule.

Die Hauptleitung des Bundes der Gralmädchen hat folgende Arbeitsabteilungen: Studentinnen, Führerinnen, Liturgie, Musik, Kultur, Presse, Diaspora, Caritas, Künstlerinnen, Stadtrandsiedlung, Administration, Tatenkreise, Kreuzkinder, Gralwachten.

Die katholische Görresgesellschaft teilt ihre Arbeit in folgende neun Sektionen auf: Philosophie, Naturwissenschaft, Mittlere und Neuere Geschichte, Altertumskunde, Rechts- und Staatswissenschaft, Sozial- und Wirtschaftswissenschaft, Kunstwissenschaft, Literaturwissenschaft, Volkskunde. Außerdem besitzt sie ein historisches Institut in Rom, ein orientalisches Institut in Jerusalem und ein spanisches Institut in Madrid.

Selbstverständlich sind nicht alle katholischen Organisationen in gleicher Weise aktiv tätig. So hat z. B. der verstorbene Berliner Großstadtapostel Sonnenschein einmal von den katholischen Studentenverbänden behauptet, daß ihre wesentliche Arbeit im Dienste der katholischen Kirche sich darauf beschränke, daß sie „katholisches Bier" trinken, aber irgendwie — die einen mehr, die anderen weniger — arbeiten sie alle im Stile der drei hier angeführten Beispiele.

e) Innere Probleme.

Eine ungetrübte Freude sind auch die Vereine für die römische Kirche nicht.

Zahlreiche niedere und höhere katholische Geistliche würden das Ende des ganzen außerkirchlichen katholischen Vereinswesens lebhaft begrüßen.

Sie sehen darin einmal eine Zersplitterung der ganzen pfarrlichen Arbeit und eine Verlagerung der religiösen Sphäre auf außerkirchliches peripheres Gebiet.

Ernste katholische Geistliche sehen auch die seelischen Gefahren des katholischen Vereinswesens.

Ein katholischer Kaplan erzählte mir einmal, zu den erschütterndsten Erlebnissen zu Beginn seiner Priestertätigkeit habe es gehört, als ihm führende Mitglieder von katholischen Vereinen widernatürliche Unzucht mit ihren leiblichen Geschwistern gebeichtet hätten. Die Leute fühlen in sich die Verpflichtung, aufs strengste nach den Lehren der Moral zu leben. Sie werden von

Digitized by Google

den Angehörigen der Pfarrei aufs genaueste beobachtet, ob sie nicht doch emmal ein Liebesverhältnis beginnen und geraten dann auf solche Auswege.

Eine weitere Sorge stellt die Zusammensetzung der Vereinsmitglieder dar. Wenn auch dadurch, daß infolge der Taktik der katholischen Kirche die letzten Jahre für die katholischen Vereine Kampfjahre geworden sind, die rassische Zusammensetzung der Vereinsmitglieder besser geworden ist, und auch das Alter zwischen 18 und 40 Jahren heute verhältnismäßig gut vertreten ist, so ist es der Kirche doch noch nicht gelungen, gerade dieses Alter entsprechend vereinsmäßig zu erfassen. Freilich muß dabei auch berücksichtigt werden, daß die Kirche gar nicht erwartet, den nationalsozialistischen Organisationen etwas ähnliches entgegenstellen zu können, sondern daß sie hofft, mit ihren überlegenen Frauen- und Müttervereinen doch die deutsche Zukunft zu besitzen.

Das katholische Vereinswesen hat ferner manchen Konkurrenzneid und manche Eifersucht in die Kreise des Klerus hineingetragen. Viele Geistliche können es nicht verstehen, daß gerade die Vereinsgeistlichen bei Verleihung von päpstlichen Titeln immer besonders bevorzugt werden.

Eine Gefahr liegt schließlich noch darin, daß das enge persönliche Verhältnis, das die Mitglieder der katholischen Jugendvereine mit ihrem jungen Vereinskaplan verbindet, den Zölibat auf eine Probe stellt, der er nicht immer gewachsen ist.

5. Die katholischen Vereine als politische Kampftruppen.

Am Sonntag, den 10. November 1935, sagte der Bischof von Linz Dr. Gföllner: „Die Katholische Aktion als solche ist zwar zur Politik weder berufen, noch treibt sie eine solche, aber die Katholische Aktion hat ein grundsätzliches Interesse an der Politik, denn sie hat das Recht und die pflichtgemäße Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Politik in Wirklichkeit und in vollem Umfang werde . . . eine Politik in christlichem Geist, also eine katholische Politik" (Der Christliche Ständestaat Nr. 47 vom 24. November 1935, Seite 1137).

Nach den schon angeführten Richtlinien der deutschen Bischöfe sollen die katholischen Vereine künftig in die Katholische Aktion eingebaut werden. Sie sollen damit von ihrer politisch vorbelasteten Vergangenheit in eine gesicherte Zukunft überführt werden. In Wirklichkeit begeben sie sich damit, wie dieser Ausspruch des Linzer Bischofs zeigt, in eine neue politische Front, die freilich religiös besser getarnt ist, als es die katholischen Vereine bisher waren. (Siehe dazu auch: Georg Albert: „Der politische Charakter der Katholischen Aktion". — Nationalsozialistische Monatshefte Nr. 68.)

Wenn es auch weiten Kreisen des Politischen Katholizismus angenehm wäre, wenn das deutsche Volk es bereits vergessen hätte, daß die katholischen Vereine vor der Machtübernahme nur politische Kampftruppen des Zentrums waren, so liegen doch diese Tatsachen so einwandfrei fest, daß ihr Eindruck

Digitized by Google

sich nie verwischen kann. Man braucht nur einmal die Jahrgänge vor der Machtübernahme der katholischen Vereinszeitschriften, der Arbeiter, der Jungarbeiter, der Jungführer, Jungland, die Wacht, der Jugendpräses, die Sturmschar, die Jungwacht usw. herzunehmen, oder einmal Berichte von den großen Tagungen der katholischen Verbände, wie z. B. den „Ruf von Trier" durchzuarbeiten, um den unwiderlegbaren Beweis dafür zu bekommen.

Ein paar Belege nur:

Im „Ruf von Trier", dem Bericht über die 6. Reichstagung des katholischen Jungmännerverbandes Deutschlands im Jahre 1931 zu Trier, heißt es auf Seite 96 ff.:

„Bei allen Ausspracherednern klang als Grundforderung die politische Bildung und Aktion als unerläßliche Aufgabe des Jungmännervereins immer wieder durch . . .

. . . Der Kreis bekannte sich einmütig zu Satz 1 der Fünf Richtsätze über Jungmännerverband und Politik, in dem es, aufbauend auf Grundgesetz, Vereinssatzung und Fuldaer Bekenntnis heißt: „Der Katholische Jungmännerverband als pädagogischer Jugendverband und Erziehungsgemeinschaft hat das Recht und die Pflicht, seine Mitglieder politisch, d. h. für die Fragen und Aufgaben des öffentlichen Lebens von Volk und Staat zu bilden und sie für die politische Tätigkeit in Volk und Staat vorzubereiten . . .

. . . Die Ablehnung der nationalsozialistischen und kommunistischen Ideen und Organisationen wurde als Selbstverständlichkeit ausgesprochen . . .

. . . Eine grundsätzliche Politik wurde gefordert, eine katholische Politik, ein eindeutiges politisches Programm. Diese Forderungen bezogen sich auf die volks- und staatspolitische Zielsetzung, wie auch auf den parteipolitischen Einsatz."

In der Rückschau und Vorschau von 1932 zu 1933 der von dem Jesuiten Horstmann geleiteten katholischen Zeitschrift „Jungwacht" heißt es auf Seite 7 (Jahrgang 1933):

„Wir wußten, warum wir 1932 unsere Jungmannschaft in Front riefen. 1933 wird uns in der staatspolitischen Entwicklung vor große und schwierige Aufgaben stellen, die von uns stärksten Einsatz für Freiheit und Frieden fordern werden. Steht in geschlossener Front!"

Die Zeitschrift „Jugendpräses", das Werkblatt für die geistlichen Präsides, herausgegeben von der Verbandszentrale des Katholischen Jungmänner-Verbandes Deutschlands, Jahrgang 1932, bringt in ihrer Inhaltsübersicht einen eigenen großen Absatz „Für die kommenden politischen Kämpfe".

Die Zeitschrift „Die Jungwacht", Jahrgang 1932, bringt ein zweiseitiges Bild mit der Überschrift: „Brünings Triumphzug", das Brüning Seite an Seite mit dem Generalpräses des Katholischen Jungmänner-Verbandes, dem päpstlichen Geheimkämmerer Wolker, zeigt, wie sie gerade im Auto durch ein Spalier der katholischen Vereine fahren.

In der Zeitschrift „Jungland" des Katholischen Jungmänner-Verbandes, Jahrgang 1933, Seite 194—197, steht ein Wahlaufruf, unterzeichnet von Generalpräses Wolker und Reichsobmann Steiner:

Digitized by Google

Bild Mario Mieritz

An der Tauber in Wertheim

Digitized by Google

Digitized by Google

„Katholische Jungmannschaft, die das Christuszeichen auf ihr Banner geschrieben hat, tritt und kann nicht treten in die Partei des Nationalsozialismus, wie er heute ist, unter die roten Fahnen mit dem an allen Ecken verbogenen Kreuz.

. . . Vielmehr ist in dieser Stunde der Entscheidung für den Einsatz katholischer Jungmannschaft der Weg klar gegeben in der Partei in der Mitte: Zentrum und Bayrische Volkspartei."

Im selben Jahrgang derselben Zeitschrift findet sich ein Bild mit der Überschrift: „Unser Führer im politischen Kampf". Es zeigt Brüning neben dem päpstlichen Geheimkämmerer Wolker, wie er gerade zu den katholischen Jugendvereinen spricht.

Jahrgang 1933 der ebenfalls vom Katholischen Jungmänner-Verband herausgegebenen Zeitschrift: „Die Wacht", bringt auf S. 55 einen Aufruf Dr. Brünings an die katholische Jugend mit dem Schlußsatz: „Auf die Schanz, es gilt das Siegel Eures Geistes dem Vaterlande aufzuprägen!"

Eine Reihe von Führern der katholischen Vereine waren gleichzeitig politische Abgeordnete des Zentrums in den verschiedenen Landtagen und im Reichstag und eigene Schulungswochen wurden zur Vorbereitung auf die Wahlen gehalten (siehe Bericht: „Unsere volkspolitische Woche in Altenberg" in der Zeitschrift „Die Wacht", Jahrgang 1932, S. 144).

Ausdrücklich wehrten sich die katholischen Vereine dagegen, daß sie eine rein religiöse Organisation seien: „Wir sind keine fromme Bruderschaft, die nur die Hände faltet und betet, daß Deutschland nicht zugrunde gehe. Wir wollen keine politische Entmannung! In politischer Kampfzeit wird die Jungmannschaft des Verbandes in Front treten. Und wenn politische Entscheidungen zu fällen sind, wird sie aus ihren Grundsätzen die Klarheit und den Mut haben, nicht nur politisch sich zu entscheiden, sondern auch politisch zu handeln."

So heißt es in dem schon erwähnten Wahlaufruf des Generalpräses Wolker.

Und noch im Jahrgang 1933 der Zeitschrift „Jugendführung" schreibt Erich Reisch auf S. 11: „Wir wissen alle, daß das neue Nationalbewußtsein, das uns zur Zeit entgegentritt, durch protestantische, teils liberale, teils orthodoxe Kräfte wesentlich getragen wird. Wir müssen uns davor hüten, diese Kräfte zu unterschätzen. Wir müssen sie ernst nehmen und sie in ihren wesentlichen Antriebskräften erkennen. Nur wenn wir ihnen gerecht werden, ist es möglich, ihnen gesteigerte Energie entgegenzusetzen und uns von ihrer Wucht nicht umformen zu lassen, sondern sie selbst umzuformen."

In diesem letzten Satz ist auch ganz klar die gegenwärtige Politik der katholischen Verbände gezeichnet. Man will sich vom Nationalsozialismus nicht umformen lassen, sondern will diesen selbst umformen. In diesem Sinne arbeiten die Laienapostel der Katholischen Aktion, die sich in allen Gliederungen der nationalsozialistischen Bewegung befinden.

Selbstverständlich geht aber nach wie vor mit diesem Versuch der Umformung des Nationalsozialismus ein ständiger passiver Widerstand gegen-

Digitized by Google

über der positiven nationalsozialistischen Aufbauarbeit und teilweise sogar ein aktiver Kampf gegenüber einzelnen Persönlichkeiten, Verordnungen, Einrichtungen und Gliederungen der nationalsozialistischen Partei Hand in Hand.

Im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott aktiver Nationalsozialisten durch Angehörige katholischer Verbände, in Überfällen von Angehörigen katholischer Verbände auf Angehörige nationalsozialistischer Gliederungen, in Hohn, Spott und Verleumdung, zeigt sich gegenwärtig vielfach die Entartung dieses politischen Kampfes der katholischen Vereine (auf Einzelbeispiele kann hier verzichtet werden, da ja die Tagespresse laufend über diese Fälle berichtet).

Das Gesamtbild der katholischen Vereine läßt sich kurz zusammenfassen:

Eine glänzend organisierte, gewaltige Macht, der ungeheure geistige und finanzielle Mittel zur Verfügung stehen, deren Arbeit weit über das religiöse Gebiet hinausgeht und alle Gebiete des öffentlichen Lebens zu durchdringen sucht und deren politisches Ziel es ist, den Nationalsozialismus entweder zu vernichten oder so umzuformen, daß das Wort Brünings wieder Geltung hat: „Es gilt das Siegel Eures Geistes dem Vaterlande aufzuprägen!“ —

Digitized by Google

Der Staatsgedanke des Mittelalters sagte: die Völker sind soviel wert, als sie der Herrschaft einer Konfession dienen.

Das Barockzeitalter erklärte: Völker sind soviel wert, als sie eine Dynastie stützen.

Der nationalsozialistische Staatsgedanke heute sagt: die Religion und die Fürsten sind soviel wert, als sie die edelsten Charakterwerte eines Volkes verklären und verteidigen.

Alfred Rosenberg

Digitized by Google

Eberhard Wolfram:

Der Index der römischen Kirche

Der Index der römischen Kirche ist seinem Wesen nach Ketzergericht. Nachdem Jesu Predigt vom Himmelreich in der eigenen Brust, durch Paulus die Tendenz zur Welteroberung erhalten hatte, begann damit auch der Kampf gegen alles, was anders war. Und als „das Kreuz gesiegt", als mit anderen Worten das Christentum als römische Reichskirche 313 den ersten siegreichen Vorstoß in die Ebene des Politischen gemacht hatte, da wurden mit derselben Gewalttätigkeit wie die Ketzer selbst, auch die ketzerischen Schriften verfolgt und dem Feuer überantwortet.

Bereits Konstantin, der erste christliche Herrscher, bestimmte, daß die Schriften des Arius dem Feuer übergeben werden müßten, „damit nicht nur des Arius verwerfliche Lehre von Grund auf zerstört werde, sondern damit auch keine Spur dem kommenden Geschlecht hinterlassen werde. Wer aber eine Schrift des Arius heimlich bei sich behält, wird für diese Untat mit dem Tode bestraft[1]."

Kaiser Justinian verbietet das Abschreiben ketzerischer Schriften. „Wer seine (des Ketzers Severus) Schriften abschreibt, soll mit Abhauen der Hand bestraft werden[2]."

Wie aus zahlreichen historischen Dokumenten zu ersehen, hat auf diese Weise und mit dieser Methode die römische Kirche und der von ihr gelenkte „weltliche Arm" jahrhundertelang alles unterdrückt, was geistigen Eigenwuchs besaß und sich nicht in das kirchliche System einbauen ließ.

Als aber die Buchdruckerkunst eine bis dahin ungeahnte Möglichkeit brachte, Ideen und Gedanken zu verbreiten, da genügte die seitherige robuste Methode mit den Ketzern und ihren Schriften fertig zu werden nicht mehr. Wollte die Kirche auch weiterhin die gewohnte Herrschaft über die Geister in den Händen behalten, so mußte sie folgerichtig die neu erfundene Buchdruckerkunst vollständig ihrer weitgehendsten Beaufsichtigung zu unterwerfen versuchen. Dieselbe Tendenz des Verbrennens und Verdammens, Verbietens und Verurteilens, welche die mittelalterliche Kirche kennzeichnet, ist nunmehr auch auf die kirchliche Büchergesetzgebung übergegangen.

---

[1] Praeterea, si quis forte liber ab Ario conscriptus reperiatur, flammis eum absumi praecipimus: ut non solum prava illius doctrina funditus aboleatur, sed ne monumentum quidem eius ullum posteritati relinquatur. Illud enim denuntio, quod si quis librum ab Ario compositum occultasse deprehensus sit ne eum statim oblatum igne combusserit mortis poenam subibit: simue atque enim in hoc facinore fuerit deprehensus, capitali supplicio ferietur (Migne, S. gr. T: LXVII, pag. 89 u. 90).

[2] A nemine ergo scribantur . . . sciendo quia amputatio manus his qui scripta eius scripserint, poena erit (Mansi VIII, pag. 1153 & 1154).

Digitized by Google

Ein erstes Dokument in dieser Richtung ist die Bulle Innocenz' VIII. „Inter multiplices[3]“ vom 17. November 1487, worin unter Strafe der Exkommunikation verordnet wird, daß alle Buchdrucker die zu druckenden Schriften der kirchlichen Prüfung vorzulegen haben und erst nach erhaltener Erlaubnis herausgeben dürfen. Zugleich verordnet der Papst, „daß in Rom der Magister Sacri Palatii und außerhalb Roms die Bischöfe die schon gedruckten Bücher der Buchdrucker zu untersuchen und die gefährlichen zu vernichten hätten. Unter der Strafe der Exkommunikation haben die Buchdrucker dieser Anordnung Folge zu leisten. Sollte aber jemand gegen diese päpstliche Verfügung anzugehen versuchen, so wisse er, daß er sich den Unwillen des allmächtigen Gottes und der seligen Apostel Petrus und Paulus zuziehe.“

Im selben Geiste gehalten ist auch die Bulle Alexanders VI. „Inter mulplices[4]“ vom 1. Juni 1501, welche nur für die deutschen Kirchenprovinzen Köln, Mainz, Trier und Magdeburg bestimmt war.

Es klingt wie bitterer Hohn, wenn ein Alexander VI., dessen Lasterhaftigkeit und Verkommenheit, sowie die seiner Kinder als sprichwörtlich in die Geschichte eingegangen ist, sich in seiner Bulle also an unsere deutschen Vorfahren wendet: „Da nun Wir, die Wir die Stelle dessen auf Erden vertreten[5], der vom Himmel herabkam, um die Herzen der Menschen zu erleuchten und die Finsternis der Irrtümer zu zerstreuen, durch zuverlässige Berichte erfahren haben, daß in verschiedenen Gegenden, namentlich in den Kirchenprovinzen Köln, Mainz, Trier und Magdeburg sehr viele Bücher und Traktate, welche verschiedene Irrtümer und verkehrte Dogmen, auch solche, die der heiligen christlichen Religion feindselig sind, enthalten, gedruckt worden sind und noch fortwährend gedruckt werden und da Wir einem so abscheulichen Übel ohne Verzug entgegenwirken wollen, wie Wir nach dem Uns von oben anvertrauten Hirtenamte verpflichtet sind: so verbieten Wir kraft apostolischer Autorität durch gegenwärtiges allen in den besagten Kirchenprovinzen wohnenden Druckern und ihren Gehilfen bei Strafe der Exkommunikation latae sententiae und bei einer von unseren ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen von Köln . . . oder ihren Generalvikaren oder Offizialen je für ihre Provinz festzusetzenden und für die apostolische Kammer einzuziehenden Geldstrafe, fortan Bücher, Traktate oder Schriften irgendwelcher Art zu drucken oder drucken zu lassen ohne vorherige Befragung der besagten Erzbischöfe, Generalvikare oder Offiziale und ohne eine von diesen unentgeltlich zu erteilende spezielle und ausdrückliche Erlaubnis . . . Dabei sollen sie diejenigen, welche sich ungehorsam und widersetzlich zeigen, welchen Standes oder Ranges sie auch sein mögen, auch alle Genossenschaften, Universitäten und Kollegien durch Exkommunikation, Suspension und Interdikt und andere

[3] Bullarium Romanum.

[4] Der nicht im Bullarium Romanum stehende Text abgedruckt bei Zaccaria, Storica Polemica delle Proibizioni De'Libri. Roma 1777, pag. 133sq.

[5] . . . unde Nos, qui illius locum tenemus insterris, qui ad illuminandum hominum mentes, et errorum tenebras exterminandum descendit e coelis cum fideli relatione intellexerimus . . . (Zaccaria, l. c. pag. 134).

Digitized by Google

kirchliche Sentenzen, Censuren und Strafen, die auch verschärft und nochmals verschärft werden dürfen und bei denen die Appellation ausgeschlossen sein soll, zwingen, nötigen Falls auch den weltlichen Arm anrufen[6], dem Wir, damit er um so williger Hilfe leiste, die Hälfte der von ihm beigetriebenen besagten Geldstrafe zuwenden."

Aus den angeführten päpstlichen Bullen, denen noch weitere beigefügt werden könnten, sind die Grundgedanken der kirchlichen Büchergesetzgebung klar erkennbar: 1. Weitestgehende Kontrolle der Druckerzeugnisse überhaupt, 2. Verbot und Unterdrückung alles dessen, was dem römischen Anschauungskreis zuwider ist.

In ein neues Stadium trat die kirchliche Büchergesetzgebung durch die Reformation Luthers. Diesem Wiedererwachen und Aufwallen deutschen Blutes begegnete Rom mit einer verschärften Kampfansage.

Am 15. Juni 1520 verbot Leo X. in der Bulle[7] „Exsurge Domine" unter Strafe der dem Papste vorbehaltenen Exkommunikation alle Bücher und Schriften Luthers, auch jene, welche Luther in Zukunft schreiben werde. Ein Jahr später am 12. Juni 1521 wurden in Rom die Schriften Luthers feierlich verbrannt und in einer bezeichnenden Geste wurde dabei auch das Bild Luthers mitverbrannt! Mit der seither geübten Kontrolle der Druckerzeugnisse war es natürlich zu Ende und zwar um so mehr, je stärker der Strom von Büchern, Traktätchen und Flugschriften anschwoll, der jetzt allerorts in Umlauf gesetzt wurde. Man verfiel deshalb auf ein anderes Mittel, man begann nämlich Verzeichnisse von den verbotenen Büchern zusammenzustellen. Solche von der damaligen „katholischen Aktion" veranstaltete Verzeichnisse kommen vor in den sogenannten „Placaten"-Verordnungen Karl V.[9]. Ferner sind in England[10] aus der Zeit von 1526—1555 etwa zehn Verzeichnisse von verbotenen Büchern nachweisbar. Umfangreicher ist der 1564 von der theologischen Fakultät der Universität Löwen[11] zusammengestellte und auf Befehl Karl V. herausgegebene Katalog der verbotenen Bücher. Erweitert erschien dieser Katalog nochmal 1550 von der Universität Löwen herausgegeben als: Catalogi Librorum repropatorum et praelegendorum ex judico Academiae Lovaniensis. Cum edicto Caesareae Majestatis evulgati. Lovanii, ex officina Servatii Sasseni. Iussu, Gratiâ et Privilegio Caesareae Majestatis 1550. Der Löwener Katalog von 1550 wurde ein Jahr später durch den Generalinquisitor Fernando Valdés im Auftrag Karl V. auch in Spanien eingeführt, versehen mit dem Anhang: Catalogus librorum jampridem per sanctum officium

[6] ... invocato etiam, si opus fuerit, auxilio brachii saecularis, cui ut opem diligentius ferat, medietatem dictae poenae pecuniariae, quam exegerit, applicamus ... (Zaccaria, l. c. pag. 135).

[7] Bullarium Romanum.

[8] Bern. Lutzenburgus, Catalogus haereticorum liber 5, part. 3, Colon. Agr. 1529.

[9] Reusch, Inder der verbotenen Bücher, Bonn 1883.

[10] Wilkins: Paganism in The Papal Church, London 1901.

[11] Reusch, l. c.

Digitized by Google

Inquisitionis repropatorum. Weiterhin ließ 1544 die Sorbonne[12] in Paris einen alphabetischen Katalog der von ihr zensurierten Bücher erscheinen, welcher dann noch dreimal aufgelegt wurde. Auf italienischem Boden[13] gab es solche Kataloge verbotener Bücher in Lucca, erschienen 1545; in Florenz erschienen 1552; in Mailand erschienen 1554; in Venedig erschienen 1549 und 1554. Neben dem oben genannten Löwener Katalog ist der 1554 in Venedig erschienene am bedeutungsvollsten. Als eine Art Zusammenfassung dieser verschiedenen Kataloge verbotener Bücher und teilweise auch quellenmäßig von ihnen abhängig, erschien 1559 durch Papst Paul IV. der erste römische Index[14], d. h. ein vom Papst herausgegebenes Verzeichnis ausdrücklich und nominatim (mit Namen) verbotener Bücher.

Infolge der erwähnten, bereits vorhandenen Kataloge verbotener Bücher und infolge seiner fanatischen Strenge konnte sich dieser erste päpstliche Index wenig durchsetzen. Er ist alphabetisch geordnet und unterscheidet bei den einzelnen Buchstaben drei Klassen und zwar: 1. Schriftsteller, von denen alle und jegliche Bücher — also auch solche, die noch gar nicht erschienen sind — verboten waren. 2. Schriftsteller, von denen einige Bücher verboten waren. 3. Anonyma. Beigefügt war auch noch ein Verzeichnis von einundsechzig fast ausschließlich deutschen Druckern, aus deren Offizinen ketzerische Werke hervorgegangen sind. Allgemein verboten sind im Index Pauls IV.: Alle Bücher und Traktate, unter welchem Titel, über welchen Gegenstand, und in welchen Sprachen sie auch geschrieben sein mögen, ferner die Auslegungen, Übersetzungen, Kommentare, Geschichten, Briefe, Gedichte, Dialoge, Apologe und überhaupt alle Sachen, die von Ketzern verfaßt sind und in Zukunft verfaßt werden oder unter dem Namen oder der Benennung oder dem Patrozinium von Ketzern werden gedruckt werden, auch wenn sie gar nichts über den Glauben oder Religion enthalten. Über die Wirkung des ersten römischen Index berichtet ein Brief[15] des Latinius an Andreas Massius vom 19. Januar 1559: „Was kommt dir in den Sinn, daß du in der Zeit, in welcher uns fast alle bisher erschienenen Bücher entzogen werden, neue veröffentlichen willst? Bei uns wird, denke ich, viele Jahre niemand etwas zu schreiben wagen als Briefe. Es ist kürzlich ein Index der Bücher erschienen, die wir bei Strafe der Excommunikation nicht haben dürfen; es sind ihrer so viele, daß uns sehr wenige übrig bleiben, namentlich aus denjenigen, die in Deutschland gedruckt sind." Weiterhin erzählt Natalis Comes[16]: „Es wurde überall eine solche Menge jeglicher Art von Büchern verbrannt, daß es, wenn sie auf einem Haufen beisammen gewesen wären, beinahe wie ein trojanischer Brand ausgesehen hätte. Es gab keine öffentliche oder private Bibliothek, welche von dem Unglück verschont und nicht beinahe ausgeleert wurde."

[12] Reusch, l. c.
[13] Reusch, l. c.
[14] Reusch, l. c.
[15] A. Mendham, The Literary Policy of the Church of Rome. London 1830, p. 53.
[16] Natalis Comes, histo-suistemponis lib. XI 1581, p. 263.

Digitized by Google

Eine neue Fassung erfuhr sodann der erste römische Index in seiner neuen, auf dem Tridentinischen Konzil ausgearbeiteten und von Pius IV. 1564 herausgegebenen Auflage, dem sogenannten Tridentiner Index. Weggelassen ist das Verzeichnis der Drucker. Eine Anzahl von verbotenen Büchern ist mit dem Vermerk versehen: Bis zu seiner Verbesserung. Beigegeben sind diesem Index die „regulae Indicis", d. h. allgemeine Vorschriften über das Bücherwesen überhaupt. Da heißt es z. B. in regula IV[17]:

„Da die Erfahrung zeigt, daß wegen der Verwegenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen entsteht, wenn das Lesen der Bibel allgemein und ohne Einschränkung gestattet wird, so soll in dieser Beziehung das Urteil des Bischofs oder Inquisitors maßgebend sein. Diese sollen nach dem Rate des Pfarrers oder Beichtvaters das Lesen der Bibel in Übersetzungen der Volkssprache, die von katholischen Autoren stammen, denjenigen gestatten dürfen, von denen sie erkennen, daß ihnen die Lektüre keinen Schaden, sondern Vermehrung des Glaubens und der Frömmigkeit bringen könne. Diese Erlaubnis muß schriftlich erteilt werden. Wer aber ohne solche Erlaubnis die Bibel in der Volkssprache liest oder hat, kann von seinen Sünden nicht losgesprochen werden, bis er sie dem Bischof abgeliefert hat."

Sich aber nicht begnügend mit dem römischen Index und seinen Regeln hat man in Ausführung der Gegenreformation mancherorts den römischen, sogenannten „Trienter" Index noch mit einem eigenen Anhang[18] versehen. So ließ z. B. der berüchtigte Herzog von Alba einen reichhaltigen Appendix zum Trienter Index anfertigen, den sogenannten Antwerpener Index. In München gab der Dominikaner Felicianus Ninqarna 1578 eine vermehrte Ausgabe des Trienter Index heraus. Außerdem gab es noch gesonderte Indices für Spanien und Portugal und verschiedene einzelne Städte. Mehrere Päpste haben im Laufe der Zeit Redaktionen an dem Index vorgenommen und seit seinem ersten Erscheinen 1559 ist derselbe über vierzigmal gedruckt worden.

Am nachhaltigsten haben Benedikt XIV. und Leo XIII. in die kirchliche Indexgesetzgebung eingegriffen. In der aus 27 Abschnitten bestehenden Konstitution „Sollicita et provida" Benedikts XIV.[19] vom 9. Juli 1758 werden nicht nur der römischen Inquisition und der Indexkongregation — letztere Behörde war erst durch das Trienter Konzil ins Leben gerufen worden — genaueste Vorschriften über die Büchergesetzgebung gegeben, sondern es werden auch allgemein ganze Kategorien von Büchern verboten, z. B. alle Bücher, welche von Ketzern verfaßt oder von ihnen herausgegeben sind, auch Lexika, Glossare, A.B.C.-Bücher.

Leo XIII.[20] übernahm diese Bestimmungen Benedikts XIV. in seine Konstitution „officium et munerum" vom 25. Januar 1897 und fügte noch einige hinzu, so z. B., daß alle vor 1600 verurteilten Bücher nicht mehr nominatim im Index geführt werden. Auch Leo XIII. erklärte ganze Kategorien von Schriften als von vornherein verboten.

---

[17] Analecta iuris Pontificii, Rom 1855, p. 790.
[18] Reusch, l. c.
[19] Hilgers, S. J., „Der Index der verbotenen Bücher", Freiburg 1904, S. 60 f.
[20] Hilgers, l. c. pag. 30 f.

Digitized by Google

Fahrt im Nordland

Die norwegiſche Küſte in Sicht

Digitized by Google

Einödhof im Schnee

Digitized by Google

Winter im lappländiſchen Wald

Digitized by Google

Norwegiſcher Holzbauer mit ſeinem Enkel

Digitized by Google

Schwediſcher Bauer

Digitized by Google

Junge Wikinger

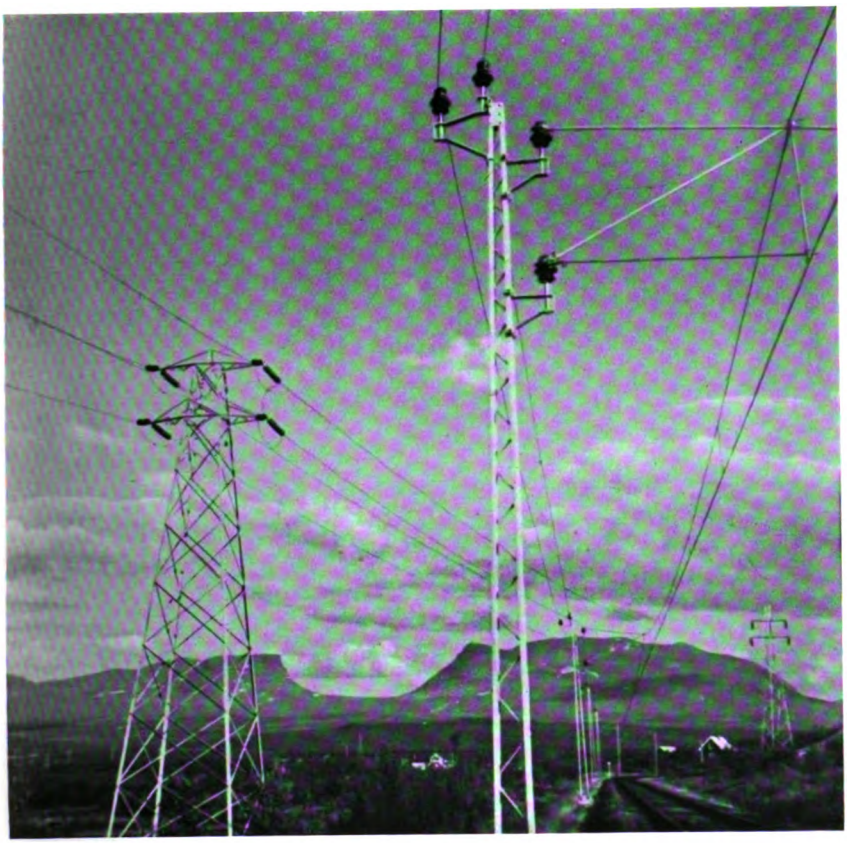
Digitized by Google

Bauernjunge aus Nordschweden

Digitized by Google

Im norwegiſchen Fjord

Digitized by Google



„Riksgränsban“, die elektrische Erzbahn vor der „Lappenpforte“

Digitized by Google

Akershus (Oslo), eine nordiſche Trutzburg

Digitized by Google

Winkel in einer norwegiſchen Blockhütte

Digitized by Google

Schlittengespanne im schwedischen Norrland

Bild: Dipl.-Ing. Vitalis Pantenburg

Digitized by Google

Die neueste Fassung des römischen Index[21] stammt aus dem Jahre 1930. Er enthält als erstes eine längere grundsätzliche Einführung der „Congregation des heil. Offiziums", welcher Behörde nach dem neuesten kirchlichen Recht die Indexangelegenheiten unterstehen.

An diese Einführung, die den Index mundgerecht machen will, schließen sich „allgemeine Vorschriften des kirchlichen Gesetzbuches", worin die wichtigsten Kanones des römischen Kirchenrechtes betreffs der Büchergesetzgebung wiedergegeben werden.

Darauf folgt eine Instruktion der „Kongregation des heil. Officiums" „an alle Erzbischöfe und Bischöfe" sowie alle übrigen Ortsordinarien betreffend sinnlich und sinnlich-mystischer Literatur" („de sensuali et de sensuali-mystico literarum genere") vom 3. Mai 1927. In dieser Instruktion heißt es u. a.: „Wer wüßte außerdem nicht, daß die Kirche durch ein allgemeines Gesetz bereits die Bestimmung getroffen, daß verdächtige Bücher, welche grundsätzlich und absichtlich die gute Sitte verletzen, als verboten gelten, genau so, als wären sie in dem Index der verbotenen Bücher aufgenommen. Daraus folgt, daß jene eine Todsünde begehen, die ohne die schuldige Erlaubnis ein schlüpfriges Buch lesen, auch wenn dasselbe von der kirchlichen Autorität nicht nominatim verurteilt ist."

An diese Instruktion reiht sich das Verurteilungsdekret der Werke des Karl Mauras sowie der Zeitschrift „L'Action Française" vom 29. Januar 1914 und 29. September 1926.

Es folgen noch einige technische Erläuterungen so wie die Bestimmung, daß der römische Index auch für die orientalische Kirche Geltung habe, und jetzt erst kommt das alphabetische Verzeichnis jener Autoren und Werke, welche von der römischen Kirche ausdrücklich und nominatim verboten sind.

Alle möglichen Sprachen sind in diesem Verzeichnis vertreten: Griechisch, Arabisch, Hebräisch, am meisten jedoch Latein, Italienisch und Französisch. Zwischen 5000 bis 6000 Bücher mögen es sein, die im Index mit Namen angeführt werden. Von deutschem philosophischen Schrifttum steht nominatim auf dem Index: Kant's Kritik der reinen Vernunft; Schwegler, Geschichte der Philosophie; Froschhammer, Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik, vom gleichen Verfasser: über die Freiheit der Wissenschaft und die philosophische Zeitschrift „Athenäum". Von deutschen Historikern sind auf dem Index: Ranke, Die römischen Päpste; Gregorivius: Geschichte der Stadt Rom, Grabdenkmäler der Päpste, Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser, eine Episode des Dreißigjährigen Krieges; Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin; Wanderjahre in Italien V. Band, Apulische Landschaft. Von unseren deutschen Klassikern ist nur Lenaus „Albigenser" nominatim verboten. Auch eine deutsche Festrede befindet sich auf dem Index, nämlich Hehn, „Wege zum Monotheismus", Festrede zur Feier des 231. Bestehens der Universität Würzburg, 1. Juli 1925.

[21] Die für Deutschland geltende Ausgabe: „Index der verbotenen Bücher", durchgesehen und veröffentlicht im Auftrage Sr. Heiligkeit Pius IX., Tipografia Polyglotta Vaticana 1930.

Digitized by Google

Wohl das Hauptkontingent der indizierten Bücher stellen die katholischen Theologen, nämlich jene, welche in irgendeiner Weise von der heute in der katholischen Theologie allein herrschenden jesuitischen Linie abgewichen sind. Da finden sich Namen wie: Hermes, Günther, Jansenius, Febronius, Renan, Schell, Loisy, Wittig usw. Ja sogar ein Bischof, nämlich Prohaska aus Stuhlweißenburg ist mit einigen Werken auf den Index gesetzt. Die protestantischen Theologen sind auf dem Index nominatim nicht vertreten, da sie ja als Ketzer und Häretiker durch die allgemeinen Bestimmungen bereits generell verboten sind. Nur ein Vertreter der evangelischen Kirche hat sich auf den Index verirrt, nämlich Zschoke, „Stunden der Andacht".

Die Indizierung selbst, d. h. die Aufnahme in das Verzeichnis der von der römischen Kirche ausdrücklich und nominatim verbotenen Bücher kann in drei Arten erfolgen:

1. Indizierung durch Dekret der „Kongregation des heil. Officiums", das ist die gewöhnliche Art der Verurteilung.

   Trägt ein solches Verurteilungsdekret der Kongregation des heil. Officiums bei der Datumsangabe den Zusatz „Feria quinta" (Donnerstag), dann hat der Papst selbst bei dieser Kongregationssitzung, die in der Regel am Donnerstag stattfindet, den Vorsitz geführt.

2. Indizierung durch Dekret der „Kongregation des heil. Officiums", jedoch mit dem Zusatz „Donec corrigatur". Das ist die harmloseste Art der Verurteilung, denn sobald die anstößigen Stellen aus dem Werke entfernt sind, wird es vom Index wieder heruntergesetzt.

3. Indizierung in feierlicher Form durch eine eigene päpstliche Kundgebung. Diese Art der Verurteilung, früher sehr häufig, ist in der neueren Zeit ziemlich selten. In der Indexausgabe sind diese in feierlicher Form verurteilten Bücher mit einem Kreuz versehen. Es sind im ganzen deren etwa 40. Die auf diese Weise verurteilten Bücher sind unter der Strafe der dem Papst reservierten Exkommunikation verboten, d. h., wer ein solches Buch liest, ist von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, kann also kein Sakrament empfangen und kann im Todesfalle nicht kirchlich beerdigt werden. Nur der Papst oder der von ihm bevollmächtigte Bischof oder Priester kann diese Strafe wieder aufheben. Von deutschen Autoren sind in feierlicher Weise indiziert die Werke des schon genannten Froschhammer, sowie Hermes, Einleitung in die Philosophie.

Die Aufnahme in das Verzeichnis der ausdrücklich verbotenen Bücher erfolgt immer nur nach vorausgegangener Anzeige. So wie die frühere Inquisition der römischen Kirche auf geheime Anzeigen hin in Tätigkeit trat, so ist auch die Fortsetzung der Inquisition auf heutige Verhältnisse, der Index, auf geheime Angeber angewiesen. Bekanntlich sind alle geheimen Gerichte, in denen der Ankläger dem Angeklagten nicht gegenübergestellt wird, der größten Korruption fähig. Wie es bei der Inquisition an der Tagesordnung war, daß sie als Mittel zur Privatrache oder zur Gelderpressung benutzt wurde, so geht wohl nicht der kleinste Prozentsatz von Indizierungen auf kleinliche und ver-

Digitized by Google

werfliche Motive wie pharisäische Kirchlichkeit, Ehrsucht, den sprichwörtlich klerikalen Neid oder Modernistenschnüffelei zurück. Und wie dem Deliquenten auf der Folterbank der heiligen Inquisition ein Geständnis abgepreßt wurde, so lassen sich auch bei einem angezeigten Buche Maßstäbe und Kriterien genug finden, um es indexreif zu sprechen. Wozu gibt es eine Scholastik mit ihren feinen und dehnbaren Distinktionen. Nach Kleutgen (Theologie der Vorzeit) kann das Indexurteil über ein Buch gesprochen werden, wenn das angezeigte Buch enthält:

1. Sententia erronea, d. h. wenn der Autor zwar nicht die Lehre der Kirche selbst, wohl aber die strengen Folgerungen aus derselben leugnet.
2. Sententia haeresi proxima, wenn der Autor an das Gebiet der Häresie soweit streift, daß er Lehren vorträgt, welche zwar nicht allen, aber sehr vielen bewährten Theologen mit der Häresie ein und dasselbe zu sein scheinen.
3. Sententia de haeresi suspecta, haeresi sapiens, wenn der Autor Dinge vorbringt, welche den Verdacht erregen, daß er der Häresie ergeben sei.
4. Sententia male sonans, wenn der Autor, von dem kirchlichen Sprachgebrauch abweichend, der Ausdrucksweise der Sektierer sich nähert.
5. Sententia piarum aurium offensia, wenn der Autor über Glaubenslehren, oder über Gebräuche und Einrichtungen der Kirche auf eine Weise redet, welche die Frömmigkeit und Ehrfurcht der Gläubigen vermindert.
6. Sententia scandalosa, wenn er Dinge lehrt, die eine Abirrung anderer vom Glauben zu veranlassen geeignet sind.
7. Sententia seditiosa, wenn der Autor Ansichten verteidigt, welche die Gläubigen in ihrer Unterwürfigkeit gegen die Kirche wankend machen können.
8. Sententia temeraria, wenn der Autor zwar nicht in Glaubensfragen, aber doch in solchen, die mit jenen irgendwie zusammenhängen, der einstimmigen Lehre bewährter Schriftsteller der Kirche widerspricht.

Wenn also ein Buch zur Anzeige gebracht wird, wie sollte sich da kein Grund finden, dasselbe auf den Index zu setzen?

Indessen dieses Verzeichnis der nominatim verbotenen Bücher, was man für gewöhnlich unter „Index" versteht, erschöpft den Begriff „Index der römischen Kirche" keineswegs.

Außer diesem Verzeichnis der ausdrücklich und mit Namen verbotenen Bücher gibt es Bücherverbote genereller Natur, Verordnungen bezüglich Herausgabe gewisser Bücher, Strafbestimmungen usw., kurz eine sogenannte kirchliche Büchergesetzgebung. Alle diese verschiedenen Bestimmungen und Verordnungen der kirchlichen Büchergesetzgebung, früher auf mehrere Fundstellen verteilt, sind nunmehr einheitlich im Codex iuris canonici zusammengefaßt.

Im einzelnen lauten die Bestimmungen der heute in der römischen Kirche geltenden Büchergesetzgebung also:

Digitized by Google

Codex iuris canonici

Abteilung 23.

Von der Vorzensur und dem Verbot der Bücher

Kanon 1384:

§ 1: Die Kirche hat das Recht der Zensur, damit von den Gläubigen nicht Bücher herausgegeben werden, ohne vorhergehendes kirchliches Urteil, ebenso steht der Kirche das Recht zu, erschienene Bücher, von wem immer sie herausgegeben sein mögen, aus einem gerechten Grund zu verbieten.

§ 2: Die Vorschriften hinsichtlich der Bücher finden auch Anwendung auf Zeitungen, Zeitschriften und andere irgendwelche Publikationen, wenn nichts anderes feststeht.

1. Kapitel

Von der Vorzensur der Bücher.

Kanon 1385:

§ 1: Ohne vorausgehende kirchliche Zensur dürfen auch von Laien nicht herausgegeben werden:

1. Bücher der Heiligen Schrift oder Anmerkungen und Erläuterungen hierzu.

Titulus XXIII.

De praevia censura librorum eorumque prohibitione

Can. 1384:

§ 1. Ecclesiae est ius exigendi ne libros, quos ipsa iudicio suo antea non recognoverit, fideles edant et a quibusvis editos ex iusta causa prohibendi.

§ 2. Quae sub hoc titulo de libris praescribuntur, publicationibus diariis, periodicis et aliis editis scriptis quibuslibet applicentur, nisi aliud constet.

Caput I

De praevia librorum censura

Can. 1385:

§ 1: Nisi censura ecclesiastica praecesserit, ne edantur etiam a laicis:

1. Libri sacrarum Scripturarum vel eorundem adnotationes et commentaria;

Digitized by Google

2. Bücher, welche die Heilige Schrift, die Theologie, die Kirchengeschichte, das kanonische Recht, die natürliche Theologie, die Sittenlehre oder andere Fächer religiöser oder moralischer Art betreffen; Gebetbücher und Erbauungsschriften, moralische, religiöse, aszetische, mystische Lehrbücher und Ähnliches, wie sehr sie auch die Hebung der Frömmigkeit zu fördern scheinen, und ganz allgemein solche Schriften, die etwas enthalten, was für die Religion und die Ehrbarkeit der Sitten besonders bedeutungsvoll ist.
3. Heilige Bilder jeglicher Druckart, sowohl mit wie ohne beigedruckte Gebete.

§ 2: Die Erlaubnis zur Herausgabe der in § 1 genannten Bücher und Bilder kann entweder der Ordinarius am Wohnort des Verfassers, oder der Ordinarius am Wohnort des Verlegers oder der Druckerei erteilen, und zwar so, daß, wenn einer der Ordinarien die Erlaubnis verweigert hat, der Verfasser nicht bei einem anderen Ordinarius nachsuchen darf, ohne diesen von dem vorher erhaltenen abschlägigen Bescheid zu verständigen.

§ 3: Ordensleute haben vorher auch die Erlaubnis ihres höheren Oberen einzuholen.

Kanon 1386:

§ 1: Es ist den Angehörigen des Weltklerus verboten, ohne Zustimmung des zuständigen Ordinarius, den Ordensleuten ohne Erlaubnis ihres höheren Oberen und des Ortsordinarius, Bücher auch profanen Inhaltes herauszugeben, sowie an Zeitungen oder Zeitschriften mitzuarbeiten oder solche zu leiten.

---

2. Libri qui divinas Scripturas, sacram theologiam, historiam ecclesiasticam, ius canonicum, theologiam naturalem, ethicen aliasve huiusmodi religiosas ac morales disciplinas spectant; libri ac libelli precum, devotionis vel doctrinae institutionisque religiosae, moralis, asceticae, mysticae aliique huiusmodi, quamvis ad fovendam pietatem conducere videantur; ac generaliter scripta in quibus aliquid sit quod religionis ac morum honestatis peculiariter intersit;
3. Imagines sacrae quovis modo imprimendae, sive preces adiunctas habeant, sive sine illis edantur.

§ 2: Licentiam edendi libros et imagines de quibus in § 1, dare potest vel Ordinarius loci in quo libri vel imagines publici iuris fiant, vel Ordinarius loci in quo imprimantur, ita tamen ut, si quis ex Ordinariis licentiam denegaverit, eam ab alio Ordinario petere auctor nequeat, nisi eundem certiorem fecerit de denegata ab alio licentia.

§ 3: Religiosi vero licentiam quoque sui Superioris maioris antea consequi debent.

Can. 1386:

§ 1: Vetantur clerici saeculares sine consensu suorum Ordinariorum, religiosi vero sine licentia sui Superioris maioris et Ordinarii loci, libros quoque, qui de rebus profanis tractent, edere, et in diariis, foliis vel libellis periodicis scribere vel eadem moderari.

Digitized by Google

§ 2: An Zeitungen oder Zeitschriften, die gewohnheitsmäßig die katholische Religion oder die guten Sitten angreifen, dürfen auch katholische Laien nicht mitarbeiten, es müßte denn sein, daß ein gerechter und vernünftiger, vom Ordinarius anerkannter Grund hierzu vorliegt.

Kanon 1387:

Alles was Selig- und Heiligsprechungen betrifft, darf ohne Erlaubnis der Riten-Kongregation nicht publiziert werden.

Kanon 1388:

§ 1: Alle Bücher über die Ablässe, Ablaßzettel etc., worin über deren Verleihung die Rede ist, dürfen nur mit Erlaubnis der Ortsordinarien herausgegeben werden.

§ 2: Ohne ausdrückliche Erlaubnis des Apostolischen Stuhles dürfen in keiner Sprache veröffentlicht werden: die authentische Sammlung der Gebete und guten Werke, an welche der Heilige Stuhl die Ablässe geknüpft hat, sowie das Verzeichnis der Apostolischen Ablässe und die Zusammenstellung jener Ablässe, welche entweder früher wohl gesammelt aber niemals approbiert wurden oder jene Ablässe, welche jetzt erst aus verschiedenen Verleihungen gesammelt wurden.

Kanon 1389:

Die Dekretensammlungen der Römischen Kongregationen dürfen nicht wieder herausgegeben werden, außer mit vorher erhaltener Erlaubnis und unter Einhaltung der Bedingungen, welche von dem Leiter der jeweiligen Kongregation vorgeschrieben sind.

---

§ 2: In diariis vero, foliis vel libellis periodicis qui religionem catholicam aut bonos mores impetere solent, nec laici catholici quidpiam conscribant, nisi iusta ac rationalibi causa suadente, ab Ordinario loci probata.

Can. 1387:

Quae ad causas beatificationum et canonisationum Servorum Dei quoquo modo pertinent, sine licentia Sacrorum Rituum Congregationis edi nequeunt.

Can. 1388:

§ 1: Indulgentiarum libri omnes, summaria, libelli, folia, etc., in quibus earum concessiones continentur, ne edantur sine licentia Ordinarii loci.

§ 2: Requiritur vero expressa licentia Sedis Apostolicae ut typis edere liceat, quovis idiomate, tum collectionem authenticam precum piorumque operum quibus Sedes Apostolica indulgentias annexuit, tum elenchum indulgentiarum apostolicarum, tum summarium indulgentiarum vel antea collectum, sed nunquam approbatum, vel nunc primum ex diversis concessionibus colligendum.

Can. 1389:

Collectiones decretorum Romanarum Congregationum rursus edi nequeunt nisi impetrata prius licentia et servatis conditionibus a Moderatoribus uniuscuisque Congregationis praescriptis.

Digitized by Google

Kanon 1390:

Bei Herausgabe liturgischer Bücher oder von Teilen derselben, ebenso bei Herausgabe der vom Heiligen Stuhl approbierten Litaneien muß die Übereinstimmung mit den approbierten Ausgaben festgestellt werden laut eines Attestes vom Ordinarius des Ortes entweder wo sie gedruckt oder wo sie herausgegeben werden.

Kanon 1391:

Übersetzungen der Bibel in die Volkssprache dürfen nicht gedruckt werden, wenn sie nicht vom Apostolischen Stuhle genehmigt sind, oder wenn sie nicht unter Aufsicht der Bischöfe und mit Anmerkungen herausgegeben werden, die in erster Linie den Kirchenvätern und gelehrten katholischen Schriftstellern entnommen sind.

Kanon 1392:

§ 1: Die Genehmigung vom Originaltext eines Werkes hat weder für dessen Übersetzung in eine andere Sprache noch für andere Ausgaben Geltung; daher müssen sowohl Übersetzungen als neue Ausgaben eines genehmigten Werkes durch eine neue Gutheißung bestätigt werden.

§ 2: Separatabdrücke aus Zeitschriften gelten nicht als Neuausgabe und bedürfen darum keiner neuen Genehmigung.

Kanon 1393:

§ 1: In allen bischöflichen Kurien seien von Amts wegen Prüfer, welche von den zu herausgebenden Büchern Kenntnis nehmen.

Can. 1390:

In edendis libris liturgicis eorumque partibus, itemque litaniis a Sancta Sede approbatis, debet de concordantia cum editionibus approbatis constare ex attestatione Ordinarii loci in quo inprimuntur aut publici iuris fiunt.

Can. 1391:

Versiones sacrarum Scripturarum in linguam vernaculam typis imprimi nequeunt, nisi sint a Sede Apostolica probatae, aut nisi edantur sub vigilantia Episcoporum et cum adnotationibus praecipue excerptis ex sanctis Ecclesiae Patribus atque ex doctis catholicisque scriptoribus.

Can. 1392:

§ 1: Approbatio textus originalis alicuius operis, neque eiusdem in aliam linguam translationibus neque aliis editionibus suffragatur; quare et translationes et novae editiones operis approbati nova approbatione communiri debent.

§ 2: Excerpta e periodicis capita seorsim edita novae editiones non censentur nec proinde nova approbatione indigent.

Can. 1393:

§ 1: In universis Curiis episcopalibus censores ex officio adsint, qui edenda cognoscant.

Digitized by Google

§ 2: Die Prüfer sollen in Ausübung ihres Amtes jegliche Rücksicht auf die Person ablegen, sondern einzig die Lehrsätze der Kirche und die gemeinsame katholische Lehre vor Augen haben, welche in den Konzilsbeschlüssen, oder in den Bestimmungen und Vorschriften des Apostolischen Stuhles, sowie in der Übereinstimmung bewährter Lehrer niedergelegt ist.

§ 3: Als Prüfer werden aus Welt- und Ordensklerus solche gewählt, welche sich durch Alter, Einsicht und Klugheit empfehlen, welche im Anerkennen und Verwerfen von Lehren den goldenen Mittelweg einzuschlagen wissen.

§ 4: Der Prüfer hat sein Urteil schriftlich zu geben. Lautet dasselbe zustimmend, so gebe der Ordinarius die Genehmigung zur Herausgabe, der er das Urteil des Prüfers mit dessen Unterschrift voranstelle. In außerordentlichen Fällen jedoch und äußerst selten kann nach dem klugen Ermessen des Ordinarius die Erwähnung des Prüfers unterlassen werden.

§ 5: Der Name des Prüfers werde dem Autor nie eher bekannt, als bis jener ein zustimmendes Urteil abgegeben hat.

Kanon 1394:

§ 1: Die Genehmigung, wodurch der Ordinarius die Herausgabe gestattet, werde schriftlich gegeben und ist, am Anfang oder am Ende des Buches, Blattes oder Bildes abzudrucken, mit ausdrücklicher Namensangabe dessen, der die Erlaubnis gibt, ebenso mit Ort- und Zeitangabe der Erlaubnis.

§ 2: Wird aber die Erlaubnis verweigert, so werden dem Autor auf sein Befragen, falls nicht ein schwerwiegender Grund anderes verlangt, die Gründe zur Kenntnis gebracht.

---

§ 2: Examinatores in suo obeundo officio, omni personarum acceptione deposita, tantummodo prae oculis habeant Ecclesiae dogmata et communem catholicorum doctrinam quae Conciliorum generalium decretis aut Sedis Apostolicae constitutionibus seu praescriptionibus atque probatorum doctorum consensu continetur.

§ 3: Censores ex utroque clero eligantur aetate, eruditione, prudentia commendati qui in doctrinis probandis improbandisque medio tutoque itinere eant.

§ 4: Censor sententiam scripto dare debet. Quae si faverit, Ordinarius potestatem edendi faciat, cui tamen praeponatur censoris iudicium, inscripto eius nomine. Extraordinariis tantum in adiunctis ac perquam raro, prudenti Ordinarii arbitrio, censoris mentio omitti poterit.

§ 5: Auctoribus censoris nomen pateat nunquam, antequam hic faventem sententiam ediderit.

Can. 1394:

§ 1: Licentia, qua Ordinarius potestatem edendi facit, in scriptis concedatur, in principio aut in fine libri, folii vel imaginis imprimenda, expresso nomine concedentis itemque loco et tempore concessionis.

§ 2: Si vero licentia deneganda videatur, roganti auctori, nisi gravis causa aliud exigat, rationes indicentur.

Digitized by Google

Guſtav Adolf Engelhardt: Chiemgau-Landſchaft

Digitized by Google

Digitized by Google

2. Kapitel

Vom Bücherverbot.

Kanon 1395:

§ 1: Recht und Pflicht, Bücher aus einem gerechten Grunde zu verbieten, haben nicht nur die höchste kirchliche Autorität für die Gesamtkirche, sondern auch die Partikularkonzilien und die Ortsordinarien für ihre Untergebenen.

§ 2: Gegen dieses Verbot kann beim Heiligen Stuhl Berufung eingelegt werden, jedoch ohne aufschiebende Wirkung.

§ 3: Auch der Abt eines selbständigen Klosters und der Generalobere einer exempten priesterlichen Genossenschaft können mit ihrem Kapitel oder Rat aus einem gerechten Grunde ihren Untergebenen Bücher verbieten; die gleiche Befugnis, wenn Gefahr im Verzug, steht auch anderen höheren Oberen mit ihrem Rate zu, jedoch nur unter der Bedingung, dem Generaloberen sobald wie möglich zu berichten.

Kanon 1396:

Die vom Apostolischen Stuhle verurteilten Bücher gelten überall auf der Welt und in jeglicher Sprache als verboten.

Kanon 1397:

§ 1: Es ist Sache aller Gläubigen, hauptsächlich aber des Klerus und der kirchlichen Würdenträger und der Gelehrten, den Ordinarien oder dem Apostolischen Stuhl die Bücher zur Anzeige zu bringen, welche sie für gefährlich halten; diese Verpflichtung haben in ganz besonderer Weise die Legaten des Apostolischen Stuhles, die Ortsordinarien und die Rektoren der katholischen Universitäten.

Caput II.

De prohibitione librorum.

Can. 1395:

§ 1: Ius et officium libros ex iusta causa prohibendi competit non solum supremae auctoritati ecclesiasticae pro universa Ecclesia, sed pro suis subditis Conciliis quoque particularibus et locorum Ordinariis.

§ 2: Ab hac prohibitione datur ad Sanctam Sedem recursus, non tamen in suspensivo.

§ 3: Etiam Abbas monasterii sui iuris et supremus religionis clericalis exemptae Moderator, cum suo Capitulo vel Consilio, potest libros ex iusta causa suis subditis prohibere; idemque, si periculum sit in mora, possunt alii Superiores maiores cum proprio Consilio, ea tamen lege ut rem quantocius deferant ad supremum Moderatorem.

Can. 1396:

Libri ab Apostolica Sede damnati ubique locorum et in quodcunque vertantur idioma prohibiti censeantur.

Can. 1397:

§ 1: Omnium fidelium est, maxime clericorum et in dignitate ecclesiastica constitutorum eorumque qui doctrina praecellant, libros quos perniciosos iudicaverint, ad locorum Ordinarios aut ad Apostolicam Sedem deferre; id autem peculiari titulo pertinet ad Legatos Sanctae Sedis, locorum Ordinarios atque Rectores Universitatum catholicarum.

Digitized by Google

§ 2: Es ist zweckdienlich, bei der Anzeige schlechter Bücher nicht nur den Buchtitel anzugeben, sondern auch, soweit dies möglich ist, die Gründe darzulegen, weshalb man meint, daß das Buch verboten werden muß.

§ 3: Diejenigen, an welche die Anzeige gemacht wird, sind im Gewissen verpflichtet, die Namen der anzeigenden Personen geheim zu halten.

§ 4: Die Ortsordinarien sollen persönlich oder, wenn nötig, durch geeignete Priester die Bücher überwachen, die in ihrem Sprengel veröffentlicht oder verkauft werden.

§ 5: Die Bücher, welche eine eingehendere Prüfung notwendig machen, oder bei denen es zur Erreichung einer heilsamen Wirkung angebracht erscheint, das Urteil der höchsten Autorität anzurufen, haben die Ordinarien dem Urteil des Apostolischen Stuhles zu unterbreiten.

Kanon 1398:

§ 1: Das Verbot eines Buches bewirkt, daß es ohne die rechtmäßige Erlaubnis weder herausgegeben, noch gelesen, noch aufbewahrt, noch verkauft, noch übersetzt, noch in irgendeiner Weise anderen mitgeteilt werden darf.

§ 2: Ein Buch, das irgendwie verboten ist, darf nicht eher neu herauskommen, bis nach vorgenommenen Verbesserungen derjenige die Erlaubnis dazu gibt, der es verboten hatte oder dessen Oberer oder dessen Nachfolger.

Kanon 1399:

Ohne weiteres sind verboten:

---

§ 2: Expedit ut in pravorum librorum denuntiatione non solum libri inscriptio indicetur, sed etiam, quantum fieri potest, causae exponantur cur liber prohibendus existimetur.

§ 3: Iis ad quos denuntiatio defertur, sanctum esto denuntiantium nomina secreta servare.

§ 4: Locorum Ordinarii per se aut, ubi opus fuerit, per sacerdotes idoneos vigilent in libros, qui in proprio territorio edantur aut venales prostent.

§ 5: Libros qui subtilius examen exigant vel de quibus ad salutarem effectum consequendum supremae auctoritatis sententia requiri videatur, ad Apostolicae Sedis iudicium Ordinarii deferant.

Can. 1398:

§ 1: Prohibitio librorum id efficit ut liber sine debita licentia nec edi, nec legi, nec retineri, nec vendi, nec in aliam linguam verti, nec ullo modo cum aliis communicari possit.

§ 2: Liber quoquo modo prohibitus rursus in lucem edi nequit, nisi, factis correctionibus, licentiam is dederit qui librum prohibuerat eiusve Superior vel successor.

Can. 1399:

Ipso iure prohibentur:

Digitized by Google

1. Ausgaben vom Originaltext und den alten katholischen Übersetzungen der heiligen Schrift, auch die der orientalischen Kirche, welche von einem Nichtkatholiken veröffentlicht werden, ebenso Übersetzungen der heiligen Schrift, die ein Nichtkatholik besorgt oder herausgibt.
2. Bücher aller Schriftsteller, welche die Häresie oder die Kirchenspaltung verfechten oder in irgendeiner Weise die Grundlagen der Religion selbst zu untergraben suchen.
3. Bücher, welche die Religion oder die guten Sitten absichtlich angreifen.
4. Die Bücher aller Nichtkatholiken, die ausdrücklich sich mit Religion befassen, außer wenn es feststeht, daß sie nichts gegen den katholischen Glauben enthalten.
5. Die Bücher, von denen im Kanon 1385 § 1 und Kanon 1391 die Rede ist, sowie unter den in dem zitierten Kanon 1385 § 1 Nr. 2 aufgeführten diejenigen Bücher und Schriften, die neue Erscheinungen, Offenbarungen, Gesichte, Weissagungen und Wunder berichten oder die neue Andachten einführen, auch wenn sie privater Natur sind, falls sie unter Nichtbeachtung der kan. Vorschriften herausgegeben worden sind.
6. Bücher, die irgendein katholisches Dogma angreifen oder lächerlich machen, Bücher, die vom Apostolischen Stuhl verurteilte Irrtümer verteidigen, Bücher, die den Gottesdienst schmälern, Bücher, welche die Kirchenzucht zu untergraben suchen, Bücher, welche die kirchliche Hierarchie oder den Klerus und Ordensstand beschimpfen.
7. Bücher, die irgendwelche Art von Aberglauben, Wahrsagerei, Weissagungen, Zauberei, Geisterbeschwörung und andere derartige Dinge lehren oder befürworten.

---

1. Editiones textus originalis et antiquarum versionum catholicarum sacrae Scripturae, etiam Ecclesiae Orientalis, ab acatholicis quibuslibet publicatae; itemque eiusdem versiones in quamvis linguam, ab eisdem confertae vel editae;
2. Libri quorumvis scriptorum, haeresim vel schisma propugnantes, aut ipsa religionis fundamentasquoquo modo evertere nitentes;
3. Libri qui religionem aut bonos mores, data opera impetunt;
4. Libri quorumvis acatholicorum, qui ex professo de religione tractant, nisi constet nihil in eis contra fidem catholicam contineri;
5. Libri de quibus in can. 1358, § 1, n. 1 et can. 1391; itemque ex illis de quibus in cit. can. 1385, § 1, n. 2, libri ac libelli qui novas apparitiones, revelationes, visiones, prophetias, miracula enarrant, vel qui novas inducunt devotiones, etiam sub praetextu quod sint privatae, si editi fuerint non servatis canonum praescriptionibus;
6. Libri qui quodlibet ex catholicis dogmatibus impugnant vel derident, qui errores ab Apostolica Sede proscriptos tuentur, qui cultui divino detrahunt, qui disciplinam ecclesiasticam evertere contendunt et qui data opera ecclesiasticam hierarchiam, aut statum clericalem vel religiosum probris afficiunt;
7. Libri qui cuiusvis generis superstitionem, sortilegia, divinationem, magiam, evocationem spirituum, aliaque id genus docent vel commendant;

Digitized by Google

8. Bücher, welche den Zweikampf, den Selbstmord und die Ehescheidung als erlaubt darstellen, fernerhin Bücher, welche über die Freimaurergesellschaften handeln und behaupten, dieselben seien nützlich und weder der Kirche, noch der menschlichen Gesellschaft verderbenbringend.

9. Bücher, die ausdrücklich unzüchtige und schamlose Dinge behandeln, erzählen oder lehren.

10. Ausgaben gottesdienstlicher, vom Apostolischen Stuhle approbierter Bücher, in denen etwas verändert worden ist, so daß sie mit den amtlichen vom Heiligen Stuhl gebilligten Ausgaben nicht übereinstimmen.

11. Bücher, in denen unechte, oder vom Heiligen Stuhle verworfene oder widerrufene Ablässe verbreitet werden.

12. Durch irgendein Druckverfahren hergestellte Bilder unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Jungfrau Maria, der Engel und Heiligen oder anderer Diener Gottes, sofern sie dem Empfinden und den Bestimmungen der Kirche nicht entsprechend sind.

Kanon 1400:

Der Gebrauch der Bücher, die in Kanon 1399 Nr. 1 erwähnt werden, ebenso die Verwendung der entgegen der Vorschrift des Kanon 1391 herausgegebenen Bücher ist nur denen gestattet, die irgendwie theologische oder biblische Studien betreiben, vorausgesetzt, daß diese Bücher getreu und vollständig herausgegeben sind und daß in ihren Einleitungen und Anmerkungen katholische Glaubenssätze nicht bekämpft werden.

---

8. Libri qui duellum vel suicidum, vel divortium licita statuunt, qui de sectis massonicis vel aliis eiusdem generis societatibus agentes, eas utiles et non perniciosas Ecclesiae et civili societati esse contendunt;

9. Libri qui res lascivas seu obscenas ex professo tractant, narrant, aut docent;

10. Editiones librorum liturgicorum a Sede Apostolica approbatorum, in quibus quidpiam immutatum fuerit, ita ut cum authenticis editionibus a Sancta Sede approbatis non congruant;

11. Libri quibus divulgantur indulgentiae apocryphae vel a Sancta Sede proscriptae aut revocatae;

12. Imagines quoquo modo impressae Domini Nostri Jesu Christi, Beatae Mariae Virginis, Angelorum atque Sanctorum vel aliorum Servorum Dei ab Ecclesiae sensu et decretis alienae.

Can. 1400:

Usus librorum de quibus in can. 1399, n. 1., ac librorum editorum contra praescriptum can. 1391, iis dumtaxat permittitur qui studiis theologicis vel biblicis quovis modo operam dant, dummodo iidem libri fideliter et integre editi sint neque impugnentur in eorum prolegomenis aut adnotationibus catholicae fidei dogmata.

Digitized by Google

Kanon 1401:

Die Kardinäle der heiligen Kirche, die Bischöfe, auch Titularbischöfe und andere Ordinarii sind bei Anwendung der notwendigen Vorsicht an das Bücherverbot nicht gebunden.

Kanon 1402:

§ 1: Die Ordinarien können die Erlaubnis zum Lesen der Bücher, die entweder an sich, oder durch ein Dekret des Apostolischen Stuhles verboten sind, ihren Untergebenen an sich nur für einzelne Bücher und in dringenden Fällen erteilen.

§ 2: Haben sie indessen vom Apostolischen Stuhl die allgemeine Vollmacht erhalten, ihren Untergebenen zu erlauben, verbotene Bücher zu behalten und zu lesen, so sollen sie diese Erlaubnis nicht unterschiedslos, sondern nur aus einem gerechten und vernünftigen Grund erteilen.

Kanon 1403:

§ 1: Wer eine apostolische Vollmacht besitzt, verbotene Bücher zu lesen und zu behalten, darf deshalb noch nicht auch jedes beliebige, von seinem Ordinarius verbotene Buch lesen und behalten, es sei denn, daß ihm in der apostolischen Erlaubnis ausdrücklich zugestanden worden ist, daß er alle Bücher, mögen sie von wem auch immer verurteilt sein, lesen und behalten darf.

§ 2: Außerdem ist der Betreffende streng verpflichtet, verbotene Bücher derart aufzubewahren, daß sie nicht in fremde Hände gelangen.

Kanon 1404:

Buchhändler dürfen Bücher, die ausdrücklich schamlose Dinge behandeln, nicht verkaufen, nicht ausleihen, nicht behalten; die anderen verbotenen Bücher

---

Can. 1401:

S. R. E. Cardinales Episcopi, etiam titulares, aliique Ordinarii necessariis adhibitis cautelis, ecclesiastica librorum prohibitione non adstringuntur.

Can. 1402:

§ 1: Ordinarii licentiam, ad libros quod attinet ipso iure vel decreto Sedis Apostolicae prohibitos, concedere suis subditis valent pro singulis tantum libris atque in casibus dumtaxat urgentibus.

§ 2: Quod si generalem a Sede Apostolicae facultatem impetraverint suis subditis permittendi ut libros proscriptos retineant ac legant, eam nonnisi cum delectu et iusta ac rationabili causa concedant.

Can. 1403:

§ 1: Qui facultatem apostolicam consecuti sunt legendi et retinendi libros prohibitos, nequeunt ideo legere et retinere libros quoslibet a suis Ordinariis proscriptos, nisi in apostolico indulto expressa iisdem facta fuerit potestas legendi et retinendi libros a quibuslibet damnatos.

§ 2: Insuper gravi praecepto tenentur libros prohibitos ita custodiendi, ut hi ad aliorum manus non perveniant.

Can. 1404:

Librorum venditores libros de obscenis ex professo tractantes ne vendant, commodent, retineant; ceteros prohibitos venales ne habeant, nisi debitam

Digitized by Google

sollen sie nicht zum Verkauf vorrätig haben. Außer sie haben die erforderliche Erlaubnis vom Apostolischen Stuhl sich erwirkt, auch dürfen sie solche Bücher an niemanden verkaufen, außer wenn sie klugerweise annehmen können, daß sie vom Käufer rechtmäßig verlangt werden.

Kanon 1405:

§ 1: Auch wenn jemand die Erlaubnis erlangt hat, ist er in keiner Weise entbunden von dem naturrechtlichen Verbot, solche Bücher zu lesen, die ihn der unmittelbaren Gefahr der Sünde aussetzen.

§ 2: Die Ortsordinarien sowie die anderen Seelsorger sollen in geeigneter Weise die Gläubigen auf die Gefahren und die den Schaden schlechter verbotener Bücher hinweisen.

Strafbestimmungen.

Kanon 2318:

§ 1: Der dem Apostolischen Stuhl vorbehaltenen Exkommunikation verfallen ohne weiteres beim Erscheinen des Werkes die Herausgeber der Bücher von Abtrünnigen, Irrlehrern und Kirchengetrennten, die den Abfall vom Glauben oder die Irrlehre oder die Kirchentrennung verteidigen, ebenso diejenigen, welche diese Bücher oder andere durch Apostolische Schreiben namentlich verbotene Bücher verteidigen oder mit Wissen ohne die erforderliche Erlaubnis lesen oder aufbewahren.

§ 2: Verfasser und Verleger, welche ohne die erforderliche Erlaubnis die Bücher der heiligen Schrift oder deren Anmerkungen und Auslegungen drucken lassen, verfallen ohne weiteres der niemand vorbehaltenen Exkommunikation.

---

licentiam a Sede Apostolica impetraverint, neve cuiquam vendant, nisi prudenter existimare possint ab emptore legitime peti.

Can. 1405:

§ 1: Licentia a quovis obtenta nullo modo quis eximitur a prohibitione iuris naturalis legendi libros qui ipsi proximum spirituale periculum praestant.

§ 2: Ordinarii locorum aliique curam animarum habentes opportune moneant fideles de periculo et damno lectionis librorum pravorum, praesertim prohibitorum.

De Poenis in singula delicta.

Can. 2318:

§ 1: In excommunicationem Sedi Apostolicae speciali modo reservatam ipso facto incurrunt, opere publici iuris facto, editores librorum apostatarum, haereticorum, et schismaticorum, qui apostasiam, haeresim, schisma propugnant, itemque eosdem libros aliosve per apostolicas litteras nominatim prohibitos defendentes aut scienter sine debita licentia legentes vel retinentes.

§ 2: Auctores et editores qui sine debita licentia sacrarum Scripturarum libros vel earum adnotationes aut commentarios imprimi curant, incidunt ipso facto in excommunicationem nemini reservatam.

◆

Digitized by Google

Das römische Indexinstitut ist Werkzeug zur Beherrschung der Geister im Sinne der römischen Weltschau, denn die Zweckbestimmung des Index und der Indexgesetzgebung liegt nicht nur in der Anprangerung alles dessen, was in das römische Weltbild nicht hineinpaßt, sondern auch in tiefgreifenden Maßnahmen und moralischen Druckmitteln zur zwangsmäßigen Anerkennung dieses Weltbildes. Die moralischen Druckmittel nun, vermittelst derer die Geister zur Anerkennung des Index und der Indexgesetzgebung und damit zur römischen Weltschau gezwungen werden, sind zweifache: 1. die Gewissensbelastung, 2. die kirchliche Zensur.

Die Bestimmungen der Indexgesetzgebung gelten nach allgemeiner katholischer Anschauung als Kirchengebot. In jedem katholischen Katechismus steht es, jedes Schulkind weiß es, daß Kirchengebote unter schwerer Sünde verpflichten. Nun muß man wissen, was für den gläubigen Katholiken der Begriff „schwere Sünde" bedeutet. Wer nach katholischer Lehre im Zustand der schweren Sünde stirbt, kommt auf ewig in die Hölle, einem Ort, wo ewig „Heulen und Zähneknirschen" sein wird.

Wird nun durch diese Tatsache, daß die Übertretung eines Kirchengebotes der Übertretung eines Gottesgebotes gleichgesetzt wird, allein schon eine Schraube an die Gewissen der Gläubigen gelegt, so noch mehr dadurch, daß römisch-kasuistische Moralgrundsätze die Entscheidung nicht leicht machen, wann im konkreten Falle die Voraussetzungen zu einer schweren Sünde wirklich gegeben sind und wann nicht. Talmudischer Wortklauberei ist damit Tür und Tor geöffnet. Römische Moraltheologen zerbrechen sich z. B. den Kopf darüber, wieviel Seiten eines indizierten Buches notwendig sind zu einer schweren Sünde, oder wieviel Tage lang man ein verbotenes Buch aufbewahren kann, ohne eine Sünde zu begehen. Oder wie es ist, wenn man ein verbotenes Buch nicht selber liest, sondern nur beim Vorlesen desselben zuhört.

Was ist zu tun, wenn beispielsweise ein streng gläubiger Katholik Lenaus sämtliche Werke in seiner Bibliothek stehen hat? Die „Albigenser" von Lenau stehen ausdrücklich auf dem Index, dürfen also unter schwerer Sünde weder gelesen, noch aufbewahrt werden. Es bleibt also nichts anderes übrig, als entweder die „Albigenser" aus den Gesamtwerken herauszureißen und zu verbrennen, oder gegen Zahlung einiger Lire sich die Erlaubnis zu erwirken, daß das Lesen oder Aufbewahren von verbotenen Büchern freibleibt von Sünde.

Wie ist es überhaupt mit unseren deutschen Klassikern? Stehen sie auf dem römischen Index oder nicht? Die katholische Apologetik weist immer wieder darauf hin, daß weder Goethe noch Schiller auf dem Index stünden. In dem Verzeichnis der ausdrücklich verbotenen Bücher stehen weder Goethe noch Schiller, noch sonst einer unserer deutschen Klassiker, außer Lenaus „Albigenser". Allein Sleumer, ein katholischer Fachmann für Indexfragen gibt wohl die echt römische Auffassung wieder, wenn er in seinem Buche „Index Romanus" auf Seite 105 sagt: „Hinsichtlich der klassischen Schriftsteller, die sittlich sehr anstößige Stellen enthalten, gibt das kirchliche Gesetzbuch keine eigene Bestimmung. Sie werden also wie die unter Nr. 9 er-

Digitized by Google

wähnten Schriften verboten." Und Nr. 9 des Kanon 1399 lautet: „Von rechts wegen sind verboten: Bücher, die schlüpfrige oder unkeusche Dinge mit ausgesprochener Absicht behandeln, erzählen oder lehren." Mit anderen Worten, Sleumer stellt fest, daß unsere deutschen Klassiker, „soweit sie sittlich sehr anstößige Stellen enthalten" im Sinne des Index unter die Rubrik „schlüpfrige Bücher" gehören. Nach welchen Kriterien aber der Begriff „sittlich-anstößig" zu bemessen ist, darüber spricht er sich nicht aus; Tatsache aber ist, daß es immer schon katholisch-gereinigte, also „römisch-koschere" Klassikerausgaben gegeben hat.

Was aber die Indexgesetzgebung noch mehr zu einem Werkzeug der Gewissensfolter zu machen geeignet ist, das ist die mehrdeutige Fassung einzelner seiner Bestimmungen. Durch den Index werden ja nicht nur eine Anzahl mit Namen angeführter Bücher verboten (der Index im strengsten Sinne des Wortes), sondern es werden bekanntlich durch die Indexgesetzgebung generell ganze Kategorien von Büchern verurteilt. Allein die Fassung dieser generellen Verurteilungen bietet verschiedenerorts Spielraum für kasuistische Interpretation und damit zur Gewissensbeängstigung. Der hier einschlägige Kanon 1399 mit seinen 12 Untergliederungen bietet der Angelhaken mehr als genug, womit findige Kasuistenköpfe Seelen ängstigen können. Da heißt beispielsweise Kanon 1399 Abs. 3 Libri qui religionem aut bonos mores, data opera impetunt (Bücher, welche die Religion oder die guten Sitten absichtlich angreifen). An jedem Wort kann kasuistischer Scharfsinn einhaken. Was ist unter religio, was unter boni mores, was unter data opera, was unter impetunt zu verstehen? Wann ist also mit anderen Worten der genaue Tatbestand gegeben, der ein Buch nach Kanon 1399, Abs. 3 zu einem allgemein verbotenen macht?

Kanon 1404 besagt, daß die Buchhändler, auch wenn sie vom apostolischen Stuhl die Erlaubnis erwirkt haben, durch den Index verbotene Bücher auf Lager zu haben, sie dieselben an niemand verkaufen dürfen, wenn sie nicht mit gutem Grund annehmen können, daß sie die hierzu nötige Erlaubnis haben. Wie schwer mag es dem Buchhändler schon sein, im einzelnen Fall zu wissen, ob dieses oder jenes Buch zu den allgemein verbotenen Büchern gehört, und erst recht, festzustellen, ob die einzelnen Käufer die Erlaubnis des apostolischen Stuhles besitzen, verbotene Bücher zu lesen — und dabei gelten diese Bestimmungen der Indexgesetzgebung in der Vorstellung des tiefgläubigen Katholiken als Kirchengebote.

Nach Kanon 1403 Abs. 2 sind verbotene Bücher derart aufzubewahren, daß sie nicht in fremde Hände kommen. Das betrifft die Bibliothekare. Also, im Sinne der Indexgesetzgebung sollten auch die Bibliothekare streng (gravi praecepto) darauf sehen, an niemanden eine Geistesnahrung zu verabreichen, der nicht die nötigen römischen Ausweise vorzeigen kann, daß er die Erlaubnis besitzt, von Rom verbotene Bücher zu lesen.

Immer wieder bedenke man, alle diese Vorschriften wollen im Gewissen verpflichten, wollen in das innerste sittliche Empfinden hineingreifen!

Würde man diese Indexgesetzgebung mit ihrer talmudisch anmutenden Möglichkeit der Seelenverängstigung in primitive religionsgeschichtliche Ver-

Digitized by Google

Bild Mario Mieritz

Dorfstraße in Dettelbach am Main

Digitized by Google

Digitized by Google

hältnisse übersetzen, so müßte man sagen, das gutgläubige Volk wird auf diese Weise auf äußerst geschickte Art den Händen kundiger Medizinmänner ausgeliefert, die es allein wissen und entscheiden können, wann und inwieweit eine Versündigung eingetreten ist.

Die Moral derselben Institutionen, welche Devisen- und Steuergesetze, die unter Umständen Existenzfragen für eine Volksgemeinschaft bedeuten, als nicht im Gewissen bindende Poenalgesetze ansieht, belastet mit den durchaus nicht eindeutigen und teilweise geradezu undurchführbaren Bestimmungen der Indexgesetzgebung die Gewissen — belastet sie unter schwerer Sünde! Man übersetze das in die Praxis des Alltags: Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" zum Beispiel zu lesen ist unter schwerer Gewissenbelastung verboten — Devisenvorschriften aber, die im verzweifelten Ringen eines ausgehungerten Volkes um seine Existenz entstanden sind — binden nicht im Gewissen, sind lediglich Poenalgesetze.

Aber nicht genug mit dieser Gewissensbelastung, geht die Indexgesetzgebung noch einen Schritt weiter und stellt die Übertretung des Indexverbotes unter schwerste kirchliche Strafe, nämlich unter die Strafe der Exkommunikation, von welcher nur der Papst selbst lösen kann. Wenn man die kanonische Rechtssprache in Begriffe des staatlichen Strafrechtes übersetzen wollte, dann wäre Exkommunikation ungefähr gleichbedeutend mit Todesurteil. Exkommunikation heißt Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft. In der Sprache des religiösen Katholiken ausgedrückt: Ausschluß von allen Sakramenten und im Todesfall Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Wann tritt in der Indexgesetzgebung diese Exkommunikation ein? Nach Kanon 2318 verfallen der dem Apostolischen Stuhle reservierten Exkommunikation 1. die Herausgeber von Büchern der Apostaten, Häretiker und Schismatiker, welche die Apostasie, Häresie und Schisma verteidigen (propugnant); 2. diejenigen, welche diese oder andere durch apostolisches Schreiben (per apostolicas litteras) verbotene Bücher verteidigen oder lesen oder aufbewahren, vorausgesetzt, daß sie um diese Verbote gewußt haben. Also wer Bücher liest oder aufbewahrt oder verteidigt, welche durch apostolisches Schreiben indiziert worden sind, und obgleich er von diesem päpstlichen Verbot Kenntnis hat, verfällt der Strafe der Exkommunikation. Ebenso diejenigen, welche Bücher lesen oder aufbewahren oder verteidigen, die von Apostaten, Ketzern oder Schismatikern geschrieben worden sind und die Apostasie, Ketzerei und Glaubensspaltung verteidigen.

Nicht ohne weiteres klar ist in dieser Bestimmung der Begriff der apostolicas litteras (päpstliches Schreiben). Der Wortlaut des kanonischen Rechtes unterscheidet an dieser Stelle Bücher, welche von Apostaten, Häretikern und Schismaten geschrieben und die Apostasie, Häresie und Gespaltung verteidigen, von solchen Büchern, welche „per apostolicas litteras" verboten sind. Wann gilt ein Buch per apostolicas litteras (apostolisches Schreiben) verboten? Wie bereits an einer anderen Stelle angeführt, kann das Bücherverbot des römischen Index erfolgen durch Kongregationsbeschluß oder durch spezielle päpstliche Kundgebung. Und damit wiederum eine päpstliche Kundgebung als „apostolicae litterae" bezeichnet werden kann, muß

Digitized by Google

darin der Papst irgendwie Bezug nehmen auf seine plenitudo potestatis, d. h. auf seine päpstliche Vollgewalt.

Wie die Indexgeschichte lehrt, hat es im Laufe der Jahrhunderte wenig Schrifttum von Rang und Format gegeben, das nicht allgemein oder ausdrücklich für kürzere oder für längere Zeit vom Indexverbot getroffen worden wäre, angefangen von Kopernikus und Galiläi bis zu Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts". Das in der Indexidee zum Ausdruck kommende Streben, die Welt gleichmäßig der römischen Weltschau zu verpflichten, wurde bis zur letzten Konsequenz durchzuführen versucht.

Schon die Trienter Indexregeln hatten bestimmt, daß Wörterbücher, Glossare, Sammlungen usw., die von Ketzern verfaßt sind, nur benützt werden können nach Beseitigung dessen, was gegen die katholische Religion in ihnen enthalten ist. Die Instruktion[22] Clemens VIII. bestimmte sodann, daß aus den Büchern zu streichen sind: Bibelstellen, welche aus schlechter Übersetzung von Ketzern entnommen sind, falls sie nicht etwa zitiert werden, um die Ketzer zu bekämpfen und mit ihren eigenen Waffen zu schlagen; ehrende Beiwörter der Ketzer und alles, was zu ihrem Lobe gesagt wird; Sätze gegen die kirchliche Freiheit, Immunität und Jurisdiktion; Sätze, welche unter Berufung auf die Aussprüche, Sitten und Beispiele von Heiden die staatliche Tyrannei begünstigen und die, evangelischen und christlichen Gesetzen widersprechende, fälschlich sogenannte Staatsraison (quam falso vocant rationem status) geltend machen.

In Verwirklichung dieser Verordnungen gab es verschiedene indices expurgatorii. Aber, während diese Indices Privatarbeiten waren, erschien 1607 zu Rom ein quasi amtlicher Index „librorum expurgandorum", herausgegeben von Fr. Jo Maria Brasichellensis, Magister Sacri Palatii[23]. Es erschien aber nur der 1. Band. In diesem Index nun werden 50 Autoren der Prozedur einer geistigen Kastration unterzogen, indem aus ihren Werken jene Stellen namhaft gemacht werden, die in Zukunft ausgemerzt oder abgeändert werden mußten, weil sie mit der kurialistischen Anschauung sich nicht vertrugen.

Man versteht unter kurialistischer Anschauung, in Kürze gesagt, jenes kirchliche Lehrsystem, das in der Geltendmachung der päpstlichen Vollgewalt und in der Propaganda weitestgehender päpstlicher Herrschaftsansprüche seine tragenden Grund- und Leitgedanken hat. Seine Krönung fand dieses kurialistische Lehrsystem in der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung des vatikanischen Konzils. Die Geschichte des Index bringt den überzeugenden Beweis, wie Index und Indexgesetzgebung im Dienste des kurialen Systems stehend, dazu gebraucht werden, um alle die Widerstände, nicht zuletzt die Widerstände innerhalb der römischen Kirche selbst, die sich gegen das päpstliche Allbeherrschungssystem erhoben, zu beseitigen.

Wenn der Jesuit Thomas Caraffa Papst Paul V. anreden konnte als „Vicedeum christianae rei publicae monarchiae invictissimum et pon-

[22] Reusch, l. c.
[23] Franc. Jo. Brasichellen, Index librorum expurgandorum, Stadt am Hof 1745.

Digitized by Google

tificiae omnipotentiae conservatorem acerrimum" (Vizegott, den unbesiegbaren und eifrigen Erhalter der christlichen Weltmacht und der päpstlichen Allmacht); oder wenn die römische Zeitschrift „civiltà cattolica" im Jahre 1868 schreiben konnte: Quando egli medita, e Dio che pensa in lui (wenn der Papst denkt, so ist es Gott, der in ihm denkt); ist es da Wunder zu nehmen, daß alles Schrifttum, welches über das Papsttum anderer Meinung war, alsbald durch den Index verboten wurde? Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art bieten die heute noch auf dem Index stehenden Werke des Melchior Goldast. Unter dessen indizierten Werken befindet sich auch eine dreibändige Sammlung von Auszügen und Abhandlungen bewährter kirchlicher Schriftsteller, die sich für Trennung der weltlichen und geistlichen Gewalt ausgesprochen haben. Ohne ein Werturteil abzugeben, ja ohne ein Wort zuzufügen außer dem Titel, gibt Goldast wörtliche Auszüge aus den Werken von Ambrosius, Hieronymus, Petrus von Damiani, Bernhard von Clairvaux, Innozenz III. usw., ferner Konzilsdekrete von Pisa, Konstanz usw. — Und dieses Werk kam 1709 auf den Index. Warum? Verstieß es gegen die christliche Lehre oder Sitte? Nein! Aber es war nicht kurialistisch, nicht im Sinne der päpstlich-römischen Weltschau. Das Gegenstück von Goldast bilden die 21 Foliobände der biblitheca maxima pontificiae, welche 1699 Rocaberti in Rom hat erscheinen lassen. Das Werk bringt die haarsträubendsten Übertreibungen päpstlicher Hoheitsansprüche, welche jeglicher geschichtlicher und auch kirchlich-traditioneller Grundlage entbehren. Aber trotzdem kam Rocabertis Arbeit nicht nur nicht auf den Index, sondern erhielt im Gegenteil das imprimatur, also den Sichtvermerk kirchenamtlicher Abstempelung.

Auch die beste Aktensammlung des Konzils von Konstanz — magnum oecumenicum Constantiense concilium, VII. tomis comprehensum heißt deren Titel — des Augustinermönches Hermann von der Hardt wurde 1703 auf den Index gesetzt. Bekanntlich hat das Konzil von Konstanz die über dem Papst stehende Autorität des Konzils ausgesprochen, also Grund genug, für kurialistische Auffassungen, die Aktensammlungen des Hermann von der Hardt auf den Index zu setzen. Diese Beispiele ließen sich um ein Vielfaches vermehren. Aber es ist stets der gleiche Vorgang: vermittels des Index wird alles mundtot gemacht, was dem römisch-kurialistischen Weltbild sich nicht einfügt, ob es sich nun um geschichtliche Forschungen oder Naturwissenschaft, um Philosophie oder Theologie handelt. Bis weit hinein in gläubig katholische Kreise, wurde der in der nachtridentinischen Kirche auf allen Gebieten zur unumschränkten Herrschaft gelangte „Jesuitenstil" mit seiner Überspitzung des päpstlichen Universalismus als geistige Vergewaltigung empfunden. Und in der Tat unterscheidet sich die Art und Weise, wie auch innerhalb der römischen Kirche selbst die Gegner der jesuitischen Uniformierung erledigt wurden und werden, prinzipiell in nichts von der mittelalterlichen Ketzerverbrennung und Folter.

Die Geschichte des Index ist unter diesem Gesichtswinkel gesehen auf großen Strecken ein Friedhof, mit den Leichensteinen namhafter katholischer

Digitized by Google

Theologen, die als Opfer eines unbeschränkt herrschenden Systems gefallen sind.

Der römische Index erweist sich innerhalb und außerhalb der Kirche als ein Werkzeug, um alle Widerstände gegen die kurialistische-römische Weltschau mit geistigen Gewaltmethoden niederzuringen und alle andersgeartete religiöse, philosophische und weltanschauliche Sicht, ja sogar nur eine andere Auffassung innerhalb derselben kirchlich-religiösen Bindung, unter Anwendung von schwerster Gewissensbelastung und Furchterzeugung zu unterdrücken.

Damit ist und bleibt der Index der römischen Kirche eine Kampfansage gegen alles, was nicht den Bischof von Rom als den Stellvertreter Gottes auf Erden ansieht.

Digitized by Google

Die Treue ist eine Angelegenheit des Herzens, niemals des Verstandes. Der Verstand mag straucheln, das Herz hat immer denselben Pulsschlag zu schlagen, und wenn es aufhört, stirbt der Mensch genau so wie ein Volk, wenn es die Treue bricht. —

Wir wissen, daß nur dann, wenn die Erkenntnis guten Blutes als Verpflichtung aufgefaßt wird, als heiliges Vermächtnis, das in artreiner Sippe weiter zu vererben ist, eine Rasse und ein Volk das ewige Leben haben.

Reichsführer-SS. Himmler

Digitized by Google

Gesandter Werner Daitz:
Amtsleiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP.

Weltanschauung und Wirtschaft

Aus einer Rede, die Pg. W. Daitz zu Anfang Dezember vor der deutschen Akademie in Berlin hielt, bringen wir folgenden Auszug.

Ebenso, wie die deutsche Wehrmacht niemand bedroht, sondern durch ihr bloßes Dasein wirkt, nämlich Volk und Lebensraum nach außen schützt, ebenso wirkt die Partei schon durch ihr bloßes Dasein auf die innere schöpferische Ausrichtung des gesamten völkischen Lebens. In beiden Fällen ist es ein Wirken ohne zu handeln. Denn die Wehrmacht braucht keinen Krieg zu führen, um ihren Schutz nach außen wirksam werden zu lassen. Die Partei braucht keinen Bürger- und Interessentenkrieg zu entfesseln, und soll auch nicht in den Ablauf der staatlichen Verwaltung eingreifen, um ihre geistige Führung wirksam werden zu lassen. In beiden Fällen wird das Ziel: Sicherung der völkischen Lebens- und Wachstumskräfte nach innen und nach außen — erreicht durch Erziehung zur soldatischen Haltung. Denn Volksgemeinschaft heißt: Wehrgemeinschaft nach außen und soziale Eintracht im Innern. Eines ohne das andere ist unmöglich. Beide sind einzig und allein durch die soldatische Haltung des deutschen Volkes auf jedem seiner Betätigungsgebiete zu erreichen, durch Soldatensozialismus.

Deshalb verlangen wir auch von der Wirtschaft eine soldatische Haltung nach innen und nach außen. Denn, wenn der Führer eines Wirtschaftsbetriebes diesen ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Nation, allein nach der höchstmöglichsten Rendite steuert — so muß er unfehlbar auch den sozialen Frieden im Innern seines Betriebes zerstören. Seine Gefolgschaft wird unvermeidlich dieselbe Geisteshaltung einnehmen — wie der Herr, so das Gescherr! — und nun ihrerseits ohne Rücksicht auf den sozialen Frieden und den Bestand des Betriebes, mit allen Mitteln nach dem höchstmöglichen Lohn streben. Denn dem Kapitalismus folgt stets als sein Schatten der Marxismus. Beide wachsen aus derselben Wurzel — dem jüdischen Gelddenken, das immer erst in das nordische Wirtschaftsdenken Einlaß findet, wenn dieses über den Intellekt zersetzt wurde. Beide zerstören so gemeinsam um eines vermeintlichen höheren Geldverdienstes willen Blut und Boden, die biologischen Grundlagen ihres Volkstums und damit ihre eigene Existenz.

Denn der urewige Fluch des Goldes und Geldes wird immer nur dann wirksam, wenn das Geld zu einer gegengesetzlichen, den ganzen Wirtschaftsprozeß beherrschenden Größe erhoben wird, statt nur Brücke für den Leistungsaustausch zu sein. Der ganze organisch gewachsene und sinnvoll ineinander geknüpfte Wirtschaftsprozeß wird mechanisiert und damit entwurzelt. Alles wird „flüssig" gemacht und Objekt des von Gelddenken beherrschten jüdisch-

Digitized by Google

internationalen Händlergeistes. Selbst Wohnhaus und Bauernhof werden Gegenstände finanzieller Transaktionen, werden das Objekt von Hypotheken- und Rechtsgeschäften. Das persönliche Verhältnis zur Scholle, zum Haus und zum Gewerbebetrieb wird immer mehr abgelöst und entartet in unpersönliches mit Akten, G.m.b.H.-Anteilen und Hypotheken geschäftemachendes Händlertum. Die Wirtschaftsgesinnung des bodenständigen Menschen, und seine an sein Volkstum gebundene Tätigkeit werden immer mehr abgelöst durch eine nomadische, nicht mehr an die Heimatscholle, sondern an fremdes Blut gebundene nomadische Wirtschaftsgesinnung.

Soldatische Haltung, bei der Dienst vor den Verdienst geht, und die damit den eigenen Lebensraum des Volkstums schützt, steht im ewigen Gegensatz zum jüdischen Gelddenken, bei dem Verdienst vor Dienst geht, weil es eigenen Lebensraum nicht zu schützen hat.

Denn das Judentum kann sich des Lebensraumes seines Gastvolkes nur in dem Maße bemächtigen, wie dieses durch intellektualistische Auflösung der völkischen Lebensgemeinschaft und Übernahme seines Gelddenkens seine wehrhafte Haltung verliert.

Deshalb wird der nordische Mensch stets Wehrpolitik vor Geldpolitik stellen, während das jüdische Händlertum Geldpolitik vor Wehrpolitik stellen muß. Wehe deshalb dem Volke, das in seiner Wirtschaftsführung die soldatische Haltung verläßt und defaitistische Wirtschaftsmethoden übernimmt, das die Wirtschaft aus der geschlossenen Wehrfront der Nation löst.

Denn die politische Unabhängigkeit des deutschen Volkes hängt nicht nur von seiner militärischen Stärke ab, sondern ebenso sehr von seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Wirtschaftliche Unabhängigkeit bedeutet für das deutsche Volk nicht Autarkie, sondern die Wiedergewinnung seiner ihm durch die intellektualistische Freihandelsdoktrin verlorengegangene Nahrungsfreiheit und Rohstoff-Freiheit, durch deren Fehlen wir den Weltkrieg verloren haben. Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik verlangt deshalb an erster Stelle, daß die eiserne Ration an Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh und die eiserne Ration an gewerblichen Rohstoffen im Lande selbst erzeugt wird. Nur dann sind wir bei Handelsboykott oder Blockade vor Kapitulation geschützt. Was darüber nach Ausnützung aller binnenwirtschaftlichen Möglichkeiten zur Erhöhung der Lebenshaltung unseres Volkes dient, soll durch sinnvollen und umfangreichen Außenhandel in kameradschaftlicher Zusammenarbeit und Ergänzung durch Austausch mit den übrigen Völkern hereingenommen werden.

Nicht gegen den Umfang des Vorkriegs-Außenhandels richtet sich deshalb die nationalsozialistische Wirtschaftskritik, sondern gegen seine damalige falsche Struktur und Lagerung.

Die falsche Struktur bestand, wie erwähnt, darin, daß man ohne Rücksicht auf die Erhaltung der politischen Handlungsfreiheit des deutschen Volkes, die gewerblichen Rohstoffe und Nahrungsmittel dort in der Welt einkaufte, wo sie gerade am billigsten und mit dem größten geldlichen Nutzen einzuhandeln waren.

Digitized by Google

Die falsche Lagerung bestand darin, daß Deutschland seinen Außenhandelsraum rücksichtslos in das Interessengebiet und den Machtbereich anderer Völker lagerte, so daß ihm dieser im entscheidenden Moment abgeschnitten werden konnte, was ja auch geschehen ist.

Diese Fehler werden durch die neue soldatische Haltung der deutschen Wirtschaft vermieden. Durch Arbeitsschlacht und Marktregelung in der Agrarwirtschaft, und mehr und mehr auch in der gewerblichen Wirtschaft, wird zunächst erst einmal die Erzeugung der eisernen Ration an Nahrungsmitteln und Futtermitteln und an gewerblichen Rohstoffen (letztere evtl. durch synthetische Verfahren) sicher gestellt. Wenn diese Selbsterzeugung auch anfangs noch etwas höhere Kosten verursachen sollte, wie ihr Bezug aus den jeweils billigsten ausländischen Rohstoffgebieten, so muß dieser Mehrpreis getragen werden. Er ist die Versicherungsprämie gegen Kapitulation, die ebenso wenig erspart werden kann, wie die Versicherungsprämie gegen Feuergefahr. Weil die Vorkriegs-Wirtschaft aus ihrem falschen Gelddenken heraus diese Prämie zu ersparen versuchte, hat sie durch die Kapitulation Deutschlands am Schluß des Krieges ihr gesamtes Kapital verloren. So waren auch kaufmännisch gesehen diese angeblich billigsten Preise in Wirklichkeit die teuersten Preise, die je ein Volk für den Bezug seiner unentbehrlichen Lebensmittel und Rohstoffe aus dem Auslande bezahlt hat.

Überdies werden in Kürze deutsche Technik, Organisation und Arbeitswilligkeit den anfänglich hier und da vielleicht noch höheren Erzeugungspreis ausgeglichen haben, so daß von einer verminderten Konkurrenzfähigkeit der deutschen Produktion in der Welt aus diesem Grunde keine Rede sein kann. Aber mag dem sein wie es will, für die Freiheit ist kein Opfer zu groß! Denn was an Geld gespart wird, muß sonst eines Tages mit Blut bezahlt werden.

Durch diese soldatische Haltung der deutschen Wirtschaft nach außen, durch diese Sicherung der notwendigsten wirtschaftlichen Unabhängigkeit, ist damit zugleich das Fundament für einen umfangreicheren, dauerhafteren und vor allem auch friedlicheren Außenhandel gelegt, wie er in der Vorkriegszeit bestand. Handelspolitische Verwicklungen führen nun nicht mehr zwangsläufig zum Einsatz von Heer und Flotte, wie dies unter der Ägide der planlosen „Weltwirtschaftlichen Verstrickung" geschah. Sondern der Einsatz der Wehrmacht braucht nunmehr erst dann zu geschehen, wenn es wirklich um die höchsten und letzten Güter der Nation, ihre Ehre und Freiheit geht.

Diese neue Wirtschaftsstruktur ermöglicht es Deutschland auch in höherem Maße wie bisher, seiner Verpflichtung gegenüber Kontinentaleuropa nachzukommen. Denn durch die unvermeidliche Herausbildung von Großwirtschaftsräumen als Zwischenstufe eines neuen weltumspannenden Handels und Verkehrs, wie wir sie heute im Britisch Empire, im japanisch-chinesischen Block, in der Monroe-Doktrin Nord-Amerikas, im französischen Ottawa, in der Abgeschlossenheit des russisch-sibirischen Raumes, entstehen sehen — geräte Kontinentaleuropa in eine äußerst bedrängte Lage. Dadurch, daß es 400 Jahre lang seine besten Lebens- und Wirtschaftskräfte über alle Welt in die neu entdeckten Länder verschwendete, die sich nun heute gegen Kontinental-

Digitized by Google

europa abschließen, ist die Wirtschafts- und Lebenskraft seiner Völker äußerst geschwächt. Es wird vielfach übersehen, daß nicht nur Deutschland, sondern ganz Kontinentaleuropa in seiner Handels- und Zahlungsbilanz passiv ist gegenüber der übrigen Welt.

Wenn sich nun heute 70 Millionen deutscher Menschen im Herzen Europas vom Westen zum Osten drehen, und damit die 400-jährige liberalistisch-kapitalistische Wirtschaftsepoche beenden, so muß sich damit ganz Kontinentaleuropa vom Westen zum Osten drehen, ob es will oder nicht! Damit erwächst Deutschland die Pflicht und die Möglichkeit, seinen Außenhandelsraum, den es durch die Verschließung des überseeischen Westens und des Fernen Ostens dort abbauen muß (Südamerike macht hierbei eine Ausnahme), vorzugsweise nach Nord- und Südosteuropa zu verlagern. Mehrere Milliarden Mark, die Deutschland bisher jährlich für den Bezug von Waren aus dem Fernen Westen und Fernen Osten ausgab, können und müssen künftig nach und nach der Verstärkung des deutschen Außenhandels mit den Ländern Südost- und Nordosteuropas zur Verfügung gestellt werden. Dadurch wird den Völkern Osteuropas in Deutschland und über Deutschland im gegenseitigen Austausch ein neuer Markt erschlossen, der weit über den Umfang der Märkte hinausgeht, die sie durch den Zusammenbruch der früheren Weltwirtschaft außerhalb Europas verloren haben. Ja, es besteht sogar die Möglichkeit, daß durch diese Verstärkung des europäischen Binnenhandels, der die Passivität der europäischen Handels- und Zahlungsbilanz wieder ausgleicht, auch ein erhöhter Handelsverkehr Kontinentaleuropas mit anderen Großwirtschaftsräumen einsetzen kann und ein verstärkter Bezug von tropischen Erzeugnissen durch die erhöhte Kaufkraft Deutschlands und der übrigen nord- und südosteuropäischen Länder, so daß auch der gesamte Welthandel und -Verkehr aus Europa wieder einen neuen starken Auftrieb erfährt.

Nur Deutschland, im Herzen Europas gelegen, mit seinem großen und vielfältigen Bedarf, vermag eine neue wirtschaftliche und kulturelle Stärkung des Kontinents herbeizuführen, die Europa wieder den Europäern sichert, und alle Anbau- und Schürfungsmöglichkeiten für den europäischen Bedarf nutzbar macht. Nur auf diese Weise kann eine neue europäische Arbeits- und Kulturgemeinschaft entstehen, beruhend auf der völligen Souveränität aller an ihr beteiligten Völker in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht. Denn gerade die soldatische Haltung Deutschlands, die Verkündung des Volkstumsgedankens als Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung durch Adolf Hitler, ist die sichere Bürgschaft dafür, daß die Souveränität fremder Volkstümer in jeder Hinsicht für Deutschland unantastbar ist. Deutschland verwirft schon aus weltanschaulichen Gründen ebenso wie aus praktischen politischen Erwägungen jede Art Imperialismus, Universalismus und Despotismus, wie sie seit zwei Jahrtausenden immer wieder an den Gestaden des Mittelmeeres entstanden sind durch Entartung der einst auch dort herrschenden nordischen Volkssubstanz unter der südlichen Sonne und durch das Eindringen jüdisch-intellektualistischen Geistes. Und wie sie sich immer wieder über Europa auszubreiten versucht haben und noch heute auszubreiten versuchen.

Digitized by Google

Der noch aus intellektualistischem Gelddenken geborene Geldimperialismus gewisser westlicher Länder, der den Völkern Osteuropas Geld leiht, ohne den Außenhandelsumsatz mit ihnen in gleicher Weise zu erhöhen und dadurch ihre Souveränität bedroht, ist eine der Spielarten dieser Geisteshaltung.

Deutschland hält sich deshalb in seiner Handelspolitik von allen derartigen Geldgeschäften, die die Souveränität fremder Volkstümer beeinträchtigen, fern, und läßt nur gegenseitige Warenverpflichtungen entstehen. Deutschland betrachtet die Unterdrückung fremden Volkstums als die dümmste und reaktionärste Politik, die es gibt. Und wünscht nur, daß auch andere Völker der gleichen Ansicht wären.

Der zusätzliche Lebensraum, den Deutschland in Form seines Außenhandelsraumes vom Westen zum Osten verlagert, bedeutet deshalb keinen handelspolitischen oder gar politischen Imperialismus, der auf gewaltsame Grenzverrückungen ausgeht, gegenüber Südost- und Nordeuropa. Sondern seine vorhin geschilderte, die deutsche Unabhängigkeit schützende Struktur ist zugleich auch ein ebenso starker Schutz für die Unabhängigkeit der Völker, mit denen er in Außenhandelsbeziehungen tritt. Er ist nur ein friedlicher Beitrag für die gegenseitige Hebung des Lebens- und Kulturstandards der kontinentaleuropäischen Völker weit über den Grad hinaus, der jedem einzelnen durch die eigene Scholle gegeben werden kann. So begründet der Volkstumsgedanke Adolf Hitlers eine neue kontinentaleuropäische Arbeits- und Kulturgemeinschaft souveräner Volkstümer.

Zum Schluß noch einen Gesamtüberblick über den wehrhaften Aufbau der deutschen Wirtschaft. Er ist keine künstliche Konstruktion, sondern ergibt sich aus dem natürlichen Wachstum des Bauernhofes zur Volkswirtschaft, wenn das zerstörerische Dazwischentreten des intellektualistischen Gelddenkens verhindert wird.

Denn der Bauernhof enthält im Keime eingeschlossen bereits die gesamte Volkswirtschaft mit allen ihren tausendfältigen Verästelungen. Die echte Volkswirtschaft ist gleichsam nur eine optische Vergrößerung des Bauernhofes. Denn in Wirklichkeit muß jede natürlich gewachsene Volkswirtschaft strukturgleich bleiben der wehrhaften Struktur des Bauernhofes, wenn sie die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Volkes erhalten will, des Bauernhofes, der Pflug und Schwert nie voneinander trennt, und seine Souveränität auch bei Zusammenarbeit mit anderen Bauernhöfen niemals aufgibt. Deshalb gliedert sich auch die Volkswirtschaft in die drei natürlichen Berufsgruppen, die schon auf dem Bauernhof vorhanden sind, und deren jede besondere Aufgaben im Dienst am Volksganzen hat. Denn auch auf dem Bauernhof kann nur ein Teil der Familienmitglieder den Acker bestellen, also Ackerwirtschaft treiben. Der andere Teil, die nachgeborenen Söhne müssen, wenn neuer Siedlungsraum nicht zur Verfügung steht, sich der Unterhaltung und Verbesserung der Ackergeräte zuwenden, um so die Intensität der Bestellung und den Ertrag des Bodens zu heben, damit sie aus derselben Scholle leben können. So entsteht die gewerbliche Binnenwirtschaft über Handwerk, Industrie, Handel, Verkehr und das Geldwesen des Binnenmarktes. — Wächst nun die Familie auf dem Bauernhof und in der Volkswirtschaft weiter, und steht

Digitized by Google

neuer Siedlungsraum nicht zur Verfügung, so muß auf das Erdgeschoß der Ackerwirtschaft und das erste Stockwerk der gewerblichen Binnenwirtschaft, ein zweites Stockwerk, die Außenwirtschaft, aufgebaut werden. Ebenso wie mehrere Bauernhöfe, ohne Aufgabe ihrer Unabhängigkeit, in sinnvollen Austausch miteinander treten und dadurch neue Arbeits- und Lebensmöglichkeiten für ihre wachsenden Familien schaffen — so treten auch die Volkswirtschaften, ursprünglich ohne Aufgabe ihrer Souveränität, in sinnvollen, ergänzenden Austausch miteinander. Es entsteht so die Außenwirtschaft, die sich in Außenhandel, Seeverkehr und Geld- und Kreditwesen des Außenhandels aufgliedert.

Wir haben also organisch aus dem Bauernhof gewachsen vor uns drei natürliche Berufsgruppen, deren jede besondere Aufgaben im Dienst am Volksganzen, an der Wehrpflicht der Wirtschaft, zu erfüllen hat und die dadurch ihre Strukturgleichheit mit dem wehrhaften Bauernhof mehren und die völkische Wehrfront schließen.

Diese drei Gruppen sind:

1. Die Landwirtschaft (Reichsnährstand). Sie hat die Erneuerung des Blutes und die Nahrungsfreiheit durch Marktregelung zu sichern.
2. Die gewerbliche Wirtschaft (Handwerk, Industrie, Handel, Verkehr, Bankwesen der Binnenwirtschaft). Sie hat die zivilisatorischen und technischen Belange des Volkes und die Rohstoff-Freiheit durch Marktregelung zu sichern.
3. Die Außenwirtschaft (Außenhandel, Seeverkehr und Geld- und Kreditwesen des Außenhandels). Sie hat den äußeren Stoffwechsel und Lebensraum der Volkswirtschaft zu fördern und zu sichern.

Diese klare Gruppenbildung ermöglicht auch eine klare und einheitliche Bildung der notwendigen Selbstverwaltungskörper und Selbstverantwortungskörper der Wirtschaft. Der Aufbau jeder Gruppe entspricht dem nationalsozialistischen sittlichen Grundprinzip des Volksaufbaus: Freiheit und Selbstverantwortung in der natürlichen völkischen Gebundenheit.

Diese Selbstverwaltungs- und Verantwortungskörper der Wirtschaft, von denen der erste bereits durch das „Reichsnährstandsgesetz" für die Landwirtschaft fertig dasteht, und deren zweiter durch die Reichswirtschaftskammer ebenfalls nahezu vor der Vollendung steht, und die vielleicht noch durch ein Gesetz zur Ordnung der Außenwirtschaft ergänzt werden müssen — sind dann nicht nur die drei natürlichen Selbstverwaltungskörper der Wirtschaft, sondern zugleich auch das geeignete Instrument für ihre einheitliche Führung durch die Politik des Führers. Und sie sind weiter auch der Träger der Berufsehre und das sachverständige Gremium für die Bildung des „gerechten Preises". D. h. des volkswirtschaftlich richtigen Preises, der die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Nation nach außen und den sozialen Frieden im innern sichert.

Sie sind also vertikale Organisationen, die wie die Pflanze aus dem Boden wachsen und den Lebens- und Wachstumskräften des deutschen Volkes wieder

Digitized by Google

Durchlaß gewähren. Sie stehen also im Gegensatz zu den intellektualistisch-horizontalen Organisationen der liberalistisch-kapitalistischen Zeit, die die immer vertikal gerichteten Lebens- und Wachstumskräfte des deutschen Volkes abschnürten.

Der Freiheitsbegriff wird also durch diese soldatische Neuausrichtung der Geisteshaltung aus der Ebene des Mechanischen in die Ebene des Organischen zurückgeführt. Nirgends soll die persönliche Freiheit und Tatkraft des einzelnen beschnitten werden, bis auf eine Ausnahme, nämlich dort, wo er die übergeordnete Freiheit der Gesamtheit und ihren völkischen Zusammenhalt gefährdet.

Diese ureinfache natürliche Wirtschaftsauffassung zertrümmert die rein intellektualistisch konstruierten ökonomischen Theorien der letzten 150 Jahre, die die Wirtschaft aus der Wehrfront der Nation herausbrachen und ihr eine unsoldatische defaitistische Haltung gaben, durch die der Unfrieden in der Welt gemehrt wurde.

Auch die Freiheit und Unabhängigkeit der Wirtschaft kann nur durch Selbstverteidigung gesichert werden. *Heldischer Geist steht wieder auf gegen Händlergeist.* Deswegen erklären wir, daß das Volkstum vor der Wirtschaft und daß die Freiheit vor dem Gelddenken gehen muß.

Die intuitive Klugheit des Volkes aber fühlt in der Verkündung dieser Grundsätze die Erneuerung seines innersten, ewigen Lebens und Wachstums, die Wiedergeburt aller wesentlichen Kräfte. So zeigt der Führer des ewigen Deutschlands, Adolf Hitler, denen, die ihn früher als den größten Phantasten und unrealsten Menschen bezeichneten, mit jedem Tag von neuem, daß er der größte Realpolitiker auf jedem Gebiete ist, weil er alle Dinge von der weltanschaulichen Seite her anpackt und erneuert und ihnen so ihren ewigen Sinn wiedergibt.

Leben aus der Ganzheit ist darum unsere Parole. Nationalsozialismus ist Soldatensozialismus.

Einer für alle und alle für Einen!

Digitized by Google

Wir müssen an uns selbst arbeiten. In unerhörter Selbstzucht müssen wir die ewigen Grundgesetze der uns vom Führer gegebenen Weltanschauung in uns verankern und einhalten. Wir müssen uns erst einmal geistig gleich richten, daß jeder über jeden Gegner gleichmäßig denkt, ihn gleich grundsätzlich ablehnt, ohne persönlich egoistische und mitleidige Ausnahmen zu machen.

SS. Gruppenführer Heydrich

Digitized by Google

Günther Thaer:

Jean Sibelius

Dem finnischen Meister als Gruß und Gedenken

Wenn es nach seinem Wunsche ginge, so würden wir gar nicht von ihm sprechen, sondern von jenem seltsam erregenden Klingen, das durch die hellen, nordischen Sommernächte geht; von dem dunklen, mystischen Rauschen, das der Wind aus den Einödwäldern heranträgt und von dem singenden Spiel der Mückenschwärme in der Abendstille über Wald und Sumpf. Wir müßten von dem sprechen, was sein Leben mit Sehnsucht erfüllte, und in den einsamsten Stunden Musik wurde. — So sehr tritt das persönliche Sein in den Hintergrund vor seiner schicksalhaften Aufgabe: diesen atmosphärischen Klang, der seit Vorzeiten dort oben zwischen Seen und Wäldern sein finnisches Volk umwebt, zu Leben und Form zu erheben. Zu einer Kunstform, in deren Melodienwelt sich die finnische Seele spiegelt. — Das mögen große Worte sein, aber das Werk selbst wurde größer. Sibelius ist der erste geniale Gestalter jenes unbewußten, kindhaften Musikgefühls, das seit einem Jahrtausend in den Zauberliedern und Runen Finnlands liegt. In ihm hat sich der Genius des Volkes jene gewaltige Erscheinung geschaffen, die wie ein nationales Fanal durchbrach. —

Das sind Gedanken an eine stille Sommerstunde mit dem großen, alten Mann, der so lauschend und in sich beschlossen da saß, und nicht von Sibelius sprechen wollte. Dessen Augen aber so kindlichen Glanz bekamen, wenn er von dem sprach, was er liebte. Das Leben, die Landschaft und den Geist der darüber waltet, und der ihm immer und allüberall zur Musik wurde. Der an keine abstrakte Kunst glaubt, sondern damals sagte: „Als Musik empfinde ich nur jene Klangharmonie, die auch die Seele des einfachsten Menschen in Schwingung bringt.“ —. Ihm ist diese Harmonie aus der melancholisch schweren Welt seiner Heimat, mit ihren unfaßbar durchsichtigen, fernen Farben aufgestiegen, und so führt auch nur dieser eine Weg hinein in seine Kunst. Der Weg in die Seele der nordischen Landschaft, in den Raum, in dem sich Wirklichkeit und Vision auf so phantastisch-mystische Weise paaren.

Vor diesem gewaltigen Hintergrund steht sein ganzes Werk, zeitlos und einfach, — und alle Etikette einer zeitgenössischen Kritik, die über dem Lärm der Tagesmusik, jenes atmosphärische Klingen nicht mehr vernahm, sind heute abgefallen. Ob es sich um seine symphonischen Dichtungen aus dem großen „Kalevala“-Epos, ob um seine Bühnenmusik oder um sein letztes und größtes Schaffen, die sieben Symphonien handelt, überall leuchten die Elemente der Landschaft hindurch.

Man könnte sogar den Versuch wagen, von hier ausgehend, einzelne Grundzüge seines Schaffens, die uns in ihrer Eigenart schwer verständlich oder

Digitized by Google

widerſpruchsvoll erſcheinen, zu erklären. — Die herbe, karge Verſchloſſenheit der Natur iſt es, die ſeine Melodien mitunter ſo abgebrochen und ſtockend dahinfließen läßt; die ihnen aber andererſeits jenen eigenartigen Rhythmus verleiht, den man einen „deklamatoriſchen Stil" genannt hat. Und, wenn ihm Kritiker eine gewiſſe Melodien-Armut vorwarfen, ſo wußten ſie wohl nichts von jenem granitenen Felsboden ſeiner Heimat, der, unter dünner Erdſchicht verdeckt, ſeit Jahrtauſenden das ganze vegetative Wachstum formt und beherrſcht. Seine Vorliebe für programmatiſche Stoffe aber, die ſich ſchon in den erſten Jugend-Kompoſitionen zeigte, und die im Gegenſatz zu dem oft lockeren, unarchitektoniſchen Aufbau und einer viſionär auseinanderſtrömenden Fülle harmoniſcher Motive ſo eigenartig erſcheint, findet hier vielleicht auch ihre Deutung. Es ſcheint wie jene unerklärliche Vereinigung von hartem Wirklichkeitsſinn, der mit der Scholle ringt, und einem Fernweh, das ſich ſuchend und ſehnſüchtig in der durchſichtigen Ferne des Abends oder in der Dämmerung der Sommernächte verliert. Es ſind jene Grundzüge des nordiſchen Weſens, die uns auch in der gewaltig-phantaſtiſchen Welt des „Kalevala"-Epos entgegentreten.

Folgen wir dem jungen Sibelius ein Stück auf ſeinem Lebenswege, ſo wird das vielleicht noch deutlicher: Seine Heimatſtadt Hämeenlinna liegt, eingebettet mit ihrer alten Tradition und ihren ſtillen Kleinſtadtſtraßen, deren Rand Holzhäuſer ſäumen, in dem großen Wälder- und Seengebiet von Tavaſtland. Schon als Knabe liebte er es, weite Streifzüge durch dieſe ſtille, geheimnisvolle Welt zu machen und ihren Stimmen zu lauſchen; und wie der Biograph zu berichten weiß, entſtanden die erſten Partituren, die er damals für Kammermuſik im häuslichen Kreiſe ſchrieb, meiſt auf ſolchen Wanderungen irgendwo im Halblicht der Sommernacht in den Wäldern. — Die Melodien, die dort ſtrömten, waren mächtiger für ſein Ohr, als die Muſik der Klaſſiker oder auch als die Muſik Wagners, zu der ihn ſein treuer, alter Lehrer Wegelius zu führen ſuchte. Wohl lernte er viel an dieſen Vorbildern, aber alles Muſikgefühl formte ſich dennoch zu ſeiner — zu finniſcher Art. Und dieſe Naturverbundenheit bewahrte ihn davor, ein Epigone zu werden, und wies in ſeinem Werk zum erſten Male der finniſchen Muſik den arteigenen Weg! Gab ihm jene ſpezifiſche Farbe, die — wenn ſchon eine Begriffsbeſtimmung gewählt werden ſoll — eine Miſchung von Klaſſik, Romantik und Modernität wurde.

Aber das Erlebnis, das für den einfachen, muſikaliſch empfindenden Menſchen Ergreifende und Schwingende darin, iſt ein anderes. Es iſt dieſes geniale Charakteriſierungsvermögen der Naturſtimmung, das überall in ſeinen Werken ſeine Konturen zeigt. — Wenn er das dunkle, dämoniſche Rauſchen der Stromſchnellen oder den wildaufſchäumenden Waſſerſturz über granitene Klippen zu gewaltigem Klang formt. Wenn er das zitternde, atmoſphäriſche Singen der Mückenſchwärme über den Sümpfen, oder den ſchnellen Flug der Zugvögel am fernen, verglimmenden Abendhimmel, — wenn er die ſchwermütige Stimmung eines Herbſtabendes, an dem der rote Julimond über die Wand ſtummer, dunkler Einödwälder hinaufſteigt, mit jener unwägbar feinen ſeeliſchen Ausdruckskraft der Muſik erfaßt. — Viel-

Digitized by Google

leicht sollte man nach diesen Dingen nicht mit Worten zu greifen suchen. Es genügte wohl, einmal in einem finnischen Konzertsaal, während der 2. oder 5. Symphonie, den Abglanz davon auf den Gesichtern dieser unzugänglichen Menschen schimmern zu sehen. Dann spürte man auch, was Sibelius dem finnischen Menschen geworden ist. Und unwillkürlich drängt sich für uns der Vergleich mit dem größten Deutschen, mit Goethe auf, der uns das arteigene, faustische Erlebnis offenbarte. Das, woran auch in seinem Werke im letzten Grunde niemand als der Deutsche heranzufinden vermag. — Und so steigt auch Sibelius' Kunst, aus jenen lebendigen, urewig dunklen Quellen des Völkischen kommend (und im letzten nur dem Sinnen faßbar) ins All-Menschliche und Zeitlose hinauf.

Über diesem Wesentlichsten, was zum Verständnis seiner Musik zu führen vermag, wird die Einteilung seines Werkes nach zeitlichen oder strukturellen Gesichtspunkten eigentlich unwichtig. Und er selbst würde vielleicht zu seinem beflissenen Biographen sagen: „Was wollen Sie denn von mir? Ich habe nur Musik gemacht." — Aber um hier einen gewissen Überblick zu geben, könnten wir drei Phasen unterscheiden: die der nationalen Tondichtung, die der sogenannten Bühnenmusik und die rein symphonische. Phasen, die sich freilich auch zeitlich ineinander schieben. In der ersteren entstanden jene Werke, wie die „Kullervo"-Symphonie, das gewaltigste Motiv aus der alten Volkspoesie; dann der „Schwan von Tuonela" (ein zur Unterwelt geleitendes Lied des Todesvogels) und unter anderem auch „Tapiola" in dem die Geister aus „Nordlands düsteren Wäldern" raunen. Sibelius hat in diesen seinen „Kalevala"-Schöpfungen nicht die alte Runenmelodie als solche, sondern nur ihre tonalen und rhythmischen Eigenschaften verwandt. Vielleicht spricht seine Auffassung am klarsten aus dem, was er kürzlich selbst über das große Epos sagte: „Es gehört zur Erbschaft des fernen Karelien, des Landes der Runen- und Zauberlieder, der unermeßlichen Einöden des Ostens, die von Schwermut und Geheimnissen erfüllt sind." — Unter seiner Bühnenmusik aus der zweiten Phase wären hervorzuheben: die Kompositionen zu Maeterlinks „Peleas und Melisande", zu dem mittelalterlichen „Jedermann", dann die in ihrer Mischung von Lyrik und Mystik zauberhafte Musik zu „Svanevit und der Tod" und schließlich die weltbekannte „valse triste". Der dritte Teil seines Schaffens aber umfaßt die sieben gewaltigen Symphonien, die in ihrer Symbolik und Mystik oft wie der dunkelfarbene Spiegel jener geisterhaften Sommernachts-Stimmungen erscheinen und in eine kaum zugängige Tiefe führen. Von denen der Meister selbst einmal äußerte: „Jede meiner Symphonien hat zwanzig Jahre gebraucht, bis sie sich durchsetzte."

Nun ist der Weltruhm zu ihm gekommen. Leise und unmerklich fast, wie ein Morgen heraufzieht. Und er findet an der Schwelle des siebenten Jahrzehntes einen Mann, der weise und vielleicht auch sehr einsam geworden ist. Einen Menschen, der Enttäuschung und Ruhm für nichts achtet, weil er in seinem Leben nur auf das Ewige gehorcht hat. — Wo liegt es, dieses Ewige? In dem einfachen, gewaltigen Akkord zwischen Volk und Natur. Dort also, wo auch wir Deutsche heute wieder die Harmonie des Seins suchen. Und, wenn Sibelius' Werke in Deutschland, dem Lande der Musik,

Digitized by Google

Der ſiebzigjährige Sibelius

Digitized by Google

Digitized by Google

Sibelius Heim „Ainota“ in Järvenpää

Speisezimmer in „Ainota“ (An der Wand ein alt-finnischer Teppich)

Digitized by Google

Digitized by Google

erſt ſo ſpät, man könnte ſagen, erſt in den letzten zwei Jahren wirklich Eingang gefunden haben, ſo lag es nicht an ihrer „Fremdartigkeit", wie uns manche Kritiker glauben machen wollten, ſondern nur daran, daß — Lärm, Unglaube und die innere Haltloſigkeit der hinter uns liegenden Epoche das Tor zu dieſen einfachen, großen, aus Natur und Volk geborenen Klängen, verſchloſſen hielten. — Dieſes Tor hat der Nationalſozialismus geſprengt, und eine innere Wandlung hat den deutſchen Menſchen wieder in jene urſprungstiefen Bezirke ſeines Volkstums zurückgeführt, in denen einſt die Muſik eines Bach und Brahms geboren wurde. Aus dieſem neuen — und doch ſo alten — Gefühl heraus hat die deutſche Muſikwelt in ihren Konzertſälen dem großen Meiſter jetzt zum 70. Geburtstage ihren Gruß entboten, ſandte der deutſche Rundfunk auf ſo vielen Sendern ſeine mächtigen Melodien über Deutſchland und — in die Welt hinaus.

Ich denke an jenen Sommernachmittag, Herr Profeſſor Sibelius, und an Ihre Abſchiedsworte ... und ich weiß nicht, ob ich ſie gerechtfertigt habe, aber ich verſtand, daß ich verſuchen müßte, nicht von Ihnen, ſondern von dem magiſchen Klingen des finniſchen Raumes zu ſprechen. Jener unwägbaren Atmoſphäre, in der Ihr eigentliches Leben beſchloſſen liegt, der noch heute jede Schaffensſtunde gehört, und um deretwillen allein Sie dieſen Ring von Einſamkeit um ſich gezogen haben.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Dr. Herbert Gerigk:

Die leichte Muse und der Rassegedanke

Das Gebiet der Operette und der leichten Muse scheint bei der allgemeinen Säuberungsaktion des deutschen Kultur- und Geisteslebens zu einem nicht unerheblichen Teil übersehen worden zu sein. Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß der Anteil der Verlage hierfür in großem Umfange von Nichtariern gestellt wird. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man berücksichtigt, daß es noch vor wenigen Jahren ein stillschweigend anerkanntes Vorrecht der jüdischen „Produzenten" war, diese „Ware fürs Volk" zu fabrizieren. Man traf sich in Ischl, in Wien und an einigen anderen Plätzen und da handelte man „Ideen" aus Frankreich gegen Tips aus Deutschland; es waren richtige Börsen für Operette, Unterhaltungskunst, die zugehörigen „Künstler" und was sonst benötigt wurde.

Wenn überhaupt irgendwelche Gesichtspunkte das Handeln dieser Kreise bestimmten, so waren es das skrupellose Geldverdienen und das Fernhalten von rassefremden, also in diesem Falle von nichtjüdischen Einflüssen. Arier wurden nur in wenigen Ausnahmeexemplaren zugelassen. Allmählich gewinnt man zu den von hier ausgegangenen Scheußlichkeiten, die der staunenden Mitwelt als die letzten Offenbarungen der Kunst präsentiert wurden, einigen Abstand, so daß man sich nicht nur darüber ärgert, sondern gleichzeitig erkennt, wie gering der Unterschied zu einem anderen ebenfalls ausschließlich von Juden betriebenen Gewerbe, nämlich der Herstellung von pornographischer Literatur, gewesen ist.

Die verantwortlichen Herren wußten sehr genau, an welche Instinkte der Menschheit sie zu appellieren hatten, um bei möglichst geringem Aufwand an Geist, Begabung und Mitteln einen finanziellen Erfolg unerschütterlich sichergestellt zu sehen. An die Stelle des Humors trat die mehr oder weniger eindeutige erotische Anzüglichkeit, an die Stelle des Witzes die überspitzte jüdische Klügelei.

Selbstverständlich wurden die tragenden Rollen der Massary, Pallenberg, Tauber und anderen Stars des auserwählten Volkes auf den Leib geschrieben, und dann durften im Anschluß an den unfehlbar feststehenden Serienerfolg in Berlin oder Wien alle deutschen Künstler den jüdischen Typ nachahmen, der nur schlecht getarnt und getüncht entweder in die Maske eines deutschen Nationalhelden (z. B. Theodor Körner!) oder einer historischen Persönlichkeit gesteckt wurde.

Gewiß hat es zu allen Zeiten „Gassenhauer" gegeben, die von allen auf der Gasse gesungen wurden. Der Abstieg in die Gosse begann aber erst, nachdem die deutsche Unterhaltungskunst von landfremden Gesindel gemacht wurde, das hier ganz unverhüllt in einen jiddischen Jargon verfiel und das die Texte zusehends verblöden ließ. Neben dem aufgelegten Geschäft hatte man dabei noch ein wirksames Einfallstor entdeckt, um die Volksseele ungehindert vergiften zu können.

Leider ist in dieser Hinsicht noch wenig grundsätzlich gewandelt worden. Man mag vielleicht denken, daß der Jude als Spaßmacher und Clown gut genug ist und daß es unserem Wollen und unserer Weltanschauung keinen Abbruch tue, wenn wir über den Juden lachen. Darin liegt ein Trugschluß. Das Volk lacht nicht über den Juden, den es ja nicht sieht. In seiner Ehrlichkeit und gerade in seinen unverbildeten Vertretern hält es die Welt des schönen Scheins für etwas Erstrebenswertes das nachgeahmt wird. Die Äußerungen des Volkstums selbst, eines der heiligsten Vermächtnisse einer gesunden Nation werden verdorben, denn das Wertlose, Zersetzende und Artfremde rückt langsam an die Stelle des Ursprünglichen, das erst nach der Vorherrschaft des Schundes in die Aschenbrödelrolle gedrängt worden ist, aus der wir es jetzt mit großer Mühe wieder befreien wollen. Wie mühevoll dieser Weg ist, darüber herrscht bei den Männern der praktischen Arbeit kein Zweifel. Es ist heute soweit, daß ein arteigenes Brauchtum von den Enkeln ohne Ehrfurcht verlacht werden konnte, die es geschaffen hatten. Natur-

Digitized by Google

gemäß gab es hier wie überall auch falsche Propheten, die Brauchtumspflege mit der Ausübung irgendeines Unfugs verwechselten, zu dessen Rechtfertigung man sich lediglich Samtwesten und Kniehosen anzuziehen brauchte. Es wird sich inzwischen aber auch bei den Verstocktesten herumgesprochen haben, daß heute an keiner Stelle und erst recht nicht an den Urquellen des Volkstums eine Wiedererstehung überlebter Formen in Frage kommen kann. Wenn ein Gedanke als richtig und ein Weg als notwendig erkannt worden ist, dann setzt das Streben nach der Schaffung zeitverbundener Ausdrucksformen ein, die dem Menschen von heute in seinen veränderten Arbeits- und Umweltsbedingungen angemessen sind.

Wenn wir auf die leichte Muse zurückkommen, so treffen wir in den Spielplänen der deutschen Bühnen zwar selten auf nichtarische Musiker, dafür aber um so häufiger auf jüdische Textverfasser. Die Operetten des Ariers Franz Lehar sind ausnahmslos von Juden textiert. Bei den meisten Theatern hat sich die Gewohnheit eingebürgert, die Namen der jüdischen Mitverfasser auf dem Programmzettel fortzulassen. Zweifellos gibt es auch Werke, die uns allein auf Grund des schöpferischen Anteils ihrer Komponisten wertvoll genug sind, um sie weiterhin in den Spielplänen zu lassen. Man wird eine Operette von Johann Strauß auch dann unbeanstandet passieren lassen, wenn ein Nichtarier an dem Text beteiligt ist. Dieser Fall liegt vor bei der Fledermaus, deren Text nach einem Buch von Halévy bearbeitet worden ist. Als Richtlinie könnte man festhalten, daß eine gewisse Großzügigkeit bei solchen Schöpfungen bewiesen werden kann, die zu einer Zeit entstanden sind, als der Rassegedanke noch nicht Allgemeingut des deutschen Volkes gewesen ist. Anders liegt die Sache bei Operetten, die nach dem Tode der Komponisten, aus deren Nachlaß von geschäftstüchtigen Juden zusammengestellt werden. Das Musterbeispiel hierfür ist „Das Dreimäderlhaus", eine Kulturschande, für die der Jude Heinrich Berté verantwortlich ist. Ähnlich ist es um die Operette „Wiener Blut" bestellt, für die Viktor Léon und Leo Stein, zwei Galizier, einen Text verfaßten, zu dem ihnen ein arischer Musiker die Musik aus dem Nachlaß von Strauß zusammengestellt hat. Der nichtarische Dr. Hans Adler hat sich diese Methode noch in jüngster Zeit bei seiner Operette „Die Tänzerin Fanny Elßler" zu eigen gemacht.

Bei den Theaterfachleuten trifft man stets auf den Einwand, daß es keine ausreichende Literatur von arischer Seite gebe. Bei denjenigen, die dieses Argument nicht aus Gedankenlosigkeit nachreden, wird der tatsächlich bestehende Mangel an zugkräftigen und tragbaren Operetten zum willkommenen Vorwand, um auch weiterhin jüdische Machwerke herausbringen zu können. Es ist wirklich nur ein Vorwand, denn auf allen anderen, viel schwieriger zu behandelnden Gebieten von Kunst und Kultur hat man ohne Rücksicht auf Erwägungen solcher Art klare Fronten geschaffen, und der Erfolg hat den hierfür verantwortlichen Männern recht gegeben. Durch die anfechtbare Haltung in der Operettenfrage werden die aufstrebenden Talente einer artgemäßen Richtung weiterhin unterdrückt oder auch ausgeschaltet. Immer noch ist die Erfolgsaussicht am größten, wenn die jungen deutschen Musiker in den ausgetretenen Pfaden der Systemzeit wandeln.

Eine durchgreifende Änderung muß mit tunlicher Beschleunigung herbeigeführt werden, weil es sich bei der Operette und der Unterhaltungskunst um ein Gebiet handelt, das mindestens so viele Menschen erfaßt wie die ganze ernste Kunst in ihren sämtlichen Zweigen zusammengenommen. Die leichte Muse darf in ihrer Einwirkung auf die Psyche des Volkes nicht minder stark bewertet werden. Das besondere Kennzeichen deutscher Geselligkeit und Unterhaltung sind Humor und Gemüt, was durch die natürliche Derbheit des Tons in den meisten Fällen nur bestätigt wird. Vom frühen Mittelalter bis an die Schwelle der Neuzeit, also bis zu dem Zeitpunkt, als die jüdische Vorherrschaft und damit die Industrialisierung der Geselligkeit begann, hat sich daran nichts geändert. Um so überraschender mutet die Plötzlichkeit des Abstiegs in die untersten Bezirke einer entarteten Kunstauffassung an.

Der Weg zum Neuen wird nicht durch bloßes Auffordern zu einem Wettbewerb gefunden. Die Aussichten sind dabei nach wie vor für die Schaffenden

Digitized by Google

ganz gering. Man kann mit größerer Wahrscheinlichkeit durch genau umrissene Aufträge Herr der Lage werden. Eine Handvoll geglückter Werke, die unterhaltend sind und trotzdem die wertvollen Instinkte des Menschen packen, wird die vorhandenen Begabungen ebenso schnell ans Licht bringen, wie jene betriebstüchtigen volksfeindlichen Kräfte ihre Ausschaltung erfahren. Die Begabungen müssen naturnotwendig in allen Stämmen unseres Volkes stecken, das sich wahrscheinlich später einmal in heiterer Form in den neuen Schöpfungen in seinen Eigentümlichkeiten spiegeln wird und dabei gleichzeitig zu manchem anderen finden muß, das sich jetzt trotz verzweifelten Suchens nicht einstellen will. Weshalb sollte sich auf diesem Wege nicht auch eine Form des deutschen Tanzes herausbilden können, die anders ist als museal-großväterlich, die von allen freiwillig und ungezwungen als verbindlich anerkannt wird!

Unsere Monatsberichte

Aus der Bewegung

Wie urteilt das Ausland über die Gefallenen-Ehrungen der Toten vom 9. November 1923?

Nach jedem großen Ehrentag der Bewegung ist es wertvoll und aufschlußreich, das Presseurteil des Auslandes festzustellen. Auch nach der 12jährigen Wiederkehr des Tages, an dem die nationalsozialistische Bewegung sich für alle Zeiten durch den Opfertod der 16 Kameraden an der Feldherrnhalle in Reih und Glied stellte mit allen deutschen Soldaten, die im Laufe der Geschichte für ihre Heimat fielen, verlohnt es sich nachzuprüfen, welchen Eindruck die ergreifende Feier der Überführung unserer Toten in die Ehrentempel am Königlichen Platz zu München auf die Vertreter der ausländischen Presse gemacht hat. Unter den vielen Berichten, die vorliegen und die über die Bewunderung der vorbildlichen Disziplin hinaus diesmal wirklich einiges Verstehen um die innere Gesetzlichkeit der Bewegung Adolf Hitlers verraten, seien hier (laut Bericht der StSA.) zwei Auszüge bekanntgegeben, die besonders bemerkenswert erscheinen:

„Mr. Hunt, Berichterstatter für die große amerikanische Zeitschrift „Cosmopolitan Magazine", der auch gleichzeitig im Auftrag mehrerer anderer großer amerikanischer Blätter in Deutschland weilt, um die Verhältnisse und die nationalsozialistische Aufbauarbeit eingehend zu studieren und darüber zu berichten, hatte ebenfalls Gelegenheit, der Totenehrung beizuwohnen. Er faßte die tiefen Eindrücke, die er gewonnen hatte, in folgenden Worten zusammen: „Es ist tatsächlich selten, daß die Schönheit und Macht sich zu einem vollkommenen Ganzen vereinigen. Heute empfand ich an jener Stelle, die ich gerne den Platz des ewigen Gedenkens nennen möchte, diese Offenbarung der geistigen und körperlichen Form zu einer mächtigen neuen Religion für Deutschland. Sie gibt diesem großen Land eine Zukunft, die noch bedeutender ist als seine Vergangenheit."

Die langjährige Vertreterin des „Chicago Daily Tribune" in München, Miß H. Connelly, hatte es nicht versäumt, bei der Totenehrung auf dem Königsplatz anwesend zu sein. Tief ergriffen von dem Erlebten schreibt sie: „Tausende kamen nach München, um Zeugen zu sein bei den Feierlichkeiten, die die Hauptstadt der Bewegung zum Gedenken jener, die am 9. November 1923 fielen, durchzuführen beabsichtigte. Viele tausend Bewohner Münchens erwiesen den 16 Wegbereitern, die ihr Leben für die Bewegung hingegeben haben, die letzte Ehre. Unter all den vielen Menschen wird es wohl keinen gegeben haben, der nicht einen tiefen Eindruck mitnahm. Die bloße Art der Durchführung der Ehrung, die wunderbare Exaktheit der marschierenden Säulen, die militärische Disziplin, die Vollendung, mit der jede Einzelheit durchgeführt wurde, mögen allein die uneingeschränkte Bewunderung hervorgerufen haben. Von vielen stärksten Momenten war der höchste Augenblick jener auf dem Königsplatz, als Hitler seinen Platz zwischen seinen lebenden Kameraden verließ, durch die Standarten

Digitized by Google

schritt und sich zwischen die zwei Reihen Sarkophage stellte. Tausende waren auf dem großen Platz versammelt, aber es herrschte tiefes und eindrucksvolles Schweigen. Dann wurden die Toten zum letzten Appell gerufen und ihre Kameraden antworteten mit „Hier". Wenn man zurückdenkt an die einzigartigen und erhabenen Feierlichkeiten um Mitternacht, als die Feuer in den Schalen der Pylonen brannten, die die Namen der Gefallenen trugen und an die Tausenden von Fackeln, die die Straße zwischen dem Siegestor und der Feldherrnhalle einsäumten, so kann man nur feststellen, daß die ganze symbolische Feier tief erschütternd und überzeugend war."

Eine Ausstellung des Hauptarchivs der NSDAP. für die alten Kämpfer.

Das Hauptarchiv der Bewegung in München, das unter der Leitung des Pg. Dr. Uetrecht steht, hat eine Ausstellung gemacht, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, zu der aber die alten Kämpfer der Bewegung, vor allem alle die, welche in den Jahren 1919 bis 1923 aktiv mitkämpften, Zutritt haben. In dieser Ausstellung ist alles zusammengefaßt, was zu den Ereignissen des 9. November 1923 geführt hat und was an authentischem Material über den Verlauf dieses schicksalschweren Tages vorhanden ist.

Die politischen Höhepunkte des Jahres 1923 erstehen hier wieder vor unseren Augen, der Ruhrkampf und der passive Widerstand, der Mainzer Kriegsgerichtsprozeß gegen die Ruhrindustriellen, Aktenstücke des Auswärtigen Amtes, und die Erschießung Schlageters, der Separatisten-Terror im Rheinland und Dokumente über die Arbeit der Freimaurer in jener Zeit. Alle diese Ereignisse zeigen uns in ihrer Folgerichtigkeit die Notwendigkeit der letzten entscheidenden Entschlüsse in München.

Dann folgen die Berichte der Teilnehmer des historischen Zuges über die Ereignisse vor der Feldherrnhalle, Handskizzen und Bilder, sowie rote und bürgerliche Pressestimmen über den vereitelten „Putsch".

Es lohnt sich für jeden alten Kämpfer, diese einzigartige Ausstellung im Hause der NSDAP. in München zu besuchen, denn es wird keinem von ihnen möglich sein, an anderer Stelle ähnlich Wertvolles zu sehen.

Wer sich diese Ausstellung ansieht, sollte nicht versäumen, sich auch vom Umfang und der überraschenden Vielseitigkeit dieses Hauptarchives der Bewegung zu überzeugen. Nachdem das Hauptarchiv von Berlin nach München verlegt wurde und dort in der Hauptstadt der Bewegung seinen endgültigen Platz erhielt, hat sich nach Ordnung der vorhandenen Unterlagen die Notwendigkeit ergeben, folgende Abteilungen einzurichten:

1. Geschichtliches Archiv, das im wesentlichen die Geschichtsschreibung des neuen Deutschlands vorbereitet. Hier werden die geschlossenen Untereinteilungen, SA., SS., HJ., die Gau-, Kreis-, Ortsgruppengeschichten, NSKK. und Gliederungen der Partei aufbewahrt.

2. Zeitungs- und Zeitschriftenarchiv, das als Bereitschaftsdienst für Reichs- und Auslandspresse, für Auskünfte aller Art neben Partei und Staat dient. Dieses Archiv ist eng verbunden mit den marxistischen Zeitungsarchiven.

3. Büchereien, die das NS.-Schrifttum, sowie lückenlose Literatur des Marxismus, Kommunismus, der Gewerkschaften u. a. Systemparteien umfassen.

4. Auslandsdeutschtum, bearbeitet die NS.-Bewegung in außerdeutschem Raum unter Reichsdeutschen;

5. Abteilung für Kulturgeschichte und Kulturpolitik, bearbeitet den schaffenden Menschen von der Urzeit an unter besonderer Berücksichtigung des nordisch-indogermanischen Kulturkreises (Deutsche Vorgeschichte, Handwerk, Zunftwesen, Brauchtum usw.)

Eine weitere Aufgabe ist die Bereitstellung historisch-einwandfreien Buch- und Textmaterials für alle kulturellen Zwecke, NS.-Volksbildung und Propaganda.

6. Sammlungen von Bildern, Urkunden berühmter Männer der Bewegung und der Gefallenen. Ferner der Abzeichen, Plaketten. Dahin gehören auch Schriften aus dem Judentum, der Freimaurerei, dem politischen Katholizismus u. a. Dieses sind spezielle Forschungsgebiete des Hauptarchivs.

Digitized by Google

7. Bildstelle und Photolabor erfassen und ordnen das Bildmaterial, reproduzieren und vergrößern Urkunden, machen eigene Aufnahmen bei parteilichen Veranstaltungen.

8. Das Archiv des NSDStB. (Studentenbund) ist angeschlossen, das die Entwicklung des deutschen Studentenbundes, insbesondere des NSDStB. dokumentarisch und geschichtlich wertet. Es erfaßt die zu übernehmenden Archive der aufgelösten Verbände der deutschen Studentenschaft und bereitet sie auf.

Es bestehen im Lande an Schulen der Bewegung und in den verschiedenen Dienststellen noch sicherlich eine große Zahl dokumentarischer Beweise des Kampfes unserer Bewegung und des Vorgehens aller unserer Gegner. Es soll nicht versäumt werden, an dieser Stelle die Bitte auszusprechen, dem Hauptarchiv der Bewegung solche Unterlagen zu überlassen. Das Hauptarchiv selbst wird sicherlich dazu bereit sein, entsprechend beglaubigte Photographien solcher Dokumente herzustellen, die dann den Chroniken der Ortsgruppen, Kreise und Gaue angefügt werden können. Es wäre weiterhin sehr wünschenswert, wenn das im Hauptarchiv vorhandene Material in geeigneter Weise ausgewertet und in Form guter Photographien als Unterrichtsmittel den Schulen der Bewegung zur Verfügung stünde.

Zum Reichsbauerntag in Goslar.

Rückblickend auf den Reichsbauerntag, der vom 10. bis 17. November 1935 in Goslar stattfand, und dessen Verlauf unseren Lesern aus der Tagespresse hinreichend bekannt sein wird, ist es beachtenswert, einmal festzustellen, welche praktischen Erfolge die nationalsozialistische Agrarpolitik in der Schaffung neuen Bauernlandes zu verzeichnen hat. Laut NSK. wurden im Jahre 1934 insgesamt 4931 Bauernhöfe bezogen.

Das Ergebnis des Vorjahres ist damit übertroffen und flächenmäßig ist eine Erweiterung sogar um 23 v. H. festzustellen. Die Zahl der neu geschaffenen Höfe ist jedoch erheblich größer und beträgt etwa 5800. Charakteristisch für die Forderungen, die der nationalsozialistische Staat im Hinblick auf die bäuerliche Siedlung aufgestellt hat, ist die langsame aber stetige Steigerung des Flächenumfanges der Neubauernhöfe. Man lehnt es heute ab, Siedlungshöfe zu schaffen, die in der Fläche so klein sind, daß eine Familie von dem Ertrag dieser Fläche sich nicht ernähren kann.

Während die Durchschnittsfläche eines Siedlungshofes im Durchschnitt der Jahre 1919 bis 1932 10 Hektar betragen hatte, vergrößerte sich diese Durchschnittsfläche im Jahre 1933 zuerst einmal auf 12 Hektar, um dann schließlich im Jahre 1934 auf rund 15 Hektar zu steigen. Damit ist die Gewähr dafür gegeben, daß die neugegründeten Bauernhöfe die freie wirtschaftliche Selbständigkeit des Neubauern sicherstellen. Eine Siedlung, die zum Sterben zu viel, zum Leben aber zu wenig gibt, kann niemals im Interesse einer gesunden völkischen und wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands liegen. Ein wirtschaftlich gut ausgerichteter Bauernhof aber ist eine entscheidende Stütze in der deutschen Erzeugungsschlacht und damit ein tragender Pfeiler im gesamten nationalsozialistischen Wiederaufbauwerk.

Zweijähriges Bestehen der „NS. Gem. Kraft durch Freude".

Am 27. November 1935 feierte die „NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude" ihren zweiten Geburtstag. In kaum einer neuen Einrichtung der nationalsozialistischen Bewegung findet die Idee des nationalen Sozialismus so offenbar Gestalt als in dieser Gemeinschaft der deutschen Feierabendstunde. Es gibt auch keinen Vorgänger für diesen Gedanken des Zusammenschlusses vieler Arbeitsmenschen, die ihr Leben lang nur Pflicht und Sorgen kennen, in gemeinsam verlebten Feierstunden aber „Kraft durch Freude" empfangen wollen.

Wann ist es wohl den Sozialisten roter bis rosaroter Färbung gelungen, Tausenden von Arbeitern Reisen durch die Heimat und über See zu ermöglichen. Segeln, Reiten, Golf- und Tennisspiel oder Skilauf sind dem deutschen Arbeiter keine Vergnügungen kapitalistischer Nichtstuer mehr, sondern Volkssport, weil es die „NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude" gibt. Das ist eben der Unterschied zwischen jenen Sozialisten, die mit schönen Redensarten und großartigen Programmen eine mensch-

Digitized by Google

heitsbeglückende Theorie predigen, um genügend betörte Helfer für ihre politischen Machtziele zu haben, und uns: Sie prahlen und lügen und wir fordern Arbeit und Einsatz der ganzen Person und schaffen in aller Stille, um unseren Mitkämpfern und Volksgenossen soviel Freude zu schaffen, als wir irgend können. Immer aber soll die Freude auch wieder die Kraftquelle zu neuem Schaffen sein. So wird auch hier durch den Wechsel von Schaffen und Freude der Ring gefügt, in dem für den frohen und tätigen Menschen ein kraftvolles und glückliches Leben beschlossen liegt.

Berufungen und Ernennungen.

Vom Reichspropagandaleiter wurde zur Wahrnehmung filmdramaturgischer Fragen der Amtsleiter der Reichspropagandaleitung der NSDAP., Pg. Hans Weidemann, bestellt. —

Mit der Leitung der Reichsamtsleitung Film wurde der bisherige Organisationsleiter der Amtsleitung Film, Pg. Karl Neumann, beauftragt. —

Der Hauptreferent für Schrifttumsfragen im Kulturamt der RJF., Wolfram Brockmeier, wurde vom Präsidenten der Reichsschrifttumkammer Hanns Johst zum Fachberater für Lyriker in die Reichsschrifttumskammer berufen. —

Beim Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. wurde eine neue Abteilung für die Bearbeitung nordischer Fragen errichtet. Zum Leiter dieser Abteilung wurde der Hauptstellenleiter v. Trotha ernannt. —

Am 5. Dezember wurde der bisherige stellvertretende Gauleiter und Gauschulungsleiter im Gau Thüringen der NSDAP., Staatsminister Pg. Wächtler, vom Führer zum Gauleiter des Gaues Bayerische Ostmark der NSDAP. und zum kommissarischen Leiter des NS.-Lehrerbundes, sowie zum Hauptamtsleiter bei der Reichsleitung der NSDAP. ernannt.

Pg. Wächtler, der am 7. 1. 1936 sein 44. Lebensjahr vollendet, ist einer der ältesten Kämpfer Adolf Hitlers in Thüringen. Im April 1926 gründete er die Ortsgruppe der NSDAP. in Pippach-Edelhausen und wurde dort der erste SA.-Führer. Er gehört zu den ersten sechs nationalsozialistischen Abgeordneten des Thüringer Landtags und wurde vom damaligen Volksbildungs- und Innenminister Frick zu seinem persönlichen Fachberater ernannt. Dem NS.-Lehrerbund gehört Pg. Wächtler seit Gründung an und war dem verstorbenen Leiter des NS.-Lehrerbundes und Gauleiter des Gaues Bayerische Ostmark, Hans Schemm, stets ein treuer Freund und Kampfgenosse.

Hans Scheidt.

Zur weltanschaulichen Lage

Der Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten hat am 2. Dezember die 5. Verordnung zur Durchführung des Gesetzes vom 24. September erlassen. Soweit auf Grund dieses Gesetzes und der Durchführungsverordnungen bei der Deutschen Evangelischen Kirche und den Landeskirchen Organe der Kirchenleitung gebildet sind, „ist die Ausübung kirchenregimentlicher und kirchenbehördlicher Befugnisse durch kirchliche Vereinigungen oder Gruppen unzulässig" (§ 1, Abs. 1). Zuwiderhandelnde kirchliche Vereinigungen oder Gruppen können aufgelöst werden. — Reichsminister Kerrl gab vor Pressevertretern zu dieser neuen Verordnung eine Erklärung ab, worin er sagte, daß nicht daran gedacht werde, die Bekenntniskirche als solche, als Gemeinschaft, und die Bruderräte aufzulösen.

Die Reihenfolge der Erlasse, die zur Klärung der verworrenen Lage in der Deutschen Evangelischen Kirche führten, ist folgende:

5. September 1935: Erlaß des Ministers über Maßnahmen politischer Natur in kirchlichen Angelegenheiten (Friedenserlaß).

24. September 1935: Gesetz zur Sicherung der Deutschen Evangelischen Kirche.

3. Oktober 1935: Erste Verordnung zur Durchführung des Gesetzes: Bildung des Reichskirchenausschusses und Preußischen Kirchenausschusses.

17. Oktober 1935: Aufruf des Reichskirchenausschusses an das Deutsche Evangelische Kirchenvolk.

19. Oktober 1935: Erlaß des Ministers über die Aufhebung und Überprüfung von Disziplinarverfahren und Disziplinarmaßnahmen kirchenpolitischer Art.

Digitized by Google

26. Oktober 1935: Friedenserlaß des Reichskirchenausschusses: Richtlinien über die Benutzung der kirchlichen Gebäude für alle Teile der Kirche.

2. Dezember 1935: Verordnung über die Ausübung des Kirchenregiments durch die Kirchenausschüsse.

◆

Vom 13.—20. Oktober tagte in Paris der Lutherische Weltkonvent, dessen Entschließungen jetzt erst bekannt geworden sind. Danach soll eine „Abwehr aller Schwärmerei" und „Angriffe der dem Christentum feindlichen Geistesströmungen" und der „Gefahren, welche durch den Wandel des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens der Kirche Jesu Christi entstanden sind", durchgeführt werden. Zum Präsidenten des Lutherischen Weltkonvents ist Landesbischof Marahrens (Bekenntnisfront) gewählt worden. Mit ihm tritt zum ersten Male ein Vertreter Deutschlands an die Spitze des Weltkonvents. Auf der Tagung in Paris wurde beschlossen, künftig alle 5 Jahre eine Tagung abzuhalten und die Beziehungen zu den lutherischen Kirchen, die in ihren Ländern Minderheiten darstellen und mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen haben, besonders zu pflegen. „Jedem Mitglied des Exekutiv-Komitees (Sechser-Ausschuß) wurden einige solcher Kirchen zu besonderer Betreuung ausdrücklich übergeben; so z. B. wurden die Lutherischen Kirchen von Österreich, Rumänien und Jugoslavien der besonderen Pflege von Landesbischof D. Meiser anvertraut." (Evang. Gemeindeblatt, Nürnberg). — Wie wir im Novemberheft in unserem Bericht mitteilten, haben sich die Deutschen Evangelischen Kirchen im Südosten vor kurzem zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen.

◆

Das wichtigste Ereignis des Jahres in der katholischen Welt ist die Erweiterung des Kardinalskollegiums um 20 neue Mitglieder, deren Namen vom Vatikan schon vor dem zum 16. Dezember einberufenen Geheimen Konsistorium bekannt gegeben worden sind. Es erregte größtes Aufsehen, daß von den 20 neuen Trägern des Kardinalhutes allein 14 Italiener sind. Damit steigt die Zahl der italienischen Kardinäle von 24 (unter 49) auf 38 (unter 69) oder von 49 auf 55 Prozent; sie haben also die absolute Mehrheit und es ist nun auch theoretisch ausgeschlossen, daß dieses Kardinalskollegium einen Nichtitaliener bei einer evtl. Papstwahl auf den Stuhl Petri erheben wird.

Noch deutlicher tritt aber die Überlegenheit der italienischen Kardinalspartei hervor, wenn man bedenkt, daß die 14 neuen italienischen Kardinäle sämtlich Kurienkardinäle sind. Die Kurie bildet die eigentliche Papstregierung, bei der die Verwaltung der Gesamtkirche liegt. Von dieser Verwaltung der römischen Weltkirche sind die auswärtigen Kardinäle ausgeschlossen, sie erscheinen nur zur Papstwahl in Rom, im übrigen beschränkt sich ihre Verwaltungshoheit auf ihr Bistum oder Erzbistum. Die Zahl der Kurienkardinäle ist jetzt von 19 auf 33 gestiegen, unter denen sich 31 Italiener, 1 Franzose und 1 Spanier befinden. Die Regierung der römischen Weltkirche ist damit eine rein romanische. Seit der Reformation bzw. seit dem Konzil von Trient macht sich in der katholischen Kirche überhaupt ein ausgesprochener romanischer Zug geltend. Doch haben die Kardinäle nicht die Politik des Vatikans zu bestimmen, sie sind vielmehr die ausführenden Organe des Papstwillens. Das „Katholische Kirchenblatt", Berlin (1. 12. 35), schreibt in einer Betrachtung zu der neuesten Kardinalsernennung u. a.:

> „Der Papst braucht sich auch nicht mehr um eine Mehrheit im Kardinalskollegium zu sorgen. Das Problem existiert nicht mehr. Das Kardinalskollegium hat nicht mehr abzustimmen. Die monarchische Gewalt des Papstes hat sich in den letzten Jahrhunderten restlos durchgesetzt."

Sehr aufschlußreich sind die Gründe, die zu den einzelnen Kardinalsernennungen führten. Besonders auffallend ist die Ernennung eines Jesuiten, des Paters Boetto, zum Kardinal, da die Regeln dieses Ordens grundsätzlich ihren Mitgliedern den Roten Hut verbieten. Die Jesuiten sind die Träger der modernen Reformpolitik der römischen Weltkirche. Boetto ist vom einfachen Priester ohne die Zwischenstufe

Digitized by Google

der Bischofswürde direkt zum Kardinal erhoben worden. Allgemein wird der Jesuit Boetto als der Verfasser der ersten Entwürfe zum Lateranvertrag von 1928 (der den Vatikanstaat wieder herstellt) bezeichnet und von der Presse als der Verbindungsmann vom Vatikan zum faschistischen Italien angesehen. — Unter den neuen französischen Kardinälen befindet sich auch der Rektor des Katholischen Institutes in Paris und Mitglied der Academie Française, Baudrillart, der als der Leiter der katholisch-französischen Auslandspropaganda gegen Deutschland während des Weltkrieges gilt. — Die Ernennung des Prager Erzbischofs Kaspar ist eine Belohnung für den für Rom in jeder Hinsicht so erfolgreichen Prager Katholikentag. — „Mit der Verleihung der Kardinalswürde an den Erzbischof von Buenos Aires wird der wachsenden Bedeutung der lateinamerikanischen Welt in der katholischen Kirche Rechnung getragen und eine Entwicklung fortgeführt, die langsam aber stetig die neuen geschichtlichen Räume auch organisatorisch in die Kirche eingliedert." („Kath. Kirchenblatt", Berlin vom 1. 12. 35.) — Unter den neuen Kardinälen befinden sich auch 4 Nuntien, nämlich die von Spanien, Frankreich, Österreich und Polen. Der Wiener Nuntius Sibilia soll zu den eigentlichen Machern der augenblicklichen österreichischen Verfassungspolitik gehören und gilt als der Hort der Legitimisten. Er ist ein ausgesprochener Vertreter des politischen Katholizismus. Diese zu Kardinälen erhobenen Nuntien müssen ihre Posten verlassen, da ihre neue Würde sie von den diplomatischen Außenposten zurückruft in das vatikanische „Ministerkollegium". Die bevorstehende Neubesetzung dieser diplomatischen Posten wird im weiteren eine wichtige politische Aktion des Vatikans werden. Besonders der Warschauer Posten ist von Bedeutung, da alles in letzter Zeit darauf hindeutet, daß man im Vatikan ein erhöhtes Augenmerk auf die Entwicklung der Dinge in Osteuropa, besonders in der Sowjetunion, wirft.

Über den „Kardinal aus dem Morgenlande", Ignaz Gabriel Tappouni, bringt das „Kath. Kirchenblatt" Berlin (1. 12. 35) u. a. folgende Ausführungen:

„Mit ihm kommt seit dem fünfzehnten Jahrhundert zum ersten Male wieder ein Würdenträger des katholischen Orients, ein Vertreter der nicht dem lateinischen Ritus angehörenden Ostkirchen als solcher in das heilige Kollegium ... Die neue Ernennung aber liegt bewußt auf der in den beiden letzten Jahrzehnten immer deutlicher hervortretenden und beharrlich festgehaltenen kirchenpolitischen Linie, die darauf abzielt, den katholischen Ostkirchen einen gleichberechtigten Platz einzuräumen und die Wiedervereinigung mit den von Rom getrennten Ostkirchen zu fördern. So wölbt sich mit dieser Ernennung ein neuer Bogen von der abendländischen zur morgenländischen Kirche."

Diese mit Rom uniierten Ostkirchen dürfen aber nicht verwechselt werden mit der griechisch-orthodoxen Kirche, wenn auch beider Ritus bis auf geringe Abweichungen übereinstimmt. Sie anerkennen aber im Gegensatz zu der griechisch-orthodoxen Kirche den Papst als ihr Oberhaupt.

Als Gesamteindruck dieser vatikanischen Aktion der Kardinalsernennungen bleibt die nüchterne Tatsache, daß man in Rom bewußt die germanischen Länder ausgeschaltet hat, obwohl der englische Erzbischof Hinsley, sowie deutsche und amerikanische Kardinäle und der Abtprimas der Benediktiner (ebenfalls ein Deutscher) an der Reihe waren, mit dem Kardinalshut geehrt zu werden. Allerdings ist die kanonisch festgesetzte Höchstzahl von 70 Kardinälen noch nicht voll, es ist noch ein Kardinalshut zu vergeben, dessen etwaige Verleihung unter diesen Umständen erhöhte Bedeutung gewinnt.

◆

Durch eine Verfügung der faschistischen Partei wurde der Brauch des Weihnachtsbaumes für das italienische Staatsgebiet verboten. Angesichts seiner Kriegslage ist es verständlich, daß Italien seinen Baumbestand schonen und erhalten will. Erfreulicherweise soll der Präfekt von Bozen diese Anordnung für Südtirol aufgehoben haben. Angesichts dieser letzteren Tatsache ist es doppelt unverständlich, wenn das halbamtliche Organ des Vatikans, der „Osservatore

Digitized by Google

Romano" die Verfügung des Sekretärs der faschistischen Partei mit einem wahren Freudensprung begrüßt. Dieses führende römisch-katholische Blatt schreibt unter dem 7. Dezember 1935 die folgenden Sätze:

„Schon in den vergangenen Jahren wurde hervorgehoben, was die Vereinigung italienischer Künstler vorbrachte zur Verteidigung der traditionellen, italienischen und franziskanischen „Krippe" gegen die ausländische und protestantische Mode des „Weihnachtsbaums", die in heidnischen Naturriten ihren Ursprung hat. Erwähnt und unterstrichen wurden auch alle Anordnungen, die örtliche Behörden erließen, um die Unsitte des nordischen „Weihnachtsbaums" abzuschaffen und zugleich mit unserm eigenen Brauch auch die alpine Landschaft zu schützen, deren Bestand an Nadelbäumen bedroht wurde." Jetzt kommt zur Freude aller, die die poetische und religiöse „Krippe" schätzen, eine günstige Anordnung seiner Exellenz des Sekretärs der faschistischen Partei heraus zur endgültigen Abschaffung des nordischen Brauches."

Darüber sind selbst die deutschen katholischen Blätter ins Erstaunen geraten. Die „Germania" stellt das Absurde dieses Kommentars des vatikanischen Organs fest durch die Erinnerung an die Abschaffung der Sitte des Weihnachtsbaumes in Rußland mit der Begründung, daß es ein christlicher Brauch sei. Hudal, Bischof der deutschen Gemeinden in Rom verwahrte sich ebenfalls gegen die Verletzung „heiligster Gefühle katholischer Menschen" und macht dabei ein interessantes missionsgeschichtliches Zugeständnis: „Wenn der heilige Bonifazius es nicht verstanden hätte, mit großer Klugheit die germanischen Völker zu bekehren, so hätte er keinen Heiden bekehrt."

Dieser Protest aus den eigenen Reihen veranlaßte den „Osservatore Romano" noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen, um mit sehr fadenscheinigen Ausflüchten sich zu verteidigen, indem er behauptete, sich nur gegen „nichtitalienische Sitten" gewandt zu haben. Die „Germania" bekam zur Antwort: „Wir überschreiten die Alpen nicht und halten daran fest — Andere Länder, andere Sitten." Auf einmal macht nun dieses römische Organ in Nationalismus, während es sonst dauernd in deutsche Verhältnisse hineinredet. Hoffentlich überlegen es sich die deutschen Bischöfe in Zukunft besser, was sie tun, wenn sie ganze Artikel des „Osservatore Romano", die gegen Deutschland gerichtet sind, von der Kanzel verlesen.

◆

Über den Verlauf des 4. Internationalen Christkönigskongresses in Salzburg vom 24.—27. Oktober liegen jetzt genügend Berichte vor, um einen Gesamtüberblick und eine Bewertung geben zu können. Die Intern. Chr. K. haben neben den Internationalen Eucharistischen Kongressen allergrößte Bedeutung; sie sind Heerschau und Propagandamittel des Weltkatholizismus zugleich.

Durch die Enzyklika „Quas primas" vom 11. 12. 1925, am Ende des großen römischen Jubeljahres, wurde vom Papst Pius XI. das „Krönende Hochfest Christi" eingeführt, allgemein Christkönigsfest genannt. Dieses neue römische Kirchenfest wurde damals sehr plötzlich, ohne vorherige Vorbereitung der Öffentlichkeit eingeführt.

Der allgemein werdende Zusammenbruch des Glaubens an die parlamentarischen, d. h. anonymen, unverantwortlichen Regierungen ließ in den Völkern die Sehnsucht nach Führern erstehen, die für alle sichtbar die Verantwortung für die Handlungen tragen. Diese psychologische Lage hat der Reformpapst Pius XI. in kluger Erwägung ausgenutzt und das Königtum Christi feierlich eingesetzt. Seitdem wird der Gedanke der Herrschaft des Christkönigs in unzähligen Predigten und Messen, in Schriften und auf Kongressen den Völkern als die allein wahre und ewige Herrschaft auch für diese Welt verkündet. „Irrtum ist das Menschenkönigtum, das heute im Gegensatz zum Christkönigtum vielerorts, freilich unter verschiedenen Namen propagiert wird ... Als hätte die Kirche das Kommen und den geistigen Einschlag unserer gegenwärtigen Epoche geahnt, die man später vielleicht einmal als die „Führer-Zeit" im schlechten und guten Sinne bezeichnen wird, hat Papst Pius XI.

Digitized by Google

vor zehn Jahren der katholischen Welt die ewige Gestalt des Weltheilands in seiner Funktion als führender und waltender König vor Augen gestellt." („Salzburger Chronik" vom 23. 10. 1935). Aber dieser Christuskönig hat ja einen Statthalter auf Erden — den Papst. Der sehr reale Herrschaftsgedanke des Vatikans ist durch die Propaganda für ein Königtum Christi in ein mystisches Gewand gekleidet und für die Gläubigen wie für die Außenstehenden kaum erkennbar.

Seit der Einsetzung des Christkönigsfestes wurden in verschiedenen Ländern und Diözesen der ganzen Welt Beratungen und Kongresse unter dem Titel „Christus-König" veranstaltet, die im wesentlichen von der Organisation der Actio catholica durchgeführt werden.

Für das Jahr 1935 ist der 4. Jn.Chr.K. nach Salzburg, dem „deutschen Rom" („Neue Freie Presse", 23. 10. 35), einberufen worden. Dieser Kongreß in Salzburg stand unter dem Protektorat der Kardinäle Hlond (Polen), Verdier (Paris), Innitzer (Wien), die Hauptträger der kirchlichen Reformpolitik des Papstes Pius XI. sind. Den Vorsitz führte der Fürsterzbischof Waitz von Salzburg. Er erließ an seine Diözesanen einen Hirtenbrief zum Chr.K., der mit folgenden Sätzen einleitet: „Christus soll herrschen in den Ländern und Gemeinden, im ganzen Staat! Dies ist der tiefste Sinn des großen Wortes vom christlichen Staat! Es genügt nicht seine feierliche Proklamierung, auch nicht die gute Verfassung."

Bereits am 22. September hat das intern. Komitee für Chr.K. einen Aufruf zum Salzburger Kongreß an die Katholiken der Welt erlassen. Zur Eröffnung sandte der Vatikan ein Begrüßungstelegramm, das einleitet: „Der glorreich regierende Heilige Vater..." Im Mittelpunkt der Tagung des Kongresses standen die zwölf Vorträge und Referate, von denen allein vier von Jesuiten bestritten worden sind. Nach einem Vortrag des Bischofs Scheywiler (St. Gallen) über den Sinn Christkönigskongresse und einem weiteren Vortrag über die Geschichte der Kongresse, sprach der Jesuit Bichlmair (Wien) über „Die geistige und religiöse Situation der Gegenwart". Besonders lebhaft beschäftigte ihn das Problem des Mythos, zu dem er u. a. folgende Ausführungen gab:

> „Was ist ein Mythos im heutigen Sinne? Eine Idee, die traumhaft fortgesponnen wird, ein Wertziel, in dessen Dienst man sich aus Begeisterung begibt. Mythos ist der größte Gegensatz zur Wirklichkeit, die Abstraktion, allerdings eine unfruchtbare, ausgefüllt mit einer Leidenschaft, die in blinde Dynamik ausartet... Der Mythos ist der Baustil, nach dem der neue Mensch umgeformt werden soll. Der Einzelmensch wird degradiert zu einer Nummer, geht unter in der Masse." (Salzburger Chronik, 28. 10. 1935.)

Dem Mythos stellte dann der Redner die Mysterien der Kirche gegenüber und zieht aus der Verzweiflung der Völker den Schluß, daß es wenige Zeiten der Geschichte gegeben habe, wo die religiöse Situation so günstig gewesen sei wie heute!

Der nächste Redner, der ehemalige ungarische Ministerpräsident Huczar, der über „Die Wiederverchristlichung des modernen Menschen" sprach, ließ die bemerkenswerte Äußerung entschlüpfen, „daß Rußland in absehbarer Zeit das größte Missionsfeld der Kirche werde". Aus dem Chaos das hinter dem bolschewistischen System steht, hofft Rom auf eine reiche Ernte. Auch Huczar stellte dem Mythos die Mysterien entgegen:

> „Denn Christus ist Tag und Wahrheit, ist die Totalität für alle Zeit, nicht Mythos, sondern Mysterium, Wirklichkeit, voller Wahrheit und Gnade... Es dürfte in katholischen Volkskreisen niemand Führer sein, eine Führerstellung innehaben, der nicht wenigstens einmal im Jahre Exerzitien macht." („Salzburger Chronik", 26. 10. 35.)

Das ist sehr deutlich gesagt und läßt das Ziel der römischen Kirche klar erkennen: aus jedem Römisch-Gläubigen einen fanatischen Anhänger dieses Christkönigstums zu machen, der den Statthalter dieser mystischen Königsherrschaft als seinen obersten Führer anerkennt.

Digitized by Google

Die weiteren Vorträge behandelten Einzelgebiete, von denen mehrere dem Thema „Priester und Laien in gemeinsamer Arbeit" galten. Sie machten deutlich, wie großzügig die römische Kirche heute das einst von Luther gegen Rom ins Feld geführte Laienpriestertum aufgegriffen hat und in ihrem Sinne zu lenken versteht. Fürsterzbischof Waitz setzte in seinem Vortrag dem Übermenschentum Nietzsches das „Übermenschentum der Gnade" entgegen. Bemerkenswert sind weiter die Referate eines Jesuiten über die Katholische Arbeiterjugend in Belgien, die deutlich erkennen lassen, wie Rom die Nationalitätenfrage, in diesem Falle Flamen und Wallonen, geschickt behandelt. Diese katholische Jugendarbeit ist nach dem System der Zellenarbeit aufgebaut. („In jeder Arbeitsstätte ein junger Apostel"). Sehr bedeutsam waren auch die Ausführungen des Jesuiten Le Roy (Paris) über das „Apostolat der Bannmeile in den französischen Großstädten". Der Redner führte aus, wie der „Kampf gegen Freimaurerei und Gottlosentum" dort bis ins einzelne organisiert ist, und berichtete über die Tätigkeit des Kirchengründers Kardinal Verdier, der in den letzten drei Jahren in seinem Amtsbereich nicht weniger als 60 Kirchen erbaut habe und bis zum Jahre 1937 die 100. Kirche einweihen werde.

Während des Kongresses wurde dem Papst eine Petition unterbreitet, er möge einen Sonntag im Kirchenjahr für eine allgemeine Friedensaktion der Kirche bestimmen und bei dieser Gelegenheit womöglich selbst das Wort ergreifen. Die großen Abschlußfeierlichkeiten am Sonntag, den 28. Oktober, hat der Salzburger Kongreß von sich aus mit einer Weltfriedenskundgebung eingeleitet. Die Rede hielt Kardinal Innitzer in deutscher und französischer Sprache und wurde im österreichischen Rundfunk übertragen. Zu dieser Veranstaltung im Salzburger Dom war auch der österreichische Bundespräsident Miklas erschienen, der am Nachmittag bei dem Festakt in der Aula eine Rede hielt, die mehr als eindeutig zum Ausdruck brachte, wie sehr heute schon der österreichische Staat zur „Basis der Gegenreformation" geworden ist, ja auf dem besten Wege ist, ein zweiter Kirchenstaat zu werden. Das Wichtigste der Rede hat folgenden Wortlaut:

> „Wie immer die Verfassung in einem Staate und die Regierungsform sein mag", sagte Miklas, „da in letzter Linie alles Gott dem Herrn untersteht, gibt es nur eine wirkliche Staatsverfassung, die theokratische, die gottgewollte, für jede christliche Gemeinschaft, für jeden christlichen Staat. Auch diese Idee hinauszutragen ist eine besondere Aufgabe unseres Vaterlandes und der Kongreß stellt einen Fortschritt auf diesem Wege dar, welcher der Sendung unseres Vaterlandes entspricht." (Salzburger Volksblatt, 28. 10. 35.)

Kein Wunder, daß Kardinal Innitzer diese Ausführungen mit dem Satz quittierte: „Wo immer wir unsere Kongresse feiern, werden wir eine Verbindungslinie herausfinden zwischen Österreich und dem Felsen Petri."

Alle Tage des Kongresses waren mit Gottesdiensten umrahmt, in denen über das eucharistische Leben als Hauptquelle christlichen Lebensinnes der Welt gepredigt wurde. Ferner wurden nächtliche Anbetungsstunden und Mitternachtsmessen abgehalten. Am Sonnabend, den 26. 10., wurde eine große Lichterprozession auf den Domplätzen veranstaltet. Am Sonntag selbst fand eine Generalkommunion im Dome statt und ein öffentliches Pontifikalamt. Abgeschlossen wurde das Ganze durch eine öffentliche Huldigung der Jugend und des Volkes an den Christus König. K. K.

Außenpolitische Rundschau

Die am 22. November in Berlin stattgefundene Unterredung zwischen dem Führer und dem französischen Botschafter François-Poncet hat in der Welt ein starkes Echo gefunden. Dieser Besprechung ist um so mehr Bedeutung zuzumessen, da der Empfang kurz nach der Rückkehr des französischen Botschafters von Paris, wo er verschiedene Aussprachen mit dem Ministerpräsidenten Laval hatte, stattfand. Deutscherseits ist aus dem Munde des Führers schon wiederholt erklärt worden, daß mit der Erledigung der Saarfrage

Digitized by Google

keine trennenden Momente mehr zwischen Deutschland und Frankreich bestünden, während in der französischen Presse sowohl, wie in den Reden zahlreicher Politiker immer wieder das Schlagwort von einer „Bedrohung" Frankreichs durch Deutschland, gegen die man gewappnet sein müsse, hervorgeholt wurde. Den Beweis für diese Behauptungen blieb man jedoch schuldig und es scheint nunmehr auch bei jenen französischen Kreisen, die bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland im März dieses Jahres die schwärzesten Prognosen an die Wand malten, mehr und mehr die Einsicht einzukehren, daß diese Maßnahme keineswegs agressive Ziele gegen Frankreich verfolge, vielmehr, wie von deutscher Seite so oft betont, nur zur Erhaltung des Friedens in die Wege geleitet wurde, in der Erkenntnis, daß ein Staat, der keinen ausreichenden Schutz nach außen besitze, nur zum Spielball der ihn umgebenden stark bewaffneten Staaten würde. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es zu verstehen, daß alle Bemühungen deutscher Regierungen vor dem Jahre 1933, die auf eine Verständigung mit unseren ehemaligen Kriegsgegnern hinzielten, zum Scheitern verurteilt waren.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die deutsch-französischen Beziehungen im Verlauf des letzten halben Jahres eine gewisse Entspannung erfahren haben, und es bleibt abzuwarten, ob das zwischen dem Führer des deutschen Volkes und dem französischen Botschafter geführte freundliche Gespräch den großen Auftakt im Sinne einer weiteren Verständigung zwischen den beiden Nachbarstaaten bilden wird.

In der französischen Kammer gelang es der Regierung Laval, sich des Ansturms der Linksparteien zu erwehren und bei der von ihr gestellten Vertrauensfrage eine stattliche Mehrheit auf sich zu vereinigen. Der Hauptpunkt, um den es sich bei der Kammerdebatte, die zuweilen heftige Formen annahm, drehte, war die Forderung der Parteien der „Volksfront", eine Auflösung aller militärischen Organisationen, worunter in erster Linie die Feuerkreuzler genannt wurden, herbeizuführen. Nachdem durch die Vermittlung von Abgeordneten der Kammer die Feuerkreuzler sowie eine Reihe von anderen Verbänden sich selbst aufzulösen, sich bereit erklärten, fiel der Antrag der Linksparteien, die, gestützt auf ihre Freunde im radikalsozialistischen Lager, glaubten, der Regierung eine Niederlage bereiten zu können, ins Wasser. Die starke Spannung, die vor und während des Zusammentritts der Kammer über Paris lag, hatte zur Folge, daß im ganzen etwa 6 Milliarden Goldfranken aus der Bank von Frankreich zum größten Teil nach Übersee abwanderten.

Nach langen diplomatischen Verhandlungen zwischen London und Paris hinsichtlich einer endgültigen Bereinigung des italienisch-abessinischen Konfliktes, wurden zwischen den beiden Außenministerien Vorschläge ausgearbeitet und dieselben den Regierungen in Rom und Addis Abeba unterbreitet. Darin ist vorgesehen

1. Die Abtretung des östlichen Teils der Provinz Tigre an Italien.
2. Eine Grenzberichtigung zwischen Danakil und Eritrea.
3. Eine Grenzberichtigung zwischen der abessinischen Provinz Ogaden und Italienisch-Somaliland.
4. Die Abtretung eines Gebietsstreifens an der Nordgrenze von Französisch-Somaliland mit dem Hafen von Assab durch Italien an Abessinien.

Ferner wird die Bildung einer Ausdehnungszone in Südabessinien für Italien vorgeschlagen, die im Norden von dem 8. Breitengrad, im Westen von dem 35. Längengrad und im Süden von der Grenze zwischen Abessinien und Kenya begrenzt sein soll. Innerhalb dieser Zone, die einen integrierenden Bestandteil Abessiniens bilden wird, soll Italien in weitgehendem Maße in wirtschaftlicher Hinsicht Vorzugsrechte genießen. Die französische und englische Regierung erklären sich bereit, in Addis Abeba und Genf ihren Einfluß dahin auszuüben, um die Annahme dieses Planes durch den Kaiser von Abessinien und den Völkerbund zu erreichen.

Die Veröffentlichung dieser Vorschläge hat besonders in London einen Sturm der Entrüstung ausgelöst, und zwar nicht nur bei der Regierungsopposition, sondern auch in verschiedenen Kreisen der konservativen Partei, die in diesen Vor-

Digitized by Google

schlägen ein viel zu großes Entgegenkommen an Italien erblicken. Auch in Genf findet die zwischen Laval und Hoare zustandegekommene Vereinbarung eine schlechte Aufnahme und es erscheint unmöglich, daß sie eine geeignete Grundlage zur Schlichtung des italienisch-abessinischen Konfliktes bilden wird. Was Abessinien betrifft, so sind dort die Vorschläge bereits abgelehnt worden, während sich Italien mit der Absicht trägt, zunächst einmal Gegenfragen an England und Frankreich zu stellen.

Auf dem abessinischen Kriegsschauplatz haben sich seit der Übernahme des Oberbefehls durch den italienischen Marschall Badoglio keine entscheidenden Kampfhandlungen abgespielt. Italienischerseits wurden eine Reihe von Bombenangriffen auf abessinische Städte, insbesondere auf das Hauptquartier des Negus in Dessie, durchgeführt, die beträchtlichen Sachschaden verursachten, während man abessinischerseits die Taktik verfolgt, den vorgeschobenen italienischen Posten durch nächtliche Überfälle Verluste zuzufügen. Die Annahme, daß nach der starken abessinischen Truppenkonzentration an der Nordfront eine Offensive erfolgen würde, hat sich bis jetzt nicht bestätigt, wogegen an der Südfront an einigen Stellen sich die weit vorgedrungene italienische Vorhut unter dem Druck starker abessinischer Kräfte zurückziehen mußte.

Der Beginn der Sanktionen gegen Italien löste eine Reihe starker Einschränkungsmaßnahmen im Lande aus, die sich besonders auf den Verbrauch von Kohle und Treibstoffen beziehen. Der Aufforderung der Regierung zur Ablieferung von Eisen, Kupfer und Edelmetallen war ein beträchtlicher Erfolg beschieden, zumal von seiten der Kardinäle und Bischöfe, die eine große Opferbereitschaft an den Tag legten, noch besondere Aufrufe an das Volk gerichtet wurden, die Regierung in ihrem Kampf nach außen tatkräftig zu unterstützen.

In London begann die Flottenkonferenz, an der die fünf Mächte, die Unterzeichner der Flottenverträge von Washington und London sind (Amerika, England, Frankreich, Italien und Japan) teilnahmen. Schon gleich nach Eröffnung der Konferenz kamen die Gegensätze zwischen den einzelnen Staaten hinsichtlich der Rüstungen zur See zum Ausdruck. Während England für die Abschaffung der Unterseebootswaffe sich einsetzte, trat Japan für die Beibehaltung der U-Boote, sowie für eine gemeinsame obere Grenze der Flottenbestände ein, gegen die sich außer England auch Amerika wandte, das an dem Verhältnis der Flottenstärke zwischen England, Amerika und Japan von 5 : 5 : 3 festhält.

Durch den Rücktritt des tschechoslowakischen Staatspräsidenten Masaryk ist der Kampf um seinen Nachfolger entbrannt, für den die Linksparteien den bisherigen Außenminister Dr. Benesch namhaft machen. — Wie stark sich die Wirtschaftskrise in der Tschechoslowakei bereits ausgewirkt hat, geht aus dem Umstand hervor, daß die erst vor kurzem gebildete Regierung Hodza ihren Rücktritt infolge von Unstimmigkeiten innerhalb des Kabinetts bezüglich der von ihr in Aussicht genommenen Sanierungsmaßnahmen einreichte, der jedoch nicht angenommen wurde.

In Brasilien wurde ein von bolschewistischer Seite entfachter Aufstand nach schweren blutigen Kämpfen mit den Revolutionären durch die Regierungstruppen niedergeschlagen. Durch eine große Anzahl von Schriftstücken, die bei den Aufständischen gefunden wurden, wurde der Beweis erbracht, daß die Revolte von Moskau befohlen worden war, in der Hoffnung, daß nach ihrem Gelingen auch in anderen südamerikanischen Staaten revolutionäre Unruhen ausbrechen würden, aus denen der Bolschewismus Kapital schlagen könne. Der Aufstandsversuch in Brasilien zeigt deutlich, daß man in Moskau danach strebt, gemäß der im Sommer auf dem Kongreß der Komintern gefaßten Beschlüsse, die darauf hinausgingen, auf der ganzen Welt eine verstärkte kommunistische Umsturzpropaganda zu betreiben, so schnell wie möglich auch Taten folgen zu lassen. Wie die Summen sind, die Moskau laufend für die Finanzierung der Weltrevolution ausgibt, ging aus den Aktenstücken eines kommunistischen Kuriers hervor, die der französischen Polizei in die Hände fielen, aus denen klar ersichtlich ist, daß die kommunistische Zentrale entgegen den Behauptungen der Moskauer Machthaber, den kommunistischen Parteien der verschiedenen Länder Millionen zur Propa-

Digitized by Google

ganda für die Weltrevolution zur Verfügung stellt.

Die Loslösung der fünf chinesischen Nordprovinzen Hopei, Schantung, Schansi, Tschachar und Suiynan von der Regierung in Nanking, verbunden mit der Ausrufung einer autonomen Regierung, womit man auf Grund der Entwicklung der Verhältnisse in China gerechnet hatte, ist bisher noch nicht erfolgt. In den Verhandlungen, die zwischen der Nanking-Regierung und den führenden Männern Nordchinas gepflogen wurden, wurde vorläufig ein Übereinkommen erzielt, das folgendes vorsieht:

1. Die Bildung eines selbständigen Nordchinakomitees, nach dem Muster des bereits vorhandenen Komitees für die innere Mongolei.

2. Die Berechtigung dieses Komitees zum Abschluß von Militärbündnissen mit Mandschukuo und Japan zum Kampf gegen den Kommunismus.

3. Die selbständige Entscheidung des Komitees hinsichtlich einer Beteiligung an der chinesischen Finanzreform.

4. Das Komitee soll aus Personen bestehen, die von den maßgebenden nordchinesischen Kreisen selbst bestimmt werden.

Dagegen wurden in einer in Tientsin abgehaltenen japanischen Militärkonferenz folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die Forderung nach einer vollen Unabhängigkeit Nordchinas von Nanking und die Nichteinmischung der Zentralregierung in Nordchina.

2. Die strenge Überwachung der selbständigen Regierung in bezug auf die Beachtung der Interessen der Bevölkerung Nordchinas.

3. Gemeinsame militärische Bekämpfung des Bolschewismus.

4. Verstärkung der japanischen Besatzung in Nordchina um eine Brigade.

Wieweit die japanischen Forderungen sich in die Tat umsetzen lassen werden, ist bei den undurchsichtigen Verhältnissen im fernen Osten vorderhand noch nicht abzusehen, dazu kommt, daß nunmehr auch Amerika und England sich in den großen Fragenkomplex einzumischen beginnen.

Abgeschlossen am 15. Dezember 1935.

C. v. Holst.

Auslandsdeutsche Rundschau

Nach den einleitenden grundsätzlichen Berichten über die weltanschauliche Lage des Auslandsdeutschtums und über das Wirken des politischen Katholizismus innerhalb der deutschen Volksgruppen, wollen wir in unserem neuen Monatsbericht einen allgemeinen volkspolitischen Lagebericht erstatten, den wir mit den Feststellungen beginnen müssen, daß sich die volkspolitische Lage unserer auslandsdeutschen Gruppen fast überall verschärft. Der Vernichtungskampf gegen deutsches Volkstum wird zwar in mehr oder minder größerer Offenheit, aber in zunehmender Schärfe an allen Fronten des Volkstumskampfes geführt.

Für das Verhältnis zwischen Esten und den nationalen Volksgruppen in Estland ist ein Ausfall aus dem Revaler „Päewalekt" bezeichnend. In dem Blatt heißt es: „Einer der größten Fehler unserer Demokratie ist aber der gewesen, daß sie in ihrem jugendlichen Optimismus glaubte, die Frage der völkischen Minderheiten so regeln zu können, daß diese sich mit dem estnischen Staat verbunden fühlen würden. Damals hätte man alle Deutschen dorthin zurückschicken sollen, woher sie gekommen sind. Ebenso hätte man alle Russen gegen die estnischen Kolonisten in Rußland eintauschen sollen."

Diese volksgruppenfeindliche Gesinnung tut sich vielfach in den Entscheidungen der staatlichen Bürokratie kund, die sich über die staatlich garantierten Rechte der Volksgruppen einfach hinwegsetzt. In einem Bericht aus Reval wird darüber Klage geführt, daß die deutsche Kulturverwaltung ständig damit zu tun hat, Eingriffe der Beamten des Bildungsministeriums in die gesetzlich garantierte Autonomie abzuwehren. Ebenso zeigen nach dem vorliegenden Bericht die Organe des Innenministeriums einen Übereifer bei der Verfolgung alles dessen, was dem estnischen völkischen Empfinden zuwiderlaufen könnte, der sich in keiner Weise mit dem offiziell proklamierten Prinzip der ungehinderten Entfaltung der kulturellen Betätigung der Volksgruppen in Einklang bringen läßt, was an zwei Beispielen gezeigt wird:

Digitized by Google

In Fellin treffen sich eines Abends deutsche Pfadfinder, Jungen und Mädel, am Seeufer außerhalb der Stadt, entzünden ein Feuer und singen deutsche Lieder. Die Führer werden wegen Abhaltens einer unregistrierten Versammlung im administrativen Verfahren mit einem Monat Arrest bestraft. In Weißenstein machen fünf junge Mädchen an einem Sommerabend einen Spaziergang auf die Anlagen vor der Stadt und singen dabei deutsche Volkslieder. Die örtliche Presse greift die Sache auf, macht daraus eine nationalsozialistische Demonstration, und die Teilnehmerinnen am Spaziergang werden zu einer Haftstrafe von einer Woche verurteilt."

Konnte man die Aufhebung des Einfuhrverbotes des Buches des Führers „Mein Kampf" nach Lettland als ein erfreuliches Zeichen der Besserung des Verhältnisses der Letten zur deutschen Volksgruppe ansehen, so muß die Empfehlung einer in dem bekannten lettischen Verlag A. Gulbis in Riga erschienenen Gedichtsammlung, die den Titel „Varonu laiks" (Heldenzeit) führt, durch die zuständigen lettischen Ministerien für den Gebrauch in den Schulen und in den Jugendorganisationen mehr als befremden. Diese Gedichtsammlung enthält auch ein Gedicht „Das Volk Golz-Bermondt" von einem V. Eglitis, das sich zunächst gegen die Baltikumkämpfer wendet und mit einer unerhörten Beschimpfung des ganzen Deutschtums endet:

„Jahrtausende gehen, die Deutschen
sind wie früher niedrig,
Heimtückisch, die Macht ist ihre Stütze,
Verträge sind Fetzen für sie.
Sie kennen nichts Hehres, keine
helle Schönheit,
Rauben ist für sie Genuß.
Selbst wenn sie zerschmettert sind,
gezwungen kniend zu flehen,
Noch hinter dem Rücken würgen sie
und denken im stillen.
Wirklich Schinder sind sie, wie die
Franzosen sie nennen —
Ein widerliches Volk."

Man muß die Veröffentlichung eines solchen Gedichtes als Ausdruck der Stimmung in Lettland werten.

Daß nach langwierigen Verhandlungen das Memeldirektorium aus Vertretern der Einheitsliste gebildet wurde, mag als ein erfreuliches Ereignis gewertet werden. Es wäre jedoch verfehlt, daraus allein schon auf eine Besserung der Rechtslage der Memelländer zu schließen, denn dem neuen Direktorium, das durch eine Reihe von Maßnahmen bekundet hat, daß es einen Rechtszustand im Memelgebiet herstellen wird, werden von litauischer Seite allerhand Schwierigkeiten bereitet. Die Verhaftung einer deutschen Schuldirektors-Familie ohne nähere Angaben von Gründen läßt erkennen, daß die Kownoer Mentalität unverändert ist.

Die Lage des Deutschtums in Polen hat keine wesentliche Änderung erfahren. In Posen kam es erneut zu deutschfeindlichen Kundgebungen.

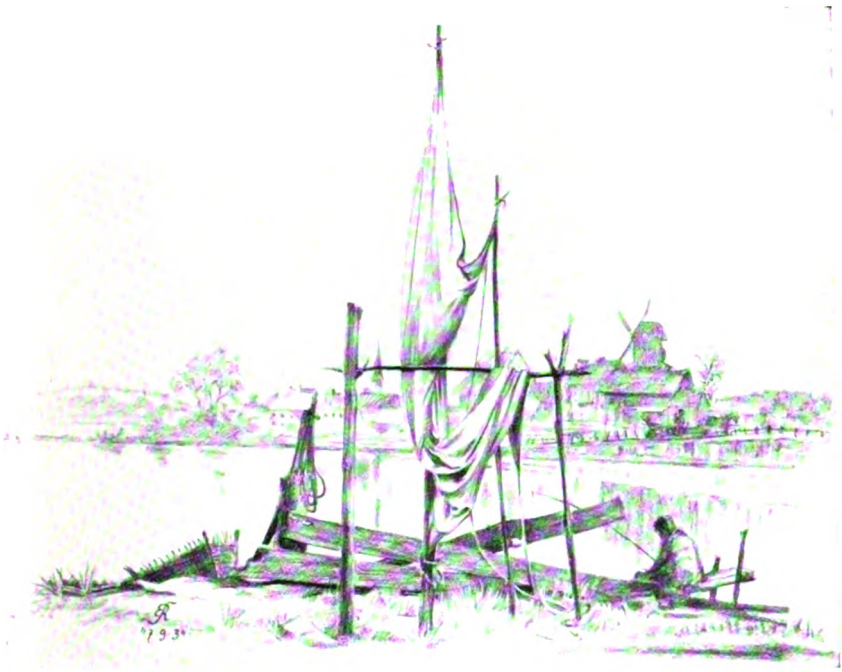
Im Sudetendeutschtum zeigen sich jetzt die Auswirkungen des tschechischen Wirtschaftskrieges in den krassesten Formen. Für seine wirtschaftliche Notlage ist ein Brief symptomatisch, den ein Arbeitsloser an seinen Kriegskameraden schrieb, der den amtlichen Vermerk trägt: „Tatsachen bestätigt vom Gemeindeamt Weigensdorf. Der Gemeindevorsteher: Höll." Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Vorerst grüße ich Dich und Deine Familie aufs herzlichste. In dem Schreiben will ich Dir die Lebensweise schildern, die wir zu führen haben.

Ich weiß keinen Weg mehr und kein Mittel, um meine Familie vor der größten Not und Bedürftigkeit zu schützen. Das Elend ist schon zu groß. Heuer bin ich bereits das fünfte Jahr ohne Arbeit. Ich habe für eine an den Folgen der Hungersnot erkrankte Frau und fünf unterernährte Kinder im Alter von 14, 10, 8, 6 und 4 Jahren zu sorgen und stehe vor der Verzweiflung. Ehe ich Hungers sterbe, was meinen Kindern, meiner Frau und mir das Ende nach einer langen Reihe von Tagen des Jammers bedeutet, versuche ich noch das Letzte: alle Freunde und Bekannte anzubetteln, denen es noch halbwegs besser geht.

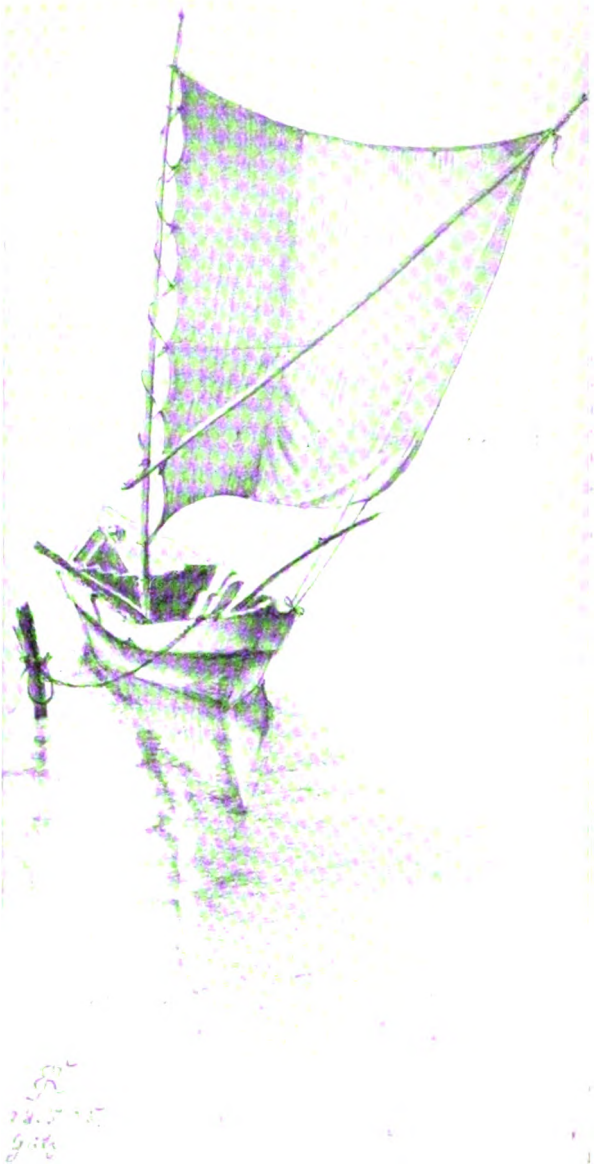
Durch die vergangenen Jahre wurde ich noch durch nähere Freunde und Bekannte mit Spenden unterstützt; heuer ist nirgends mehr eine Verdienstmöglich-

Digitized by Google



Erik Richter: Havellandschaft mit Segel

Digitized by Google



Erik Richter: Havelfischerboot

Digitized by Google

keit, alle sind verarmt, so daß einer dem anderen nicht mehr helfen kann. Meine fünf Kinder sind noch zum Teil gesund und wollen Brot; ich bekomme aber in der Woche nur zwei Brote, die anderen fünf Tage der Woche sind wir ohne jeden Bissen und gezwungen, alles Eßbare ohne Ekel und Scheu zu uns zu nehmen. Ich ernähre meine Familie mit Hunde- und Katzenfleisch, aber auch diese Delikatesse ist schon weniger geworden, denn wo noch etwas zu erblicken ist, wird es einfach abgefangen; ganze Streifen von Arbeitslosen machen förmliche Jagden darauf. Die Ärmsten der Armen aus dem Erzgebirge, besonders vom Preßnitzer Bezirke, gehen betteln, viele Kilometer ins Landgebiet hinein, nur um etwas für die große Not erreichen zu können; ich war des öfteren schon bis zu einer Woche auf der Tour gewesen. Das Ergebnis war, daß wir kaum zwei Tage davon leben konnten. Auf den Straßen fanden wir Ermattete, Zusammengebrochene des gleichen Schicksals.

Also, lieber Freund, Du kannst Dir vorstellen, wie weit wir schon gesunken sind. Deute deshalb meinen Hilferuf in schwerer Bedrängnis nicht übel und hilf mir aus der ärgsten, bittersten Not! Wir können nicht mehr vor die Tür, da ich nichts mehr anzuziehen habe, es fehlt an Kleidern, Schuhen, Wäsche und dem Allernotwendigsten. Die Kinder laufen halb nackt herum, das letzte Hemd ist auch schon zerrissen, meine Frau hat ihre letzten Habseligkeiten zu Geld machen müssen, nur um den Hunger stillen zu können, was aber in den seltensten Fällen mehr möglich war.

Lieber Herr Sch. und Frau! Wenn es geht und es Dir möglich ist, uns irgendwie zu helfen für die Not, es ist mehr als dringend! Wir standen im Kriege so oft dem Tode gegenüber und hätten in treuer Pflichterfüllung leicht sterben können; aber leben müssen und zur Arbeitslosigkeit verdammt zu sein, damit zusehen müssen, wie Frau und Kinder langsam sterben — vor Hunger, das ist schwerer und härter als der schlimmste Krieg!

Herzlichen Dank im voraus, Dein Freund W. W."

Was in diesem Brief von dem sudetendeutschen Hungerelend gesagt ist und für alle sudetendeutschen Gebiete Geltung hat, findet eine bezeichnende Ergänzung in dem Bericht des Schluckenauer Schularztes (Nordböhmen), der ebenfalls seine Gültigkeit für die gesamte sudetendeutsche Jugend hat. Von 873 Kindern (450 Knaben und 423 Mädchen) waren bei zwei Untersuchungen:

Gesund 50 Knaben, 75 Mädchen = 125 Kinder oder 14,4%; leicht erkrankt und stark unterernährt: 160 Knaben, 170 Mädchen = 330 Kinder oder 37,7%; in Krankenpflege genommen: 34 Knaben, 43 Mädchen = 77 Kinder oder 8,7%.

Von 406 Knaben, die gewogen und gemessen wurden, haben nicht weniger als 251 ein unternormales Gewicht (d. s. über 61 v. H.). Bei den Mädchen war das Verhältnis etwas besser. Von ihnen wurden 380 gewogen, von denen 166 unternormales Gewicht hatten.

In Südtirol mußten die Eltern der deutschen Schulkinder um Erteilung des deutschen Sprachunterrichtes (3 bis 4 Wochenstunden) ansuchen. Obwohl die Einreichungsfrist nur 18 Tage dauerte, unzureichend bekannt gemacht worden war, haben von 31 000 Südtiroler Schulkindern für 27 425, d. i. 88 v. H., die Eltern ihre Gesuche eingereicht. Über diese Volksabstimmung schreibt der „Auslandsdeutsche", die Zeitschrift des Deutschen Auslandsinstitutes:

„Die Bestürzung der italienischen Behörden über diese unerwartete Volksabstimmung ist groß. Als Italien sich im Kulturabkommen mit Österreich verpflichtet hatte, ab 1. November 1935 deutsche Sprachkurse in Südtirol für jene Kinder einzurichten, die darnach verlangten, und das faschistische Kulturinstitut in Bozen mit der Durchführung betraut wurde, hofften die Italiener, die ganze Angelegenheit so wenden zu können, daß ein möglichst geringer Eingang von Gesuchen erfolge und dadurch die „Italienität" des Landes mittelbar bewiesen werde.

Praktisch wurde allerdings bisher durch dieses überwältigende Bekenntnis zum Volkstum nichts erreicht: da der Deutsch-Unterricht von italienischen (!) Lehrkräften in italienischer Sprache (!) erteilt werden muß, den deutschen Kindern Südtirols ihre deutsche Mutter-

Digitized by Google

sprache also auf italienisch wie eine beliebige Fremdsprache in drei Wochenstunden beigebracht werden soll, wird der Wert dieses Unterrichtes sehr gering anzuschlagen sein. Fürs zweite ist es nahezu ausgeschlossen, für diesen Unterricht genügend qualifizierte Lehrkräfte zu finden — ein Argument, dessen sich die Italiener bereits heute bedienen — um so mehr die deutschen Südtiroler Lehrer, soweit sie nicht pensioniert oder wegen mangelnder italienischer Sprachkenntnisse abgebaut wurden, nach Altitalien versetzt worden sind. Drittens scheint bei den zuständigen Stellen nicht der Wille vorhanden zu sein, dieser Abstimmung Rechnung zu tragen. So hat das faschistische Kulturinstitut, obwohl sich über 27 000 Kinder für den Unterricht meldeten, nur 2000 Lehrbücher, also den 14. Teil des Bedarfes, in Druck gegeben. Endlich will man die Maßnahme nur im Gebiet der Provinz Bozen durchführen, während die 20 000 deutschen Südtiroler, die durch die Neuregelung der Verwaltungsgrenzen zur Provinz Trient geschlagen wurden (Bozner Unterland mit Auer, Neumarkt, Tramin, Kurtatsch, Salurn, Gfrill, Montan, Pinzon, Graun, Kurtinig usw.) nicht berücksichtigt werden sollen."

In dem genannten Bericht des Stuttgarter Auslandsinstitutes werden über die zum italienischen Heeresdienst Eingezogenen folgenden Angaben gemacht:

„Die Einberufung der Südtiroler zum Militärdienst geht ständig weiter. Bis Mitte November dürften ungefähr 4000 bis 5000 Mann eingezogen worden sein, und zwar die Reserveoffiziers-Jahrgänge 1900—1914 sowie die Mannschaftsjahrgänge 1910—1915 vollzählig, während von den Mannschaftsjahrgängen 1900 bis 1909 die Spezialtruppen und bisher Zurückgestellten eingezogen wurden. In Ostafrika dürften sich 600—700 Mann befinden, davon etwa 70 in Libyen, der Rest in Eritrea und Somaliland. Trotz verschiedener Gerüchte scheint bisher kein Südtiroler gefallen zu sein, nur ein Soldat aus Mals starb in der italienischen Garnison infolge verspäteter Behandlung einer bereits früher zugezogenen Krankheit." —

Am 24. Oktober ds. Js. sprach das Lütticher Appellationsgericht die Ausbürgerung von vier deutschen Volksgenossen aus Eupen-Malmedy aus.

Auf der Tagung des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Gablenz wurde u. a. auch ein Bericht über die Lage des Deutschtums in der Sowjetunion erstattet, in dem es u. a. hieß, daß von den zwei Millionen Deutschen heute keine 1,3 Millionen mehr am Leben sind, von denen über 150 000 zu Zwangsarbeit verurteilt sind.

„Hinter diesen nüchternen Zahlen", so heißt es in dem Bericht, „steht die namenlose Tragödie deutscher Menschen im Sowjetparadies der Brüderlichkeit. Vor allem die deutschen Siedler haben unter der Diktatur der Minderwertigkeit zu leiden, da sie auf einer viel höheren Kulturstufe stehen als das russische Bauerntum ihrer Umgebung. Im Zeichen der Gleichheit werden sie mit Gewalt diesem angeglichen, und wer trotzdem an deutscher Art und Sitte festhält, wird als Gegenrevolutionär kurzerhand beseitigt, sei es durch eine Kugel oder durch Zwangsarbeit. In letzter Zeit werden die Gebiete von Aserbeidschan und Batum (Transkaukasien) „von den Deutschen gesäubert". In Aserbeidschan handelt es sich hauptsächlich um die vor etwa hundert Jahren entstandene Schwabenkolonie Helenendorf, deren 12 000 deutsche Einwohner als Weinbauern zur kulturellen Hebung des Landes wesentlich beigetragen haben. Zu Hunderten werden sie nun nach Norden verbannt, Familien werden zerrissen, ihr Hab und Gut beschlagnahmt. Wer kann, flieht nach Persien. Im Gebiet von Batum sind von den vor der Hungersnot im Wolgagebiet 1933 dorthin geflüchteten deutschen Familien vor kurzem sämtliche Männer verhaftet und in ein Lager eingeliefert worden."

Dr. Karl Viererbl.

Theater in Berlin

Das Berliner Theaterleben hat in diesem Monat eine kleine Atempause eingelegt, um die Vorbereitungen für die Weihnachtspremieren zu treffen. Dadurch ist eine Betulichkeit entstanden, die vielleicht auch wieder zur Besinnung führt. Denn man kann den Berliner Theatern nicht den Vorwurf ersparen, daß von der angeblichen kulturellen Propagierung junger dramatischer Kräfte nach dem ersten

Digitized by Google

Monat dieser Spielzeit nicht mehr viel zu spüren, geschweige denn zu sehen war. Und auch in der Vorschau ist eigentlich nur Joseph Maria Lutz mit seinem „Der Brandner-Kaspar schaut ins Paradies“ in der Volksbühne auf diese Versprechungen zu verpflichten. Bis jetzt sind neben diesem Stück Björnsons „Wenn der junge Wein blüht“ im Agnes-Straub-Theater, Hjalmar Bergmans „Der Nobelpreis“ im Theater in der Saarlandstraße, Shakespeares „Wintermärchen“ im Deutschen Theater, Wölfferts „Frau Polenska“ in der Komödie und Raeders „Robert und Bertram“ als Eröffnung des Schiller-Theaters vorgesehen. Daß daneben Curt Götz mit seinem „Towarisch“ wieder nach Berlin kommt, hätte man gerne verschmerzen können.

Erfreulicherweise aber brachte der November auch Aufführungen von Niveau, die man um so stärker begrüßt, als die allgemeine Lage an der sprichwörtlichen Trostlosigkeit noch immer leidet. So war im

Staatlichen Schauspielhaus

die Gründgens-Inszenierung von Hebbels „Gyges und sein Ring“ ein schöner Erfolg, der die Verpflichtung dieser repräsentativsten Bühne Deutschlands als richtungsweisend im deutschen Theaterleben erneut unter Beweis stellte. Gründgens Inszenierung war werkgetreu und vermittelte die ungeheure Kraft von Hebbelscher Dramatik auf eine vorbildliche Weise, wo Darstellungs- und Sprachbehandlung eine schöne Synthese fanden.

Werner Krauß als Kandaules war von stärkster Eindruckskraft in seiner lebendigen Erfassung dieser Rolle wie in ihrer geistigen Ausdeutung. Hilde Weißner gab der Rhodope Gestalt und Frauentum in reichstem Maße, wenn sie auch mit der geistigen Diktion Hebbels noch nicht restlos fertig wurde. Es dürfte sich hier der Beschäftigungsmangel bemerkbar gemacht haben, der dieser befähigten Schauspielerin leider zuteil geworden ist. Zwischen beiden stand Claus Clausen mit großem Einsatz und einer sicheren Beherrschung seiner Mittel. Er fand hier eine Rolle, die ihm trotz ihrer Schwere sehr lag und wo die bereits bewußte Jugendlichkeit seiner Natur schöpferisch sich auswirken konnte. Traugott Müllers Bühnenbilder waren von Wirkung und gaben dem Spiel mehr als nur architektonischen Rahmen.

Eine fein abgewogene Aufführung war die Aufführung von Oscar Wildes „Ein idealer Gatte“ im Kleinen Haus in der Nürnberger Straße. Allerdings erfordern die programmatischen Worte des Bearbeiters Karl Lerbs über die Aktualität des Dichters Wilde Zurückhaltung. Man soll nicht nach den Zeitbezogenheiten eines verstorbenen Autors mit intellektuellem Scharfsinn spüren, wenn es nicht aus der Handlung klar hervorgeht. Übrigens möchten wir die Ausführungen selbst bezweifeln, da wir nach wie vor der Anschauung sind, daß Oscar Wilde in erster Linie ein gewandter Frackautor ist, dessen Gesellschaftskritik aus theatralischer Perspektive und persönlicher Veranlagung entstanden ist. Und die Aufführung selbst bewies nur erneut den Unterhaltungscharakter Wilde'scher Lustspiele.

Hans Leibelt stellte in die mit Sonderapplaus begrüßten Bühnenbilder von Edward Suhr das große gesellschaftliche Leben, das in der Darstellung von Viktor de Kowa und Maria Bard getragen wurde. Viktor de Kowa entledigte sich auf sympathische Weise der nicht immer unblasierten Sentenzen und Maria Bard versuchte die Verbrecherin aus Koketterie zu markieren, was wohl reizvoll war, aber nicht der Rolle entsprach. Dem idealen Gatten gab Otto Graf weltmännische Gewandtheit und die ihn vergötternde Gattin war mit Maria Holtz ansprechend besetzt. Weniger gefallen konnte die reichlich manierierte Art von Marianne Hoppe. Ausgezeichnet war hingegen Else Wagner als redliche Skandalchronik.

Eine ebenfalls begrüßenswerte Aufführung zeigte das

Theater des Volkes

mit Goethes „Götz von Berlichingen“ in der Inszenierung von Richard Weichert. Trotz des ungekürzten Szenariums hatte die Aufführung Tempo und zeugte von dem bühnentechnischen Können Weicherts. Die Besetzung ließ dagegen manche Mängel zutage treten, obwohl Heinrich George in der Titelrolle von starker Intensität war und stets die Handlung bestimmte. Stets traten Feinheiten in der Gestaltung dieser Rolle auf, die das schauspielerische

Digitized by Google

Volumen Georges erkennen ließen, das leider durch falsche Verwendung und vielleicht auch durch persönlichen Starrsinn nicht so recht zur Entfaltung kam. Immerhin sollte man George eine größere Beachtung schenken, selbst wenn seine Verwendungsmöglichkeiten beschränkt sind.

Im Rahmen dieser Aufführung waren Margarethe Melzer als Frau und Hans Heßling als Georg mit die besten Leistungen, während die Klamauckart Ettlingers als Selbitz und die ebenfalls forcierte Landsknechtsmanier Eduard von Wintersteins als Leerse aus dem Rahmen fiel. Allerdings keine Idealbesetzung war Gerda Müller als Adelheid, doch war sie mit Anstand um die Formung dieser Figur bemüht. Viel zu weichlich aber spielte Hübner seinen Weislingen.

Eine Enttäuschung brachte die

Volksbühne

mit der Aufführung von Raimunds „Verschwender". Graf Solms als Spielleiter hatte sich in Hanns Saßmann als Bearbeiter einen Weggenossen gesucht, der die märchenhafte Romantik dieses Österreichers als Konstruktion für eine äußerst langweilige Operettenrevue mißbrauchte. Selbst Paul Hörbiger hatte es schwer, trotz seines angeborenen Charmes jenes Wienertum zu spielen, das einer Gemütlichkeit des Herzens und nicht dem einer verkitschten blauen Donau entsprach. Er fand zum Glück in Else Elster eine forsche Partnerin, so daß die Gefühlsduseleien wenigstens einigermaßen erträglich geworden waren.

Stark in Gefühl machte man auch im

Agnes-Straub-Theater

mit der Aufführung von Goethes „Stella". Agnes Straubs persönliche „Kulturpolitik" erweiterte sich durch diese neue Frauenrolle in üblicher Weise, nur daß hier die Diskretanz zwischen Wirklichkeit und der Eigenart dieses Theater besonders deutlich in Erscheinung trat. Auch entlarvten sich in dieser Aufführung einige Schauspieler als Bluffer. So Sabine Peters, deren Arroganz und blasiertes Wesen hier erschrecklich zum Vorschein kamen. Otto Woegerer begnügte sich mit der Maske des schönen Mannes und Agnes Straub übertraf sich in Hingabe und Opferbereitschaft. Schade wäre nur, wenn Hilde Sessak ebenfalls allzu stark diesem Kreis verpflichtet werden würde.

Von einer Frau, der Tiroler Schriftstellerin und Schauspielerin Juliane Kay, stammte die Uraufführung von „Das Dorf und die Menschheit", das wohl ausgezeichneten Lokalkolorit besitzt und auch eine anständige, sogar dialektechte Aufführung fand, aber in diesem religiös-hysterischen Inhalt äußerst befremdend anmutet. Die Gloriolen um Konnersreuther Fälle, hier glaubt ein Mädchen, das im religiösen Wahn lebt und mit Hilfe ausreichender Alkoholmengen verführt worden ist, vom Heiligen Geist beschirmt zu sein, haben auf der Bühne von heute doch nichts mehr verloren. In der Darstellung bemühte sich Hilde Körber, Friedrich Neubauer, Maria Loja, Erna Fentsch und Max Rosenhauer unter der guten Regie von Neubauer um eine geschlossene Darstellung. Juliane Kay debütierte selbst unter einem Pseudonym eine Episodenrolle.

Weltanschaulich unerfreulich war auch im

Theater in der Saarlandstraße

die Aufführung von Felix Lützkendorfs „Opfergang" oder „Charlotte", wie es hier umbenannt worden ist. Was der Jude Stieglitz und seine hysterische Frau, die bekanntlich für diesen Dilettanten aus falscher Sentimentalität und intellektuellem „Heroismus" Selbstmord begangen hat, dem deutschen Volke heute noch zu sagen haben, ist uns nicht verständlich. Trotz der guten Dialoge bleibt es doch Gefühlsduselei von anno tobac und Lützkendorf hätte bestimmt mit seinem Schauspiel „Alpenzug" seine Begabung besser dokumentiert als mit diesem Kammerspiel. Auch ist das Nichtwissen von Dingen bekanntlich kein Entschuldigungsgrund.

In der Besetzung konnte Ebba Johanssen als Gast vom Dresdener Staatstheater nicht allzuviel von ihrem Können zeigen. Werner Scharf war schon weitaus besser als hier. Beziehung zu dieser Umwelt fand nur Wolfgang Liebeneiner und in einer skunilen Episodenrolle Ernst Legal.

Das Bedürfnis nach großen Frauenrollen veranlaßte das

Digitized by Google

Deutsche Theater

für Käthe Dorsch „Iphigenie" auf den Spielplan zu setzen. Heinz Hilpert selbst hatte die Spielleitung inne, aber es gelang ihm nicht, Goethe lebendig werden zu lassen. Käthe Dorsch mißachtete sein Versmaß und ging schon allein dadurch wesenhaft an dieser Rolle vorbei. So fiel manche Schönheit dieses Werkes unter den Tisch und die Größe dieser klassischen Frauengestalt blieb nur fiktiv. Auch Theodor Loos wußte von dieser Auffassung her nicht mit seiner Rolle als König fertig zu werden, wie auch Albin Skoda eigentlich nur eine rhetorische Leistung vollbrachte. Paul Klinger war der einzige, der Verse zu sprechen verstand, und es war daher bedauerlich, daß er dabei den Ewig-Lächelnden spielte. Willi Schmidts Bühnenbilder entsprachen ebenfalls wenig diesem klassischen Werk.

Wolf Braumüller.

Filmschau

Autorennot und Stoffkrise

Das morsche deutsche Filmgebäude ist in ganz kurzer Zeit auf eine neue und beachtliche Grundlage gestellt worden. Wir haben eine Reichs-Filmkammer, eine mächtige Fachschaft Film, nicht die neue Film-Kreditbank zu vergessen, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens ein beherrschendes Instrument der Filmwirtschaft geworden ist.

Bedeutendes ist in organisatorischer Hinsicht geschaffen und geleistet worden. Und doch hört man immer wieder aus den Worten führender Männer am Film, daß irgend etwas nicht stimmt. Irgendwo kränkelt die deutsche Filmindustrie, irgendwo kann der „Filmarzt" starke Blutstockungen konstatieren.

Zur Zeit entspricht das geistige Niveau des deutschen Filmes in keiner Weise den ungeheuren Anstrengungen, die gemacht worden sind, um den Film neu zu betten. Vielfach werden schale Ausstattungsbilder gezeigt, in denen ungeheure Gelder investiert wurden! Hohle, bedeutungslose Unterhaltungsware, überlebt, abgelebt, einer vergangenen Zeit angehörig. Die Referate unserer ersten Filmkritiker werden, wenn man sie einmal Revue passieren läßt, immer gewundener. Selten nur ist es, daß ein Stern am dunklen Filmhimmel Deutschlands aufblitzt.

Ja, wo die Regel herrschen sollte, regiert die Ausnahme!

Ein Filmfeld ist ja auch bis jetzt noch ganz unbeackert geblieben, das ist das Reich der Leute, die von Rechtswegen dem Film die neuen geistigen Fundamente hätten geben sollen: die Filmautoren, die Filmdichter!

Anstatt daß sie geachtete und wichtige Persönlichkeiten beim Film sind, führen sie allgemein ein von der gesamten Industrie geducktes, einflußloses Schattendasein. Die Menschen, die mit der Zauberwurzel des Geistes die neuen Schatzkammern hätten öffnen müssen, und wie neuer Wind durch die vermufften dramaturgischen Bureaus der Filmindustrie hätten jagen sollen, führen ohne jede Rückendeckung von seiten ihrer Brotgeber ein problematisches Leben, das von geistiger oder materieller Not durchkämmt ist.

Die historischen Ursachen liegen in den Anfängen begründet. Damals, als der erste „Filmdichter" zaghaft in Erscheinung trat, war sein Gegenpart, der Regisseur, bereits ein mächtiger und bei der Filmproduktion einflußreicher und hochbezahlter Praktiker.

Der deutsche Film kann nicht gesunden, weil seine geistigen Väter, die Filmautoren, nicht gesund sind. Was nützen die herrlichsten Baumaterialien ohne den genialen Architekten, was nützt der souveränste Baumeister, wenn ihm die geeigneten Pläne fehlen? Nur aus dem Reiche der Filmautoren, im Feuer der Filmpraxis erhärtet, kann der hinreißende Filmdichter der neuen Zeit kommen, nur er kann sich zur Idealfigur der Zukunft, zum Dichter-Regisseur, entwickeln.

Dem kleinen, verworrenen Kreis der Filmautoren muß, das ist das dringendste Gebot der Stunde, besondere Sorgfalt zugewandt werden. Maßgebende Stellen müssen von nun an, da die Industrie völlig versagt hat, diese geistigen Gegenwartssoldaten des Filmes leiten, führen und ihnen ein neues Rückgrat

Digitized by Google

geben. Sie müssen mit ihnen den heute so aussichtslosen Kampf gegen die Profitler, gegen den Kalkul, gegen den versauerten Routinier führen.

Hier sei nachdrücklich festgestellt, daß der so heiß ersehnte Film-Shakespeare nicht vom Himmel fällt, sondern ähnlich wie sein klassisches Urbild, aus dem Arbeitsdienstlager einer jahrelangen Praxis — von einer neuen, königlichen Hand gehütet — hervortreten wird.

Einen neuen Film gilt es zu schaffen und den Typus eines neuen Filmdichters, der nur der Eigengesetzlichkeit seiner Werke gehorchen darf, wie es Maler, Musiker und Dichter tun, und sich nicht mehr von tausend „Wenns" und „Abers" der Produktionsmaschine sein Werk zerfleddern lassen muß.

Daß ein Dichter nur im Dachstübchen, untermalt von der zeternden „Geräuschkulisse" einer mieteheischenden Wirtin künstlerisch schaffen könne, ist das infame Phantasiegebilde eines verlogenen und weltfremden Liberalismus, der alle Dinge zu einer Sensation verfälschen wollte.

Der Filmautor Robert A. Stemmle beweist sogleich das Gegenteil. Er ist einer der wenigen Glücklichen, die mit großen Filmfirmen in festem Vertragsverhältnis stehen. So hat er Muße gehabt, in „Viktoria" ein wahrhaft ausgeruhtes Filmmanuskript zu schreiben, das der gleichnamigen Novelle des großen norwegischen Dichters Knut Hamsun gemäß ist. Ein weithallendes Liebeslied, getragen von dem uralten tragisch-magischen Akkord: Sie konnten zusammen nicht kommen, die Gewässer menschlicher Konvention waren viel zu tief.

Der liebende Jüngling, Mathias Wieman, das liebende Mädchen, Luise Ullrich. Jener, des Müllers Sohn: nordischer Mensch, karg nach außen, innen ein Vulkan. Sie, das Schloßfräulein: von Vorurteilen, Rücksichtnahme, konventionellen Anschauungen hin und her gepeitscht. Luise Ullrich führt uns in Bezirke einer Tragik, die nur das Leben selber hervorbringen kann.

Wie der karge Film jeden Augenblick vom Fluidum dieser beiden bemerkenswerten Schauspieler angefüllt ist, kann nur die Schau selber lehren. „Das Geheimnis der Liebe ist größer als das Geheimnis des Todes." Glücklich ist auch, daß einmal wieder der wertvolle Stoff und nicht nur die Abgöttin „Form" sie umkleidet.

Dieser hervorragende Film ist ein echtes Kind Hamsunchen Geistes. Er ist keine Erfüllung seines klassischen Werkes, das in seiner ureigenen literarischen Abgerundetheit sein unantastbares Eigenleben weiterleben wird, aber er ist eine große Ehrung für den Dichter.

Eine unvergleichliche Sonderstellung nimmt „Friesennot" ein, eine Kollektivarbeit von Werner Kortwich, Peter Hagen, Sepp Allgeier und Walter Gronostay. Der Film spielt unmittelbar nach der bolschewistischen Revolution in einem deutsch-friesischen Dorf Südrußlands. In die patriarchalische Ruhe und Ahnungslosigkeit der deutschen Siedlung bricht jäh das bolschewistische Verhängnis ein, Ordnung und Sitte brutal niederstampfend. Den Bolschewisten stehen zwei knorrige Friesengestalten gegenüber: der alte Dorfschulze, der in einer nur dem nordischen Menschen möglichen Folgerichtigkeit seines Bibelglaubens jeden Widerstand ablehnt, und der junge Bauer Klaus Niegebull, der Mann der Tat, der sich losjagt von einem Glauben, der ihm das elementare Recht absprechen will, sein Gut und Blut mit der Waffe zu verteidigen. Als man dem Alten die erste Geschändete bringt, da siegt auch in ihm das nordische Blut und an der Spitze der Mannschaft seines Dorfes fällt er, nachdem er mit der Waffe das bolschewistische Unrecht gerächt hat.

Hier wird zum erstenmal der Versuch gemacht, mit allem Ernst und mit aller Wahrhaftigkeit die weltanschaulichen Kräfte zur Gestaltung zu bringen, die in unserer Gegenwart mehr und mehr zu einer Entscheidung drängen. Die ängstliche Nervosität, mit der die konfessionelle Presse diesen befreienden Anfang bemäkelt, bestätigt nur die Notwendigkeit, auf diesem Wege fortzuschreiten.

Willi Forst's „Mazurka": Wie früher das Thema „Maskerade" einem Dutzendroman um die Jahrhundertwende entnommen schien, so ist auch die neue Filmgeschichte, die „Mazurka" heißt, edelster Kino-Tränen-Kitsch. Schon die Rahmenhandlung ist abgegriffen, unmodern.

Digitized by Google

Es flirrt und funkelt von neuen Regieeinfällen, interessanten Kameraeinstellungen und schauspielerischen Bravourleistungen. Aber es kann keinen größeren Gegensatz geben als zwischen dem oben besprochenen Film „Friesennot" und diesem Film „Mazurka". Dort der harte und unbedingte Wille zu einem neuen, schöpferischen Filmstil, hier der virtuose, aalglatte und brillante Geschäftsfilm, überleuchtet von dem großen Regie-Talent Willy Forst's, der nach bewährtem Muster einen künstlerischen Kassenreißer par excellence schuf.

Unter den Lustspielen fällt wohltuend der Film „Die selige Excellenz" auf. Eine fröhliche Erheiterung, eine laute Lustigkeit, die ohne jede Nebengeräusche ist. Hier waren Könner am Werke, die klug, vorsichtig und mit großer Kennerschaft arbeiteten. Der Autor — ja, hier haben wir schon ein wenig von dem prophezeiten Dichter-Regisseur der Zukunft vor uns. H. Jerlett, Autor und Regisseur in einer Person: ein alter, verdienstvoller Filmkämpe hat sich endlich, endlich völlig durchgesetzt.

An diesen Film sei die französische Spitzenleistung „Liebe" angeschlossen. Er beweist einmal wieder, daß jener Film, der den typischen Stempel seines Ursprungslandes trägt, für andere Länder besonders aufschlußreich ist.

Ein weiterer Frauenfilm ist „Pompadour". Erwähnenswert auch deshalb, weil dieser Film Anfang Dezember derjenige war, der mit 17 Ankündigungen an der Spitze der Berliner Erstaufführungstheater marschierte.

Doch hier ist nicht die „Pompadour", wie wir sie aus der Geschichte kennen, gezeichnet, in einer frei erfundenen Liebesepisode zeigt man sozusagen — das Privatleben der Pompadour. Von diesem Begriff „Pompadour" und der Trägerin der Titelrolle, Käthe von Nagy, lebt der Film.

In „Lady Windermeres Fächer" zeigt Heinz Hilpert, Regisseur und Dialogformer, daß der Dialog dem Tonfilm nicht hinderlich ist, sondern im Gegenteil, daß man sich auf dem sehr richtigen Wege befindet, um den neuen großen Dialogfilm zu schaffen.

Paul Wegener hat sich große Verdienste um die deutsche Filmkunst erworben. Mit der Rolle des „ersten" Studenten von Prag im Jahre 1913 hat er den Film allgemein in die Bezirke der Kunst eingeführt. Heute, nach mehr als zwanzig Jahren, steht man erstaunt vor dieser großen Leistung. Deshalb freuen wir uns doppelt, daß er einmal wieder durch eine Glanzrolle — der „Mann mit der Pranke" — für den Film neu entdeckt wurde.

Der junge Nachwuchs-Regisseur Rudolf van der Noß zeigt sich in diesem Film als sauberer Kunsthandwerker, dem aber sicherlich seine Rezepte scharf vorgeschrieben worden sind.

Förmlich aus dem Rahmen fällt ein Vorprogramm-Film „Kultur über dem Alltag" (Nolden-Gronostay), ein beachtlicher Kurzfilm, der die Wege aufzeigt, wie der Kitsch zu bannen ist und wie eine neue Lebenshaltung Raum gewinnen kann.

Walter Jerven's „Raritäten-Archiv": nicht nur beachtenswert, sondern epochemachend. Hier entwickelt sich in aller Stille der völlig neue Typus eines Historikers. Der Mann nämlich, der mit Hilfe alter Wochenschauaufnahmen Unbestechlichkeit und geschichtliche Treue aufbewahrt. Zum Teil erschütternd sind die Filmstreifen aus der Zeit von 1900 bis 1935. Auch die alten Spielfilme von „Anno dazumal" werden allen denen etwas geben, die Augen haben zu sehen und Ohren zu hören.

Ja, die Tatsachenberichte aus der Zeit unserer Väter erschüttern. Sie sind Streifen, die das Leben erdachte, inszenierte und darstellte. Und aus der Verbindung mit dem großen, unbestechlichen Leben kann allein der große Filmdichter werden: groß, glutvoll und ohne Kompromisse.

Doch noch etwas anderes wird dieser Mensch in sich vereinen: Liebe, Trost und einen tiefen Glauben.

Dr. W. Lohmeyer.

Berliner Musik

Im Gegensatz zu den früheren Zufallsaufführungen spürt man in der Spielplangestaltung der Berliner Staatsoper einen ordentlichen Willen. Man bemüht sich um eine eigene Note im Ensemble wie in der Auswahl und der Gestaltung der Werke. Clemens Krauß gibt den

Digitized by Google

meisten Neueinstudierungen als überragender Musiker selbst das Gepräge; aber da er ein Theatermusiker aus Instinkt ist, reicht seine Hand über das Nur-Musikalische hinaus bis in die Spielleitung und die Bildgestaltung. Diese Erkenntnis wird offenbar, wenn man seine Arbeit an früheren Wirkungsstätten mit den heutigen Leistungen vergleicht. Dann wird die Stetigkeit der künstlerischen Linie sichtbar.

Die Erstaufführung von Puccinis „Turandot" steht zwar im Zeichen der märchenhaften Aufmachung, denn es ist eine Ausstattungsoper größten Stils. Aber die Nachhaltigkeit des Eindrucks geht auf die Kultur von Solisten und Chor zurück. Clemens Krauß sorgte dafür, daß die Melodienfülle Puccinis in das rechte Licht rückte. Über alles China-Kolorit und alle Grausigkeit der Handlung tritt in den genialen Einfällen des Meisters die Menschenseele in ihren elementarsten Regungen: Liebe und Opfer. — Mit Marcell Wittrisch (der als Prinz Kalaf hinreißend schön sang, Glanz und Metall in der jugendfrischen Stimme), Viorica Ursuleac Turandot und Erna Berger als die Sklavin Liu konnte Krauß so musizieren, wie es die Partitur erfordert. Der Opernchor ist von Karl Schmidt auf eine bewundernswerte Höhe gebracht. Rudolf Hartmann sorgte für bewegte Gruppierung der Massen und für ausgezeichnete Spielregie.

Das Deutsche Opernhaus hat mit so gegensätzlichen Werken wie Rossinis „Barbier von Sevilla" und Wagners „Rheingold" bewiesen, wie sehr man sich um alle Bezirke der Oper bemüht. Generalintendant Wilhelm Rode bahnt eine Erneuerung des Wagnerschen Bühnenschaffens an, die wohl geeignet sein dürfte, eine noch stärkere Wirkung ins Volk zu sichern. Der erfahrene Bühnenpraktiker Rode bestimmt selbst die Spielleitung und dazu singt er die Partie des Wotan mit heiligem Eifer. Zu den bewährten Kräften wie Luise Willer, Constanze Nettesheim, Randl, Burgwinkel treten der Bariton Schirp und Walter Ludwig als Wagnersänger. Es war ein würdiger Auftakt zu der bevorstehenden Erneuerung des ganzen „Ringes der Nibelungen". Die musikalische Seite wünschte man etwas anders aufgefaßt als man es von Karl Dammer erlebte.

„Der Barbier von Sevilla" steht und fällt mit den Sängern. Der aus Wiesbaden gekommene Bariton Karl Schmitt-Walter stattete den Figaro nicht nur mit viel Belcanto-Schönheit aus, sondern er spielte den verschlagenen Gesellen auch entsprechend. Irma Beilke als Rosine bewies, daß man auch Koloratur beseelt singen kann. Temperamentvoll und ausgefeilt bis ins kleinste musizierte Arthur Rhoder die herrliche Musik, die nur unter dem südlichen Himmel wachsen konnte. Aber trotzdem fanden die Sänger nicht den spielerischen Ton des Sprechgesangs, der für die Rezitative unerläßlich ist. Die Einheit des Werkes gewinnt zwar durch ihre Verwendung, aber wenn die Sänger nichts damit anzufangen wissen, sollte man doch lieber bei dem gesprochenen Dialog bleiben. Mit dieser Einschränkung waren vortrefflich: Walter Ludwig als Almaviva, Anton Baumann (Bartolo) und Wilhelm Schirp (Basilio).

In dem Bemühen aller Kreise, die Erneuerung unseres Musiklebens von den verschiedensten Ansatzpunkten in Angriff zu nehmen, ist die Beweglichkeit besonders erfreulich, die der Berufsstand der deutschen Komponisten unter der Leitung Paul Graeners an den Tag legt. Es gehört zwar an sich nicht zu den unmittelbaren Aufgaben einer berufsständischen Organisation, als Konzertveranstalter aufzutreten, aber so lange die junge Musik nicht in höherem Grade den Anschluß an das Volk wiedergefunden hat, muß man den Einsatz jeder weiteren Stelle für das Schaffen von heute nur begrüßen.

Eine Reihe von Veranstaltungen hat bereits eine werbende Wirkung ausstrahlen können. Unter Paul Graeners Stabführung spielte das Orchester des Reichssenders Berlin in der Singakademie das „Festliche Vorspiel" von Clemens von Franckenstein, eine Musik, die sich nicht erst zu bewähren brauchte. In der Beurteilung von Hermann Simons „Weihnachtsbotschaft" gingen die Meinungen auseinander. Das Werk hat schöne Augenblicke, aber als Ganzes betrachtet will sich der Eindruck nicht runden, da der Zusammenschluß von Chor, Sopran und Orchester nicht recht gelingt. Musik ohne Stileinheit! Einen sehr notwendigen Hinweis auf Hans Bullerian gab das Cello-Konzert, für das sich Adolf Steiner mit

Digitized by Google

Virtuosität und musikantischem Empfinden einsetzte.

Im Hause der Kameradschaft der deutschen Künstler wird am ersten Donnerstag jeden Monats ein Kammermusikabend mit Manuskriptwerken durchgeführt, deren Auswahl der Berufsstand übernommen hat. Ein glücklicher Gedanke, denn aus diesem Kreis wird sicher manche Anregung in der richtigen Form in das öffentliche Musikleben hinausgetragen werden. Die Komponisten haben Gelegenheit, dem Vortrag ihres Werkes einige Worte voraufzuschicken. Beim erstenmal spielte das ausgezeichnete Fehse-Quartett Werke von Hoff (Frankfurt), Karl Gerstberger und Grete von Zieritz. — Im Anschluß an die zweite Jahrestagung des Berufsstandes war ein Konzert vorwiegend Werken der leichteren Muse, der guten Unterhaltungsmusik gewidmet.

Der Komponistentag, der unter starker Anteilnahme der Tonsetzer im ehemaligen Herrenhaus abgehalten wurde, war Rechenschaftsbericht und Zielsetzung zugleich. Die Steigerung der Einnahmen der Stagma, der „Bank" der Komponisten, geht auf die systematische Erfassung aller Musikveranstalter zurück. Für die Bearbeitung besonderer aktueller Aufgaben sind Ausschüsse berufen worden, die hoffentlich schon bald zu Ergebnissen gelangen werden. Graener sprach zur Situation der Musikschaffenden. Seine Feststellungen und Forderungen waren maßvoll in der Formulierung und treffend bezüglich der Sache. Lediglich seine Kritik der Kritik muß in wesentlichen Punkten abgelehnt werden. Die Erkenntnis, daß die Kritik „keine Nachricht, sondern ein Urteil" ist, daß man nicht überall von einem angemaßten Recht der Kritik gegenüber einem von vornherein als gegeben angesehenen moralischen Recht des Schöpfers spricht und einiges andere muß in den Kreisen der Tonsetzer noch früher oder später zugestanden werden.

Dr. H. Gerigk.

Das Stilleben in der Deutschen Kunst

Ausstellung der Berliner Nationalgalerie.

Als dritte Ausstellung in der Folge „Deutscher Kunst seit Dürer", hat die Berliner Nationalgalerie, im Anschluß an die Ausstellungen „Das Bildnis in der Plastik" und das „Ereignisbild", eine des „Stillebens" in der deutschen Kunst veranstaltet. Mit dem Thomazitat des Ausstellungskataloges, hat sich Robert Scholz im „VB." bereits so erschöpfend auseinandergesetzt, daß die Möglichkeit eines Mißverständnisses beseitigt worden ist. Wenn Thoma erklärt, daß sich die Weltanschauung eines Künstlers im einfachsten Stilleben äußern könne und, daß nicht der Gegenstand dem Bilde künstlerischen Werte gebe, sondern die Anschauung, die Summe anschaulicher Erkenntnis, die sich im Werke ausspricht, so hat er zweifellos recht, denn die Summe anschaulicher Erkenntnis, das was Goethe und Chamberlain unter dem Begriff „Schauen" verstehen und was die Wurzel des Begriffs Weltanschauung ausmacht, ist rassisch und volkhaft begründet, und kann sich auch in der Stoffwahl, dem Aufbau und den Farben des kleinsten Stillebens nicht verleugnen.

Eine andere Frage, (die Thoma übrigens nicht berührt hat) ist es, ob das „Stilleben" ebensoviel auszusagen vermag, das heißt, ebensoviel seelische Ausdruckskraft besitzt, als etwa das Bildnis, die Landschaft oder das Kompositionsgemälde. Diese Frage ist zu verneinen. Der große Raum, den der Spätimpressionismus und Futurismus dem Stilleben zur Verfügung stellte, war bezeichnend. Die Träger dieser Kunstrichtungen hatten nichts mehr auszusagen, weil ihr Kunst nicht mehr vom inneren Drang zum Bekenntnis der Rassen- und Volksseele bestimmt war. Da nun deutsche Kunst stets seelisches Bekenntnis gewesen ist, hat ihr das Stilleben als Ausdrucksmittel nie genügt. Die hier gebotene Ernte aus vier Jahrhunderten, berührt an Niederländern und Franzosen gemessen spärlich. Das deutsche Stilleben ist vorwiegend als Gelegenheitskunst zu werten, als Auflesen am Wege zu größeren Aufgaben und in diesem Fall ebenso durch das deutsche Naturgefühl, als das deutsche tektonische Empfinden verursacht. Die lineare oder koloristische Abtastung einer Natur- oder Kunstform, einer Blume, einer Frucht, eines irdenen Kruges, oder Tellers, stellt im Medium eines hohen künstlerischen Genusses, eine innige Beziehung zwischen Natur und Künstler her, die auch auf den Beschauer über-

Digitized by Google

tragen wird. Dem Niederländer, als ausgeprägterem Eindruckskünstler, genügte vielfach diese genießerische Beziehung und er wurde führend auf dem Gebiet des Stillebens. Dem Italiener fehlt das Verständnis für Kunstgattung ganz, beim Franzosen verlor sie sich in koloristischen Experimenten und gerade sein tragendes Element, der feste Aufbau, die plastische Form, wurde „pointellistisch" aufgelöst.

Übrigens scheint das Pflanzen- und Jagdstilleben nicht nur die deutsche, sondern auch niederländische Kunst stets als etwas von der Wurzel Gelöstes, Totes berührt zu haben. Schon Weenix und Jan de Heem verbinden Früchte und Blumen mit lebenden Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, Fliegen und Mäusen, die einerseits den Atem des Lebens ins Bild tragen, andererseits aber auch als Schmarotzer, Nage- und Totentiere das Absterben der Pflanzenteile betonen. Es ist bezeichnend, daß auch eines von Georg Flegel, dem 16. Jahrhundert entstammenden Stilleben, gerade durch die Verbindung von Früchten und Geschirr mit einem Papageien, einer Maus und Käfern, so ansprechend wirkt. In diesem so frühen und vielleicht wertvollsten Gemälde der ganzen Ausstellung, treten die Vorzüge des deutschen Stillebens — Betonung des Eigenwertes der Bildgegenstände, bei gleichzeitiger Einordnung in ein eng aufeinander bezogenes Schnittliniennetz — deutlich in Erscheinung. Auch bei Schuch und Trübner erhebt der Wille zum geschlossenen Aufbau und farbiger Modellierung, das Stilleben in die Ebene des vollgültigen Kunstwerks und führt zu der für die deutsche Kunst auf diesem Gebiet bezeichneten Bevorzugung handwerklicher Erzeugnisse, gegenüber dem Frucht- oder Blumenstück. Auch Thoma begnügt sich in seinen Meisterstilleben, so etwa dem „Feldblumenstrauß" nicht mit den Blumen, sondern setzt sie in tektonische Beziehung zu Gläsern, Tassen und Büchern, mit strengster Hervorhebung des Eigenwertes. Menzel beschränkt sich in seinen „Atelierwänden" ganz auf das Gegenständliche. Es stimmt übrigens nicht, daß es sich dabei, wie der Ausstellungskatalog erwähnt, um zufällige Ausschnitte handelt. Die lineare Beziehung der beiden Armmodelle ist ebenso intuitiv oder bewußt ausgenützt, als die packende Lichtwirkung auf den Gipsmasken und den Brüsten des weiblichen Torso. Das ist es auch, was dies Gemälde über das Stilleben ins Gebiet eines eigenartigen Totentanzes erhebt. Zieht man den großen Längsschnitt von dem in Münster ansässigen Ludger Tom Ring (1522 — 1584) zu Franz Lenk, so stößt man in dieser deutschen Stillebenausstellung immer wieder auf die gleichen Grundzüge: einen ausgesprochenen Willen zu geschlossenem Aufbau, mit Hervorhebung der Einzelgegenstände, und somit zu einer im Gegensatz zur barocken Häufung des niederländischen Stillebens stehenden Schlichtheit. Die wohl zu den ältesten deutschen Stilleben gehörende „Blumenvase" Ludger Tom Rings, erhält den stärksten Akzent durch die Beziehung der Blumen zu den herabgefallenen welken Blüten. Tischbeins von allem Beiwerk entblößten „Apfelhaufen" kann man getrost zwischen Flegel und Schuch hängen. Das heißt, deutsch sehen und gestalten — auch im Gegenständlichen des Stillebens! Nur Slevogt und Corinth fallen durch formloses Farbenchaos völlig aus dem Rahmen. Dagegen ist Franz Lenks „Gießkanne und Mülleimer" ein ganz ungewöhnliches Werk. Wie hier — ganz abgesehen von den technischen Werten — der blaue Mülleimer an der roten Gießkanne vorbei, durch eine Schnur über den dunklen Lattenzaun mit „Drahtverbau" hinweg, zu dem auf dem nebeligen Kanal vorbeischwimmenden Kahn in Beziehung gesetzt ist, das könnte in den deutschen Märchen, oder bei Andersen zu lesen sein.

Die Weltanschauung des deutschen Künstlers, kann sich — nach Thoma — auch im einfachsten Stilleben äußern.

Christian Roblfs bei Nierendorf und der „Norden" der Galerie Möller und von der Heyde.

Die Galerien am Schöneberger Ufer sorgen bekanntlich dafür, daß der Systemstil als abschreckendes Beispiel nicht allzu schnell in Vergessenheit gerät. Bis auf zwei Ausnahmen, können wir aus dem zur Schau gestellten nur erkennen — wie man es nicht zu machen hat!

Als „Revolte" gegen ein abgestandenes akademisches Schema besaß der „Expressionismus" gewisse positive Züge,

Digitized by Google

doch nur dort, wo der revolutionäre Wille nicht in wilder Raserei mit dem angestammten rassischen Empfinden brach und sich mit einer vom Verantwortungsgefühl getragenen künstlerischen Begabung paarte. Als Beispiel dieser expressionistischen Kunst, läßt sich die Aquarellausstellung des sechsundachzigjährigen Christian Rohlfs bei Nierendorf anführen. An und für sich stehen wir der malerischen Auffassung Rohlfs ferne. Sie ist so ausschließlich auf Farbe gebaut und zersetzt in ihr so stark die Form, daß sie kaum noch jenen Grundzügen deutschen künstlerischen Sehens zu entsprechen vermag, die sich aus der ein Jahrtausend umfassenden deutschen Kunstentwicklung ableiten lassen. Aber Rohlfs Farben sind von einer Glut und einem Sprühen belebt, von einem Jauchzen und Blühen, daß man ihm zumindest in solchen Aquarellen, wie den aus zerfließend zartem Tongerinsel tauchenden „Weißen Glockenblumen", den „Weißen Lilien auf Blau", oder in den lodernd roten „Cannablüten", nicht eine bewundernswert hohe Farbentechnik abzusprechen vermag, ein Farbensehen, daß allerdings dort, wo er plastische Gebirgs- oder Hausformen zu erfassen versucht, versagen muß. Koloristisch kann ein Künstler wie Rohlfs noch heute anregend wirken und besonders unseren wertvollen Nachwuchs, der bewußt einer künstlerischen Beherrschung der festumrissenen Naturform zustrebt, vor trockener Manier bewahren. Solche Wagnisse auf dem Gebiet der Farbe, darf sich aber nur ein durch die strengste zeichnerische und malerische Schulung gegangener Künstler im tizianischen Alter von nahezu 90 Jahren erlauben.

Es steht ein großer Ernst, eine große Gläubigkeit hinter diesen Farben, in der sich nicht der Holsteiner verleugnet. Dem gegenüber müssen wir, bis auf wenige Ausnahmen alles ablehnen, was uns die Galerien Möller und von der Heyde unter dem Titel „Der Norden" vorsetzen. Ja wir erheben entschieden Einspruch, diese futuristischen Disziplinlosigkeiten mit dem Begriff des „Nordens" zu verbinden, der uns als Kriterium bewußter Selbstbeherrschung erscheint.

Ferdinand Möller stellt Olgemälde der Maler Josef Albert Benkert, Wilhelm Philipp, Otto-Andreas Schreiber, Peter Stermann und Hans Weidemann aus; von der Heyde bringt zum größten Teil die Aquarellentwürfe zu diesen Gemälden. Eine wertvolle Ausnahme stellt Josef Albert Benkert dar. Obwohl die Farbe seiner Landschaften nebelig verschwimmt, erhält sie gerade dadurch eine ausgesprochen nordische Betonung. Die Schmissigkeit, mit der seine verschneiten Bauernhöfe bei Wustrow hingesetzt sind, berührt skizzenhaft, sowohl in Öl, als Aquarell, sie gibt jedoch den Bildern Kraft und die mit breiten Umrissen herausgehobenen Baum- und Hausformen, sind sehr plastisch gesehen. Von einem Empfinden für nordische Atmosphäre läßt sich allerdings mit starker Einschränkung, allenfalls noch bei Hans Weidemanns großem Olgemälde „Ebbe" sprechen, das einen Ausblick über die von einem schwarz-grünen Himmel überwölbte ebenso dunkle See mit schmalen Dünenstreifen gewährt. In den anderen Gemälden Weidemanns ist jedoch die Schwärze der Farben so übertrieben, daß man ebenso eindrucklos einen Tintenfleck anstarren könnte. Wilhelm Philipp läßt Schmidt-Rottluff und Campendonk auferstehen, indem er uns durch kobaldblaue Hühner, den schwarzen Schatten einer Kuh und sonstige treuherzige Rinder erfreut, die geradewegs aus Noahs Arche auf den Weihnachtstisch des kleinen Hänschen spaziert sind. Nette Bauklötzchenhäuser aus Hänschens unzerreißbaren Bilderbuch ergänzen diese infantilen Spielereien. Otto-Andreas Schreiber sucht durch die „Wucht" in vierfacher Lebensgröße gemalter grauer Köpfe, die krallenhafte Hände mit und ohne Zigarette ans Kinn pressen, zu verblüffen. Auch seine Aquarelle bevorzugen schlagfüßig violett gefärbte Säufergesichter. Peter Stermann prägt sich lediglich durch den blauen Abdruck von zwei Brownings auf einer weißen Decke ein. Da man nur den Abdruck sieht, können auch Schreckpistolen gemeint sein, die man noch knallen zu hören glaubt, wenn man schon wieder am Schöneberger Ufer steht.

Wir stehen durchaus auf dem Standpunkt, daß die Unausgeglichenheiten und Irrtümer aufstrebender junger Künstler mit weit größerer Nachsicht, als jene ausgereifter, älterer Maler zu beurteilen sind. Diese Künstler sind noch jung. Sie stehen alle um die dreißig. Aber sie

Digitized by Google

sind nicht mehr so jung, daß man von ihnen nicht ein klares Verständnis dafür erwarten könnte, daß nicht nur der Nationalsozialismus, sondern auch die deutsche Kunstwertung aller artbewußten Perioden ihrer Geschichte, Selbstbeherrschung und Verantwortungsgefühl gefordert hat. Diese Kunst dagegen ist völlig disziplinlos und auf Verblüffung berechnet. Nachsicht üben, hieße hier Verwirrung in den Reihen des zielbewußt arbeitenden Nachwuchses stiften! Ehe diese jungen Maler uns nicht einmal die Probe eines rein handwerklichen Könnens geboten haben — für das ihnen die Weihnachtsausstellungen der NS.-Kulturgemeinde und am Funkturm als Muster dienen könnten — dürfen sie nicht erwarten, daß sie als wertvolle Kräfte in den Aufbau der zukünftigen deutschen Kunstentwicklung eingegliedert werden.

Waldemar Hartmann.

Schrifttumsschau

Verbote sind dazu da, daß sie umgangen werden. So mancher Hersteller minderwertiger, zersetzender Literatur hat in den letzten beiden Jahren reichlich von diesem eigenartigen Grundsatz Gebrauch gemacht. Wenn zum Beispiel ein Leipziger Verleger dieser Sorte von dem Verbot seines neuesten Bordellromanes hörte, packte er eilfertig seine Bestände in ein Lastauto und fuhr dieses wertvolle Kulturgut in einer Stunde noch in der gleichen Nacht nach Halle. Vielleicht begegnete ihm an der Landesgrenze bei Schkeuditz sein Hallenser Kollege, der eben mit dem neuesten Schlager „Drei Jahre Gefängnis in der Hamburgischen Strafanstalt Hahnöfersand" aus dem gleichen Grunde auf dem Wege nach Sachsen war. Worüber werden sie im Wirtshaus an der Grenze sich unterhalten haben? Über das kulturelle Eigenleben der Länder oder über die wirtschaftlichen Notwendigkeiten gegenüber sonstigen untergeordneten Gesichtspunkten? Sicher aber werden sie sich über ein Buchverbotsystem gefreut haben, das ihnen die Möglichkeit gab, am nächsten Morgen den Polizeibeamten, die die Bücher am alten Orte beschlagnahmen wollten, mit reinem Gewissen mitzuteilen, daß leider gar nichts mehr von den gewünschten Büchern da sei. Und wenn wir uns diesen allnächtlichen „Buchhandel" an den deutschen Landesgrenzen überlegen, dann kann uns wohl einmal der Gedanke kommen: Warum dies?

Der geschichtliche Grund für diese Merkwürdigkeit liegt zunächst darin, daß es sofort nach der Machtergreifung galt, irgendeinen Weg zu finden, staatsgefährliche Bücher zu entfernen. „Das Recht der freien Meinungsäußerung" war in der Weimarer Verfassung festgelegt; keine Verordnung der Reichsregierung und kein einfaches Gesetz des Reichstages konnte dieses „Recht" des Volksfeindes, die Sittlichkeit und Sicherheit des deutschen Volkes anzutasten, schmälern.

So konnte der erste Schritt nur durch eine Ausnahmeverordnung des Reichspräsidenten vollzogen werden. Diesem hatte ja die Weimarer Verfassung das Recht zugesprochen, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen zu treffen, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird. Selbstverständlich konnte damals auf dieser schmalen Basis nicht den Ländern, die zu dieser Zeit noch im Vollbesitz ihrer Hoheitsrechte waren, das Buchverbotsrecht genommen werden, zumal sie allein über einen Polizeiapparat verfügten, der dieser Aufgabe gerecht werden konnte. So erstreckt sich diese Verordnung nur auf die Ermächtigung der Landespolizeibehörden, Druckschriften zu beschlagnahmen oder einzuziehen, deren Inhalt geeignet ist, die öffentliche Sicherheit oder Ordnung zu gefährden. Das Reich selbst konnte nur durch den Reichsinnenminister eine Landesbehörde um das Verbot einer periodischen Druckschrift ersuchen, wobei, wenn die oberste Landesbehörde dem Ersuchen nicht nachkommen wollte, die Entscheidung einem Senat des Reichsgerichts gegeben war.

Nun ist es selbstverständlich, daß die nationalsozialistisch geführten Länderregierungen einem solchen Ersuchen sofort stattgeben. Vermieden ist aber damit noch nicht die Tatsache, daß die einzelnen Landesbehörden zu verschiedenen Zeitpunkten auf das zu beanstandende Buch aufmerksam werden und keineswegs gleichzeitig

Digitized by Google

zum Verbot schreiten. Daher jener schwunghafte Buchverkehr an den Grenzen ...

Das Fanal des brennenden Reichstages mahnte zu rascherem und durchgreifendem Handeln den kommunistischen Zersetzungsschriften gegenüber. Die Verordnung vom 28. Februar setzte nun doch noch den Verfassungsartikel, der das Recht zur freien Meinungsäußerung enthielt, außer Kraft „zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte". Seitdem werden Buchverbote sowohl von Reichs- wie von den Länderbehörden ausgesprochen. Schriften, die nationalsozialistische Gedanken falsch darstellen, können von der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des nationalsozialistischen Schrifttums abgelehnt und eingezogen werden.

Der Ausbau des Verbotswesens könnte den Eindruck erwecken, daß grundsätzlich jedes Buch, das nicht in der weltanschaulichen und geistigen Haltung des neuen Deutschland liegt, rücksichtslos ausgemerzt würde. Doch ein Blick auf die Literaturbeilagen der großen Tageszeitungen ebenso wie die Buchbesprechungen der NS.-Monatshefte zeigt, wie entgegengesetzt und voneinander abweichend auch heute noch die neu erscheinenden Bücher sind. Nicht Angst vor der Kritik ist der Grundgedanke des Verbotswesens, sondern allein die Verpflichtung der verantwortlichen Führung, gefährliche und zersetzende Einflüsse fernzuhalten.

Diejenigen, die in der Lage sind, eine selbständige kritische Stellungnahme auf Grund ihres Könnens einzunehmen, werden in keiner Weise bevormundet. So sind kaum wissenschaftliche Bücher in den Verbotslisten zu finden, dagegen sind jedem Volksgenossen alle wissenschaftlichen Werke zugänglich, gleich welche Weltanschauung ihnen zugrunde liegen mag. Und wenn wir die wissenschaftlichen Neuerscheinungen durchlesen, finden wir immer wieder offene und betonte Gegensätze zum Nationalsozialismus. Vertritt doch etwa Voegelin in einer 1933 erschienenen Schrift „Rasse und Staat" philosemitische Gedankengänge unter prinzipieller Ablehnung des Antisemitismus, er wendet sich gegen unsere rassisch begründeten Anschauungen. Binder stellt in seiner „Grundlegung zur Rechtsphilosophie" (1935) fest, daß er „dem Gerede von der Weltanschauung ablehnend gegenübersteht", um nur ein paar kurze Beispiele für die Freiheit der wissenschaftlichen Meinungsäußerung in der Gegenwart zu geben. Der Kampf gegen den Gegner auf diesem Gebiete ist Aufgabe der nationalsozialistischen Wissenschaftler, nicht der Polizei. Diese Forscher haben bisher schon entscheidende Positionen in der geistigen Auseinandersetzung der Gegenwart erkämpft, ja um dieser jungen Wissenschaft selbst willen sieht hier die Führung des Reiches von Buchverboten ab, denn wie sollte diese sich selbst vollenden können, wenn nicht durch den Sieg über ihren Gegner aus eigener Kraft?

Mit Buchverboten wird kein weltanschaulicher Gegner bekämpft. Er wird vernichtet durch die echte Macht der artgemäßen Haltung und den Glauben der Gefolgschaft an Idee und Führer. Deshalb beschränken sich die Buchverbote, wenn wir jetzt kurz einmal die Listen der letzten Zeit überschauen, im wesentlichen auf Entstellungen des Nationalsozialismus, auf Schriften, die gegen unser Sittlichkeitsgefühl verstoßen und auf bolschewistische Zersetzungsschriften.

Zur ersten Gruppe der falschen Darstellung des Nationalsozialismus gehören z. B. folgende Bücher: F. Gebhardt, „Das Kinderfest im Dritten Reich"; A. Rolf, „Fest der Jugend im Dritten Reich; G. Hellwig, „Sechs Vorträge bei Veranstaltungen im Dritten Reich"; F. Gebhardt, „Die Sonnwendfeier im Dritten Reich"; L. Klotz, „Horst Wessel und sein Lied"; T. Hardt, „Hitlerfeiern in der Schule des Dritten Reiches", „Das Ehrenbuch des Führers". Von Dr. Johannes Hohlfeld, dem Interpreten des Demokratismus und Liberalismus (bis 1932), sowie des Nationalsozialismus (nach 1933) auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung wurde das Heft „In eigener Sache" verboten.

Aus dem Bereich der Literatur, die das Sittlichkeitsempfinden verletzt, wurden u. a. beschlagnahmt: Von Erich Ebermayer, „Kampf um Odilienberg" und „Nacht in Warschau"; Friedrich Michael, „Die gut empfohlene Frau"; Hermann Hirschfeld, „Das Geheimnis einer Nacht"; F. Krauß, „Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit"; F. Pallot, „Liebe in Paris"; Klabund, „Borgia";

Digitized by Google

Käſtner, „Fabian“; v. d. Velde, „Eheſpiegel“; M. Madleine, „Ihr ſchlechter Ruf“; A. Kollontay, „Weg der Liebe“; F. Boutet, „Die Inſel der ſieben Nächte“; C. Farrere, „Fräulein Dax“, „Kulturmenſchen“, „Ein junges Mädchen reiſte“.

Daß neben dieſen Machwerken auch die offen ſtaatsfeindlichen bolſchewiſtiſchen Bücher verboten werden, verſteht ſich von ſelbſt. Der Kampf gegen all dieſe minderwertigen Schriften hat die Bahn für ein neues deutſches Schrifttum freigemacht. War dieſes früher überſchattet und überwuchert von einer zerſetzenden und dekadenten Literatur, ſo iſt es jetzt befreit und kommt zur vollen Geltung, mit emporreißend neuen Schöpfungen und Werken, von denen immer wieder dieſe Blätter ſprechen können.

Hellmut Merzdorf.

Digitized by Google

Das Buch

Eine Neuerscheinung des Zentralparteiverlages

Dr. Josef Goebbels: „Der Angriff"

Aus der Kampfzeit des „Angriff", der Zeitung der Berliner Nationalsozialisten, hat Hans Schwarz van Berk die damals, vor allem in den Jahren 1927/1930 von Dr. Goebbels geschriebenen Leitartikel zusammengestellt und als Buch herausgegeben. In den Kameraden von damals werden beim Lesen die Geschehnisse wieder ganz lebendig werden und sie werden sich wie einst über die überlegene und scharfe Sprache freuen. Die Artikel sind nach großen Hauptthemen gruppiert, um die damals der Kampf geführt wurde. So z. B. die Dummheit der Demokratie, schutzbedürftige Minister, die Finanzkolonie, Isidor usw. Ja Isidor, der „Arme" — heut sitzt er in England und ist ganz brav. Vielleicht sehen auch einmal die in das Buch, die damals den Kampf der „Nazi" in den anderen Zeitungen verfolgt haben. Sie könnten auch für die Gegenwart viel daraus lernen.

E. A.

Ina Seidel

1.

Die Dichterin Ina Seidel, die auf ein an äußerem Umfang im Verhältnis nicht allzu großes, an innerem Gehalt um so gewichtvolleres Lebenswerk zurückblicken kann, hat damit begonnen, ihr Leben aufzuzeichnen. Der erste Teil dieser Aufzeichnungen ist jüngst unter dem Titel „Meine Kindheit und Jugend" erschienen. Er führt bis zum 20. Lebensjahr der Dichterin, bis zu dem Augenblick, da sie sich mit ihrem Vetter, dem Dichter Heinrich Wolfgang Seidel, zu gemeinsamem Weiterschreiten ins Leben zusammenfand. Nichts liegt Ina Seidel ferner, als mit diesen Aufzeichnungen sich selbst zu bespiegeln; sie gibt auch keine „getreue Chronik der äußeren Ereignisse" dieses ihres ersten Lebensabschnittes. „Worauf es mir ankam, war, in großen Zügen ein lebendiges Bild vom Ursprung der Kräfte zu geben, die mein angeborenes Erbe wurden, und die Richtung des Weges zu erweisen, den ich unter dem Antrieb jener Kräfte antreten mußte". Es ist ihr also nicht um das Erzählen von Geschichten aus ihrem Leben zu tun, sondern darum, aus dem Erzählten das besondere und einmalige Gesetz ihres Lebens in Erscheinung treten zu lassen, ein Bemühen, durch das uns auch ihre Dichtung gekennzeichnet ist — denn immer wieder begegnen wir hier dem Schicksal von Menschen, die ihren „Weg ohne Wahl" zu schreiten haben nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten sind. Es ist durch diese Absicht bedingt, daß sie die ersten Abschnitte ihres Buches den Ahnen und Eltern widmet. Der Vater der Dichterin war ein berühmter Arzt, zuletzt in Braunschweig tätig, wo ihm durch menschliche Neidsucht und Gemeinheit ein ungewöhnliches und jähes Geschick bereitet wurde. Die Eindrücke schon ihrer frühesten Kindheit formen entscheidend mit an ihrem späteren Beruf, der gerade bei Ina Seidel Ausdruck innerster Berufung ist. „Meine beiden Eltern kamen aus Häusern, in denen die Dichtung Altäre hatte; im Seidelschen Hause gab es in dieser Beziehung eine seit dem Urgroßvater Heinrich Gotthelf treulich gehütete Überlieferung. Mein Großvater Heinrich Alexander Seidel war ein zu seiner Zeit bekannter und geschätzter Kirchenlieddichter. Bei seinem frühen Tod im Jahre 1861 hatte, wie schon erwähnt, sein ältester Sohn, Heinrich, das Erbe der dichterischen Begabung bereits angetreten; bei meinem Vater äußerte sich dieses Erbe in der tiefsten Empfänglichkeit für Lyrik." Darüber hinaus waren im Lebenskreis ihres Elternhauses alle Voraussetzungen vorhanden, um der heranwachsenden Dichterin die Formung eines Weltbildes zu ermöglichen, auf das sie, eine tiefgreifende, lebendige Aufgeschlossenheit für das „draußen" Geschehende dazugenommen, ihr späteres dichterisches Schaffen mit klarer, aber keineswegs mühelos errungener Sicherheit stellen konnte. So früh auch Ina Seidel in diesem Bande über ihre „Kindheit und Jugend" mit ihren Aufzeichnungen abbricht, so schön läßt sich mit deren Hilfe

Digitized by Google

doch der Aufbau eines Lebens verfolgen, dem die Lösung von hohen, schöpferischen Aufgaben bestimmt war, wobei nicht die besondere Zeitlage vergessen werden darf — Jahrhundertwende —, die ein Volk zeigt, dessen Streben nach einem höheren Lebenszustand, getragen von den Verantwortlichsten in ihm, über eine leidenschaftliche Sehnsucht und ein oft verzweifeltes Suchen damals noch nicht hinaus gelangte. So schließt sich schon in diesem Lebensabschnitt Schritt um Schritt zum sinnvollen Ganzen, durch das, auch dort, wo die entscheidend werdende Anschauung erst aus einem Kampf der Anschauungen und Erlebnisse mit- und gegeneinander hervorgeht, das spätere dichterische Schaffen aufs glücklichste gegründet und vorbereitet wird. Das beginnt mit den ersten Büchern, die ihr der jede Engherzigkeit verabscheuende Vater in die Hand gibt, und es führt von hier in einer sauberen Linie zu den späteren literarischen Eindrücken und Begegnungen, durch die das junge Mädchen im Aufnehmen und sicheren Unterscheiden ihrem eigentlichen Berufe näher gebracht wird. Gedichte von Karl Busse vermitteln der noch nicht Vierzehnjährigen eine erste nachhaltige Begegnung mit dem dichterischen Streben ihrer Zeit; sie gelangt aber bald darüber hinaus zu Münchhausen, Liliencron, Agnes Miegel, Lulu von Strauß und Torney, zu den nordischen Autoren, auch zu Hamsun, „von dem ich", wie Ina Seidel mit leiser Ironie erzählt, „die ersten Eindrücke damals, ohne es zu wissen, mittelbar durch einen jungen deutschen Schriftsteller empfing, dessen Bücher mich so lange tief beeindruckten, bis ich nach dem Lesen von Hamsuns „Pan" merkte, von welchem fruchtbaren Regen jene Wälder dampften und von welchen Urlauten jenes fast allzu häufig erschallende „Hahaha!" ein Echo war". Die Übersiedlung nach München bringt eine erhöhte Vielfalt der Eindrücke mit sich; Schwabing mit der Buntheit seines Lebens taucht auf; Stefan George kommt in den Blickkreis; Wand an Wand wohnt der Knabe, dessen „verklärtes, ja vergöttlichtes Bild in Georges „Maximin" eingegangen" ist; und noch ein anderer Knabe, „dessen Ruhm später weit über Deutschlands Grenzen hinausgehen sollte", kreuzt den täglichen Weg: es ist Wilhelm Furtwängler. — So wird hier vor dem Leser das Bild einer Jugend lebendig, der ein nicht geringer Reichtum an ungewöhnlichen, über das Durchschnittliche hinausgreifenden Eindrücken vor allem aus dem künstlerischen Lebensraum zur Verfügung stand. Aber freilich fehlte auch nicht der Kampf zwischen dieser Macht der Kunst und einer anderen, ihr in „ihrer inneren Gesetzlichkeit fremden" Macht, dem Bürgertum, der, wie Ina Seidel hervorhebt, gerade für die damalige Jungmädchengeneration die Formen nicht immer einfacher Auseinandersetzungen annahm. Für die Dichterin selbst ist es in dieser Lebensstunde wieder ein Werk der Dichtung, das glücklich entscheidend in ihr Leben eingreift, ein Gedicht ihres Onkels Heinrich Seidel, „das ich zwar längst kannte, das aber in jener Stunde plötzlich zu mir sprach, wie ein mahnender Anruf aus einer von mir unbegreiflicherweise halb vergessenen Welt, die doch immer vorhanden gewesen war, immer auf mich gewartet hatte. Von diesem Tage an folgte ich wie schlafwandelnd der Anziehung meines Lebenszieles".

2.

Wir wissen nicht, ob die Dichterin beabsichtigt, der Geschichte ihrer „Kindheit und Jugend" in absehbarer Zeit Aufzeichnungen über einen weiteren Abschnitt ihres Lebens folgen zu lassen, wie ein solcher zum Beispiel gerade die Zeit ihrer Arbeit am „Wunschkind" umfaßt, von der ersten flüchtigen Aufzeichnung dafür (1912) bis zur Vollendung des umfangreichen Werkes im Jahre 1930. Sie hat uns mit ihrer Jugendgeschichte einen Entwicklungszeitraum aufgehellt, dessen Inhalt wir uns in vielen Fällen, immer bedroht von der Gefahr, Zufälligkeiten und Fehldeutungen zu erliegen, freilich belohnt auch von den mannigfachen Reizen solchen Nachspürens, aus dem dichterischen Werk selbst erschließen müssen. Sie hat außerdem durch das, was sie uns darin mit allem Gefühl des Abstandes, aber mit deutlicher Betonung des Strebens nach einem klaren Weltbild, erzählt, das weite Ausgreifen ihrer Lebensgestaltung und deren tiefe Auffassung schon in früher und frühester Zeit so anschaulich wie nur möglich werden lassen. Die Grundkräfte „Ursprung und Erbteil", zeichnen sich schon so deutlich ab, daß

Digitized by Google

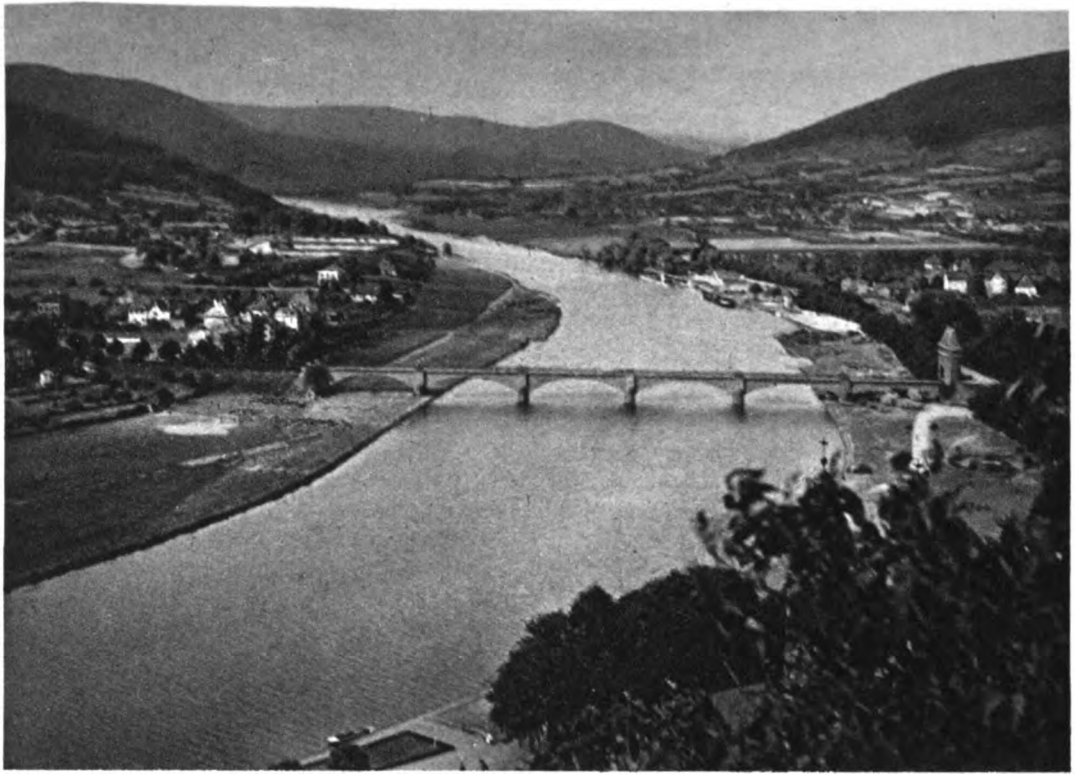


Bild Mario Mieritz

Der Main bei Miltenberg (Blick vom Schloßturm)

Digitized by Google

Digitized by Google

uns große Stücke ihres weiteren Weges, ihres Weges als Dichterin, in ihrem dichterischen Werk sichtbar werden. Dabei können wir bei einer Künstlerin, die mit ihrer ganzen Wirksamkeit so entschlossen und verantwortungsvoll auf das Leben in der Ganzheit seiner Erscheinung abzielt, — schon als Kind hatte sie „einen sehr lebendigen, wenn schon zunächst ganz unbewußten Drang hinter die Erscheinung des Lebens zu kommen" („Es war in jenen ersten zehn Jahren eine sich fast körperlich geltend machende Begier, Geheimnisse zu ergründen"), — sagen: wir können darauf verzichten, eine Analyse der Werke Ina Seidels im chronologischen Nacheinander vorzunehmen; es kommt uns im Rahmen dieser Ausführungen, die keine Gesamtwürdigung darstellen sollen, vielmehr darauf an, einige der dieses Werk tragenden und erfüllenden großen Ideen und Kräfte sichtbar zu machen. Zu ihnen rechnen wir die Idee des Ewig-Mütterlichen und die Erfüllung der durch Blut und Ahnenerbe bedingten, im Menschen wirkenden Lebensgesetze. Die Wirkung des einen wie des andern zeigt im symphonischen Aufbau einer großen, umfassenden Dichtung der Roman: „Das Wunschkind", an dem die Dichterin fast zwei Jahrzehnte arbeitet, so arbeitet, daß ihr die anderen, während dieser Zeit entstandenen Werke als „angeschwemmte Inseln in dem großen Strom" der ununterbrochenen Arbeit am „Wunschkind" erscheinen, „oder daß sie in diesen Strom hineinmünden", um ihn mit ihrer „Masse und ihrem Gefälle zu verstärken". In dem Band: „Dichter, Volkstum und Sprache" gibt Ina Seidel wertvolle Aufschlüsse über das Entstehen dieser Dichtung. Wir erfahren von einer schon 1912 niedergeschriebenen Notiz, die einfach heißt: „Wunschkinder oder Zufallskinder", und in der der Gedanke festgehalten werden sollte, „ob nicht ein herzlich erwünschtes und ersehntes Kind von vornherein mit stärkeren Lebensantrieben und gleichsam schicksalsfähiger in die Welt kommen müßte, als ein beiläufig gezeugtes, ein unwillkommenes und mit heimlichem Seufzen begrüßtes. Dieser Gedanke war nicht erklügelte Theorie, sondern das Ergebnis von Beobachtungen, er war mir erschienen wie eine Offenbarung über eines der tiefsten Geheimnisse des Lebens, in der die Lösung für manches bittere Rätsel begründet lag". Unter der Spannung der letzten Wochen vor dem Ausbruch des Weltkrieges nahm der Plan eines „Mutterbuches", in dem dieser Gedanke ausgeführt werden sollte, deutlichere Formen an. „Es war mir in jenen Tagen klar geworden, daß der Wunsch nach einem Kinde in einer kinderlosen Frau wohl niemals stärkere Gewalt haben kann, als angesichts des Auszuges des geliebten Mannes in den Krieg, in den Kampf bis aufs Blut. Daß in diesem Verlangen ein volkserhaltendes Lebensgesetz Kraft gewinnt, das wußte ich damals noch nicht oder machte es mir nicht klar". Die Dichterin besitzt noch im Manuskript das erste, vor Kriegsausbruch niedergeschriebene, in die spätere Fassung nicht übernommene, Kapitel des „Mutterbuches", aus dem das „Wunschkind" werden sollte. Eine fast zehn Jahre später (1923) unternommene Reise nach Oberitalien wird zum entscheidenden Einschnitt in der Entstehungsgeschichte des „Wunschkindes". „Abgesehen von der Bestätigung einer von jeher lebendig geahnten und stark ersehnten Wirklichkeit hatte ich auch gerade durch die Berührung mit der Fremde eine neue Frische der Empfänglichkeit für Wesen und Schicksal der Heimat erfahren, und es ist auf dieser Reise gewesen, daß mein seit 1914 geplanter, immer von neuem entworfener und begonnener Roman „Das Wunschkind" endlich die innere Gestalt annahm, die er dann endgültig beibehielt".

Natürlich drängen sich andere Stoffe immer wieder dazwischen, „Das Labyrinth", der Roman des Weltreisenden und Revolutionärs Georg Forster entsteht; durch die Studien für dieses Werk wird sie zu dem Stoff geführt, den sie in der prachtvoll gefügten Novelle: „Die Fürstin reitet", gestaltet. „Hier war das seltene Beispiel tätigen weiblichen Heldentums für ein überpersönliches Ziel: die Rettung des Vaterlandes, und wie sich die Hingabe alle Kräfte im Einsatz für dieses Ziel im Schicksal der jungen Fürstin mit den Anforderungen ihrer natürlichen Aufgaben als Frau und Mutter überkreuzte, das hob die Vorgänge in ein bedeutsames, fast tragisches Licht". Das Jahr 1924, in dem „Die Fürstin reitet" entstand, brachte außerdem eine reiche lyrische Ausbeute und

Digitized by Google

die Erzählung „Renée und Rainer". Natürlich fehlte es auch sonst nicht an Versuchungen aller Art, sich der Arbeit an diesem schwierigen Stoff zu entschlagen. „Die letzte Versuchung dieser Art war die Geschichte von dem lange nach Friedensschluß heimkehrenden Kriegsgefangenen Conrad Brömse, den ältere Stiefschwestern in den Jahren seines Verschollenseins aus dem Erbhof verdrängt haben und ihre Ansprüche dann in einer Art von mutterrechtlich begründeter Erbbesessenheit verteidigen". Die Überwindung weiterer Hemmungen und das Erlebnis einiger Reisen führt schließlich zur Vollendung der „Wunschkind"-Dichtung im Frühsommer 1930, eines Werkes, mit dem Ina Seidel sich führend vor die Reihe der Dichterinnen unserer Tage stellte. Der Inhalt dieses gewaltigen, mit bewundernswerter Architektonik aufgebauten, in Sprache und Stil vollendeten Werkes, soll hier kurz wiedergegeben werden. Die Vorgeschichte der eigentlichen Handlung spielt im Jahre 1792/93 in der Stadt Mainz. Cornelie Dubslav von Tracht, Tochter eines preußischen Kavalleriegenerals, wird Mutter eines Knaben, nachdem dessen Vater, der preußische Leutnant Hans Adam Echter von Mespelsbrun, gleich zu Anfang des Krieges gegen Frankreich gefallen ist. Die Halbschwester Corneliens, Charlotte von Tracht, heiratet einen französischen Offizier und stirbt bei der Geburt eines Mädchens, das zusammen mit dem Knaben Christoph Echter von Mespelsbrun erzogen wird. — Damit hat die eigentliche Handlung schon eingesetzt; sie füllt genau zwei Jahrzehnte aus, läuft von 1793 bis 1813 und ist in vier Hauptabschnitte gegliedert, deren jeder etwa den Zeitraum von fünf Jahren umfaßt. Die beiden Kinder erleben die ersten Jahre ihrer Kindheit in Mainz; im Jahre 1798 läßt der alte General, der seine beiden Töchter wegen der Heirat der einen mit dem französischen Leutnant verstoßen hat, seine Enkeltochter entführen; weitere fünf Jahre darnach, 1803, siedelt Cornelia mit ihrem Knaben ebenfalls nach Preußen über, um ihre Rechte geltend zu machen; damit gerät der Zehnjährige in den Kraftraum des Preußentums, das einen fruchtbaren Gegensatz zu den Stimmungen des reichsdeutschen Süden darstellt. „In seinem Namen Echter von Mespelsbrun raunt es wie eine uralte Quelle frühester deutscher Dichtung; in seinem Blut aber leben auch jene Wenden- und Obotritengeschlechter der Mark und Mecklenburgs, die sich den westlichen Ordensrittern nur widerwillig unterwarfen und anpaßten, um dann freilich in der Verquickung mit ihnen jenes Preußentum zu erzeugen, das einst das Rückgrat des deutschen Volkes zu werden bestimmt war". Der Knabe wächst nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten mit schöner Selbstverständlichkeit in das Preußentum hinein; bewährt sich, noch nicht vierzehnjährig, zum erstenmal in der Schlacht bei Jena, um opfernd sein Leben in dem Freiheitskampf des Jahres 1813 zu erfüllen. „Die Spannungsvorgänge des Buches ergeben sich aus den Gegensätzen, zwischen deren Polen seine Welt schwebt: Internationalismus, im Idealbild des napoleonischen Europa einerseits und vaterländischer Geist, kristallisiert in einem von Preußen her bestimmten Deutschtum andererseits; Katholizismus und Protestantismus; Preußen und Reichsdeutschland". Natürlich konnte der Reichtum dieser Dichtung mit den knappen Angaben, die hier darüber zu machen waren, nur eben angedeutet werden.

Wir haben von einem der Hauptthemen schon gesprochen, auf die es der Dichterin im „Wunschkind" ankommt, der wir dazu selbst noch einmal das Wort geben wollen: „Was in dem Jahrzehnt zwischen 1920 und 1930 aus dem vaterländischen Erleben in das Wachstum des Buches hineinsickerte, kann ich im einzelnen nicht anführen, unterlag es doch nicht meiner Willkür, sondern geschah in jener unbewußten Empfänglichkeit für die Niederschläge aus der seelischen Atmosphäre, die zum Wesen des Dichterischen zu gehören scheint. Solche Niederschläge, salzig von deutschem Blut und deutschen Tränen, nährten dies Buch, das langsam erwuchs wie ein Baum in schwerem Boden. Was könnte ich denn seinen Lesern Besseres darüber sagen, als: daß es ein Baum sein will, den eine deutsche Mutter im Namen unzähliger Schwestern zur Ehre und zum Gedächtnis gefallener deutscher Söhne gepflanzt hat?" Dazu kommt, was ebenfalls noch kurz erwähnt sei, die Idee des Preußentums, die von Ina

Digitized by Google

Seidel im „Wunschkind“ mit einer in letzte Tiefen schürfenden Verdichtung zur Anschauung gebracht wird. So wird das „Wunschkind“ heute für uns in besonderem Maße bedeutsam, da wir die Vereinigung jener fruchtbaren deutschen Gegensätze: Preußentum und Reichsdeutschland in der Einheit des Reiches erleben. Ina Seidels „Wunschkind“ ist ein mütterliches Buch, aber es ist zugleich ein beglückend männliches Buch; und es deutet auch darin den tieferen Sinn des heutigen Geschehens, indem es eine Einheit schuf dieser Kräfte, die nur Gegensätze sind im Sinne eines fruchtbaren Wechselspiels von Daseinsformen, die aus sich allein nicht oder nur in der Verzerrung und Übertreibung möglich sind, da sie sich gegenseitig nach einer höheren Gesetzlichkeit bedingen und ergänzen müssen, um das zu schaffen, was wir die geschichtsfähige Lebensform eines Volkes nennen können.

3.

Ein Lied auf das „Mütterliche“ in seiner mythushaften Bedeutung singt Ina Seidel auch in dem Roman „Brömseshof“, dessen Inhalt oben schon kurz umschrieben wurde. Wir begegnen hier in einer wundervollen Schilderung des Verhältnisses des Heimkehrers Conrad Siere zu seiner Mutter Cordula wieder dem Bild des Baumes. „Cordula Siere war für ihre Kinder wie ein immergrüner, guter, schützender, früchtetragender Baum gewesen, ganz ohne billigen Gefühlsüberschwang, aber von sachlicher Fülle, harter Tatsächlichkeit und unverrückbarer Wurzelhaftigkeit. Sie war da für die Kinder; mochten sie Gebrauch davon machen, das war ihre Sache“. Es ist bezeichnend für die Auffassung des Mütterlichen bei Ina Seidel, das nichts zu tun hat mit falscher Verzärtelung oder Verwöhnung, sondern eher eine Art „harter Kameradschaft“ meint. In der Zeit der Trennung, der Ferne von der Heimat war ihm die Mutter als Mythus der Heimat erschienen. „Wie er sie da sah, war sie die Tochter des alten Bauerngeschlechtes, das diesen Boden seit Jahrhunderten bebaute, und eins mit ihm war in Leben und Modern. Die mütterliche Gewalt der Scholle nahm ihre Gestalt an, um sich ihm zu offenbaren, ihn zu gemahnen, ihn heimzulocken... Was er sah, war Mythos, — sein Mythos“, den er brauchte, „um weiterleben zu können“. Conrad Siere, der Heimgekehrte und von seinen Schwestern wieder vom Hof Verdrängte, stellt sein Leben, fern von der Heimat, auf eine neue Grundlage, die zu schaffen ihm nicht möglich wäre, wenn nicht das Bild der Mutter stetig in ihm lebte und wirkte; so wird er in der Erinnerung noch manche Nacht „am Feldrain stehen und warten, daß seine Mutter hindurchwandelt durch das Bild seines Traumes, daß sie sich nach den Ähren bückt, sie prüft und die Flur überschaut. Und er wird ihr nachgehen, bis sie die Pforte durchschreitet, die noch vor ihm zufällt, — bis das Geschrei der fremden Vögel am Morgen ihn weckt“. — Wir möchten dieses reife Buch im Gesamtwerk der Dichterin nicht missen. —

Es war der Weltkrieg, der hier entscheidend in das Schicksal nicht nur eines einzelnen Menschen, sondern eines ganzen Geschlechtes eingriff — denn der von den „erdbesessenen“, kinderlosen Schwestern bewirtschaftete Brömseshof wird eines schönen Tages in fremde Hände übergehen. Auch in dem nach dem „Wunschkind“ erschienenen Roman: „Der Weg ohne Wahl“, dessen erster Band mit Ausbruch des Weltkrieges endet („durch den Abend drang das dumpfe Gewander eines mit unzähligen Wagen schwer nach Westen hinrollenden Zuges herüber“), wird der Krieg und das durch ihn bedingte weitere Geschehen eine entscheidende Rolle spielen. Denn wir erfahren von der Dichterin selbst, daß das ganze Werk auf drei bis vier Bände angelegt ist, und daß sich erst in den noch ausstehenden Teilen das Schicksal der Heldin, „aufgehend in dem mächtigen deutschen Geschick der letzten zwanzig Jahre“, erfüllen wird. Im „Weg ohne Wahl“ zeichnet Ina Seidel den Lebensweg eines Geschwisterpaares, das durch eine merkwürdige Blutmischung der Eltern in eine verhängnisvolle Schicksalsgemeinschaft gebunden worden ist, aus der die Schwester durch einen sie liebenden Mann im rechten Augenblick gelöst wird. Doch fühlt dieser Mann selbst mit aller Klarheit, daß schließlich doch nicht er es war, der das Verhängnis bannte, sondern vielmehr die „unnennbare Gewalt des eigenen Le-

Digitized by Google

bensgesetzes", die die Schwester auf den eigenen Weg führte, als der Bruder durch den Ausbruch des Krieges ebenfalls auf den seinen geführt wurde: „Wie seine Schwester, so stellte auch er sich dem über seinem Geschlecht waltenden Urgesetz zur Verfügung und bot sich mit seinem Blut den unerbittlich fordernden Göttern dar". Wir sehen: „Ursprung und Erbteil", tiefe Bindung des Blutes entwickeln ihre schicksalschaffenden Kräfte, aus deren Spiel der Mensch die Aufgabe empfängt, durch alle Verwicklungen hindurch sein Lebensgesetz zu finden und zu erfüllen. Und wir sehen weiterhin, daß die Dichterin ihrem Wollen, hinter die Erscheinungen des Lebens zu dringen, von den frühesten Anfängen an treu geblieben ist. Darüber wäre im Zusammenhang mit anderen Werken Ina Seidels noch einiges zu sagen, worauf in diesem Rahmen jedoch verzichtet werden kann. Es sei nur noch kurz hingewiesen auf den Aufsatzband: „Dichter, Volkstum und Sprache", der in mancher Hinsicht eine Ergänzung der Kindheits- und Jugendgeschichte darstellt, da in ihm wesentliche Teile des geistigen Erlebnisses der Dichterin ihren Niederschlag gefunden haben. Der Band trägt den Titel eines Vortrags, den sie im Frühjahr 1934 vor der Münchner Studentenschaft gehalten hat, und in dem sie die Frage des Verhältnisses zwischen Dichter und Volk mit großem Verantwortungsernst untersucht. Sie schließt mit dem entscheidenden Satz: „Der Dichter steht und fällt mit seiner Verpflichtung zum Werk: nur mittelbar, durch dieses Werk, weist er Wege und führt er. Vorbildlich werden kann er in dem Maße, als er sich, wie jeder einzelne im Volke, müht, in den ihm gezogenen Grenzen „das Gesetz, nach dem er angetreten", zu erkennen und seinen Dienst an der Gemeinschaft von hier aus zu erfüllen". In einer Reihe von weiteren Untersuchungen, z. B. über „Goethe und die Frau", „Lulu von Strauß und Torney und ihr Werk" u. a. m., gibt uns Ina Seidel zahlreiche wertvolle Aufschlüsse über ihren geistigen Raum, ihr deutsches Weltbild und ihr eigenes dichterisches Schaffen (über Letzteres besonders in den Abschnitten: über die Entstehung meines Romans „Das Wunschkind" und „Abendgang durch Berlin"). Die ebenfalls hier abgedruckte, 1924 geschriebene Skizze „Revolution in Mainz (1792/93)" wird bedeutsam in bezug auf das „Wunschkind", das in dieser Stadt, in diesem Jahre und in der Atmosphäre dieser reizvollen Skizze seinen Ausgang nimmt.

Wir blicken voll Erwartung auf das weitere Schaffen dieser deutschen Dichterin, die mit schöner Klarheit von der Mitte unseres Wesens aus schaffend und auf diese zielend, uns in den kommenden Jahren und Jahrzehnten noch viel zu sagen und zu geben haben wird.

Dr. Hellmuth Langenbucher.

Vorgeschichte

Albrecht Haupt: **Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen.** 3., gegenüber der 2. unveränderte Auflage. Verlag Ernst Wasmuth, Berlin. 1935. 323 S., 60 Tafeln. Ganzleinen RM. 10,—.

Als dieses Werk vor mehr als einem Vierteljahrhundert zum erstenmal erschien, wurde dieser erste großzügige Versuch einer gerechten Würdigung der germanischen Baukunst der Völkerwanderungszeit von der kunstgeschichtlichen Schulwissenschaft wenig beachtet. Festgefahren in dem starren Gedankengang, daß alles, was in dem einst von Germanen besetzten Gebiet Anspruch auf Kunstwert erheben kann, ohne weiteres Fremden zuzuschreiben oder mindestens auf maßgebende fremde Anregungen zurückzuführen sei, konnten die Vertreter der älteren deutschen Kunstgeschichte, die damals noch ganz unter dem Einfluß der klassischen Archäologie standen, dem genialen Werk des Verfechters der Eigenständigkeit der ältesten germanischen und deutschen Baukunst kein Verständnis abgewinnen. Um so größer war die Wirkung dieses völkischen Streiters auf den Kreis der deutschen Vor- und Frühgeschichtsforscher, die durch die Auswertung der Bodenfunde zu der gleichen hohen Wertung der schöpferischen Kraft der germanischen Stämme von ihren Anfängen bis über die Völkerwanderungszeit hinaus gelangt waren.

Obwohl das Buch schon vor dem Weltkrieg vergriffen war, vergingen 15 Jahre bis zum Erscheinen der 2. Auf-

Digitized by Google

lage, in der alle neu hinzugetretenen Funde mitberücksichtigt wurden. Lesen wir heute die Worte, die Albrecht Haupt in der Zeit unserer nationalen Erniedrigung im März 1923 schrieb, so sind wir zutiefst ergriffen von der Sicherheit und Klarheit, mit der dieser völkische Vorkämpfer die Voraussetzungen für die Wiedergeburt der deutschen Kunst erkannt hat. War er doch einer der ersten, der auf dem Gebiet der Kunst den Rassegedanken verfochten hat. Schon in dem einleitenden Teil kommt er auf die Bedeutung der Rasse zu sprechen, der er einen eigenen Abschnitt widmet: „Für uns Deutsche, wie für die ganze germanische Welt, besteht somit eine gewaltige Aufgabe in der Erhaltung all dessen, was unsere Stammes- und Rasseeigentümlichkeiten hervorbrachte und ausbildete, und in der fortwährenden Erneuerung dieses Erbteils. . . . Und es ist die Zeit gekommen, wo wir Germanen genötigt sind, unsere letzten Hilfsmittel, sozusagen den Landsturm unserer alten nationalen Kraft, aufzurufen, unser Eigenstes wieder neu zu beleben, uns wieder ganz auf uns selber zu besinnen und zu versuchen, aus diesen Urgründen das Beste nur für unsere eigene Zukunft hervorzuholen . . .“ Und er schließt diesen Abschnitt über die Rasse mit einem Aufruf zur Abwehr der Blutmischung und Blutverschlechterung und mit den seherischen Worten: „Das . . . durch eine betrübend materielle und mammonistische Entwicklung auf das schwerste bedrohte wahre Deutschtum muß erst recht aus der schwersten Prüfung gereinigt und gesundet neu erstehen und in künftigen Tagen zu um so reinerer und wahrerer Gestalt verjüngt sich von Grund aus wieder aufbauen, um endlich der Welt das zu werden, was es ihr schuldet.“

Albrecht Haupts Untersuchung der germanischen Frühzeit, von ihm selbst bescheiden nur als ein noch unsicherer Schritt auf bisher nicht begangenem Wege bezeichnet, ist die gediegene Arbeit eines hervorragenden Fachmanns, der wissenschaftliche Gründlichkeit mit flüssiger Darstellungsweise auf das glücklichste verbindet. Das von edler Begeisterung getragene, ungemein lebendig und spannend geschriebene Buch ist ohne besondere baugewerkliche Fachkenntnisse verständlich. Ausgehend von den rassischen Eigentümlichkeiten der germanischen Kunst, die er an einer Reihe von Beispielen von Bodenfunden erläutert, gibt er eine Beschreibung der Einzelformen in der Baukunst und behandelt dann eingehend die uns erhaltenen Reste von Bauwerken der einzelnen germanischen Stämme, der Ost- und Westgoten, Langobarden, Wandalen, Franken, Angelsachsen und Skandinavier. Meisterhaft gelingt es ihm, die Einheitlichkeit der gesamtgermanischen Kunst in diesen politisch so bewegten Jahrhunderten der Völkerwanderung aufzuzeigen und aus den heute nur noch verhältnismäßig spärlichen Resten den einstigen Reichtum der germanischen Baukunst jener gärenden Epoche, sowie der vorausgehenden Jahrhunderte zu erschließen. Als Nachklang der durch die Vergänglichkeit des Materials leider fast verschwundenen altgermanischen Holzbaukunst, deren wenige bis heute erhaltene Reste von höchster künstlerischer Vollendung zeugen, zeigt er die in Stein übertragenen, in der antiken Welt sonst in dieser Art nicht vorkommenden Kerbschnitt- und Flechtornamente an den frühmittelalterlichen Bauwerken der Germanen. Wahre Glanzstücke wissenschaftlicher Untersuchung und tiefster Einfühlung in germanischen Bauwillen sind z. B. seine Entdeckung der einzigen uns erhaltenen germanischen Königshalle in dem später zu der Kirche Santa Maria de Naranco umgestalteten Bauwerk bei Oviedo in Asturien oder sein Nachweis des germanischen Grundcharakters des Theoderich-Grabmals bei Ravenna, das leider unlängst ein deutscher Professor wieder den Goten streitig zu machen versucht hat, während führende völkische Kunstgeschichts- und Bauforscher wie A. Stange und H. Phleps neuerdings für die Richtigkeit von Haupts wichtigsten Ergebnissen neue Stützen geliefert haben (vgl. NS.-Monatshefte, August 1935, S. 739—742).

Es ist unmöglich, aus der reichen Fülle des Buchs weitere Einzelheiten in Kürze hervorzuheben. Die Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums hat das Werk in die Liste der 200 wichtigsten Bücher für nationalsozialistische Büchereien aufgenommen und dadurch seine grundlegende Bedeutung für die neue deutsche Kunstbetrachtung und für die nationalsozialistische Weltanschauung hervorgehoben.

Digitized by Google

Hans Hahne: **Das vorgeschichtliche Europa.** 2. Aufl. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. 1935. 103 S., 58 Tafeln. Ganzleinen Reichsmark 4,80.

Als uns im Februar 1935 Hans Hahne mitten aus vollem Schaffen heraus entrissen wurde, fanden sich auf seinem Schreibtisch die druckfertigen Bogen dieses Buches. Das in erster Auflage 1910 erschienene Werk war die erste nicht mit der römischen oder orientalischen Brille gesehene Zusammenfassung der Forschungsergebnisse zur Vorgeschichte Europas. Viel weiteres Kämpfen und Ringen um Aufhellung unserer Vorzeit ist seitdem geschehen. Der Verfasser, der als einer der ersten Vorgeschichtsforscher naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Arbeitsweise vereinigt hat — war er doch ursprünglich Arzt — bringt hier die neuen Ergebnisse in gedrängter und übersichtlicher Form zur Darstellung. Wichtige Fragen, wie die nach dem gegenseitigen Verhältnis der mittelmeerisch-vorderasiatischen und der altnordischen Kulturen oder nach der rassischen Bedingtheit der Kulturen, erfahren grundlegende Klarstellung, ohne daß der Verfasser in den noch im Fluß befindlichen Auseinandersetzungen ein voreiliges Urteil fällen würde. Das Buch mündet aus in einen Rückblick in die indogermanische Völkergemeinschaft und weist darauf hin, daß die Besinnung auf die Vorzeitgeschehnisse des europäischen Menschenkreises ein Baustein zum Neubau Europas werden könnte. Das Werk bildet die beste Einführung in die Geschichte Alteuropas und bis jetzt die einzige Darstellung dieses Themas vom völkischen Standpunkt aus.

Dr. Hans Maier.

◆

Schriften des Reichsinstitutes für Geschichte des neuen Deutschlands

Das neue Reichsinstitut läßt bei der Hanseatischen Verlagsanstalt eine Schriftenreihe erscheinen, als deren 1. Heft die Rede zur Eröffnung dieses Institutes, gehalten von seinem Leiter Prof. Walter Frank, herauskam.

„Zunft und Nation" heißt der Titel, der damit zugleich die ganze Fragestellung unserer Wissenschaft ankündet. Als Zunft haben sich unsere Gelehrten oft genug gefühlt, gebunden an eine „objektive, voraussetzungslose Sachlichkeit", und haben die Bindung an Volk und Rasse, die als einzige Voraussetzung die Wertung ihrer Arbeit bestimmen soll, vergessen. Junge und alte Historiker, einig im Wollen ehrliche Mittler zu sein zwischen den großen Traditionen der deutschen Geschichtswissenschaft und den Triebkräften der nationalsozialistischen Revolution, werden in ihrer Arbeit den Zielen folgen, die Prof. Frank in dieser Rede aufzeigte.

Als 2. Heft erschien von Wilhelm Grau: **„Die Judenfrage als Aufgabe der neuen Geschichtsforschung".**

Der Verfasser zeigt, wie unter der herrschenden Anschauung des Liberalismus die „Judenfrage" mit der Judenemanzipation als „gelöst" galt. Es war unwissenschaftlich, diese Frage unter irgendwelchen anderen Gesichtspunkten zu behandeln und die Instinktlosigkeit unserer Gelehrten ging soweit, daß sie in den führenden wissenschaftlichen Zeitschriften die Bücher über Judenfrage und Judentum von Juden besprechen ließen. Juda hatte es also ganz in der Hand, selber das Geschichtsbild vom jüdischen Volk zu bestimmen. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß gerade auch die herkömmliche religiöse Anschauung, die das Judenproblem ansah als Folge göttlicher Strafe für die Verwerfung des Heilandes, einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Fragenkreises hemmend im Wege stand. Die Juden selbst haben große Werke über jüdische Geschichte erscheinen lassen; es wäre aber völlig verkehrt, nun diese Werke als „Quellen" zu benutzen und nur Licht und Schatten anders zu verteilen. Die Geschichte der Judenfrage, als ein Teil der deutschen Geschichte, muß von den Urkunden, Dokumenten und sonstigen Quellen her neu geschrieben werden. Diese Schrift erhält eine wichtige Ergänzung durch den Artikel „Wo finde ich den Juden?" von Dr. H. Richter in unserem nächsten Heft.

E. A.

Kjellén-Haushofer: **Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege.** Verlag Teubner, Leipzig. 1935. Geb. RM. 10,—.

Digitized by Google

Kjelléns Meisterwerk „Großmächte" erscheint mit der vorliegenden 25. Auflage zum letztenmal in der alten, dem ursprünglichen Bau stark angelehnten Form. Karl Haushofer schreibt in seinem Vorwort zu dieser letzten Auflage, daß als „Erfolg des vollen Wiedereintritts der Deutschen in ihr Großmächterecht" sich Vorgänge ankünden, die „Kjelléns Rahmen sprengen werden". Die Aufgabe der 25. Auflage bleibe es aber, „überschauend auf einer denkwürdigen Stelle stehen zu bleiben", die eine Vor- und Rückschau gleich zwingend erheischt. Wenn an eine Neu- und Umbearbeitung des bahnbrechenden Werkes Kjelléns herangegangen wird, so darf gewünscht werden, daß Geopolitik und Rassenkunde mehr zusammenarbeiten, als das bisher der Fall war. Erst die Zusammenschau der Urkräfte Raum und Rasse ergibt ein volles lebendiges Bild von Geschichte und Gegenwartsgeschehen.

K. K.

Jahrweiser 1936

Die deutsche Jugend findet einen Begleiter im „HJ.-Kalender", den die Reichsjugendführung herausgegebn hat (Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege, Berlin). Der Bildschmuck dieses Jahrweisers, der aus der Arbeit unserer Jugend berichtet, ist gut und bietet so viele besondere Anregungen, daß die Blätter über den Tag hinaus Bedeutung haben. Wer ihn durchblättert, spürt darin die große Kameradschaft, die Gemeinschaft des gleichen Wollens unserer Jugend, wo sie auch tätig sei, im Jungvolk, in der Hitlerjugend, im Arbeitsdienst oder im neuen Heer.

Glücklich dünkt uns auch der Gedanke, besonders wichtige Aufgabengebiete unseres Staates durch einen Jahrweiser lebendig zu machen und die Pläne und Ziele durch Wort und Bild immer wieder vor Augen zu stellen. In diesen Rahmen gehört:

„Bildkalender der deutschen Leibesübungen" (W. Limpert, Verlag, Berlin), dem der Reichssportführer ein Geleitwort mitgegeben hat. Er dient dem Ruf, der im olympischen Jahr an die Jugend der Welt ergeht, er spricht eindringlich von den Aufgaben des Sportes als Aufgabe der ganzen Nation.

Dies gilt auch vom „Luftschutz-Kalender 1936", den das Präsidium des Reichsluftschutzbundes herausgibt. Man glaube nicht, daß hier einseitig und vielleicht eintönig, langweilig ein Gebiet bis zur Ermüdung behandelt wird. Gerade die Vielseitigkeit der Jahrweiser bestimmter Gebiete ist erstaunlich.

Anschließend sei hingewiesen auf einige Jahrweiser, die entstanden sind, um von der neu erstandenen Wehrkraft unseres Volkes zu berichten: Der „Deutsche Luftfahrt-Kalender" erzählt aus Geschichte und Gegenwart der Luftfahrt; vom Heer und der Marine künden der „Jahrweiser für die deutsche Wehrmacht" und der „Wehrmachtskalender" (F. Bruckmann, Verlag, München). Wir glauben, daß unsere jungen Rekruten diese Jahrweiser gern in . ihren Mannschaftsstuben aufhängen werden.

In neuer Folge liegt vor: der „Preußen-Kalender" (Schlieffen-Verlag, Berlin), der getragen ist von preußischem Geist und preußischer Geschichte, die ihre herrliche Krönung fand im Tage von Potsdam.

Seit Jahren erprobt und bekannt ist der Athenaion-Kalender „Kultur und Natur", der mit seiner Fülle von Stoff (Bilder, Essays, Anekdoten, Sprüche, Sprichwörter, Wetterregeln, Reime, Gartenratschläge) für jeden etwas gibt; ebenso „Meyers Historisch-Geographischer Kalender" als einziger Tageskalender, dessen astronomische Arbeiten besonders wertvoll sind.

Im 8. Jahrgang erscheint bei Gräfe & Unzer, Königsberg, der „Ostpreußen-Kalender", dessen Bilder und Texte ein lebendiges Bild vermitteln von Geschichte und Gegenwart, Landschaft und Menschen unseres Ostlandes. So ist dieser Jahrweiser ein Erzähler von deutscher Geschichte und Landschaft überhaupt.

Eine in Form, Gestaltung und Inhalt sehr befriedigende Leistung ist der „Tier- und Pflanzen-Bildkalender 1936", den wir als einzigen aus einer großen Reihe ähnlicher Arbeiten hier nennen, weil er durch die Wahl seiner Bilder eigenartiger und eigenwilliger vor uns tritt, als die große Zahl derer, die in immer gleichmäßig gesehenen Aufnahmen deutsche Landschaft, deutsches Tier- und Pflanzenleben festhalten wollen. Die Wahl

Digitized by Google

der Bildausschnitte und Texte ist sorgfältig.

Zum Schluß seien einige künstlerisch wertvolle Jahrweiser, die auch in bildtechnischer Hinsicht besonders gelungen sind, genannt: Die beiden Popp-Jahrweiser „Kameraden" und „Peter — Ein Kindesjahr", deren erste Folge wir im letzten Jahr ausführlich besprachen; der Lotte Herrlich Jahrweiser „In Licht und Sonne", der den Durchschnitt der Photographie-Jahrweiser erheblich überragt und ebenso die beiden Kunstkalender des J. A. Ackermann-Verlages, München: „Deutsche Heimat", mit Bildern Paul Heys und der „Kalender klassischer Kunst", mit Wiedergaben wertvoller Gemälde deutscher Kunst, so z. B. Böcklin, M. von Schwind, Ludwig Richter, Anselm Feuerbach usw., beide machen einen festlichen, vornehmen Eindruck.

Damit sei die Übersicht geschlossen, die nur einige wenige Jahrweiser nennen konnte, wir freuen uns aber der Sorgfalt und des technischen Könnens, die die Jahrweiser erstehen ließen und die sie zu typisch deutschen machen.

Erich Langenbucher.

Zeitschriftenschau

Die Monatsschrift „Rasse" bringt in ihrem Novemberheft u. a. einen Aufsatz von Falk Ruttke über die Geschichte der Nordischen Bewegung mit nicht allgemein bekannten Einzelheiten aus ihren Anfängen. Dr. Ruttke erhielt einen Lehrauftrag an der Berliner Universität und seine Antrittsvorlesung über „Rasse und Recht" gab ihm Gelegenheit, sich grundsätzlich zu diesem neuen und wichtigen Thema zu äußern. L. F. Clauß bringt in demselben Heft in einem Beitrag „Stile der Wahrhaftigkeit und des Lügens" Ausführungen, die in seinem neuen Werk „Rasse und Charakter" ausführlich behandelt werden.

„Der Norden", die Monatsschrift der Nordischen Gesellschaft bringt im November-Heft einen ausführlichen und mit vielen Bildern versehenen Artikel über den Maler J. C. Dahl und die deutsche Kunst. Von Dahl haben wir auch in den Monatsheften einige seiner bekanntesten Bilder gebracht. In einem weiteren Artikel gibt Thilo von Trotha eine Würdigung Hans F. K. Günthers, des Vorkämpfers für den nordischen Gedanken.

Den Fragenkreis um Macht, Recht und Frieden behandelt im Dezember-Heft der „Nordischen Stimmen" Dr. B. Kummer in dem Leitartikel „Von Heldentum und Nordischen Frieden". Kompromißlos und doch immer vornehm und sachlich wird hier mit allem falschen Heldentum, mit allem Cäsarenwahn Abrechnung gehalten. Der nordische Friede von Herd und Altar steht richtend gegen die Pax Romana eines ewigen Imperialismus. E. A.

NS.-MONATSHEFTE 1935

Einbanddecken für den letzten Jahrgang sind jetzt lieferbar (2 Halbjahresbände je RM. 1.20)

Gebundene Exemplare des Jahrgangs 1935 können zum Preise von RM. 18.— für den kompletten Jahrgang bezogen werden

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, Thierschstr. 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.60 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022

Heft 71 **Februar 1936** **7. Jahrgang**

Aus dem Inhalt:

Präsident Prof. Dr. J. Stark: Philipp Lenard als deutscher Naturforscher / Dr. Walther Kayser: Marwitz und die unvollendete preußisch-deutsche Erhebung / Thilo v. Trotha: Gustav Vasa / Karl Richard Ganzer: Von Bülow zu Hitler / Dr. Hellmuth Langenbucher: Emil Strauß / K. Th. Weigel: Runen am deutschen Hause / Kritik der Zeit: Prof. Baeumler: Ignatius und Meister Eckhart / De: Die Katholische Aktion im Vormarsch / Waldemar Hartmann: Die innere Schau in der Kunst / Unsere Monatsberichte / Das Buch

Digitized by Google

J. Stark:
Präsident der Physikalisch-Techn. Reichsanstalt und der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Philipp Lenard als deutscher Naturforscher

Rede zur Einweihung des Philipp-Lenard-Instituts in Heidelberg am 13. Dezember 1935.

Das physikalische Institut, in dem wir uns heute zu einer Feier versammelt haben, soll in Zukunft den Namen „Lenard-Institut" tragen. Es ist dies eine Auszeichnung für das Institut und eine Mahnung an alle seine Besucher, ja an alle deutschen Naturwissenschafter. Mir selbst ist es eine Ehre, daß ich darlegen darf, woran der Name Lenard-Institut die deutschen Naturwissenschafter in der Zukunft mahnen soll.

Gewiß soll der neue Name dieses Institutes auch eine Ehrung für Lenard selbst sein; denn er hat dieses Institut gebaut und hat viele Jahre in ihm als Forscher und Lehrer erfolgreich gewirkt. Aber der Name Lenard-Institut soll mehr sein als eine Ehrung für Lenard und eine Erinnerung an ihn. Er soll darüber hinaus allen deutschen Naturwissenschaftern den Naturforscher Lenard als großes Vorbild zur Nacheiferung hinstellen. Sie sollen an Lenards Beispiel lernen, wie der Naturforscher Erkenntnisse gewinnen und Entdeckungen machen kann; sie sollen durch Lenards Beispiel sich ermutigen lassen, charaktervoll für die Wahrheit und gegen den Irrtum zu kämpfen.

Wohl alle Naturwissenschafter stimmen in dem Wunsche überein, neue Erkenntnisse zu gewinnen oder gar große Entdeckungen zu machen. Aber in der Wahl der Wege zur Erreichung dieses Zieles gehen sie weit auseinander und heutigen Tages zumeist in die Irre. Da ist eine große Gruppe von Leuten vor allem in der Physik, die glauben, zur Gewinnung von Resultaten, zumindesten zu eindrucksvollen Abhandlungen oder sogar sensationellen Formulierungen gelangen zu können, wenn sie eine mathematisch prunkvoll eingekleidete Theorie machen oder von den Formeln solcher Theorien ausgehen. Es entspricht diese Art des Vorgehens der jüdischen Eigenart, die eigene Meinung, den eigenen Willen und Vorteil zum Maß aller Dinge und so auch der Naturerkenntnis zu machen. Die jüdische Physik, die so in den letzten drei Jahrzehnten entstanden ist und sowohl von Juden wie von ihren nichtjüdischen Schülern und Nachahmern gemacht und propagiert wurde, hat folgerichtig auch in einem Juden ihren Hohenpriester gefunden, in Einstein. Aus ihm hat jüdische Reklame den größten Naturforscher aller Zeiten machen wollen. Einsteins Relativitätstheorien waren aber im Grunde nichts weiter als eine Häufung von gekünstelten Formeln auf Grund von willkürlichen Definitionen und Transformationen der Raum- und Zeitkoordinaten. Auf die Sensation und die Reklame der Einsteinschen Relativitätstheorie folgte die Matrizentheorie Heisenbergs und die sogenannte Wellenmechanik Schrödingers, die eine so undurchsichtig und formalistisch wie die andere. Trotz der

Digitized by Google

Häufung derartiger theoretischer Literatur zu Bergen, hat sie aber keine bedeutende neue Erkenntnis von Wirklichkeiten in der Physik gebracht. Dies konnte nicht anders sein; denn ihr Ausgangspunkt, die formalistische menschliche Meinung, war falsch.

Der jüdische Formalismus in der Naturforschung ist unter allen Umständen zu verwerfen. Nicht so schädlich, aber im Grunde doch auch unfruchtbar oder wenigstens unfähig zu großen Entdeckungen und neuen Erkenntnissen ist der Technizismus in der Naturwissenschaft. In den letzten vier Jahrzehnten hat die Technik im Bau von Meßgeräten und Maschinen und in der Ausarbeitung von neuen Verfahren außerordentlich große Fortschritte gemacht; für die Physik wird diese Entwicklung veranschaulicht durch den Leibesumfang der letzten Ausgabe von Kohlrauschs Praktischer Physik im Vergleich zu der Schlankheit der ersten Ausgabe. Die Entwicklung der physikalischen Technik ist so ins Breite und in die Einzelheiten gegangen, daß ein Naturforscher, der auf Einfachheit und Klarheit eingestellt ist, fast einen Abscheu davor bekommen könnte. Recht eindrucksvoll hat sich in dieser Hinsicht einmal Lenard mir gegenüber geäußert. Es war im Herbst 1921; da besuchten wir miteinander auf der Physikertagung in Jena die damit verbundene Ausstellung physikalischer Geräte und Maschinen. Lenard ging neben mir schweigsam durch die Ausstellung. Als wir sie im Rücken hatten und die Treppe des Ausstellungsgebäudes herabstiegen, brach er das Schweigen mit dem Ausruf: diese hochentwickelte Technik ist doch ein Wahnsinn! Den Sinn dieses Ausrufes Lenards verstehen wir wohl, daß nämlich in der Übersteigerung der Technik eine Gefahr für den Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis liegt. In der Tat, es gibt nicht wenige Fachleute in allen Teilen der Naturwissenschaft, welche die Voraussetzung für die Gewinnung neuer Erkenntnisse oder gar Entdeckungen in einer möglichst hochentwickelten Technik sehen. Gerade ich als Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft habe oft Gelegenheit, diese Überschätzung der Technik in den Anträgen auf Bewilligung teuerster Geräte festzustellen. Ich bedauere solche Anträge nicht bloß deswegen, weil sie die finanziellen Mittel der Forschungsgemeinschaft stark in Anspruch nehmen, sondern weil ich die Gefahr der Überschätzung der Technik in ihnen sehe. Eine hochentwickelte Technik der Meßgeräte erleichtert gewiß die Beobachtungen und gestattet eine Steigerung der Genauigkeit; auch solche Fachleute, denen die Veranlagung des Naturforschers fehlt, können mit ihrer Hilfe Beobachtungsmaterial liefern und häufen; aber dadurch allein wird ein Fortschritt der Forschung nicht gewährleistet, ja manchmal sogar ein Rückschritt dadurch bedingt, daß die Bearbeitung einer Aufgabe nach einer fertigen Technik sich richtet, statt daß die Technik entsprechend den Besonderheiten der Aufgabe neu entwickelt wird. Und es ist lehrreich, daß gerade die großen Naturforscher ihre Entdeckungen mit einfachen technischen Hilfsmitteln gemacht haben.

Gegenüber der Verfehltheit des mathematischen Formalismus und des einseitigen Technizismus lehrt uns das Vorbild Lenards die richtige Art der Naturforschung. Mit Recht sieht er den Ausgangspunkt und auch das letzte Ziel der Naturforschung in der Wirklichkeit; der Naturforscher soll nicht in

Digitized by Google

sich hineinsehen, nicht durch einen verzerrenden oder verwischenden Spiegel einer vorgefaßten Meinung oder Formel hindurch Vorgänge und Zustände in der Natur sehen, sondern er soll in die Wirklichkeit der Natur hineinschauen, soll beobachten und messen; er soll Fragen, welche sich aus der Beobachtung ergeben, beantworten durch zweckmäßig angestellte Versuche unter wohl definierten Bedingungen. Die Erkenntnis des gesetzmäßigen Zusammenhanges der beobachteten Erscheinungen und gegebenen Falles die Entdeckung und zuverlässige Kennzeichnung eines bis dahin unbekannten Vorganges oder Körpers ist sein letztes Ziel. Ob und wie die neue Erkenntnis mathematisch formuliert oder technisch und gewerblich verwertet werden kann, ist für ihn von untergeordneter Bedeutung.

Aus dieser geistigen Einstellung des echten Naturforschers sind Lenards große Entdeckungen hervorgegangen. Ich möchte dies nur an zwei Beispielen zeigen.

Die Kathodenstrahlen waren bereits von Hittorf als eine Leuchterscheinung in der Glimmentladung beobachtet und beschrieben worden ohne Klarstellung ihres Wesens. Und die fast spielerisch gehaltenen mannigfachen Versuche von Crookes ließen ihre Natur ebenfalls ungeklärt. Da kam der Beobachter und Naturforscher Lenard. Er stellte die experimentelle Frage nach der Natur der Kathodenstrahlen, er erkannte die Notwendigkeit, zwecks zuverlässiger Beantwortung dieser Frage die Kathodenstrahlen aus dem Raum der sie erzeugenden elektrischen Strömung heraus in einen besonderen Versuchsraum zu leiten und hier ihre Eigenart in ihrem Verhalten gegen die Materie und im elektrischen und magnetischen Feld zu erforschen. Und wie es der gewissenhafte Naturforscher tun muß, führte er seine Beobachtungen und Messungen unter wohldefinierten Versuchsbedingungen durch. So hüllte er die Kathodenstrahlröhre, aus deren Aluminiumfenster die Kathodenstrahlen austraten, in ein Gehäuse aus Zinkblech ein, um etwaige elektrische Wirkungen von seiten der Kathodenstrahlröhre auszuschließen. Durch diese Sorgfalt und Reinheit in seinen Versuchsbedingungen legte Lenard eine sichere Grundlage für die Entdeckung der neuartigen Natur der Kathodenstrahlen.

Ähnlich verfuhr Lenard bei der Aufklärung der schon vor ihm bekannten Erscheinung, daß ultraviolettes Licht aus der Oberfläche gewisser Metalle negative Elektrizität freizumachen vermag. Er stellte an diese Erscheinung unter wohl definierten und zweckmäßig gewählten Versuchsbedingungen die experimentelle Frage nach der Natur der negativen Elektrizitätsträger, welche unter der Wirkung des Lichtes aus den Metalloberflächen herausgeworfen werden, und fand in ihnen langsame Kathodenstrahlen. Er stellte weiter die experimentelle Frage nach dem Zusammenhange zwischen der Geschwindigkeit der lichtelektrischen Kathodenstrahlen und der Intensität und der Farbe oder Wellenlänge des wirksamen Lichtes und machte so die grundlegende Entdeckung, daß die Geschwindigkeit der lichtelektrischen Kathodenstrahlen unabhängig von der Intensität des Lichtes ist, allein von seiner Frequenz bestimmt wird. Es ist bezeichnend, daß später Einstein diese Entdeckung Lenards mathematisch formulierte und insbesondere für diese Formulierung einen Nobelpreis erhielt.

Digitized by Google

So soll uns und den Geschlechtern nach uns Lenard ein Naturforscher-Vorbild im Erkennen der Wirklichkeit in der Natur sein. Er soll es aber auch sein im Bekennen. Der echte Naturforscher soll sich nämlich zu der von ihm gewonnenen Erkenntnis offen und tapfer bekennen, und er soll den Irrtum der Theoretiker in der Deutung oder Darstellung der Erfahrung offen und tapfer als Irrtum bezeichnen und bekämpfen. Auch dieser Forderung an den Naturforscher hat Lenard vollauf genügt. Als vor 15 Jahren die Relativitätstheorie zur obersten Göttin in der Naturforschung gemacht und allgemeine Anbetung für sie gefordert wurde, da hat sich Lenard unerschrocken gegen den allgemeinen Relativitätswahnsinn erhoben und die Relativitätstheorie für unsinnig erklärt. Sein tapferes Auftreten gegen sie auf der Naturforscherversammlung in Nauheim im Jahre 1920 wird ihm immer ebenso zur Ehre gereichen wie es Planck nicht zur Ehre gereichen wird, daß er damals Einstein Sekundantendienste leistete und zuvor und nachher Einstein und seine Richtung in jeder Weise gefördert hat. Nun, Einstein ist heute aus Deutschland verschwunden und kein ernsthafter Physiker sieht mehr in seinen Relativitätstheorien eine unantastbare Offenbarung. Aber leider haben seine deutschen Freunde und Förderer noch die Möglichkeit, in seinem Geiste weiter zu wirken. Noch steht sein Hauptförderer Planck an der Spitze der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, noch darf sein Interpretator und Freund, Herr von Laue, in der Berliner Akademie der Wissenschaften eine physikalische Gutachter-Rolle spielen. Und der theoretische Formalist Heisenberg, Geist vom Geiste Einsteins, soll sogar durch eine Berufung ausgezeichnet werden. Gegenüber diesen bedauerlichen Zuständen, welche nationalsozialistischem Geist widersprechen, mag der Kampf Lenards gegen den Einsteinismus eine Mahnung sein. Und es ist zu wünschen, daß die zuständigen Referenten in den Kultusministerien sich von Lenard in der Besetzung der physikalischen, auch der theoretischen Lehrstühle beraten lassen.

Das Beobachten, Messen und Erkennen ist Sache des Geistes eines Naturforschers, das Bekennen zur Wahrheit und der Kampf gegen den Irrtum ist Sache seines Charakters. In beiden Stücken kann uns Lenard das leuchtende Vorbild eines Naturforschers sein. Ein deutscher Naturforscher soll jedoch nicht bloß ein enger Fachmann sein, sondern er soll auch als deutscher Volksgenosse fühlen und handeln. Er soll sich nicht in sein Laboratorium einschließen und sagen: „Was da draußen in der Politik vorgeht, ist mir gleichgültig. Ich gehorche ebenso gut einem roten oder schwarzen Minister wie einem nationalsozialistischen; es genügt doch, daß ich in meinem Fache arbeite und etwas leiste." — Gewiß braucht sich der deutsche Naturforscher nicht um die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Interessenten zu kümmern, aber er soll Anteil nehmen an dem großen Schicksal seines Volkes, er soll mithelfen in dem Kampf um die Freiheit und die Sicherheit seines Volkes. Auch in dieser Hinsicht ist Lenard das große Vorbild für die deutschen Naturwissenschafter. Als in den Jahren nach der jüdisch-marxistischen Revolte das Judentum die Regierungen und die Straße beherrschte, da hat Lenard in dem übermächtigen Einfluß des Judentums die entscheidende Ursache für das Unglück des deutschen Volkes gesehen, und er hat diese Erkennt-

Digitized by Google

nis nicht für sich behalten, sondern auch ausgesprochen. Als am Tage der Bestattung des erschossenen Juden Rathenau alle staatlichen Betriebe Deutschlands feiern sollten, hat er instinktiv von dieser Anordnung keine Kenntnis genommen und sich der Gefahr der Vergewaltigung durch eine marxistische Bande unter jüdischer Führung ausgesetzt, und wenig hätte gefehlt, so wäre er damals in den Neckar geworfen worden. Er hat sich aber durch diese Vergewaltigung nicht abschrecken lassen, auch später seine Stimme gegen den jüdischen Einfluß, vor allem an der Heidelberger Universität, zu erheben. Er war fest überzeugt, daß der jüdische Übermut einmal zu Fall kommen müsse. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch heute an ein Gespräch, das ich in den Jahren 1928 oder 1929 mit Lenard hatte. Ich legte mit besorgter Miene dar, wie mächtig der jüdische Einfluß im Handel, in der Wirtschaft, in der Politik, in der Presse und in der Wissenschaft sei. Da flammten die Augen Lenards auf und unter dem Hoch- und Niederreißen des Armes sagte er: „Und darum müssen die Juden erst recht bis zum Mittelpunkt der Erde versenkt werden!" —

Aber nicht bloß in der Bekämpfung des jüdischen Einflusses nahm Lenard Anteil an der Wiederaufrichtung des deutschen Volkes, sondern er war auch einer der ersten deutschen Naturforscher, welcher mit Seherauge in Adolf Hitler den kommenden Retter und Führer des deutschen Volkes erkannte und sich unerschrocken zu ihm bekannte. Als Hitler nach dem Zusammenbruch seines Befreiungsversuches Anfang 1924 vom Münchener Volksgericht verurteilt war und in den Augen der meisten Deutschen seine Bewegung endgültig erledigt schien, da legte mir Lenard im Mai 1924 eine Kundgebung für Hitler zur gemeinsamen Unterzeichnung vor. Diese Kundgebung ist von so grundlegender Bedeutung, daß ich sie im Wortlaut wiederholen darf:

„Wir möchten nur als Naturforscher hier uns äußern, in welcher Eigenschaft wir allgemeiner Anerkennung uns erfreuen durften. Als solche möchten wir hiermit nach unserem innersten Empfinden kundgeben, daß wir in Hitler und seinen Genossen — wie sie vor und in dem jüngst abgelaufenen Gerichtsverfahren sich verhalten und geäußert haben, in ihrem ganzen so offenbar gewordenen Denken und Fühlen — eben denselben Geist erkennen, den wir bei unserer Arbeit, damit sie tiefgehend und erfolgreich sei, selbst stets gesucht, erstrebt, aus uns hervorgeholt haben; den Geist restloser Klarheit, der Ehrlichkeit der Außenwelt gegenüber, zugleich der inneren Einheitlichkeit, den Geist, der jede Kompromißarbeit haßt, weil sie unwahrhaftig ist. Es ist das aber auch der Geist, den wir — als uns vorbildlich — früh schon in den großen Forschern der Vergangenheit erkannt und verehrt haben, in Galilei, Kepler, Newton, Faraday. Wir bewundern und verehren ihn in gleicher Weise auch in Hitler, Ludendorff, Pöhner und ihren Genossen; wir erkennen in ihnen unsere allernächsten Geistesverwandten.

Man bedenke, was es bedeutet, daß wir solcher Art Geister verkörpert unter uns leben haben dürfen. Selten waren sie zu allen Zeiten, die Kulturbringer-Geister. Es ruht aber auf ihrer Tätigkeit alles innerliche Höherstreben der Menschheit und aller Erfolg davon, der uns das Leben auf Erden lebenswert und schön macht. Diese Geister finden sich erfahrungsgemäß nur mit arisch-

Digitized by Google

germanischem Blute verkörpert, wie denn auch die genannten Großen der Naturforschung dieses Blutes waren. Blut kann aber auch aussterben; Römer und Griechen mit ihrer Kultur sind ausgestorben. Man täusche sich nicht darüber, daß arisch-germanisches Blut als Träger des ihm eigenen Geistes schon schwer im Schwinden begriffen ist; fremdrassiger Geist arbeitet schon mehr als 2000 Jahre dahin. Es ist ganz die gleiche Tätigkeit, immer mit demselben asiatischen Volk im Hintergrund, die Christus ans Kreuz, Jordanus Brunus auf den Scheiterhaufen brachte, Hitler und Ludendorff mit dem Maschinengewehr beschießt und hinter Festungsmauern bringt; der Kampf der Dunkelgeister gegen die Lichtbringer, mit dem Streben, die letzteren aus der Erdenwirksamkeit auszuschalten. Nach „Gesetzesvorschriften" ist es dabei jedesmal zugegangen. Aber es kommt nicht auf das Wie, sondern auf das Endergebnis an, dieses freilich, Kenntnis und Verständnis für das Seltenerwerden, das drohende Verschwinden des verkörperten Lichtgeistes unter uns, ist außerhalb des Gesichtskreises vieler und auch der Regierenden. Wir Völkischen aber haben angefangen, scharf in der Geschichte zu blättern, geleitet von unserem inneren Gefühl, welches uns sagte: hier geht es nun seit Jahren schon immer verstärkt gerade gegen das, was uns von Jugend auf immer das Höchste und Heiligste am Menschen war und was uns auch bei unserer Lebensarbeit geleitet hat, um den germanischen Geist der Ehrlichkeit, mit dessen Ausrottung man auch den Ast absägt, auf welchem die Wissenschaft sitzt. Und eben weil wir dies fühlten und immer noch stärker zu fühlen bekamen, sind wir „völkisch" geworden, das heißt: wir legen jetzt höchsten Nachdruck darauf, das in unserem Blut Geerbte zu verteidigen, weil wir es als den Segen der Menschheit überhaupt erkennen gelernt haben. Nicht nur verteidigen, sondern sogar erst wieder ausgraben aus fremdgeistiger Verschüttung in uns müssen wir unseres Geistes Eigen — um vor allem uns selbst wieder gefunden zu haben. Nicht nur als Naturforscher brauchen wir klare Geister; nein, man trenne nur den Menschen von seinen Leistungen nicht (ein viel geübter semitischer Betrug!), klare, ganze Menschen überhaupt wollen wir haben, eben wie Hitler einer ist. Er und seine Kampfgenossen, sie scheinen uns wie Gottesgeschenke aus einer längst versunkenen Vorzeit, da Rassen noch reiner, Menschen noch größer, Geister noch weniger betrogen waren. Wir fühlen das, und die Geschenke sollen uns nicht genommen werden. Dieser Gedanke allein muß schon genügende Festigkeit verleihen, um die Völkischen zusammenzuhalten zu ihrem großen Ziel: mit Hitler als „Trommler" ein neues Deutschland zu gründen, in dem deutscher Geist nicht nur etwa wieder einigermaßen geduldet und außer Kerkern gelassen wird, nein, in dem er geschützt, gepflegt, betreut und dann endlich wieder gedeihen und sich weiter entwickeln kann zur Ehrenrettung des Lebens auf unserem jetzt von minderwertigem Geist beherrschten Planeten. Die Universitäten und ihre Schüler haben versagt, am meisten gerade in den Fächern, die längst hätten trommeln müssen; es ist aber auch viel besser, „der Mann aus dem Volke" macht es. Er ist da; er hat sich als Führer der Ehrlichen gezeigt; wir folgen ihm."

gez. P. Lenard.
„ J. Stark.

Digitized by Google

Diese Kundgebung ist Wort für Wort allein von Lenard verfaßt. Er legte sie mir gegebenenfalls zu einer Abänderung vor, aber sie war mir so aus dem Herzen geschrieben, daß ich kein Wort daran änderte, sondern sie zusammen mit Lenard für die Veröffentlichung in der „Großdeutschen Zeitung" unterzeichnete. Mit Recht wurde häufig von nationalsozialistischer Seite getadelt, daß die deutschen Professoren gegenüber Adolf Hitler national versagt haben. Man möge aber immerhin nicht vergessen, daß zwei deutsche Physiker von internationalem Rufe sich bereits im Mai 1924 offen zu Hitler als dem kommenden Führer des deutschen Volkes bekannt haben.

Meine deutschen Volksgenossen! Wir haben das große Glück, daß Lenard noch unter uns weilt. Wer ihn persönlich näher kennengelernt hat, der wird an sich verspürt haben das Licht seines Geistes und die Kraft seines Charakters, die von ihm ausstrahlen. Aber über die Vergangenheit und Gegenwart hinaus soll und wird auf kommende Geschlechter anregend und ermutigend wirken Lenards Vorbild als deutscher Naturforscher und deutscher Volksgenosse.

Digitized by Google

Karl Leipold: Die Fregatte

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Walther Kayser, Berlin:
Regierungsrat im Reichskriegsministerium

Marwitz und die unvollendete preußisch-deutsche Erhebung

1.

Die nationalsozialistische Revolution läßt uns den gesamten Schicksalsweg der deutschen Geschichte in vielen entscheidenden Punkten mit anderen Augen betrachten und begreifen, als dies vorher geschah. Die neue Anschauung der deutschen Geschichte ergreift nicht nur die nordisch-germanische Frühgeschichte des deutschen Volkstums und Rasseerbguts, sie setzt sich nicht nur mit den überlieferten Wertungen der abendländisch-universalen Reichsbildung des Mittelalters auseinander, sie deutet vielmehr gerade auch die neue Zeit der deutschen Geschichte nach neuen Gesichtspunkten und Maßstäben.

Die neuere deutsche Geschichte ist gekennzeichnet durch das bis zum Durchbruch der nationalsozialistischen Revolution unerfüllt bleibende Ringen um die endliche Volkwerdung der Deutschen. Vom Zeitalter der Reformation und des Bauernkrieges bis zum Zeitalter des Nationalsozialismus steht schicksalhaft hinter allen Ereignissen und Gestalten der deutschen Volksgeschichte die unerfüllte Sehnsucht, der unvollendete Kampf um die deutsche Volkwerdung. Zweimal erfassen diese Sehnsucht und dieser Kampf die deutsche Nation mit der Naturgewalt einer das deutsche Leben in allen seinen Tiefen erfassenden Bewegung: einmal im Zeitalter der Reformation und des Bauernkrieges, zum anderen im Zeitalter der preußisch-deutschen Erhebung.

Beide Male bleibt das Endziel der revolutionären völkischen Bewegung in deutschen Landen unerreicht, weil die verschiedenen Bestrebungen und Kräfte getrennt voneinander aufbrachen und durch keinen Führergenius zu gemeinsamer einheitlicher Auswirkung gezwungen und geführt wurden.

Das Zeitalter der Reformation und des Bauernkrieges, die erste deutsche Revolution, stand im Zeichen verhängnisvoller Zwiespältigkeit. Die weltanschauliche Umwälzung und die politische Bewegung waren und blieben ohne Einklang. Die politische Bewegung aber zerspaltete sich weiter in Teilbestrebungen, von denen keine das Ganze der Nation erfaßte und keine Herr der deutschen Wirklichkeit wurde. Dies ist das Verhängnis jener ersten deutschen Revolution, daß die geistige Umwälzung, wie sie sich in den Persönlichkeiten eines Luther, eines Paracelsus und eines Hutten offenbarte, nicht die politische Wirklichkeit des deutschen Volkes umzugestalten vermochte, und daß in dem dreifachen Einsatz einer obrigkeitlichen Reichsreform, einer reichsritterlichen Rebellion und einer bäuerlichen Volkserhebung der Aufstand der politischen Kräfte sich zersplitterte. So mühte sich Berthold von Henneberg um die Erneuerung des Reiches und die Bildung einer Nationalkirche auf dem Wege des ständischen Reichsregiments, ohne sich

Digitized by Google

mit seinen natürlichen Bundesgenossen im Kampf wider die Selbstsucht der Landesfürsten, mit den Volkskräften der Reichsritterschaft, des Bürgertums und der Bauernschaft, zu finden. So führte Franz von Sickingen seine Fehde für Kaiser und Reich allein mit der Ritterschaft, ohne mit Bürgern und Bauern gemeinsame Sache zu machen. Und so verströmte sich die Kraft der aufständischen Bauernschaft in einem aussichtslosen Freiheitsringen, ohne das Recht der Bauernfreiheit zum Banner der ganzen Volksgemeinschaft erheben zu können.

In manchem dieser ersten deutschen Revolution verwandt ist das völkische Erwachen im Zeitalter der preußisch-deutschen Erhebung. Wiederum entzündete sich an dem Urverlangen nach Freiheit und Recht eine allgemeine Unruhe der Nation und ein neuer Glaube an eine grundlegende Neugestaltung des deutschen Lebens. Wie einst Rom, das römische Kirchentum und das römische Recht, so waren jetzt Napoleon, die napoleonische Fremdherrschaft und das napoleonische Regierungssystem der symbolische Urfeind, dessen Joch abgeschüttelt werden sollte, um Deutschland die ihm geraubte Freiheit zurückzugeben.

2.

Zu den Gebieten der Geschichte des neuen Deutschland, die der Geschichtswissenschaft neu erschlossen und gedeutet werden müssen, gehört in erster Linie das Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung.

Die bisherige zünftige Geschichtsschreibung hat jenen schicksalsschweren Zeitraum zwischen 1805 und 1815 überwiegend nach den national-liberalen Gesichtspunkten der Reichsgründungszeit im 19. Jahrhundert betrachtet. Die verschiedenen Bemühungen, die Männer und Ideen der Erhebungszeit in den Zusammenhang der späteren — entweder liberalen oder konservativen — Parteianschauungen einzuordnen, führten alle zu keinem echten historischen Verständnis, weil sie die Besonderheit jenes Ringens um völkische Erneuerung und völkische Wiedergeburt in Deutschland nicht begriffen. Erst heute, da wir aus dem Erleben der nationalsozialistischen Revolution einen neuen Sinn für das völkische Erwachen und Streben jener Zeit besitzen, erschließt sich uns das unmittelbare Verständnis des Erhebungszeitalters. Der Schlüssel zu diesem Verständnis kann nicht in den Anschauungen der Parteibildungen des 19. Jahrhunderts gefunden werden, es kann allein aus der Würdigung jener unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung als einer unerfüllt gebliebenen völkischen Aufbruchsbewegung kommen.

Wir fragen also heute nicht mehr nach dem angeblichen „liberalen" oder „konservativen" Inhalt der Bestrebungen jener Zeit, sondern wir legen als entscheidenden Wertmaßstab den Grundgedanken der völkischen Staatsreform an und unterscheiden die Menschen und Kräfte jener Zeit danach, ob sie Freunde oder Feinde dieses neuen völkischen Staatsdenkens waren.

Die entscheidende Wendung, die durch das Anlegen dieses neuen Maßstabes für die Beurteilung der handelnden Persönlichkeiten und ihrer Maßnahmen eintritt, liegt darin, daß die alte Gegenüberstellung von „Reformern" und „Reformgegnern" gesprengt wird. Sehr viel wichtiger als die mecha-

Digitized by Google

nische Feststellung, daß dieser und jener auch ein Anhänger „der Reformen" gewesen sei, erscheint uns heute die Untersuchung, welche weltanschauliche Haltung und welche grundsätzliche Zielsetzung dieses und jenes Reformstreben bestimmt haben. Wir erkennen dabei, daß das Wort „Reform" in keiner Weise die wirkliche Frontenstellung ausdrückt. Wir sehen vielmehr nach dem Gesichtspunkt der völkischen Wertung eine andere Unterscheidung der Fronten, die quer durch das Lager der sogenannten „Reformer" hindurchgeht.

Die Unterscheidung der politischen Kräfte des Erhebungszeitalters nach ihrer völkischen oder nichtvölkischen Tendenz führt zu folgender neuer Gegenüberstellung. Wir sehen auf der einen Seite die Idee der völkischen Staatsreform, verkörpert in der Gestalt Scharnhorsts, in den Gestalten Steins, Marwitzens und Jahns, in den Gestalten Fichtes, Arndts und Kleists. Und wir sehen auf der anderen Seite den Staatskanzler Hardenberg als Gegner und Zerstörer der völkischen Staatsreform, wir sehen das die gesamte innerdeutsche Entwicklung von 1810 bis 1933 schicksalhaft bestimmende bürokratisch-kapitalistische „System Hardenberg", das die verschiedenartigsten liberalistischen und reaktionären Triebkräfte in sich vereinigt, von dem Wirtschaftsindividualismus Schöns und dem Bildungsindividualismus Humboldts bis zur Polizeistaatsdespotie Metternichs.

Die Geschichtsforschung hat ohne den klaren völkischen Maßstab bei der Behandlung der sogenannten „Stein-Hardenbergschen Reformen" sich mit dem für sie scheinbar ausweglosen Problem der unleugbaren inneren Gegensätzlichkeit dieser Reformen ergebnislos abgequält. Erst die eindeutige Berücksichtigung der völkischen Werte und Ziele ermöglicht es, die grundsätzliche Zusammengehörigkeit Steins, Marwitzens und Jahns beispielsweise der grundsätzlichen Zusammengehörigkeit Hardenbergs, Humboldts und Metternichs gegenüberzustellen.

Während bisher der verfälschende Einheitsbegriff „Reformer" die Vorstellungen verwirrte, wird die wahre innere Gegensätzlichkeit oder Zugehörigkeit ohne weiteres anschaulich und gegenständlich, wenn man nach den antivölkischen Mächten und Erscheinungen Ausschau hält, deren Kennzeichnung die zünftige Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts mit peinlicher Sorgfalt aus dem Weg zu gehen pflegte. Welche Darstellung des Zeitalters der preußischen Reformen untersucht die Stellungnahme der führenden Männer zum Judentum, zur Freimaurerei, zum politischen Katholizismus? Diese Fragen existieren scheinbar nicht. In Wirklichkeit bewegten sie die Männer der Erhebungszeit tiefgehend und leidenschaftlich. Wer hat uns bisher zur Darstellung gebracht, daß Stein sowohl wie Marwitz und Jahn überzeugte und entschiedene Gegner der politischen und wirtschaftlichen Gleichberechtigung der Juden, des unsichtbaren Einflusses der Freimaurerei, des geistigen Herrschaftsanspruchs der römischen Kirchenpolitik waren? Und wo ist entsprechend zum Ausdruck gekommen, daß, in schroffem Gegensatz zu Stein, Hardenberg in Übereinstimmung mit Humboldt die geistige und wirtschaftliche Vorherrschaft des Judentums in Preußen-Deutschland begründete, den Vorstellungen freimaurerischer Humanität folgte und sich durchaus unbefangen und unbeschwert im Zeichen der Restauration mit dem politischen

Digitized by Google

Katholizismus Metternichs verbündete, während Metternich ebenso leichten Sinnes die Vorstellungen der römischen Kirche in praktischer Bundesgenossenschaft mit Freimaurern und Juden vertrat? Indem wir die Unsinnigkeit der Einheitsbezeichnung „Reformer" für die geschichtliche Betrachtung der Erhebungszeit erkannt haben, fällt für uns der Begriff der „Stein-Hardenbergschen Reformen" in das Gebiet der verfälschenden geschichtlichen Legenden. Es gibt keine Fortsetzung des völkischen Erneuerungsstrebens Steins durch Hardenberg. Die Wahrheit ist, daß das System des Staatskanzlers Hardenberg die Zerstörung und das Ende der Steinschen völkischen Staatsreform bedeutete.

3.

So stellt sich uns das Zeitalter der preußisch-deutschen Erhebung in unmittelbarer Zusammengehörigkeit mit dem Zeitalter der Reformation und des Bauernkrieges als unvollendeter Aufbruch der Nation, als die zweite gescheiterte deutsche Revolution dar.

Der Einzige, dem es vergönnt war, an seinem Teil die neue völkische Zielsetzung zu verwirklichen, war Scharnhorst. In der Schöpfung des neuen Volksheeres durch Scharnhorst erblicken wir die wehrpolitische Revolution jener Tage. Scharnhorsts Genius schuf in dem Volksheer der allgemeinen Wehrpflicht eine lebendige Volksordnung, in der die Nation als konkrete Gemeinschaft verwirklicht wurde. Die Entfesselung aller Kräfte der Nation, die Erziehung des Volkes zu Nationalehre und Nationalbewußtsein, zu Gemeinsinn und Dienstgesinnung, die Auslese der Führer allein nach der Leistung und dem Charakter, dies sind die Leitgedanken der Scharnhorstschen Heeresreform. Die Tragik des großen soldatischen Werkes Scharnhorsts aber ist, daß es in dem größeren Zusammenhang des politischen Lebens der Volksgemeinschaft und der politischen Führungsordnung des Staates Bruchstück und Fremdkörper blieb. Staatsverfassung und Wehrverfassung klafften auseinander. Die Volksgemeinschaft, die im Volksheer Gestalt annahm, wurde im nichtmilitärischen Leben der Nation keine konkrete Wirklichkeit. Dem Volksheer entsprach kein Volksstaat. Der völkischen Gemeinschaftserziehung und der völkischen Führerauslese der Armee stand keine völkische Gemeinschaftserziehung und keine völkische Führerauslese im politisch-bürgerlichen Leben zur Seite.

Wir Heutigen wissen, daß in dieser inneren Zwiespältigkeit der soldatischen und der bürgerlich-politischen Ordnung einer der wesentlichsten Zersetzungskeime der innerdeutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert enthalten war, daß die verhängnisvolle Kluft zwischen politischer Staatsführung und militärischer Kriegführung, zwischen Front und Heimat im Großen Krieg letzten Endes in der Tragik des Scharnhorstschen Wirkens seinen Ursprung hatte. Erst die wehrpolitische Revolution Adolf Hitlers und das nationalsozialistische Wehrgesetz des Jahres 1935 haben Scharnhorst's ursprünglicher Idee ihre reine und unverfälschte Auswirkung geschenkt.

Die Tragik des Scharnhorstschen Werkes war, daß der völkischen Reform auf dem Gebiete des Heerwesens keine gleichgerichtete völkische Reform des

Digitized by Google

gesamten Staatswesens entsprach. Daß diese völkische Staatsreform an der Zersplitterung der völkischen Kräfte scheiterte, das ist der wahre Inhalt der Reformzeit.

Das Ringen um eine völkische Staatsreform, um die Eroberung des geschichtlichen preußischen Staates für die neuen Ziele einer umfassenden völkischen Wiedergeburt, verzettelte sich im Zeitalter der Erhebung ähnlich wie einst im Zeitalter der Reformation und des Bauernkrieges in getrennten Bestrebungen, die der Reihe nach dem ihnen entgegengesetzten Zeitgeist unterlagen. Den Weg der obrigkeitlichen Reform beschritt Reichsfreiherr vom Stein und scheiterte, da ihn die eigenen bürokratischen Mitarbeiter nicht begriffen, und seine Ideen der Bürokratie, auf die er sich stützte, innerlich fremd blieben. Den Lösungsversuch der ritterschaftlichen Rebellion unternahm Marwitz in seiner ständischen Opposition und erlag der Unmöglichkeit, den landständischen Adel Preußens zum Vorkämpfer völkischer Gemeinfreiheit zu gewinnen. Der Schaffung einer weltanschaulichen Volksbewegung galt das Lebenswerk Jahns und blieb ein Bruchstück völkischen Kampfes, als die eigenen Anhänger ihren verhafteten und eingekerkerten Führer preisgaben und verleugneten. Der Herr der Stunde war, über den Trümmern der Ideen Steins sowohl wie Marwitzens und Jahns, im Deutschland des anhebenden 19. Jahrhunderts der preußische Staatskanzler Hardenberg im Bunde mit dem österreichischen Bundeskanzler Metternich.

So kam es, daß das Zeitalter der preußisch-deutschen Erhebung wie ein unvollendetes Zwischenspiel zwischen dem dahingegangenen 18. und dem die völkische Idee der Erhebung verleugnenden 19. Jahrhundert liegt, wie eine Vorahnung, so dürfen wir es heute sehen, des 20. Jahrhunderts und der in ihm vollzogenen Volkwerdung der deutschen Nation.

Die neue Wertung der politischen Kräfte und Entscheidungen des Erhebungszeitalters verlangt auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft vor allem dreierlei: die klare Herausarbeitung der tiefen inneren Gegensätzlichkeit Steins und Hardenbergs, die Würdigung Marwitzens als eines einsamen völkischen Außenseiters inmitten der feudalen Oppositionsbewegung des landständischen Adels und das Verständnis Jahns als eines weit über die beschränkte Auswirkung der reinen Leibesübungen und Turnerziehung hinaus bedeutungsvollen bahnbrechenden Vorkämpfers völkischer Staatsgestaltung und völkischer Gemeinschaftserziehung.

Die Aufgabe der neuen geschichtlichen Würdigung Marwitzens habe ich mir in einem, weitgehend auf bisher unveröffentlichtem Archivmaterial aufgebautem, Marwitz-Lebensbild gestellt, das im Erscheinen begriffen ist. („Marwitz. Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung", Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg.)

4.

Die landläufige Auffassung sah bisher in Friedrich August Ludwig von der Marwitz fast durchweg einen Nachfahren der ständisch-feudalen Adelsfronde Konrad von Burgsdorffs, einen Gesinnungsgenossen der altpreußischen und altständischen, militärischen und politischen Reformgegner York

Digitized by Google

von Finkensteins, einem Vorläufer der konservativen Parteianschauung Hallers und Stahls. Und eine gewisse ost-romantische, feudal-sozialistische Ideologie erblickt in Marwitz den Repräsentanten einer mystischen ostelbischen Landschaftsseele und der patriarchalischen altpreußischen Adelsidee.

Das durch die aufgefundenen zahlreichen Selbstzeugnisse Marwitzens belegte Nacherleben des seiner Tätigkeit und seinem Widerstand zugrundeliegenden Bestrebens zeigte mir einen anderen Marwitz.

Nach diesen Selbstzeugnissen erscheint Marwitz vielmehr als ein Nachfahr der ständischen Reformbestrebungen Hertzbergs, als ein Gesinnungsgenosse der völkischen militärischen und politischen Reformer Scharnhorst und Stein und als ein Vorläufer des deutsch-rechtlichen Verfassungsdenkens Uhlands und Dahlmanns. Und uns zieht dieser Marwitz an als der Zeuge nordisch-germanischer Rassewerte und als der Vorkämpfer völkischer Gemeinfreiheit.

Die von mir im Friedersdorfer Familienarchiv aufgefundenen, bisher unveröffentlichten Selbstzeugnisse Marwitzens werfen zunächst ein völlig neues Licht auf die weltanschauliche Haltung und das politische Bestreben des jungen Marwitz in der Zeit vor seiner Teilnahme an der ständischen Opposition gegen den Staatskanzler Hardenberg.

Marwitzens erster politischer Einfluß weist auf den Minister Hertzberg hin. Sowohl Marwitzens Vater als auch der diesem persönlich nahestehende Oheim Bernhard von der Goltz, Preußens Gesandter in Paris bis zur französischen Revolution und Preußens Unterhändler bei den Friedensverhandlungen von Basel bis zu seinem plötzlichen Tode, waren mit den außenpolitischen und innenpolitischen Ansichten und Entwürfen Hertzbergs vertraut und vermittelten ihre Kenntnis dem aufnahmebereiten jungen Marwitz.

Einen entscheidenden Einfluß auf das geistige Werden des jungen Marwitz übte die Bekanntschaft mit den Gedanken Klopstocks und Herders, Schillers und Kants aus. In Anlehnung an sie festigte sich in Marwitz das idealistische und enthusiastische Zukunftsbild eines „neuen Preußen" als einer republikanischen Monarchie, eines neuen völkischen Gemeinwesens, in dem dem Vaterlande jeder Bürger lebt, dem Vaterlande jeder Bürger stirbt. Diese Vorstellungen des neuen preußischen Gemeinwesens übertragen sich auf Marwitzens persönliche Wirkungskreise als Offizier und als Gutsherr. Bis zu seiner Verheiratung mit Gräfin Fanny Brühl, der Schwester der späteren Marie von Clausewitz, besuchte Marwitz die von Scharnhorst geleitete Berliner Militärakademie und setzte sich in ihr mit den revolutionären neuen Auffassungen der Heeresorganisation und Kriegführung auseinander. Nach seiner Eheschließung übernahm Marwitz die Verwaltung des väterlichen Gutes Friedersdorf am Rande des Oderbruchs und bemühte sich dort, durch eine umfassende Wirtschaftsreform unter dem Einfluß Thaers und durch eine der Zeit vorauseilende Volksschulreform im Geiste Pestalozzis dem „neuen Preußen" auf seine Weise den Weg zu bereiten.

In den Jahren 1805 bis 1807 führte Marwitz ein ausführliches politisches Tagebuch. Dieses bisher nicht veröffentlichte Dokument darf mit Recht zu den bedeutendsten Zeugnissen nationalpolitischer deutscher Publizistik gerechnet werden. Es zeigt Marwitz als leidenschaftlichen preußisch-deutschen Patrioten,

Digitized by Google

der mit sicherer Voraussicht den Gang der Ereignisse verfolgte und bereits vor der Schlacht von Jena das Ziel der nationalen Revolution, das Aufgebot des gesamten Volkes zur Schaffung eines von Nationalehre und Nationalbewußtsein getragenen neuen Preußen verkündete. Mit seiner nationalrevolutionären Zielsetzung verband sich in eigentümlicher Weise der Gedanke, daß der König von Preußen nach der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch den Habsburger Franz II. berufen sei, unter Benutzung der alten deutschen Reichsverfassung den Schutz der deutschen Freiheit zu übernehmen und ein neues, preußisches Reich deutscher Nation zu begründen. In deutlichem Anklang an Hertzbergsche Vorstellungen entwickelte Marwitz zugleich den „großen Plan" einer Verschmelzung Hollands mit Preußen und eines gleichzeitigen norddeutschen Fürstenbundes unter preußischer Führung, der einen preußisch-niederdeutschen Großstaat zwischen Maas und Memel, zwischen Nord- und Ostsee und dem deutschen Mittelgebirge begründen sollte.

Nach der Niederlage von Jena schlug sich Marwitz nach Ostpreußen durch und kämpfte in freundschaftlicher Verbundenheit mit Gneisenau verzweifelt um die Verwirklichung seines national-revolutionären Strebens, um Entfachung eines allgemeinen nationalen Volkskrieges in Deutschland und Umgestaltung des preußischen Heereswesens und der preußischen Staatsführung. Seine revolutionäre Haltung ging in jenen Tagen soweit, daß er den Gedanken einer Absetzung König Friedrich Wilhelms III. in Erwägung zog. Um sein Teil zu der von ihm begehrten nationalen Erhebung beizutragen, erwirkte sich Marwitz die Genehmigung zur Gründung eines Freikorps, das in der Vorwegnahme der späteren Heeresreform bereits die Gedanken der Ergänzung des Offizierkorps aus dem Mannschaftsstande, der Erziehung der Truppe zu nationalsozialistischer Gesinnung und des Aufgebots aller Deutschen im Kampf gegen Napoleon zu verwirklichen suchte. Das Freikorps Marwitz sollte der Stoßtrupp der von Marwitz in Übereinstimmung mit Scharnhorst und Gneisenau vorgeschlagenen Expedition nach Pommern und in die Mark, in den Rücken Napoleons, werden. Der Friede von Tilsit bereitete jedoch diesen Plänen ein jähes Ende.

Von 1807 bis 1809 lebte Marwitz in Friedersdorf ausschließlich der Sorge und Arbeit des Gutsherrn, der eine durch die Franzosen-Einquartierung und Brandunglück verwüstete Gutswirtschaft wiederherzustellen hatte. 1809 führte Marwitz in Friedersdorf die Bauernbefreiung durch, die er bereits im Jahre 1805 selbständig entworfen hatte. Auf dem Kurmärkischen Landtag von 1809 ergriff Marwitz als Deputierter seines Kreises die Partei der Staatsregierung und wandte sich heftig gegen den Egoismus seiner Mitstände. Erst unter der Staatskanzlerschaft Hardenbergs in den Jahren 1810 und 1811 schloß sich Marwitz der ständischen Opposition gegen die Regierung an und wurde bald deren vorübergehender Anführer, bis sich herausstellte, daß die Mitstände nur an die Interessen der ostelbischen Adelskaste dachten, wo Marwitz für eine völkische Staatserneuerung stritt.

Der Nachweis, den ich in meinem Buch gebracht zu haben hoffe, bezeugt, daß Marwitzens Kampf gegen Hardenberg in ungebrochener Überzeugung allein von seiner völkischen Zielsetzung, von seiner soldatischen und bäuer-

Digitized by Google

lichen Weltanschauung, bestimmt war. Er bekämpfte in der Person des Staatskanzlers das System volksfremder Regierungsdespotie und volkszerstörender Geldherrschaft und er erblickte hinter Hardenbergs System die unheimlichen anonymen Gewalten des internationalen Finanzkapitals im Bunde mit Judentum und Freimaurerei, der verderbenbringenden allgemeinen Verstädterung und Verjudung Preußens.

Von Hardenberg auf Festung gebracht, schied Marwitz aus dem Kampf um Preußens Neugestaltung aus, bis der Ausbruch des Freiheitskrieges ihn von neuem rief. Die von Blücher, Scharnhorst und Gneisenau gewünschte Zuteilung zum Hauptquartier der schlesischen Armee scheiterte am Widerspruch des Königs. Dafür wurde Marwitz der Organisator und Führer der märkischen Landwehr und des märkischen Landsturms. 1813 und 1814 blieb Marwitz an der Spitze der märkischen Bauern im Hintergrund der Schlachtentscheidungen. Im neuen Feldzug von 1815 vergönnte ihm das Schicksal als Befehlshaber der Blücherschen Kavallerie persönlichen Führeranteil an den Gefechten von Wavre, Ligny und Namur. In den Jahren zwischen 1813 und 1815 entwickelte Marwitz von neuem, in ähnlichem prophetischem Weitblick wie 1805, Pläne der national-deutschen Einigung unter Preußens Führung und eines europäischen Friedenspaktes, der die Unverletzbarkeit der Volkstümer zur Grundlage einer europäischen Neuordnung erheben sollte.

Nach den Freiheitskriegen beschloß Marwitz sein Leben als Reitergeneral, als wieder an die Spitze der märkischen Stände gerufener Sprecher seiner Heimat, als Gutsherr von Friedersdorf. Auch in dieser Zeit des Alters blieb Marwitz seinen völkischen Gedanken treu, lehnte das System der Heiligen Allianz und der Reaktion ab, bekämpfte weiter das nunmehr mit Metternich verbündete System Hardenberg und warnte hellsichtig vor den Folgen der schrankenlosen kapitalistischen Wirtschaftsentfesselung, der Schuldknechtschaft der Bauern, der Abwanderung der Landbevölkerung und der Entstehung des heimatlosen Proletariats.

Über alle Begrenzung ihres an Zeit und Umgebung gebundenen Denkens und Handelns verkörpert Marwitzens Gestalt aus der Kraft des Blutes zeitlos gültige kriegerische und bäuerliche Urwerte der sich gegen Überfremdung zur Wehr setzenden germanisch-deutschen Volksnatur. Die Idee, an die er sein ganzes Leben und alle seine Kräfte setzte, aus der er die moralische Energie seines selbstgewissen Kämpfertums schöpfte, war die Idee der nationalen Ehre, die für ihn zugleich die der Freiheit und die des Rechts umschloß.

In der Geschichte des 19. Jahrhunderts wird Marwitz nicht nur als der vorausschauendste Gegner des Staatskanzlers Hardenberg und seines, — teils von Humboldt und Schön mitbestimmten, teils an Metternich angelehnten, liberalistisch-reaktionären, — Systems fortleben, sondern ebenso als der für das Wesen der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung sinnbildhafte Schicksalsgefährte Steins und Jahns, als Kampfgenosse Scharnhorsts und Gneisenaus, als Lebensnachbar Heinrich von Kleists.

Das Zeitalter der preußisch-deutschen Erhebung aber harrt noch der eingehenden geschichtswissenschaftlichen Darstellung, die es als unvollendeten Aufbruch der Nation und als gescheiterte Deutsche Revolution würdigt.

Digitized by Google

Karl Leipold: Regensburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicht idealistische Schwärmer wollen wir erziehen, sondern Menschen, die mit der Kraft ihrer inneren Begeisterung das harte Leben zu meistern verstehen, Menschen, die das Grundgesetz des Sozialismus in ihre Blutbahn geimpft bekommen haben: daß Hilfe für den vom Schicksal geschlagenen Kameraden nie durch Almosen geleistet werden kann, sondern ausschließlich durch Kameradschaft.

Baldur von Schirach

(aus „Die Hitlerjugend“,
Idee und Gestalt)

Digitized by Google

Thilo von Trotha:

Gustav Vasa

I. Der Befreier.

In den Jahrzehnten nach dem Tode des großen schwedischen Volksbefreiers Engelbrekt machten die Dänen wiederholt Anstrengungen zur Wiederherstellung der Union von Kalmar, in der sie seinerzeit die drei Königreiche des Nordens vereint hatten. Den gewaltsamsten und scheinbar erfolgreichsten Versuch einer Neuunterwerfung unternahm Christian II. von Dänemark. Damals wurde Schweden von dem Reichsverweser Sten Sture d. J. regiert.

Schon 1518 hatte Christian vor Stockholm gestanden, hatte aber wieder abziehen müssen. Bei dieser Gelegenheit entführte er widerrechtlich einige vornehme Schweden, die ihm als Geiseln gestellt waren. Unter diesen befand sich Hemming Gadh, ein alter Berater der Stures und glühender Dänen-Feind, den Christian nun zwang, ihm politischer Berater zu sein, und der junge Edelmann Gustav Eriksson Vasa.

1520 gelang es Christian, Schweden völlig zu unterwerfen. Sten Sture fiel und Stockholm wurde erobert. Mit Unterstützung des verräterischen schwedischen Erzbischofs Gustav Trolle und anderer Kleriker veranstaltete der dänische König das sogenannte „Stockholmer Blutbad", d. h., er ließ die ersten Männer des Landes zusammenrufen, gefangennehmen und hinrichten. Auf diese Weise glaubte Christian, jeden künftigen Aufruhr im Keim erstickt zu haben.

Das Blutbad von Stockholm war ein schwerer politischer Fehler. Wenn dem Uniongedanken überhaupt Lebenskraft innewohnte, was man bestreiten kann, konnte er nur mit den Mitteln Margaretas von Dänemark, der klugen Schöpferin der Union, nicht aber durch gewaltsame Methoden durchgesetzt werden.

Kurz nach der Unterdrückung fand sich dann auch in Gustav Eriksson Vasa die Persönlichkeit, die das Befreiungswerk in die Hand nahm.

Die Vasas waren ein altes uppländisches Herrenbauerngeschlecht. 1496 geboren, hatte Gustav Vasa am Hofe der Stures eine ritterliche Erziehung genossen und dort wahrscheinlich durch Hemming Gadh bedeutende geistige und politische Anregungen erhalten. Nachdem Christian II. ihn mit den anderen Geiseln widerrechtlich nach Dänemark verschleppt hatte, gelang es ihm 1519, aus der dänischen Haft zu entkommen und nach Lübeck zu fliehen. Die Lübecker, denen Christian II. zu mächtig wurde, unterstützten Gustav Vasa und halfen ihm heimlich nach Schweden herüber. Hier versuchte er vergebens unter ständiger Lebensgefahr in Småland, Södermanland und anderen Landschaften das Volk zum Widerstand gegen Dänemark aufzurufen. In dieser Zeit erfuhr er, daß sein Vater und sein Schwager beim Stockholmer

Digitized by Google

Blutbad, seine Mutter und Schwester durch die Pest ihr Leben gelassen hatten.

Sehr bald von Spähern verfolgt, begab sich Gustav Vasa schließlich nach Dalarna, in der Hoffnung, im Lande Engelbrekts die Bauern zum befreienden Aufruhr zu bewegen. Hier in Dalarna gelang es ihm endlich, Fuß zu fassen. Der Aufstand brach los und unter Gustav Vasas Führung wurde Dalarna völlig befreit. Bald folgten die umliegenden Landschaften nach und in kurzer Zeit hatte das Bauernheer den größten Teil Schwedens vom Feinde gesäubert. 1521 wurde Gustav Vasa von den dankbaren Ständen zum Reichsvorsteher gewählt. Mit Hilfe Lübecks wurde Stockholm nach langer Belagerung erobert. Durch seine unermüdliche Arbeitskraft, seine glänzende Rednergabe, seinen Mut und seine gewinnende Art stieg die Volkstümlichkeit Gustav Vasas derart, daß er 1523 auf dem Reichstag in Stängnäs zum König von Schweden gewählt wurde.

II. Der Reformator.

Schwedische Bauern hatten König Christian II. gestürzt, der sie mit Rittern und Landsknechten niederzuringen versucht hatte. Nicht lange nach dem Verlust Schwedens verlor Christian auch Dänemark. Er starb nach langer Gefangenschaft in völliger Vereinsamung. — Nach der Vertreibung der Dänen wandte sich Gustav Vasa den Feinden im Innern des Landes zu. Die dänische Partei in Schweden war stets von der Kirche geleitet und bestimmt worden. Zu Gustav Vasas Zeit war Erzbischof Trolle das Haupt dieser Bewegung. Es war der Kirche um so leichter, eigene Politik zu treiben, da sie im Besitz großer Reichtümer war. Ihr gehörte nicht weniger als ein Fünftel des schwedischen Bodens. Gustav Vasa erkannte, daß der Weg zum Aufstieg des Reiches über den Abbau der Kirche führte, er erkannte jedoch ebenso genau, daß er nur mit weltlichen Mitteln allein die Kirche nicht niederzwingen würde. Er brauchte geistige Waffen zu diesem Kampf. Diese Waffen brachte ihm Olaus Petri, ein junger schwedischer Prediger, der in Wittenberg Luthers Schüler gewesen war. Mit Petri zusammen führte Vasa die Reformation auf eine politisch meisterhafte Weise durch.

Es waren zwei Antriebe, die ihn dazu führten: auf der einen Seite hatte die neue Lehre ihn überzeugt, auf der anderen Seite sah er, daß sie das beste Mittel war, um seinen größten politischen Gegner zu besiegen. Auf Wunsch des Königs wurde Olaus Petri Predikant in der Stockholmer Kirche. Hier nahm er den Angriff gegen die unhaltbaren Zustände im kirchlichen Leben der Zeit sofort mit großer Schärfe auf. Die Vorstöße der Kirche beim König fruchteten nichts. Auf die Beschwerden des amtierenden Bischofs Brask, Olaus Petri führe Schriften Luthers ein, antwortete Gustav Vasa, es würden ja auch Schriften gegen Luther nach Schweden eingeführt, und was dem einen recht sei, müsse dem andern billig sein.

Die Auseinandersetzung wurde noch verschärft, als Olaus Petri 1525 heiratete. Die Klagen des Bischofs hierüber beantwortete Gustav Vasa mit den Worten: In der heiligen Schrift stände nichts davon, daß die Ehe

Digitized by Google

Sünde sei, wohl aber wimmle es in der Kirche, die doch die Keuschheit als Vorbild hinstelle, von Unzüchtigen.

Die Lage spitzte sich mehr und mehr zu und wurde dadurch noch verschärft, daß die neuen protestantischen Prediger zum Teil mit unkluger Hitzigkeit vorgingen. Schließlich gab Gustav Vasa die Stellung des unsichtbaren Lenkers der neuen Bewegung auf und griff in einigen Reden vor den Bauern selbst in den Glaubensstreit ein. Außerdem untersuchte er die Zustände in den Klöstern genau und legte diesen ihrer hohen Vermögen wegen und zur Verbesserung des durch lange Kriege verarmten Staatsschatzes hohe Steuern auf. Außerdem wurden in den Klöstern Soldaten zur Verpflegung einquartiert.

Die große Auseinandersetzung kam dann schließlich auf dem Reichstag in Västerås. Zum erstenmal seit seiner Thronbesteigung stieß hier Gustav Vasa bei Teilen seines eigenen Volkes auf härtesten Widerspruch. In einer großen Rede auf diesem Reichstag verwahrte er sich gegen die Angriffe der kirchlichen Partei, die ihm seine Maßnahmen, die er des allgemeinen Notstandes wegen hätte ergreifen müssen, als Kirchenschinderei und Einführung eines neuen Glaubens auslege. Schließlich drohte er sogar mit seiner Abdankung, zog sich auf die Burg zurück und nahm an den weiteren Sitzungen des Reichstags nicht mehr teil. Im Augenblick, wo er den Reichstag verlassen hatte, gerieten jedoch die Stände derart aneinander, daß sie schließlich selbst den König wieder holten, der sich aber drei Tage lang bitten ließ, bis er zurückkam. Das Ergebnis dieses teilweise durch wirklichen Zorn veranlaßten, teilweise aber sicher auch berechneten Sich-Zurückziehens Gustav Vasas brachte ihm außer einem Gesetz, das diejenigen belangte, die sich dem König widersetzten, folgendes Ergebnis:

1. Der König wurde oberster Kirchenherr und die schwedische Kirche Nationalkirche.
2. Die überflüssigen Einkünfte der Kirche fielen der Krone, d. h. dem Reich zu.
3. Gottes Wort sollte überall im Reich „rein gepredigt" werden.
4. Der Adel erhielt, um seinen Aufgaben zur Landesverteidigung besser dienen zu können, alle Besitztümer zurück, die er seit 1454 der Kirche gestiftet hatte.

Auf diese Beschlüsse gestützt, ging nun Gustav Vasa mit größter Kraft gegen die Klöster vor. Er unterstützte die Austrittsbewegung unter den Mönchen und Nonnen, verwandelte viele Klöster in Hospitäler, beschränkte die Tätigkeit der Bettelmönche auf wenige Tage im Jahr und verhinderte Neueintritte in die Klöster. Aber er verkündete keine Reformation.

Außer Gustav Trolle und den Bischöfen Jens Andersen und Didrik Slagheck, hat Gustav Vasa in diesem Jahr am meisten mit Bischof Brask zu kämpfen gehabt. Brask ging schließlich, als der Kampf in Schweden ihm aussichtslos erschien, ins Ausland und hetzte von dort gegen Gustav Vasa. Als der König das hörte, ließ er ihm mitteilen, niemand habe ihn ja verfolgt, er sei freiwillig gegangen und wie er denn als guter Hirte ohne Zwang seine Herde verlassen könne.

Digitized by Google

Die Durchführung dieser Reformation, die nicht Reformation genannt wurde, ist ein Meisterstück der Staatskunst und eine der größten Leistungen Gustav Vasas. Sie zeigt seine ganze Wesensart in ihrer Mischung aus innerem Schwung und politischer Nüchternheit, außerdem die immer wieder bezeichnende Erscheinung, daß die Mittel des religiösen Fanatismus vom nordischen Menschen verschmäht werden.

III. Der König.

Die Reformation war zum großen Teil durchgeführt. Die feindlichen Prälaten hatten äußerlich das Feld geräumt, aber sie hinterließen Gustav Vasa ein böses Erbe in dem Mißtrauen, das sie in den Jahren der Reformation in die Herzen seiner Bauern zu säen verstanden hatten. Von zwei katholischen Geistlichen geschürt, brach 1525 in Dalarna der erste Bauernaufruhr gegen den König los. Daß es gerade Dalarna war, die Landschaft, in der die Befreiungsbewegung entstanden war, muß Gustav Vasa sehr tief getroffen haben. Er fuhr selbst herunter, schlug den Aufstand nieder und ließ die priesterlichen Rädelsführer hinrichten. Diesem Aufstand folgte jedoch bald der zweite. Die Bauern Dalarnas, die sich durch ihre Befreiungstaten eine besondere Stellung im Reich erworben zu haben glaubten, vergaßen dem König sein strenges Vorgehen gegen den ersten Aufruhr nicht. Außerdem hatte sich, vielleicht durch die Enttäuschungen des ersten Aufstandes mit verursacht, in Gustav Vasa ein gewisser Hang zu dem Lebensstil der Renaissancefürsten entwickelt, der ihn seinen Bauern zu entfremden drohte. Jedenfalls unterstützten die Bauern einen vermeintlichen Sohn Sten Stures, der Gustav Vasa zu stürzen versuchte. Auch diesen zweiten Aufstand erstickte Gustav Vasa und ließ den Schwindler hinrichten.

1531 lehnten sich die Dalarnabauern zum drittenmal auf in dem sog. „Glockenaufruhr", der seinen Namen dadurch erhielt, daß Gustav Vasa, der riesigen Staatsschuld wegen, von jeder Kirche im Land eine Glocke oder Geld im Werte einer Glocke forderte. Erst 1533 konnte der König wieder Ordnung schaffen. Dieses Mal ging er mit besonderer Strenge vor.

Ebenso machte ihm die Landschaft Småland zu schaffen, in der gleichfalls blutige Bauernaufstände stattfanden, bei denen aber nicht nur die alte Kirche, sondern auch die Ungeschicklichkeit der Vögte des Königs eine Rolle gespielt haben.

Unwillkürlich fragt man sich, wie trotz der Beschlüsse von Västerås so lange noch derartige Widerstände von seiten der katholischen Kirche möglich waren. Der Grund ist sicherlich, daß einmal die Reformation ja nicht öffentlich eingeführt wurde, sondern langsam heranwuchs, zum anderen, daß die räumlich schwer zu erfassenden Bauern teilweise noch an der alten Lehre hingen, und daß die Kirche geschickt ihre eigenen Belange mit denen der Bauern zusammenknüpfte, die durch staatsnotwendige wirtschaftliche Maßnahmen des Königs teilweise verbittert waren. Es ist möglich, daß von kirchlicher Seite ein bewußter Plan vorgelegen hat, von Dalarna einen Feldzug zur Durchsetzung der Gegenreformation ausgehen zu lassen. Erst nach dem letzten großen Aufstand in Småland 1542 kam Gustav Vasa innenpolitisch zur Ruhe.

Digitized by Google

Nicht geringer als die innerpolitische, war aber auch die außenpolitische Aufgabe des Königs. Das Reich zu bewahren war mindestens so schwer, als es zu erobern. Hier ging er mit der gleichen Vorsicht, die er auch als Reformator gezeigt hatte, erfolgreich vor.

Zuerst mußte Schweden aus der wirtschaftlichen Umklammerung Lübecks gelöst werden. Der König hatte wohl seine Schulden abgezahlt, die Privilegien und die Machtstellung, die die Lübecker sich durch diese Schulden geschaffen hatten, waren aber nicht beseitigt. Darum verbündete sich Gustav Vasa mit Christian III. von Dänemark und es gelang ihm schließlich, mit Waffengewalt Lübecks Einfluß abzuschütteln. 1541 wurde ein Freundschaftspakt zwischen Dänemark und Schweden geschlossen. 1552 wäre Gustav Vasa fast in einen Krieg mit Rußland, dem alten gefährlichen Gegner Schwedens, geraten. Es gelang ihm aber, diesem Kriege auszuweichen.

Gustav Vasa wurde auch zum Erneuerer des Heereswesens seines Landes. Er schuf als erster in dieser Zeit ein stehendes Heer, dessen Aufbau und Ausbildung von ihm selbst überwacht wurde. Er baute auch den Außenhandel Schwedens aus und versuchte hier mit England in nähere Verbindung zu kommen. Den jungen Adel ließ er teilweise bei sich am Hofe ausbilden. Die Studenten schickte er auf Staatskosten nach Deutschland. Es gab kein Lebensgebiet in seinem Lande, um das er sich nicht selbst bemühte und das seinem Blicke entging.

In seinen mittleren Jahren neigte der König zu den absolutistischen Gedankengängen seiner Zeit. Der Glanz seines Hofes, der völlige Bruch mit Olaus Petri, den er erst zu seinem Kanzler gemacht hatte, und eine zeitweilige Neigung, sich mit fremden Beamten zu umgeben, drohten, ihn dem Volk und vor allem den Bauern zu entfremden und aus dem Volkskönig einen Monarchen zu machen.

Aber der König hat nicht nur seine Bauern erzogen, sondern die Bauern haben auch ihren König erzogen. Sie beklagten sich bei ihm, daß er sich abschließe und zu viel Pracht entfalte. Seine Antwort, er müsse als König dem Ausland gegenüber repräsentieren, genügte ihnen nicht. Schließlich mag der König eingesehen haben, daß die Entfremdung zwischen ihm und den Bauern doch nicht nur an den Bauern allein lag. Er, der im Grunde seine Bauern kannte wie kein anderer, hat schließlich aus ihrer Kritik gelernt. So erfolgte in seinen späteren Mannesjahren in vieler Hinsicht eine völlige Wandlung. Er kehrte wieder zu der Volksnähe seiner Jugend zurück, und aus dem Selbstherrscher wurde nun eine Gestalt, in der die Züge des Volksführers und des Landesvaters zu wunderbarer Einheit verschmolzen.

Diese Änderung seiner Gesamthaltung dem Volk gegenüber ist vielleicht das höchste Zeugnis, das Gustav Vasa seinem Charakter und seiner staatsmännischen Begabung ausstellen konnte.

IV. Der Bauer.

Von adelsbäuerlicher Abkunft war Gustav Vasa, mit Bauern befreite er das schwedische Bauernvolk. Der Staatsmann Gustav Vasa

Digitized by Google

zeigte alle Merkmale bäuerlichen Denkens, auch da, wo sein Trachten nicht der Scholle galt. Bei dem Alternden verschwinden immer mehr und mehr die Züge des Herrschers hinter denen eines in allem bäuerlichen großen Mannes. Man kann diesen letzten Abschnitt wohl mit Recht mit „Der Bauer" überschreiben. Aus der gewaltigen gesamtwirtschaftlichen Aufbauarbeit Gustav Vasas, den man mit Recht einen ganz großen Nationalökonomen genannt hat, sei hier das wichtigste Gebiet — die Landwirtschaft — herausgegriffen.

Gustav Vasa war der erste Bauer seines Staates. Er war es vor allem in diesem letzten Teil seines Lebens, wo alle seine sonstige gewaltige Aufbauarbeit hinter den Maßnahmen zurücktrat, die er für das Bauerntum vollbracht hat.

Er hatte der Krone im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl von Herrensitzen und Höfen erworben, die er abwechselnd selbst bewohnte und deren Bewirtschaftung er mit der Königin zusammen überwachte. Auf diesen Besitzungen, die er zum Teil zu Mustergütern ausgestaltete, sammelte er die Erfahrungen, die er dann ins staatliche Leben und ins Gesetz übertrug. Von der stattlichen Anzahl von Briefen Gustav Vasas, die erhalten geblieben sind, gilt ein erheblicher Teil der Sorge um diese Güter. Die Briefe an seine Verwalter, bald voll Humor, bald beratend, bald voll grimmiger Ermahnungen, sind nicht nur Zeugnisse für den Menschen Gustav Vasa, sondern zeigen auch seine ganz große volkswirtschaftliche Begabung.

Die Agrargesetzgebung Gustav Vasas war streng. Die schwedischen Bauern klagten teilweise bitter darüber, ebenso wie später die preußischen über Friedrich Wilhelm I. klagten. Aber als der König starb, hinterließ er ein blühendes Land als besten Beweis für die Richtigkeit seiner landwirtschaftlichen Politik. Als alter Kenner der Bauern verstand er ihren Widerwillen gegen papierene Maßnahmen, und so erklärt es sich, daß er immer wieder ins Land fuhr, selbst bei den Bauern sprach und aus seinen eigenen Erfahrungen heraus ihnen die Notwendigkeit seiner Maßnahmen klar machte.

Er pflegte von Zeit zu Zeit Befehle an die Bauern herauszugeben, die allerorts verlesen wurden, so etwa, daß der Bauer keine Festlichkeiten abhalten dürfe, ehe die ganze Ernte nicht eingebracht sei, oder einen anderen, der Bauer sollte auch einmal dem Nachbarn helfen und nicht nur allein an seine Ernte denken. Der König ordnete an, daß bis zum St. Olavs-Tag, am 29. Juni, alles Heu und bis zum Bartholomäus-Tag, am 24. August, die ganze Getreideernte eingebracht sein müßte. Er legte den Bauern nahe, ihre jüngsten Söhne zum Siedeln fortzuschicken, anstatt alle auf dem Hofe herumsitzen zu lassen. Wer seinen Boden vernachlässigte, dem sollte dieser Boden vom Staat entzogen werden, denn er schädigte dadurch die Krone, d. h. in unserer Sprache den Staat und das Volk. Selbst um die Züchtung von Gemüsen, die Anlage von Krautgärten bekümmerte sich der König. Die Viehzucht verbesserte er erheblich. Er führte Streitrosse aus Dänemark und Arbeitspferde aus Friesland ein. Er ließ Rindvieh aus Holland und Jütland kommen und verschrieb sich aus denselben Ländern sachverständige Pfleger. Auch um die Schaf- und Schweinezucht bemühte er sich eifrig. Der König gab neue Forstgesetze heraus

Digitized by Google

und verbesserte die Forsten ganz außerordentlich. Er ließ Köhler aus Finnland kommen. Die Holzausfuhr aus Schweden nahm unter seiner Herrschaft sehr zu. Auch Jagd und Fischfang entgingen dem unermüdlich wachen Blick des Königs nicht. Durch diese glänzend durchgeführte landwirtschaftliche Politik nahm selbstverständlich der Außenhandel des Landes einen großen Aufschwung, der sich auch politisch zugunsten Schwedens auswirken mußte.

Aber Bäuerlichkeit bestimmte nicht nur Gustav Vasas Politik, sondern Bäuerlichkeit ist auch der alleinige Schlüssel zu seiner Persönlichkeit, zumal in den späteren Jahren.

Nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen und nach zahlreichen erhaltenen Bildnissen war Gustav Vasa eine rein nordische Erscheinung. Haar und Bart waren goldblond, die Augen scharf und dunkelblau, der Körper schlank und von bestem Ebenmaß, der Kopf schmal mit feingeschnittenem geradem Profil. Von Haus aus heiter und lebenslustig, lebte Gustav Vasa in jungen Jahren trotz aller Arbeitsstrenge ein frohes Leben mit Tanz, Spiel und Gastereien und hatte eine Vorliebe für prächtige, wenn auch geschmackvolle Kleidung. Er war ein vorzüglicher Lautenspieler, hatte eine gute Stimme und ließ an seinem Hofe viel Musik treiben. Auch die Baukunst wurde stark von ihm gefördert. Unter seiner Herrschaft entstanden die Schlösser von Uppsala, Gripsholm, Vadstena und Kalmar.

Die froh angelegte Gemütsart Gustav Vasas, sowie sein großes Selbstbeherrschungsvermögen, ergeben ein im ganzen recht ausgeglichenes Charakterbild, das nur manchmal wie von Wetterleuchten durch Ausbrüche von Jähzorn gestört wird. Sein Verhalten gegenüber seinem Kanzler Olaus Petri z. B., der lange sein treuester Mitarbeiter war und dann in schwerste Ungnade fiel, zeigte diese dunkleren Seiten seines Wesens.

Die gewaltige Lebens- und Arbeitskraft Gustav Vasas scheint sich aber in sich selbst verzehrt zu haben. Mit sechzig Jahren war der König körperlich ein Greis. In dieser Zeit häuften sich in seinen Briefen die Klagen, seine frohe Denkart wich einer tiefen Schwarzseherei. Es ist möglich, daß sein Trieb, sich aus Pflichtgefühl um alles zu kümmern, ihn körperlich überanstrengt und verbraucht hat. Allerdings klingt durch all das Mißtrauen, die Sorge und Unzufriedenheit der Briefe und Aussprüche seiner späteren Jahre auch etwas von jener Bauerngrämlichkeit durch, die manchmal alternde Bauern zeigen, die fühlen, daß sie bald von ihrem Tagewerk lassen müssen.

Gustav Vasa war ein vorzüglicher Menschenkenner. Bis zum Schluß seines Lebens bewahrte er sich auch eine große, außerordentliche Rednergabe. Gern sah er seine Familie um sich versammelt. Da gab er besonders den Söhnen nach alter Bauernart Ratschläge und Lehren. Ein sonderbar trüber Ausspruch, der bei solcher Gelegenheit fiel und fast an Shakespeare gemahnt, lautet: „Mensch ist Mensch, wenn das Schauspiel zu Ende ist, sind wir alle gleich.“ Bezeichnender für ihn ist das Wort: „Macht gezwungen Krieg, aber ungezwungen Frieden.“

Vorsichtiges Abwägen und Nüchternheit waren überhaupt zwei Grundzüge von Gustav Vasas Persönlichkeit. Haushälterisch in allem, sparsam bis zum

Digitized by Google

Denkmal Guſtav Vaſas in Mora

Digitized by Google

Digitized by Google

Äußersten in späteren Jahren, hatte er einen Abscheu gegen alles nicht notwendige Blutvergießen nach innen und außen. Er besaß auch jene Eigenschaft, die man als „Bauerndiplomatie" bezeichnet. Bei den Aufständen der Bauern von Dalarna gab er grundsätzlich anfangs so weit nach, daß die Bauern ihn für schwach hielten, um dann in Ruhe Kräfte zu sammeln und nach einiger Zeit, wenn man kaum mehr strengere Maßnahmen erwartete, mit bedachtsamer Wucht zuzuschlagen.

Die ganze staatsmännische Größe des Königs sehen wir in einem Ausspruch, den er wenige Jahre vor seinem Tode in einem Brief an seinen Sohn Erik über Rußland tat: „Der Moskowiter strebt auf das Eifrigste danach, eine solche Herrschaft, Macht und Gewalt rings um die Ostsee und in ganz Europa zu bekommen, wie sie der Türke mit seiner Tyrannei in Asien und Afrika besitzt. Es ist höchlichst zu befürchten, daß er eine solche Macht in Europa mit der Zeit auch bekommen wird, wie der Türke sie durch Zwietracht, Uneinigkeit und Versäumnis in Asien und Afrika erhalten hat, wenn die christlichen Herren und Regenten um die Ostsee nicht daran denken, rechtzeitig einem solchen tyrannischen Vorhaben zuvorzukommen."

Gustav Vasa war dreimal verheiratet. Seine erste Frau, die zeitweilig gemütskranke Katarina von Sachsen/Lauenburg, wurde die Mutter von Erik XIV. Nach ihrem Tode brach Gustav Vasa mit den feudalistischen Sitten der Zeit und heiratete Margareta Lejonkuvud, ein schönes und kräftiges Mädchen aus edlem schwedischen Geschlecht. Aus der Ehe mit dieser vortrefflichen Frau stammten 10 Kinder, darunter die späteren Könige Johann III. und Karl IX., sowie Herzog Magnus und die Prinzessinnen Katarina und Cecilia. Als Margareta in noch verhältnismäßig jugendlichem Alter starb, heiratete der König ihre Nichte Katarina Stenbock. Aus dieser, seiner Altersehe, entsprossen keine Kinder. Gustav Vasa war ein tadelloser und treuer Ehemann. Seine zweite Ehe mit Margareta muß, nach den erhaltenen Briefen zu schließen, sehr glücklich gewesen sein. Seinen Kindern war er ein ausgezeichneter Vater. Die Briefe an seine Kinder oder an ihre Erzieher und Hüter zeugen von einer Vaterliebe, die in ihrer Behutsamkeit und Zartheit ergreifend wirkt. So schreibt er einmal an den jungen Erik:

„Wir können nicht die Tatsache vor Dir verheimlichen, daß Dein lieber Bruder Magnus im Wald zur Jagd war und daß er, während die, die auf ihn achten sollten, abwesend waren, eine Axt genommen und damit gegen einen Baum gehauen hat. Als er so hieb, und sich nicht in Acht nahm, glitt die Axt am Baum ab und ihm in den Fuß, so daß der Bartscher ein großes Stück Knochen aus diesem herausnehmen mußte, wovon er natürlich viel Schmerz und Beschwerden hat. Was Gott der Allmächtige daraus machen will, das liegt in seinen Händen. Deshalb raten wir Dir, daß Du fein acht geben sollst überall, auf alle möglichen gefährlichen Dinge, sowohl zu Wasser wie zu Land. Wir empfehlen Dich in Gottes Hand."

Die späteren Jahre Gustav Vasas wurden durch die Sorgen verdüstert, die ihm seine Kinder bereiteten. Er, der in allem ausgeglichene und gesunde Mensch, mußte es erleben, wie durch die Hofluft der Renaissancezeit un-

Digitized by Google

günstige Anlagen, die mit der größten Mühe nicht auszumerzen waren, bei seinen Kindern mächtig wurden. Gustav Vasas ältester Sohn und Nachfolger, Erik XIV., hatte von seiner Mutter die Anlage zur Gemütskrankheit geerbt. Begabt, aber ausschweifend, tyrannisch und launisch, bereitete er dem Vater die größten Sorgen. Gustav Vasas Briefe an diesen Sohn sind teilweise voll bitteren Grolls. Mit Heftigkeit tadelt er die „weibische, kindische Launenhaftigkeit Eriks. „Gott mag verhüten" — schreibt er einmal — „daß Deine Affekte so groß werden, daß Du uns alle und das geliebte Vaterland in Unglück und Untergang stürzest"! Der König muß geahnt haben, welches Schicksal seinem Reich drohen sollte, wenn Erik an die Regierung kam. Immer wieder bereiteten ihm die Gedanken an die Zukunft des Reiches nach seinem Tode Kummer. In seinem letzten Willen verfügte Gustav Vasa, daß sein zweiter Sohn Johann und sein jüngster Sohn Karl jeder ein eigenes Herzogtum bekommen sollten, Erik aber zugleich mit dem Königstitel das ganze Reich. Diese Maßnahme, die doch eine gewisse Uneinheitlichkeit des von ihm selbst geeinten Reiches schuf, ist sicherlich nur aus der Sorge wegen Eriks zukünftigen Tollheiten zu verstehen. Die bösen Ahnungen Gustav Vasas gegenüber diesem Sohn bestätigten sich später. Eriks Gemütskrankheit führte das Reich fast an den Abgrund.

Johann, sein zweiter Sohn, äußerlich dem Vater am ähnlichsten, bereitete ihm ebenfalls Kummer durch einen Hang zu „widerlichen Spekulationen", wie Gustav Vasa es in einem Briefe an ihn bezeichnete. Dennoch setzte der Vater große Hoffnungen auf Johann. Nachdem Johann seinen Bruder Erik gestürzt hatte, sollte auch er, lange nach des Vaters Tode, durch religiöse Experimente und wunderliche Grillen das Reich in Gefahr bringen. Magnus wurde schon in jungen Jahren wahnsinnig. Karl sollte nach Johann die Krone tragen. Er war dem Vater im Wesen am ähnlichsten, tüchtig und willensstark, aber krankhaft ungeduldig und sehr jähzornig. Er war das jüngste Kind des Vaters und bei Gustav Vasas Tode noch ein Knabe. Auch Gustav Vasas Lieblingskind, die wunderschöne Cecilia, bereitete dem Vater die größten Sorgen. Auf der Hochzeit ihrer Schwester Katarina kam ihr guter Ruf durch eine Liebesgeschichte mit einem jungen Grafen von Ostfriesland ins Wanken. Eriks ungezügelte Heftigkeit machte hieraus einen Reichsskandal. Die Streitigkeiten zwischen den Geschwistern waren schon zu Lebzeiten des Vaters beträchtlich — kein Wunder, daß der Alte mit so viel Sorge an die Zukunft dachte. Es ist vielleicht anzunehmen, daß im Geschlecht der Vasas ein Hang zu Gemütsstörungen vorhanden war. Diese Veranlagung liegt wie eine unglückliche Wolke über diesem Haus und schon mit Gustav Vasas Urenkelin, Christine, der überspannten Tochter einer gemütskranken Mutter, sollte das Geschlecht der Vasas erlöschen.

Die ganze Größe Gustav Vasas zeigte sich an einer der sonderbarsten Handlungen, die er vorgenommen hat und die vielleicht überhaupt je von einem Herrscher ausgeführt worden ist:

Ziemlich geraume Zeit vor seinem Tode berief er, zwar schon lange kränklich, aber doch noch durchaus bei Kräften, die Stände, hielt dort eine seiner hinreißenden Reden und ließ dann sein Testament öffentlich verlesen

Digitized by Google

und unter ſeinen Augen beglaubigen. Als man verſuchte, ihm die düſteren Ahnungen auszureden, antwortete er: Er wiſſe ſein Ende nicht aus den Sternen oder ſonſt woher, ſondern aus den Zeichen in ſeinem eigenen Körper.

Kurz vor ſeinem Tode fragte ihn ſein Beichtiger wiederholt nach ſeinem Glauben. Guſtav Vaſa war zwar ein gläubiger Proteſtant, aber einmal bekam der Prediger doch die mürriſche Antwort: „Einmal bekennen und dabei bleiben iſt beſſer, als hundert Mal darüber reden.“

Guſtav Vaſa ſtarb am 29. September 1560 und wurde im Dom von Uppſala begraben.

Befreier des Landes, Erneuerer des Glaubens, Führer zur Größe und erſter Bauer ſeines Reiches — König und Bauer in einer Geſtalt —, wahrlich ein nordiſches Führerleben, vor dem ſich die Nachwelt in Verehrung neigen muß, ſolange es ein Germanentum, ſolange es nordiſches Bauerntum gibt.

Digitized by Google

Karl Richard Ganzer:

Von Bülow zu Hitler

Vortrag auf der Reichsarbeitstagung der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums am 23. 11. 1935.

Wenn wir irgendeinen Zeitraum aus der Geschichte unseres Volkes betrachten, dann müssen wir uns ebensosehr davor hüten, nur mit allgemeinen Phrasen darüber zu reden, wie unser Augenmerk nur auf Einzelheiten des geschichtlichen Ablaufs zu richten. Allgemeine Phrasen führen nicht weiter. Aber auch ein bloß sachliches Aufzählen von Einzelereignissen wäre verfehlt, weil hinter jedem Einzelereignis — jeder Leistung, jedem Versagen, hinter jeder Tat und jeder Schuld eines Volkes — immer beherrschende Züge seines Charakters und damit seines Schicksals erscheinen. Wenn es richtig ist, daß ein Volk sein Geschick einzig nach seinem Charakter bestimmt — nach der Kraft seines Wollens, nach seiner Bereitschaft zu Verantwortungen, nach der Kühnheit seiner Entschlüsse und seiner Einsätze —, dann muß man, wenn man sich mit der Geschichte beschäftigt, zuerst nach diesen Werten fragen, um ein lebendiges und verpflichtendes Bild einer Zeit zu gewinnen. Denn Geschichte ist ja nicht da, um bloßes Wissen zu vermitteln. In einer politischen, also volksbezogenen und auf Dienst verpflichtenden Zeit muß Geschichte ebensosehr Gesinnung bilden. Früher mochte die Wissenschaft von vergangenen Dingen eine Beschäftigung für abseitige Menschen sein; heute hat sie, genau wie jede andere schöpferische Tätigkeit im Volk, der Rüstung der Nation zu dienen. Auf den Exerzierfeldern des Heeres wird der Körper gerüstet; eine nationalsozialistisch gestaltete Kunst wird die Seele rüsten: erheben, stählen, befeuern, gläubig machen; nationalsozialistisch erlebte Wissenschaft treibt auf ihren Exerzierfeldern Rüstung vom Geist her, schafft die Erkenntnisse herbei, die der Geist für den Daseinskampf der Nation bereitzustellen hat. Gerade aber die Geschichte, die ja die Kräfte und Leistungen des Volkes durch die Jahrhunderte hin verfolgt, steht bei dieser geistigen Rüstungsaufgabe vornean; denn erst wenn man überblickt, welche Möglichkeiten seit Jahrhunderten in einem Volke vorhanden, welche Notwendigkeiten noch zu schwach entwickelt, welche gefährliche Neigungen zu sehr ins Kraut geschossen sind, erst dann kann man pflegen und ausrotten, erst dann kann man ein Volk nach einem klaren Plane erziehen. Darum nochmals: nicht die Frage nach Einzelereignissen, sondern die Frage nach den Wesenskräften, dem Charakter, den geschichtlichen Energien, die antreibend hinter den Ereignissen stehen, hat dort, wo man einem erzieherischen Auftrag dient, die geschichtliche Betrachtung zu bestimmen.

Das gilt auch für die modernsten Zeiten. Auch in den letzten zwei, drei Jahrzehnten, einem Zeitraum, den wir alle ganz oder teilweise miterlebt haben, müssen wir zusammenschauen und zusammenschließen: die Einzelkräfte

Digitized by Google

zu Kraftströmen, die Einzelauseinandersetzungen zu großen Bewegungen innerhalb einer Kraftdynamik, die politischen Einzelfälle zu einem belebten Gesamtbild, auf das allein es ankommt, weil hinter ihm das Schicksal einer Zeit erscheint.

Denn, daß in diesen paar Jahrzehnten ungeheure Schicksale abrollten, weltenzerbrechende und weltengebärende Veränderungen, gibt ihnen ihr einmaliges Gepräge. Vielleicht gehören diese Jahre zu den unruhigsten und erregtesten unserer ganzen Geschichte, vielleicht haben sich hier auf einen denkbar schmalen Zeitraum Spannungen und Entladungen zusammengedrängt wie nie in ähnlicher Gewalt zuvor. Schier unvermittelt stehen ungeahnte Leistungen neben verheerenden Abstürzen, unbegrenzte Ausgriffe neben jämmerlichem Versagen, ein Sturmlauf von Sieg zu Sieg neben Verräterei und Eidbruch, und wiederum ein jahrzehntelanges Pariadasein neben einem wilden Ringen um neue Geltung. In all diesen Wirbeln aber wurde unsere Welt im Innersten verwandelt. Zwischen einer langsamen Auflösung alter, ursprünglich starker Ordnungen und einem mächtigen Neuaufbau aus chaotischen Vernichtungen haben wir alles erlebt, was die Geschichte an Außerordentlichem zu bieten hat.

Es ist die Aufgabe, im Umriß diesen Weg von der Auflösung zum Neubau, vom Zweiten zum Dritten Reich zu zeigen.

◆

Wie ist das innere Gefüge des Zweiten Reiches gewesen, das 1918 in einem so jähen Zusammensturz endete? Kam dieser Zusammenbruch unerwartet oder war er das Schlußstück einer schon lange andauernden Entwicklung? Kann er als unverdiente Strafe, als Laune eines willkürlichen Schicksals angesprochen werden, oder stehen an seinem Ursprung Nachlässigkeit und Versagen und Schuld?

Wenn man solchen Fragen nach dem inneren Gesetz des Zweiten Reiches nachgeht, muß man zuerst eines bedenken: daß das Zweite Reich zur Zeit Bismarcks innerlich anders geartet war als nach der Jahrhundertwende in der eigentlich wilhelminischen Epoche. Gewiß sind die rein staatlichen Formen, die verfassungsmäßigen Körperschaften, die politischen Gliederungen des Bismarckreiches bis zum November 1918 im wesentlichen unverändert geblieben: Wilhelm II. konnte nach den gleichen Formen regieren wie der alte Kaiser. Aus dem Kerne heraus verwandelt aber hatten sich die entscheidenden inneren Werte, die Gesinnungsmächte, die die staatliche Form tragen und ihr erst die geschichtliche Bedeutung geben.

Bismarck hatte das Reich auf politische Grundsätze gestellt. Macht, Einsatzbereitschaft, die Gesetze einer klaren Führung, der preußische Wille zu staatlicher Zucht und zum Dienst hatte er als die Grundelemente seiner Staatsschöpfung in eine Zeit hineingestellt, die all das schon kaum mehr verstand, weil sie bereits liberalistisch zu entarten begann. Bismarck hatte noch wie ein Soldat aus einer alten und stolzen Tradition empfunden, führerhaft, brennend in dem Willen zur Verantwortung, patriarchalisch — er

Digitized by Google

hatte mit all dem ausgesprochen antiparlamentarisch gefühlt und gehandelt. Unverlockt von den modernen Neigungen zu Geschwätz und kenntnislosem Mitredenwollen war er tätig vor seinem Werk gestanden, nur diesem Werk und seinem Gott verantwortlich, ein Verächter der Klugschwätzer in der Presse und in den Parlamenten, ein souveräner Spötter über die Besserwisserei der Mächte, die sich die „öffentliche Meinung" nannten und die doch nur die Wortführer der kleinen liberalen Durchschnittsgehirne waren. Nach seiner Entlassung aber sah sich das Reich plötzlich den Händen der Epigonen ausgeliefert. Diese aber lieferten sich selber den gleichen liberalen Gewalten aus, gegen die Bismarck sich sein Leben lang gewehrt hatte.

Damit aber setzte ein grundlegender Wandel ein: zu schwach, um das Denken des deutschen Volkes nach einer eigenen großen Schau zu bestimmen, beugte sich die neue nachbismarckische Reichsführung dem großen Lärm und dem Anspruch dessen, was man ehrfürchtig den „Zeitgeist" zu nennen begann. Dieser Zeitgeist aber, völlig fremd dem Ethos der Bismarckschen Staatsgesinnung, die auf eine Forderung hinauslief, war liberal; in der Herkunft seiner auflösenden Tendenzen war er unkontrollierbar und anonym; seine Ansprüche waren von keiner Bereitschaft zur Verantwortung begleitet; er war kein Element des Staates, der Führung und der Ordnung, sondern er war das erschreckende Kennzeichen einer Gesellschaft, die zum Staat nicht mehr im alten Verhältnis des selbstverständlichen Dienstes, sondern der Kritik und der Verneinung stand.

Der Geist dieser staatsfremden liberalistischen Gesellschaft bemächtigte sich nun, nachdem der alte Wächter Bismarck seine Schöpfung nicht mehr hüten konnte, in planmäßigem Fortschreiten einer öffentlichen Position nach der anderen. Als die echten Exponenten dieser siegenden liberalistischen Welt traten schnell die Parteien, die wirtschaftlichen Interessengruppen, die Fraktionen in die vorderste Reihe der Entscheidungen: all jene Einrichtungen, für die der Staat nicht mehr der dienst- und opferfordernde heilige Raum der Gemeinschaft, sondern der Ort für Geschäftigkeit und Umtrieb ist. Diese neuen Gewalten, bisher nur widerwillig geduldet und in ihren maßlosen Ansprüchen wachsam beschränkt, errangen sich jetzt beinahe ungehindert die Macht. Es setzt eine schleichende, deshalb aber nicht weniger tiefgreifende Parlamentarisierung des politischen Lebens ein; gleichzeitig damit setzt ein erschreckender Niedergang des politischen Formats ein; je betriebsamer sich die liberalen Institutionen auf den Staat stürzen, desto bedenklicher werden seine Lebensäußerungen, desto lockerer sein Gefüge. In der Person der neuen Kanzler, namentlich Bülows und Bethmann-Hollwegs, fand dieser kraftmäßige Abstieg des alten Bismarckschen Staates Sinnbilder von unüberbietbarer Eindringlichkeit.

Bülow hatte kurz vor der Jahrhundertwende das Amt Bismarcks angetreten. Den Genius von ursprünglicher politischer Schöpferkraft ersetzte nun ein eleganter Plauderer, ein Blender in den Salons, ein selbstgefälliger Diplomat, der sich für einen großen Staatsmann hielt. Den Kaiser, der den schroffen und eigenwilligen Reichsgründer vor die Türe gesetzt hatte, nahm Bülows weltläufige Gewandtheit schnell gefangen. Und die Generation

Digitized by Google

jener Jahre, die sich in immer größere Sorglosigkeit hineinlebte, weil sie in ihrer Saturiertheit keine Wolken über den Himmel ziehen sah, fand in der lässigen Zuversichtlichkeit des neuen Kanzlers ihre innersten Gefühle treu gespiegelt: ihre Genugtuung über die großen materiellen Fortschritte der Zeit, ihre satte Zufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, hinter denen man keinerlei schwere Probleme drohen sah.

Aber dieser Zufriedenheit mit dem Glück des gegenwärtigen Tages und diesem selbstsicheren Pochen auf die glänzenden Profite und reichen Erfolge lag eine Selbsttäuschung von geschichtlichem Ausmaß zugrunde. Denn in den gleichen Jahren, da Bülow glaubte, die eifersüchtige Welt mit feingeschliffenen Reden ebenso blenden zu können, wie seinen politisch blinden Kaiser, rüstete sich diese bereits zur großen Auseinandersetzung, die gegen dieses äußerlich so mächtige Deutschland irgendwann einmal losbrechen mußte. 1904 Zusammenschluß der entente cordiale zwischen England und Frankreich — 1906 deutsche Kapitulation in der großmächtig aufgezogenen Marokkofrage — 1907 englisch-russische Verständigung auf Kosten Deutschlands — während all der Jahre dieser stärksten Machtentwicklung der westlichen Staaten eine immer bedrohlichere Lockerung des Dreibunds zwischen Deutschland, Österreich und Italien, und die immer größere Resignation der deutschen Politik, die auf Macht und weltpolitischen Einfluß immer müder verzichtet und sich lediglich der Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen hingibt. Die schwächliche Formel von der „Offenen Tür" für die deutsche Wirtschaft, die Händlergesinnung eines Denkens in Zinsen und Absatzmärkten — in der Welt aber überall bereits das vernehmliche Klirren der Gewehre, in der Welt bereits der anprangernde Ruf von den „schamlosen deutschen Hunnen". Die deutsche Staatsführung aber hat nur schönfärberische Reden bereit. Wenige Jahre vor dem Weltkrieg sieht sich Deutschland dem gleichen verlogenen Optimismus ausgeliefert, den es 20 Jahre später genau so verderblich unter Stresemann durchmachen muß.

Bülows Nachfolger Bethmann-Hollweg ist in seiner Politik und ihren Wirkungen um nichts von Bülow verschieden. War der eine ein eitler Schönfärber gewesen, der sich über die Pflicht zur Sorge und zur Verantwortung billig hinwegschwätzte, so ist Bethmann ein philosophierender Phantast mit einem vielleicht noch geringeren Sinn für die Bedrängungen und die Aufgaben der nüchternen Wirklichkeit. Er ist der Kanzler, unter dem Deutschland die schwerste Erschütterung seiner Existenz, den Weltkrieg, erlebt. So illusionistisch hatte er vorher in die rüstende Welt hineingeblickt, daß er, als er die englische Kriegserklärung erhielt, die jedermann täglich erwartet hatte, in heller Verzweiflung zusammensank, weil nun „seine Politik zusammenbreche wie ein Kartenhaus". In den Jahren, da man schon allenthalben den kommenden Weltbrand aufziehen spürte, ist Deutschland einer Politik der Selbstbelügung, der Illusionen, der Resignation, der phrasenhaften Eitelkeit und der denkbar größten Schwäche ausgeliefert. Ohne Mut zu kühnen Entschlüssen, ohne Impulse, ohne politische Konzeptionen, einzig von den Interessen einer scheinbar gefahrloseren weltwirtschaftlichen Betätigung gelockt, ohne Sinn für die Tatsache, daß Politik eine Sache

Digitized by Google

der Gefahr, ein Kampf auf Leben und Tod, ein ständiger Gang am Abgrund ist, bei dem jeder leichtfertige und blinde Schritt unabsehbares Verderben heraufbeschwört, treibt die deutsche Staatsführung durch die Zeit. Nur manchmal rasselt der Kaiser mit dem Säbel und hält eine unüberlegte Rede...

◆

Wie steht es sodann, nachdem die oberste politische Führung innerlich derart morsch ist, mit der breiteren Führerschicht, die den Staat tragen soll?

Vor wenigen Wochen wurden in der „Frankfurter Zeitung" die Lebenserinnerungen des Grafen Keßler besprochen, eines Diplomaten aus dem wilhelminischen Staate. Der Besprecher des Buches war Richard von Kühlmann, Standesgenosse des Grafen Keßler, wilhelminischer Diplomat wie dieser. Wovon Graf Keßler erzählt und was Richard von Kühlmann als besonders wichtig an dem Buche erwähnt, ist ein überaus aufschlußreiches Bild der Menschengruppe, die das offizielle Gesicht des wilhelminischen Staates in erster Linie bestimmt, ja, die ihn als die eigentlich berufene Schicht trägt: die feudale und höfische Gesellschaft. Ich zitiere die bemerkenswerten Stellen des Aufsatzes, die das Wesen dieses „innersten Kreises" der Maßgeblichen scharf umreißen:

„Der Graf X mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin (folgt ein französischer Name)..., der Fürst Y mit seiner begabten russischen Frau..., der Graf Keßler, über weite internationale Beziehungen verfügend..., sein Vater, ein Bankier, entstammte einem ursprünglich schweizerischen Geschlecht, die Mutter einer irischen Familie..., er wird erzogen in einem englischen college... Seine Grundeinstellung zu den Bismarcks ist keine innerlich warme und begeisterte... Er hat die Überzeugung, daß der Riese nicht imstande sei, der Jugend ein in die Zukunft weisendes Ziel zu zeigen... Im Gegenteil bekennt sich diese Jugend — die Jugend der damals führenden Schichten des Reiches! — zu dem, was man die „moderne Richtung" nannte, als deren bedeutendster Prophet Henri van der Velde galt, daneben Seurot, van Gogh, Cézanne..."

Man hält hier eine unerhört scharfsichtige Schilderung der maßgeblichen wilhelminischen Gesellschaft in der Hand, der als der eigentlichen politischen Schicht der Staat einmal anvertraut worden war. Am Staat nur soweit interessiert, als man in seinem Rahmen Karriere machen kann, ästhetisierend, problematisierend, die typische jeunesse d'oré, die Genießerjugend einer späten, müden, erschöpften, sich verspielenden Zeit... Nicht, daß diese Menschengruppe feudal war, und nicht auch, daß sie mit Familien aller Nationen verwandt war, kann man ihr ankreiden: das wäre primitiv und demagogisch. Aber daß sie in keinen echten Bindungen mehr lebte, daß sie ihre verpflichtenden Traditionen vergessen hatte, daß sie ohne Sinn für die Aufgabe und die Würde des übertragenen Amtes durch die Zeit schlenderte, daß sie die ererbten Überlieferungen, die auf Dienst und Einsatz zielten, abgeschüttelt hatte wie ein lästig gewordenes Kleid: in solchen Treulosigkeiten gegen Amt und Erbe liegt ihre eigentliche Schuld. Die gleichen

Digitized by Google

Karl Leipold: Schöpfung

Digitized by Google

Digitized by Google

Familien waren im Friderizianischen und auch im Bismarckschen Staat der ersten Jahrzehnte Säulen der Treue und der Zuverlässigkeit gewesen. Damals noch zeichneten sie die Werte aus, die alle starken Geschlechter beseelen: Sinn für Bindung, Sinn für Führerwürde, Gottesfurcht, Glaube. Die Söhne und Enkel aber — nicht alle, zahlenmäßig die wenigsten: wohl aber jene, die der Kaiser neben seinen ergebenen Hofjuden Rathenau, Ballin usw. an seinen Thron holte —, die spielerischen Nachkommen der dienenden und kämpfenden alten Geschlechter hatten sich von dieser alten Haltung mit der skeptischen Leichtigkeit von Spätlingen gelöst . . .

Damals hatten sie sich, statt sich zur kommenden Entscheidung zu rüsten, dem französischen Modernismus überliefert. Ein Vierteljahrhundert später finden wir genau die gleichen Namen in den jüdischen Salons der Weimarer Republik, ihre Bücher in jüdischen Verlagen, ihre Aufsätze in jüdischen Zeitungen: auch die privilegierte politische Führerschicht jenes Staates morsch und haltlos und ohne Ziel, genau wie die oberste Führung selber!

◆

Einer ähnlichen Analyse könnte man jede Gruppe des Volkes unterwerfen und immer wieder träfe man auf die gleichen Erscheinungen: auf eine beklemmende Blindheit vor der Not der Zeit, auf eine optimistische Zuversicht über das unaufhörliche Wachstum des allgemeinen Wohlstands; man träfe beinahe nirgendwo auf ein Fünkchen Verständnis für große weltumspannende Aufgaben, man träfe auf sehr viel Sinn für Kleinkram, Kirchturmpolitik und lästerliches Parteiengezänk; nirgendwo träfe man auf eine Ahnung von der Schwere des schlimmsten Verhängnisses dieser Jahre, der Klassenspaltung: beide Seiten halten sie für naturgegeben, die eine verschanzt sich in ihren Hochmut, die andere, sich verteidigend, verbeißt sich in ihren Haß. Nirgendwo fände man einen schöpferischen Gedanken, der die reichsverderbenden und volkszersetzenden Parteien, an der Spitze Zentrum und Marxismus, durch seine Leuchtkraft überwinden könnte. Immer nur fände man, genau wie in der Führung des Staates, Halbheit und Blindheit und Verzagtheit vor jeder fordernden staatlichen und politischen Aufgabe.

Und dennoch: trotz alledem stecken in diesen breiten Massen ungeheure *schöpferische Kräfte* — in allen Schichten. Denn obgleich die staatlichen Dinge beinahe willenlos dahingleiten und kein überschauender und befehlender Kopf ihnen ein Ziel zu zeigen weiß, sind „drunten" im Volk die *schaffenden Kräfte* lebendig wie nur je zuvor. Mit einer kaum überbietbaren Emsigkeit steht dieses Volk hinter seiner Arbeit, unbezähmbar in seiner Arbeitsleidenschaft, angetrieben zu immer neuen Arbeitserfolgen. Seine Fabriken dröhnen, der Handel blüht, die Schiffe ziehen über alle Meere, die Arbeiter stehen in Brot und Verdienst — ein erstaunlicher Wagemut in den industriellen und gewerblichen, den kommerziellen und ebenso den landwirtschaftlichen Unternehmungen. Von einer ungeheuren Unruhe des Schaffens und Leistens ist dieses Volk erfaßt — und dennoch ist hinter all diesem Treiben nicht jene große Sicherheit zu spüren, die gesunden und ausgewogenen Ver-

Digitized by Google

hältniſſen eigen iſt. Nicht nur daß dieſer Aufſchwung der Wirtſchaft ſich in zwei völlig verſchiedene Richtungen erſtreckt: in ein Aufblühen der ſchaffenden induſtriellen Zweige ebenſo wie in ein immer ſchlimmeres Wuchern der wurzelloſen Börſenmächte. Im Gegenteil, es ſcheint geradezu, als ſolle all dieſer Arbeitseifer nur vergeſſen machen, was an Unſicherheit jede Sekunde durchzuckt; als ſolle das raſtloſe Treiben nur überlärmen, was an bedrohlichen Geräuſchen durch alle Gefüge kniſtert. Wird denn einer dieſer deutſchen Menſchen, ob ſchaffender Bürger oder ſchaffender Arbeiter, ſeiner angeſpannten Arbeit im Grund ſeiner Seele froh? Iſt all der Aufwand an Prunk und Wohlleben und anderen Faſſadendingen, wie er das Geſicht des Volkes beſtimmt, nicht nur Flitterzeug vor einem ſchaurigen Nichts? Es iſt kein einheitlicher Wille unter dieſen Menſchen, es iſt kein Glaube in dieſer Zeit, man hat ſich in Selbſtbetäubungen geſtürzt, weil jedermann mehr oder weniger deutlich ſpürt, daß alles von innen her auseinanderzufallen droht, in einer beinahe krankhaften Auflöſung aller ſtarken Bindungen. Die Epoche iſt in all ihren Gliederungen vom Liberalismus angefreſſen. Liberalismus aber iſt eine Haltung, die alles Strenge, Zuſammenzwingende, jede Bindung und jede Pflicht, jede Einſchränkung der Willkür zugunſten des geordneten Ganzen, jeden ordnenden Gedanken überhaupt verneint. Liberalismus iſt die Auflöſung an ſich ...

Es hat in dieſer verwirrten Zeit, die erſtaunliche Arbeitsleiſtungen und einen einzigartigen Arbeitsehrgeiz mit einer verzichtenden und ſpannungsloſen Geſinnung ſeltſam verquickt, nur eine einzige Inſtitution gegeben, die von dieſem Zwieſpalt nicht angekränkelt war: das Heer — die Schöpfung Moltkes, deſſen Genialität und deſſen Energie zu den ſtärkſten typenbildenden Mächten der Geſchichte geworden ſind. In dieſer Organiſation des Heeres hatte der moderne Geiſt der Auflöſung und der ſkeptiſchen Kritik keinen Eingang gefunden. Hier waren die Werte lebendig geblieben, die allein einen Staat zu ſchaffen und ein Volk zu ordnen vermögen und von deren geſchichtlichem Rang die liberale Welt keinen Schimmer verſpürte: die germaniſchen Charakterwerte der Zucht, der Genügſamkeit, des Verzichts für die Gruppe, der Ordnung, des Dienſtes, des Mutes. Hier hatte unſer Volk aus einer geſchloſſeneren Zeit einen Körper herübergerettet, der die beſten, nämlich die ſtrengſten Traditionen in ſich verwirklichte und der deshalb dem auflöſenden Zeitgeiſt nicht verfiel. Aber auch hier leuchtet es wieder tief in die charakterliche Zerriſſenheit der Epoche hinein, daß ſich auch dieſem letzten, ungebrochenen Bollwerk eines ſtrengen ſtaatlichen Denkens die entſchloſſenen Vertreter des auflöſenden Zeitgeiſtes entgegenwarfen: in den großen Kämpfen um Rüſtungskredite und Heeresvermehrung haben ſich Zentrum, Demokratie und Marxismus als die Träger grundſätzlichen Zerſtörungswillens bekannt. Auf der anderen Seite enthüllte ſich freilich gerade hier, daß in den breiten Maſſen trotz aller geiſtigen Verwirrung und aller Zielloſigkeit ein geſunder Inſtinkt noch immer lebendig war: genau ſo wie die deutſchen Menſchen mitten in einer zerbröckelnden Welt ſich verbiſſen an ihre Arbeit klammerten, wie um den Verfall nicht zu ſehen, genau ſo blieben ſie auch dieſem

Digitized by Google

Heere und seinen verpflichtenden Gesetzen innerlich zugeschworen, als ob es die einzige Verheißung in die Zukunft sei.

Tief gespalten ist diese Epoche, Müdigkeit und Versagen bestimmen an entscheidenden Stellen ihre Züge, aber am Grunde ihres Wesens sind doch starke Keime lebendig, die mit Begierde auf gestaltende und tapfere Werte hinstreben. Die Frage wird sein, welche der beiden Möglichkeiten — der leise Wille zur Tat und zum Aufbau oder die Mächte der Auflösung und der Vergiftung — den Sieg erringt. Die Frage, die unausgesprochen über der Zeit hängt, wird sein, ob ein Ruf ertönt, der in das Chaos wie ein hartes Gericht Ordnung bringt — so oder so.

♦

Wir wissen: den Ruf zur Entscheidung hat der Weltkrieg in die Zeit hineingeworfen. Und für immer wird es eines der erstaunlichsten Erlebnisse der Geschichte bleiben, wie dieser Anruf alles Unausgegorene, alles Müde und Suchende, Feige und Kampfwillige, alles Unzufriedene und innerlich Zerrissene nun mit harten Schlägen auseinandertrennt.

Es steht uns Jüngeren, Nachgeborenen nicht zu, über die inneren Wirkungen des Weltkrieges zu reden. Zum Unterschied von jeder anderen Zeit läßt sein Einfluß auf die Menschen in seiner Tiefe sich nicht nach Dokumenten und Berichten nacherleben. Es müssen elementare, mit Worten nicht erfaßbare Verwandlungen des Geistes und der Seele gewesen sein, die aus dem Spießbürger von 1913 den Soldaten von 1914 und 1917, aus den Bourgeois und Proleten von ehedem den Kameraden der Gräben schufen. Aber darüber darf wohl nur sprechen, wer diese Verwandlungen selber erfuhr.

Eines freilich dürfen auch wir sagen: Der Weltkrieg ist ein Appell an die starken Instinkte gewesen, und gerade dieser Appell, die mächtigste aller geschichtebildenden Forderungen — die an den Mut und die Kraft — hatte dem verwirrten, ratlosen Geschlecht des endenden Zweiten Reiches gefehlt. Denn sofort zeigt sich nun nach all den Jahren des Irrgangs und der Weglosigkeit eine merkwürdige Wirkung, die von außerordentlicher Bedeutung werden wird.

War bisher das Volk in seinen zwar gesunden, aber von den verderblichsten Einflüssen überdeckten Massen nur das Objekt der großen Politik gewesen, gegängelt von einer selber unsicheren und innerlich angekränkelten Führung, und hatte es sich mit diesem Zustand ohne großen Widerspruch auch abgefunden, so reißt es nunmehr, nachdem es im August 1914 alle Überfremdungen und Verführungen abgeworfen hatte, sich selber an die Stellen der Entscheidung vor.

Und war bisher die müde Regierung in ihrer lässigen Politik beinahe unangetastet geblieben, so wird sie nunmehr unter dem Zwang der klirrenden Ereignisse in ihrer ganzen Unzulänglichkeit entlarvt und steht als letzte kränkliche Ausgeburt eines sterbenden Zeitalters vor den Augen der Nation.

Eine gewaltige Gewichtsverlagerung ist in Deutschland vorgegangen, seit der große Sturm über die Erde braust. Vor den wirklichen Kraftver-

Digitized by Google

hältniſſen hat er alle täuſchenden Nebel hinweggewiſcht und die alten regierenden Mächte als morſch, den liberalen Zeitgeiſt und ſeine Inſtitutionen als verderbt, aber ſo verhöhnte Gebilde wie das Heer und ſein Ethos als die Kräfte der Stunde gezeigt. Während des ganzen Krieges laufen beide Mächte nebeneinander her: das verjüngte, von allen Zweifeln befreite Volk mit ſeinen endlich ſinnvoll beſtätigten Arbeits- und Kampfinſtinkten und ſeinem wiedergefundenen Willen zum Staat und zur Zucht, und auf der anderen Seite die Inſtitutionen des auflöſenden liberalen Geiſtes der Staatsfremdheit und der Illuſion. Während ſich draußen an den Grenzen des Reichs der Wall heiliger Gräber aufwirft, iſt zwiſchen dieſen beiden inneren Fronten unaufhörlich ein heimlicher Kampf im Gange.

Die Geſchichtsſchreibung müßte einmal die vielen Phaſen dieſer Auseinanderſetzung im einzelnen darſtellen: wie etwa die oberſte Heeresleitung mit einer ungeheuren Energie und Konzentration die Kraft des kämpfenden Volkes zuſammenzwingt und für harte und unverwiſchte Entſcheidungen einſetzt — während die politiſche Führung des Reiches von einer Halbheit zur andern ſchwankt: heute bekennend, daß die ſchönfärberiſche Illuſionspolitik langer Jahre zuſammengebrochen ſei wie ein Kartenhaus, morgen in ſchwatzhaft liberaler „Objektivität“ den Einmarſch in Belgien als Unrecht anerkennend; wie die Flottenführung auf Einſatz und Entſcheidung und Befehl zum Angriff drängt, während die hohe Politik der bedenklichen Greiſe ſich vor jedem geſchichtebildenden Entſchluß hinter Rückſichtnahmen und Klügeleien flüchtet; wie Ludendorff und Hindenburg in einem fortgeſetzten Kampf mit dieſer liberalen und müden Diplomatie liegen, die ihre Überlebtheit im gleichen Augenblick enthüllt, wo der Ruf nach Kraft, der durch die Zeit dröhnt, Gehör nur findet, wo das Volk geſund iſt.

In dieſen heimlichen Kampf zwiſchen Entſchloſſenem und Zögerndem, Geſundem und Sterbendem greifen bald auch die aktiven Mächte des Verfalls ein, die 1914 einen Augenblick lang ausgemerzt ſchienen, nachdem ſie im Frieden das Volk heillos vergiftet hatten: die wühlenden Parteien, der hetzende Marxismus genau ſo wie das konſpirierende Zentrum und die ganze bürgerliche Inſtinktloſigkeit; die jüdiſchen Volksaufwiegler; das jüdiſche Börſenkapital, das ſelbſt ſo notwendige Einrichtungen wie die Kriegswirtſchaft, Zeugnis der wirtſchaftlichen Mobiliſierung der Nation, mit ſeiner Profitgier und ſeiner Schiebermoral völlig durchſetzt. All dieſe Verderbniſſe waren ſchon im Frieden wirkſam geweſen. Nunmehr wuchern ſie hoch, von keiner Regierungsſtelle nachhaltig gehindert, von den geſunden Inſtinkten des Volkes nicht bedroht, weil dieſe draußen eingeſetzt ſind.

Der Krieg hat ſomit alles, was an ungelöſten Problemen das Zweite Reich ſchon im Frieden bedrängt hatte, wieder aufleben laſſen, nunmehr freilich befreit von aller damaligen Verſchwommenheit, in einer Kampflage, in der die Kräfte endlich nackt und gnadenlos aufeinanderbrechen. Drei Ergebniſſe ſtehen an ſeinem Ende:

in dieſer gnadenloſen Prüfung iſt die alte politiſche Oberſchicht an ihrer Unzulänglichkeit endgültig zerbrochen;

Digitized by Google

in den feurigen Bränden der Schlachtfelder hat das Volk die Schlacken des Fremden verloren und seine tapfersten Instinkte zu Elementen einer neuen Haltung geläutert;

in der schutzlosen Heimat sind mittlerweile die Keime des Verfalls und der Zerstörung so sehr gewuchert, daß sie die Substanz zermürben, aus der und für die das Volk kämpft.

Doch diese Ergebnisse sind noch keine Lösung. Wenn die Fronten auch klarer geworden sind und die ringenden Kräfte ihre Umrisse scharf entwickelt haben, so ist die endgültige Auseinandersetzung doch noch in der Schwebe. Damit aber steht auch am Ende des Krieges eine Frage und eine Aufgabe:

welche Instinkte werden fortan die Haltung des deutschen Volkes bestimmen: die der Schwäche, oder die des Verfalls, oder die des Einsatzes — das gewohnte alte System mit seiner verbrauchten Führerschicht, oder eine Zügellosigkeit, oder ein neuer, tief verwandelter, streng geläuterter Wille zum Staat und zu zuchtvoller Ordnung?

*

Die Revolte von 1918 hat in diese Spannungen keine grundsätzlich neue Note gebracht. Denn ihre eigentliche Wirkung, das alte politische System nun vollends von den Thronen zu wischen, nachdem seine vornehmsten Träger schon seit langem ihre kraftmäßige Unbrauchbarkeit dargetan hatten, war nur eine episodische Leistung, die einem lange vorhandenen fragwürdigen Zustand lediglich zur endgültigen Konsequenz verhalf. Es gehörte schon die geistige und politische Halbwertigkeit der Revoluzzer von 1918 dazu, sich dieser Tat noch lauthals zu rühmen.

Aber eine andere Wirkung hatte diese Revolte der Verfallsmächte, die ihren billigen Sieg erfocht, als die Menschen der starken Instinkte noch draußen waren: sie hat das Deutsche Reich auf zwei völlig neue Grundlagen gestellt: auf Weimar und auf Versailles — auf eine Verfassung, die liberalistisch vergifteter, also schwächlicher, illusionistischer und phrasenhafter Geist geboren hatte, und auf das Diktat, das das Volk der großen Schlachten vernichten sollte. Eine großzügige Zusammenarbeit zwischen diesen beiden Elementen der neuen Republik bestimmt das Bild der kommenden Jahre: das Versailler Diktat wird zum großen Schutzvertrag für die Regierung der Schwäche, der Illusion und der Erfüllung; die Weimarer Verfassung aber wird zur großen innerpolitischen Ausführungsbestimmung für den Unterdrückungsvertrag. Merkwürdige Wechselwirkung zwischen Illusion und Gewalt: dieselben geistigen Mächte mit ihren liberal angekränkelten Tendenzen, die seit Bülows Zeiten die deutsche Staatshoheit und die Macht des deutschen Volkes hatten verlottern lassen, leihen jetzt sogar dem Gegner die Hand, Staat und Volk gewaltmäßig zu unterdrücken. Jeder harten Entscheidung waren sie ausgewichen, solange sie denken konnten; nun aber, zur Wahrung des Versailler und Weimarer status, werden Gewalt und Terror plötzlich ihre vertrauten politischen Mittel, um die Angriffe innenpolitischer Gegner abzuwehren. Eine Konzeption aber für die Zukunft, ein schöpferisches Ziel hat

Digitized by Google

dieſes neue deutſche Syſtem ebenſowenig wie das alte unter Bülow und Bethmann, weil ſeine Träger noch niemals, ſeit ſie exiſtierten, ſchöpferiſche und aufbauende Kraft gehabt hatten.

Nur an zwei Stellen in dieſer liberaliſierten und illuſioniſtiſchen jungen Republik finden ſich kämpferiſche Leidenſchaften und der Mut zu Einſatz, Bereitſchaft und Entſcheidung: auf der äußerſten Rechten wie auf der äußerſten Linken. Sowohl in den Verbänden der Freikorps wie in den Terrorgruppen der linksradikalen Arbeiterſchaft ſitzen die einzigen kämpferiſchen Energien jener erſten republikaniſchen Monate, ſitzt einſatzbereites Menſchentum, das auch bei Spartakus in ſeinen beſten Teilen die Front erlebt hatte, ſitzt der echte politiſche Wille zur Entſcheidung. Man muß, um das in ſeiner ganzen Bedeutung ermeſſen zu können, zurückdenken, in welch kümmerlicher Entſchlußloſigkeit damals die Regierung Ebert ſich durch die Tage ſchleppte, mit welcher Mutloſigkeit ſie vor dem umgeworfenen Karren ſtand, wie abgrundtief in ihrem Anſehen die Tat geſunken ſchien! Daß irgendwo noch Menſchen des Einſatzes und des Glaubens an eine Idee ſtanden, war ein verheißendes Zeichen, mochte der eine Teil auch noch einer fremden Betörung nachlaufen.

Es war klar, daß dieſe beiden extremen Gruppen, die ſich zur Kraft und zum Kampf bekannten, ihrem Weſen nach aneinander geraten mußten. Und es lag wohl im Zug der Dinge, daß dieſe Kämpfe zwiſchen den anti-weimariſchen Freikorps und der ebenſo anti-weimariſchen kämpferiſchen Linken mit einem Erfolg gerade des gemeinſamen Gegners endeten. Die Kämpfe zwiſchen Freikorps und Spartakus führten zur Konſolidierung der Republik — und dennoch war ſchon damals zu ſpüren, daß dieſe Löſung nur ein Aufſchub des wirklichen Austrags ſei: denn die Entſcheidung konnte nicht heißen, daß ein lauwarmes Gemiſch bürgerlich-marxiſtiſch-klerikal-kapitaliſtiſcher Nutznießer das deutſche Volk regieren ſollte, ſondern die Entſcheidung konnte nur nach einer Auseinanderſetzung der Extreme fallen.

Immerhin war die Republik nach dieſen erſten Kämpfen geſichert, und immerhin war es auch denkbar, daß die Entwicklung nur liberal weiterlief — im Stile der politiſchen Überzeugungen der Vorkriegszeit, auf Wirtſchaft und Geſellſchaft geſtützt, ſtatt auf den Staat und die Pflicht, von individualiſtiſchen Lockerungen begleitet, ſtatt von einem ordnenden Führerwillen, durch Kompromiſſe, Verträge, Pakte, durch halbe Ausgleiche, durch Geſchäftspraktiken, ſtatt durch eindeutige kämpferiſche Entſchlüſſe beſtimmt. Am Anfang dieſes Weges ſteht Walter Rathenau, am Ende Brüning. Mitten drinnen ſtehen wie Richtpfeiler die großen internationalen Pakte, die ſämtlich die durcheinandergeratene Welt mit den Mitteln liberaler Haltung, alſo durch rein wirtſchaftliche oder politiſch-illuſionäre Abmachungen, ordnen wollen. Der klarſte Vertreter dieſer politiſchen Geſinnung, die die ewigen politiſchen Geſetze Macht und Kampf durch die liberalen Prinzipien Wirtſchaft und Illuſion erſetzen will, iſt Guſtav Streſemann... Man muß ſagen, daß die Vertreter dieſes Syſtems mit großem Glauben an der Verwirklichung ihrer Gedanken gearbeitet haben und daß es ihnen gelungen war, den größten Teil des deutſchen Volkes für dieſe Politik zu gewinnen.

Digitized by Google

Aus zwei Ursachen ist sie gescheitert:

Zunächst war ihre Voraussetzung falsch, daß man einen Staat nach den Praktiken der Händler und nach den Ideologien der politischen Schwärmer führen könne. Reiche gründen sich auf politische Mittel, auf Macht, Zucht und ordnenden Befehl.

Der zweite Grund des Scheiterns aber ist wichtiger: er findet sich darin, daß in diese dahinvegetierende, von keinen Zielen verpflichtete und von keinem Glauben durchflammte Welt eine Kraft einbrach, die die deutsche Geschichte in dieser Form noch nicht erlebt hatte: eine neu erwachte revolutionäre Haltung.

Als sich in den Jahren 1918 und 1919 aus den kämpferischen Resten der Front die Freikorps gebildet hatten, war ihr Wesensgesetz die bloße Disziplin. Das ließ sie das tragische Schicksal erleben, Handlanger der an sich bekämpften Republik zu werden. Die Erkenntnis dieser Tatsache führte langsam dazu, daß das Soldatentum der Front die bloße Disziplin zu einer revolutionären Haltung mit politischem Ziel aktivierte. Noch in jedem deutschen Jahrhundert ist irgendwann einmal eine schöpferische und oft rebellische Unruhe aufgebrochen. In der Wendung des Soldaten zum Revolutionär wurde diese uralte deutsche Möglichkeit zu einem neuen politischen Faktor, der sich sofort in einer ganzen Reihe von Vorstößen äußerte.

Die ersten Aktionen zielten auf die eine Grundsäule des neuen Zustands, die Werte der Weimarer Welt. Sie äußerten sich in einer Folge von Attentaten gegen führende Politiker der Republik. Es ist kein Zweifel, daß diese Angriffe politisch ebenso unzulänglich waren wie der Einsatz der Freikorps; denn sie zeigten noch keinerlei Möglichkeit auf, wie man eine neue Ordnung aus dem revolutionären Geist auch aufbauen könnte. Und doch verraten sie bereits nun etwas Neues und ungemein Wesentliches: daß sich in der kurzen Zeit seit dem verfehlten Einspringen der Freikorps die politischen Instinkte außerordentlich geschärft haben. Denn nunmehr ist der eigentliche Gegner erkannt und wird mit der letzten Entschlossenheit auch angegangen. Daß Rathenau fiel, hat die Republik nicht gestürzt. Aber daß die revolutionär gewordene Rechte gerade ihn, den fähigsten Kopf, vielleicht den einzigen Steuermann unter der Weimarer Führerschaft griff, bezeugt, wie kampfsicher sie in kürzesten Fristen geworden war, welche klare Witterung für die Wichtigkeit eines Einsatzes sie gewonnen hatte.

Eine zweite Stoßwelle der revolutionären Aktion lief bereits gegen den anderen Pfeiler der neuen Ordnung, die Welt von Versailles, an, als die Ruhr- und Separatistenkämpfe zum Terror- und Kleinkrieg gegen die fremde Besatzung führten.

Die geschichtliche Wirksamkeit aber hat diese revolutionäre Haltung erst gefunden, als sie die engen Grenzen der Einzelaktion sprengte und zu einer politischen Energie im höchsten Sinn, d. h. zu einer Macht mit gesinnungsbildenden und massenformenden Ansprüchen wurde. Fronterbe, Abwehrwille und revolutionäre Bereitschaft mußten erst in einer umspannenden politischen Formel ihre Synthese finden und sich zu politischen Ge-

Digitized by Google

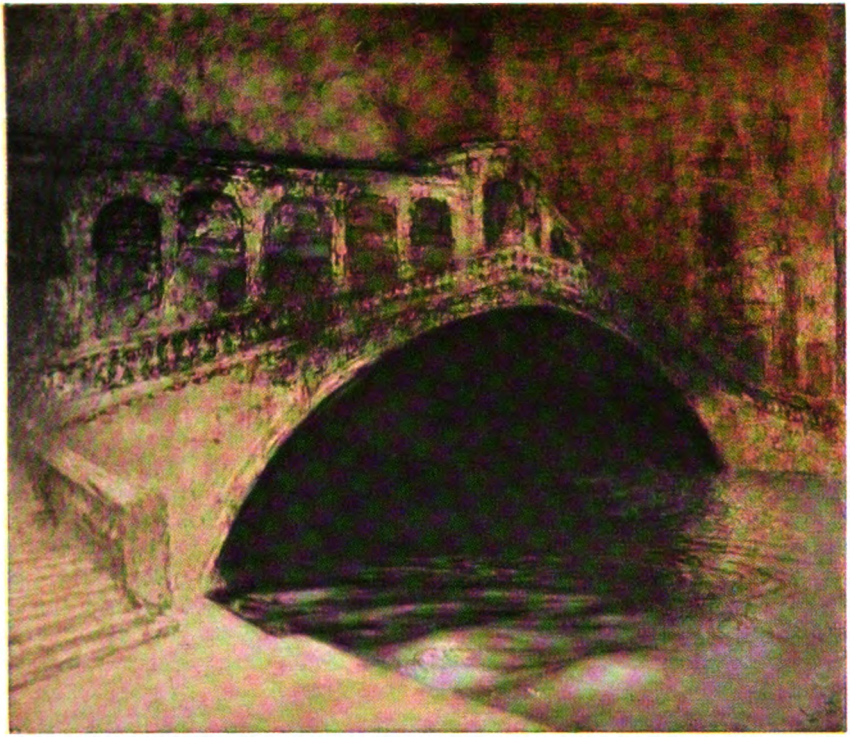
staltungen läutern, ehe sie in die Entscheidungen auch schöpferisch eingreifen konnten. Dies vollbracht zu haben, ist die erste geschichtliche Leistung Adolf Hitlers. Er hat die deutsche Revolution, ehe sie ziellos verpulverte, in die Politik geführt und sie damit geschichtebildend gemacht.

Das war ein außergewöhnlicher Entschluß. Nicht nur, weil ein Einzelner sich zu dem phantastischen Gedanken verstieg, das zerbrochene Reich zu retten, sondern beinahe noch mehr, weil er den schwierigsten aller Wege wählte. Wie naheliegend schien damals jedermann der Gedanke, daß man Deutschland aus seiner Not befreien könnte, indem man einfach seine neuen Machthaber durch Putsche und Bomben beseitigte! Wie umständlich mußte eine Methode erscheinen, die dem Machthaber Mann für Mann aus der Anhängerschaft wegnehmen und langsam zu einer eigenen Millionengefolgschaft sammeln wollte! In jeder Stunde konnte das Reich zerbrechen: vor dieser Aussicht den langwierigsten Weg zu betreten, setzte nicht nur einen ungewöhnlichen Mut, sondern auch einen unerhörten Instinkt für geschichtliche Notwendigkeiten voraus. Denn in einer Zeit, da niemand das anzuerkennen bereit war, was sich nach zehnjährigen Kampferfahrungen dann doch als die einzige Möglichkeit erwies, hat Adolf Hitler sein Wissen durchgesetzt, daß geschichtliche Werke, wenn sie dauern sollen, reifen und sich langsam härten müssen. Während die aktivsten Deutschen nach Tat und Einsatz wahrhaft brannten, ging Adolf Hitler den Weg zu den Seelen und zum Charakter. Ein Glaube von ungeheuren Ausmaßen war dazu nötig, eine Zuversicht, die Jahrzehnte überspannte, ein ausgesprochen religiöses Sendungsbewußtsein.

All das konnten nun ohne Zweifel auch die Eigenschaften eines besinnlichen und sogar zögernden Charakters sein. Hitler aber vollbrachte die ergänzende Leistung, daß er seine seltene Kunst des Wartenkönnens von der ersten Stunde an mit ununterbrochenen Antrieben zur Aktion zu verbinden verstand. Das hatte die deutsche Geschichte noch nicht gesehen, daß in deutschen Menschen helle Feuer entzündet wurden, ohne daß sie zugleich wie Strohbrände wieder erloschen! Vielleicht gibt es nichts Selteneres im Völkerleben als die Verbindung von äußerster Entflammtheit mit nüchternem, abwägendem und beherrschtem Warten. Auch wenn der Führer nur diesen einen Erfolg erzielt hätte, wäre er einer der größten Seelenformer und politischen Erzieher der Nation — ein Staatsmann, der Politik nicht zuerst als eine Auseinandersetzung zwischen Institutionen betrachtete, sondern als eine tiefgreifende Rüstung des Charakters...

Ich brauche von dem Ablauf des Kampfes nichts zu erzählen: wir haben ihn in seinen Erregungen, seinen Beglückungen und seinen Schmerzen alle erlebt. Er zerschlug eine Welt, die seit 20 und 30 Jahren todesreif war und sich mit der ganzen Verzweiflung Sterbender in einem furchtbaren Aufbäumen vor dem Ende wehrte. Er schuf ein Reich, das ein Anfang ist, eine Verheißung in die Zukunft, eine Quelle unaufhörlicher Forderungen. Von diesem Reiche, das im Aufstand gegen Weimar und Versailles durchgesetzt wurde, stehen erst die äußersten Bastionen. Geschlechter werden sich anspannen müssen, um die künftigen Aufgaben, die auf ihre Diener warten, zu meistern.

Digitized by Google



Karl Leipold: Die Rialtobrücke

Digitized by Google

Digitized by Google

Noch ist dieses Reich keine Erfüllung, sondern ein Auftrag, und nach wie vor zuerst ein Auftrag an den Charakter. Der Charakter unseres Volkes ist in unserer Geschichte zwischen allen Extremen hin- und hergeschwankt. Gleichgültig und verwinkelt war es zu der einen Stunde, sprühend in seinem Einsatz zur anderen; wach und werkfroh ging es durch das eine Jahrzehnt, träumerisch durchlebte es das nächste. Wir selber haben es hintereinander als das Volk der friedlichen Spießer, als das Volk der Somme und von Verdun, als Volk der stresemännischen Hoffnungslosigkeit kennengelernt. Alle Möglichkeiten trägt es in seinem Charakter — aber das nationalsozialistische Reich haben die tapferen Tugenden der Strenge und der Zucht und des Glaubens erkämpft. Not ist, daß diese Haltung in unserem Volke sich Beständigkeit erringe — durch Jahrhunderte hin. Das aber bedeutet, daß unversehrt gehütet werden muß der Glaube des Volkes an sein geschichtliches Recht und an den Auftrag, für ein Ziel Unsägliches fordern zu dürfen. In den Glauben sind alle tapferen und aufbauenden Tugenden eingebettet. Der Glaube der Massen aber richtet sich an dem Charakter der Führenden auf, der politischen wie der geistigen Schicht. Kein Volk hat hiefür ein so feines Gefühl wie das deutsche, nur bei uns sind Reiche zerbröckelt, weil sie am Charakter der führenden Schicht krankten. Diese führende Schicht zu schaffen, ist die eigentliche Aufgabe der nächsten Jahrzehnte. Wer unsere Geschichte auf ihre wesentlichen Dinge hin überprüft, weiß, wie diese Schicht aussehen wird, und wer in unserm Volk herumhorcht, wird hören, wie es sich die beauftragten Träger und Hüter seines Staates wünscht: so wie den Führer, stark und ohne Phrase, streng zuerst gegen sich selber, gerecht und schlicht. Unsere Geschichte lehrt in jedem ihrer Zeiträume, daß alle deutschen Gestaltungen zerbrechen, hinter denen nicht solche Gestalter stehen.

Digitized by Google

Dr. Hellmuth Langenbucher:

Emil Strauß — ein deutscher Dichter

1.

Lebensfragen des deutschen Volkes.

Zu einer Zeit, als in Deutschland die gewissenlosen Vertreter einer Weltanschauung herrschten, die kein Vaterland kannte, „das Deutschland heißt", schrieb der Dichter Emil Strauß unter den Schmerzen einer schweren Krankheit das Drama „Vaterland" (1922, erschienen 1923). Es war die leidenschaftliche Rebellion des Dichters gegen den Geist der Vaterlandslosigkeit und der Friedensliebe um jeden Preis, der in den Regierungen des Reiches und der Länder maßgebend war; gegen die Gleichgültigkeit und Stumpfheit gegenüber den Schicksals- und Lebensfragen der Nation, die in den Massen des Volkes bedenklich um sich griffen, und die zu einer entnervenden Zufriedenheit mit den durch die Schmach von 1918 geschaffenen Zuständen zu führen drohten; und es war zugleich das leidenschaftliche Bekenntnis des Deutschen zu seinem Volk und Vaterland, um dessen Rettung vor dem Abgrund, an dem sein Leben damals gefährlich hintanzte, gleichzeitig der heutige Führer des Reiches einen beispiellosen politischen Kampf führte. Die Linke fiel beim Erscheinen dieser Dichtung in der gemeinsten, schnödesten Weise über den Dichter und sein Werk her; die weitere Aufführung des Stückes, das 1924 in Karlsruhe zur Uraufführung kam, wurde verboten. Damit war die von dem Dichter geschmiedete Waffe stumpf gemacht, es war ihm nicht vergönnt, mit ihr an seiner Stelle den Kampf für das Leben seines Volkes zu führen. Um so deutlicher stellt sich für den heutigen Betrachter die dramatische Dichtung „Vaterland" heraus als Schlüssel für ein richtiges Verständnis des Lebenswerkes von Emil Strauß. Denn in ihr wird ganz allgemein die Selbstverständlichkeit der Haltung offenbar, die den Dichter mitten hineinstellt in das Schicksal seines Volkes, zumal in Zeiten der Not; sie stellt im besonderen aber auch gleichsam die Summe dar aller jener Bestrebungen von Emil Strauß (der nie oberflächliche Tendenzdichtung geschrieben hat), mit denen er sich um eine tiefschürfende Erkenntnis der Lebens- und Schicksalszusammenhänge zwischen dem Ganzen eines Volkes und den Einzelnen seiner Menschen bemüht.

Diese Haltung des Dichters Emil Strauß, die sich an dem Drama „Vaterland" besonders sinnfällig zeigt, ist aber nicht das flüchtige Ergebnis einer zufälligen, rasch vorübergehenden Stimmung, sondern sie trägt sein gesamtes Schaffen, sie ist für ihn entscheidend bei all seinem oft verzweifelt ernsten Nachdenken über die letzten Lebensfragen eines Volkes und über den Anteil, den der einzelne, oder einzelne Stände und Schichten, einzelne weltanschauliche, geistige und politische Strömungen an ihrer Lösung haben oder — haben sollten.

Digitized by Google

Emil Strauß war gegen Ende des Jahres 1892 nach Brasilien ausgewandert; er lebte und arbeitete dort ein halbes Jahr auf einer Kolonie und war dann ein Jahr Vorsteher eines Knabeninternats in Sao Paulo. Das brasilianische Erlebnis spielt eine entscheidende Rolle in seinem dichterischen Schaffen. Die fremde Landschaft, das fremde Volkstum, die gänzlich veränderten Lebensvoraussetzungen und schließlich die fremde Rasse haben unverlöschliche Eindrücke in ihm hervorgerufen und mehrfach künstlerische Gestaltung gefordert und gefunden. Die drei Erzählungen des Bandes „Menschenwege", die noch in Brasilien entstanden sind, aber erst nach der Rückkehr niedergeschrieben wurden, und im Jahre 1898 als erste Buchveröffentlichung des damals schon über 30 Jahre zählenden Dichters erschienen sind, wandeln das Erlebnis des deutschen Auswanderers dreimal in dichterischer Darstellung ab, die sich von Stück zu Stück im Aufbau, in der Handlung, in der Kunst der Sprache und im Erreichen der beabsichtigten Wirkung auf den Leser steigert. Dieser Band enthält in der märchenschönen und doch so schicksalsvollen Erzählung „Prinz Wieduwitt" wohl die erste ernste Rassennovelle, die die deutsche Dichtung aufzuweisen hat. Es ist die Geschichte der Liebe eines deutschen Auswanderers zu einem noch kindhaft jungen deutschen Mädchen, das in der keuschen Unschuld seiner Unberührtheit und auch Unwissenheit vom Leben und seinen Gefahren eben wie aus dem Märchen gekommen zu sein scheint. Sie ist dem Mann zu zart und kindlich, als daß er ihr schon seine Liebe zu gestehen vermöchte. Er ist von einem tiefen Heimweh nach seiner deutschen Heimat erfüllt und beabsichtigt, nur solange in dem fremden Land zu bleiben, bis er das geliebte Mädchen als seine Frau mit nach Deutschland nehmen kann. Da fährt aus heiterstem Himmel der Blitz der Nachricht vor ihm nieder, daß das Mädchen von seinen gierigen, völlig gewissen- und gedankenlosen Eltern an einen reichen Neger verkuppelt worden ist. Das ahnungslose unwissende Mädchen weiß nicht, was das für sie bedeutet — sie nimmt die Huldigungen des braunen Menschen wie ein harmloses Spiel, mit kindlichem Lächeln hin. Den Deutschen treibt es am Abend des Tages, an dem die Hochzeit stattgefunden hat, in die Nähe des Hauses, das dem Neger gehört, und in dem sich in diesen Stunden — er weiß es aus dem untrüglichen Instinkt seiner Rasse heraus — das Schicksal der Geliebten für immer schrecklich entscheiden wird. Sie flieht vor dem Zugriff des schwarzen Menschen, man sucht die Gegend immer und immer wieder nach ihr ab, sie wird nie wieder gefunden.

Noch einmal gestaltet Emil Strauß in ähnlich ergreifender Weise diesen Zusammenprall der beiden Rassen, der für die Betroffenen unbarmherziges Schicksal wird oder doch unerbittliche Entscheidungen fordert, und zwar in der Erzählung „Vorspiel", die in dem 1909 erschienenen Novellenband „Hans und Grete" enthalten ist. In das Haus eines deutschen Auswanderers, der eine Fabrik leitet, kommt die schwarze Geliebte eines französischen Geistlichen, um, da die beiden sich gegenseitig satt haben, rechtzeitig für Ersatz zu sorgen. Der Deutsche, der alles andere im Sinn hat, als die Absicht, zu nehmen, was die schwarze Schönheit, die, sich schlafend stellend, unbekleidet im offenen Zimmer auf seinem Ruhebett liegt, gerne geben möchte,

Digitized by Google

„schnupperte in der Luft herum, rümpfte die Nase und ging lächelnd auf den Zehen in sein Schlafzimmer; er löste den Moskitovorhang überm Bett von der Stange, kehrte zurück, warf den Schleier über die Daliegende und verließ das Zimmer.“ In tierischer Wut stürzt sich die Verschmähte auf die Hausgehilfin des Deutschen, dem es nur mit letzter Entschlossenheit gelingt, diese aus den Krallen der entfesselten Menschenbestie zu retten.

Mit Entsetzen und Abscheu beobachtete der Dichter in Südamerika das dort sich bildende Rassengemisch, das sein Entstehen dem mangelnden Rasseninstinkt des Romanen verdankt: dem Deutschen ist die Negerrasse, mit der der Romane sich bedenkenlos vermischt, nicht mehr als eine „zoologische Erscheinung“.

„Ich habe mich seit der Lektüre der Fünfundzwanzigpfennigbüchlein, das heißt, seit ich persönlich mit den Schwarzen in Berührung kam, nicht mehr um ihre Bekanntschaft gerissen. Es ist ein instinktiver, physischer Widerwille. Ich habe mit ihnen nicht gerade sehr viel schlechtere Erfahrung gemacht, als mit irgendeinem anderen minderwertigen Menschenschlag; aber das erste Negerweib das ich Anno damals in Bahia sah und mit der ganzen werbenden Neugier des jungen, entdeckungslustigen Abenteurers aus nächster Nähe betrachtete und studierte, stieß meine Augen, meine Nase, meine Gesamtsinne so unerbittlich zurück, daß alle Onkeltomshüttengefühle für die schwarzen Brüder und Schwestern vergingen. Und die lange Gewöhnung hat daran nichts geändert. Mein physischer Widerwille blieb immer derselbe. Ich kann einen wohlgebauten Neger, ein schönes Negerweib bewundern, aber doch nur ungefähr so, wie ich einen schönen Löwen, einen schönen Aasgeier bewundere; Mitmensch, Weib werden sie mir nie, und der Gedanke an die Lust nach einer Negerin schüttelte mich stets mit demselben Ekel wie etwa die Lust nach einer Äffin. Seit ich in Brasilien bin, schätze ich den Stolz des Nordamerikaners gegenüber dem Nigger, und ich freue mich, daß es die germanische Rasse ist, die den Abstand fühlt und erhält und bekennt, im Gegensatz zu den Romanen Südamerikas, die eben durch ihre Vermischung mit allen Farben, ob gelb, ob schwarz, durch ihren ekelhaften Rassenmischmasch zeigen, daß sie nur Romanen sind.“

Mit der gleichen Sicherheit des Instinkts erfaßte Emil Strauß in allen Lebenserscheinungen und Lebenskräften das für ein Volk Wichtige, Wesentliche und Gefährliche — immer begnadet mit der seherischen Schau dessen, der aus der Brunnentiefe der Seele seines Volkes Antrieb und Aufgabe empfängt. So erleben wir bei ihm, dem Siebzigjährigen, wie er mit seinem Werk mitten drin in unserem heutigen Geschehen steht, dessen formende Kräfte er vor 20 bis 40 Jahren schon ahnte und sah, besonders auch dort, wo es galt, die Schlacken zu erkennen, die dieses Geschehen einst zurücklassen würde, ganz unabhängig davon, ob es sich etwa um Einrichtungen handelte, die vielleicht zu seiner Zeit noch hoch im Ansehen standen.

Emil Strauß verfügt über einen unbestechlichen Blick und über eine unbestechliche Liebe zur Wahrheit, wenn es gilt, Erscheinungen und Zustände zu geißeln, die ein Verhängnis für das Volksganze bedeuten. Er zeigt damit als Dichter, hinter dem niemand einen politischen Dichter im überkommenen Sinn dieses Wortes gesucht hätte, daß jede künstlerische Tätigkeit, die in

Digitized by Google

Verbindung mit dem Schicksal des Volkes bleibt, schließlich politischer Haltung entspringt, das heißt, eben einer Haltung, deren Träger, sobald er beginnt, in das Volk hineinzuwirken, sich zu verantwortlicher Mitgestaltung des Volkslebens berufen fühlt. Und er beweist damit die Richtigkeit jenes in so einfachem Gewand auftretenden und doch so bedeutsamen Wortes von Paul Ernst: „Ein Mensch, der nicht national gesinnt ist, kann überhaupt nicht Dichter sein."

Das Leben unseres Volkes um die Jahrhundertwende war bis an den Rand gefüllt mit Fragen und Problemen, die früher oder später entscheidend für seine Zukunft werden mußten. Da war die Rassenfrage, deren Behandlung durch Strauß wir bereits gesehen haben, die Judenfrage, die soziale Frage, die Frage der Erhaltung eines reinen Bauerntums (deren wirklicher Lösung die damals ins Kraut schießende Kirchturmliteratur nicht dienlich war), nicht zu vergessen das religiöse Problem, das in zahllosen Ausstrahlungen in das Leben der Volksgesamtheit einwirkte: Christentum oder nicht, politisches Pfaffentum, Romabhängigkeit des deutschen Katholizismus usw. Wo die naturalistischen Dichter hier etwas aufgriffen, da blieben sie — jede Wertung ängstlich und feig umgehend — vollkommen an der äußeren Erscheinung haften, sie waren blind für den Blick in die Tiefe, sie sahen nur Masse und Klasse, nicht aber Volk. Aber auch bei den den Naturalismus ablehnenden Dichtern finden wir kaum ein so klares Erfassen des Notwendigen und Wesentlichen wie bei Emil Strauß, der das, was er dazu sagen will, nicht eigentlich ausspricht, sondern durch seine Gestalten anschaulich macht. So stellt er z. B. in dem Roman „Das Riesenspielzeug" mit feinsten künstlerischen Mitteln — ohne Zorn und Eifer — einen Juden hin, der jeden, der dieses Buch liest, zum Antisemiten machen muß. Im gleichen Werk, das 1924 begonnen, dann liegen gelassen und zwischen 1930 und 1933 fertiggeschrieben wurde, und das in der Hauptsache auf die Eindrücke zurückgreift, die Strauß in den neunziger Jahren in Berlin und anderswo empfangen hatte, finden wir an mehreren Stellen eine klare Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie.

Hier erfahren wir auch, wie der Dichter als junger Student aus tiefstem sozialen Empfinden heraus um einen Volksbegriff rang, der wieder die Volksgemeinschaft als Lebens- und Schicksalsgemeinschaft meinte, und wie er besonders gegen den in geistigen Kreisen um sich greifenden falschen Individualismus Front machte.

Es ist selbstverständlich, daß Strauß erst recht eine Kunstform ablehnte, die im Fahrwasser solcher weltanschaulichen Abirrungen vom eigentlichen deutschen Wesen segelte, wie es beim Naturalismus der Fall war, der es zu nichts weiter brachte als zu einer „Mikroskopie der Verfallsschichten". „Ich soll mich für Madame Selickes Kaffeesatz interessieren, während schon das Stadtviertel brennt; ich soll mich darüber empören, daß ein nichtsnutziger Bengel des Vorderhauses ein nichtsnutziges Mädel des Hinterhauses verführt, während der Fürst des letzten halben Jahrhunderts, der Schöpfer und Träger des Reichs, der bauende König von den Kärrnern in die Verbannung getrieben ist."

Digitized by Google

Und auch dies ist selbstverständlich, daß der aus dem alemannischen Kulturkreis und Stammesbereich kommende Dichter mit einem solchen Blick für die Kräfte und Strömungen der Zeit, für das, was Deutschland gefährdete und für das, was Deutschland not tat, zum Wahlpreußen wurde. „Alle deutschen Stämme, die Sachsen, die Franken, die Schwaben, die Österreicher hatten ihre Zeit der Führung gehabt, heute war die Reihe an den Preußen, bei ihnen war Kraft und Wille zum Wachstum, zu ihnen gehörte jeder Deutsche, der Größe und Zukunft seines Volkes wollte."

Einen breiten Raum nimmt im Werk des Dichters die Auseinandersetzung mit dem Christentum ein. Der Frage, ob die christliche Lebensform heute überhaupt noch möglich sei, ist ein wesentlicher Teil der Erzählung „Der Spiegel" gewidmet, einer Dichtung, die die meisten Aufschlüsse über das Leben des Dichters selbst enthält. Der Held, der im Mittelpunkt dieser Erzählung steht, ist des Dichters Urgroßvater, ein Mensch, der sich leidenschaftlich um die Schaffung einer persönlichen Lebensform bemüht, die seinen Anlagen und Kräften gemäß ist, die ihn vor der Lebenslüge des Durchschnitts bewahrt, weil sie ihm erlaubt, das zu leben, was in ihm ist. Über Militär, Landwirtschaft und Kloster findet er schließlich zum Künstlertum als Musikvirtuos, wo es ihm entscheidend darauf ankommt, durch die Ausübung dieser Tätigkeit seine Familie zu ernähren und zu erhalten — wir werden darauf weiter unten noch zurückkommen. Im Kloster findet die Auseinandersetzung mit dem Christentum statt. Denn vor der Gestalt Christi, die einen tiefen Eindruck auf ihn machte, steht die entscheidende Lebensfrage vor ihm auf: „Kann — also muß ich ihm nachfolgen?" „Er fühlte sich von Christus unablösbar ergriffen; aber als ein unablösbarer Teil der Welt widerstrebte er dem Zuge, sich und die Welt jenem hinzugeben, sich und die Welt, sei es auch zu einem anderen Dasein, jenem zu opfern. Gern wollte er, wie die Erde im Schein der Sonne gedeiht und kümmert, im Scheine Christi leben und sterben: aber Christi Gebot: „Gib alles auf und folge mir nach!" war ihm entgegen wie der Gedanke, in dankbarer Hingebung an die Sonne sich unter ein Brennglas zu setzen und sich verzehren zu lassen. Christus bezwang ihn, aber Christi Gebot bezwang ihn nicht."

Leidenschaftlichstes Suchen im Kloster läßt ihn nicht an das Ziel gelangen, das er bei seinem Eintritt vor sich gesehen hatte; dagegen wurde er wegen der von ihm eingenommenen Haltung bald verdächtigt und belauert, so daß wie eine Erlösung gerade zu dem Zeitpunkt, da er sich bereits mit dem Gedanken an eine Flucht aus dem Kloster vertraut gemacht hatte, die Klosterreform Kaiser Josephs II. kam, durch die auch sein Kloster der Auflösung verfiel. Jetzt erst, nach der Befreiung aus dem Kloster, findet er in der Lebensform des Musikkünstlers die seinem Wesen und seinen Kräften angemessene, auf die er die Weitergestaltung seines Lebens abzustellen vermag.

Auch im „Riesenspielzeug" beschäftigt sich der Dichter wieder mit der Frage: Christentum oder nicht; ganz besonders aufschlußreich aber sind Aufzeichnungen des Dichters über seine ersten religiösen Eindrücke, Aufzeichnungen, die er im Jahre 1912 gemacht, aber erst im Jahre 1930 veröffentlicht hat.

Digitized by Google

Hier gesteht er, daß er als Knabe mit den Leuten der biblischen Geschichten nicht viel anfangen konnte.

„Den David hatten wir Buben auf der Vorschule schon abgetan, weil er gegen einen, der keine Steine hatte, mit Steinen warf und so gegen unseren Straßenhändelcomment verstieß; als wir dann auf der Quinta den „Roland Schildträger" im Hopf und Paulsiek lasen, sagten wir: ein anderer Kerl als der David! Und wer könnte sich für Abel oder Josef, Isaak oder Jakob begeistern? — ein Schulbub nicht. Auch nicht für die Petrus und Lazarus des Evangeliums oder für Johannes den Täufer mit seinem jahrmarktmäßigen Bußgeschrei. Mit Jesus war es anders: der Zwölfjährige allerdings, der mit jenem verblüffenden Kauderwelsch seine Eltern abkanzelt, war nicht viel erhebender als Josef, der seine Brüder verpetzt."

Für die spätere Haltung des Dichters bezeichnend ist eine andere Stelle des gleichen Schriftsatzes:

„Der Anschein des Christenglaubens, in dem meine Kindheit dahinging, verging mit ihr, ohne Kämpfe, ohne Schmerzen, ohne Bedeutung, ganz so, wie im Alterwerden die Kinderjahre vergehen, im Gefühl des Wachsens, Bewußtwerdens, Freiwerdens, Erkennens, in der Wonne der Entpuppung, die aus einem mitträumenden Gebilde einen scheinbar selbstträumenden Bildner werden läßt. Die ernste Kritik des Glaubens an einen persönlichen Gott und einen Erlöser Christus traf mich immer — soviel ich mich erinnere — gleichsam vorbereitet, kam zu mir wie die Form bisher ungeformter Gedanken, und alle Kritik, ja, die völlige Auflösung des christlichen Glaubens hat meines Erinnerns niemals auch nur den geringsten Einfluß auf meine sittliche Haltung gehabt; diese zog ihre Kraft aus einem andern geheimen Brunnen. Der christliche Glaube verging als ein nicht mehr deckender Ausdruck des Bestimmenden."

Emil Strauß hat es sich mit allen Entscheidungen, die er in seinem Leben zu treffen hatte, und zwar nicht als Einzelner, sondern als Glied seines Volkes, nicht leicht gemacht. Er hat mit Ernst, Fleiß und Leidenschaft um die Erkenntnis der tieferen Gründe gerungen. Er hat, wo er zerstören mußte, Neues an die Stelle des zerstörten Alten gesetzt, und wenn es nicht immer schon das fertige Gebäude war, so war es doch der gewisse Glaube an ein in der Zukunft Werdendes. Er hat in jedem Zeitpunkt seines Lebens und Schaffens warmen Anteil genommen am Leben und Schicksal des Volkes; gerade während eines Abschnittes seiner Geschichte, der von dem Gegeneinanderwogen der Kräfte und Strömungen erfüllt war, und durch den nur der den sicheren Weg selbst zu finden und anderen zu weisen vermochte, der sich nicht von Klügeleien, Spitzfindigkeiten und wahllos wechselnden Programmen, sondern allein von dem sicheren Instinkt seines Volkes leiten ließ. Daß dieser Dichter frühzeitig den Weg zu Adolf Hitler fand, braucht nach dem Gesagten kaum noch besonders betont zu werden.

Wir haben diese Seite der Wirksamkeit und Persönlichkeit des Dichters Emil Strauß mit Bedacht in solcher Ausführlichkeit an die Spitze unserer Betrachtungen über den Dichter gestellt, weil gerade sie für die Literaturgeschichtsschreibung des zweiten Reiches so gut wie nicht vorhanden war,

Digitized by Google

wofür an dieser Stelle wenigstens ein Beispiel genannt werden soll: Der Bonner Germanist Hans Naumann hat auch in der 6., also in der derzeit gültigen Auflage seiner besonders von Studenten viel gekauften und für maßgeblich gehaltenen Literaturgeschichte („Deutsche Dichtung der Gegenwart") für den Juden Franz Werfel noch über neun Seiten übrig, für den deutschen Dichter Emil Strauß jedoch nur etwas mehr als eine halbe Zeile.

2.

Um die Gemeinschaft.

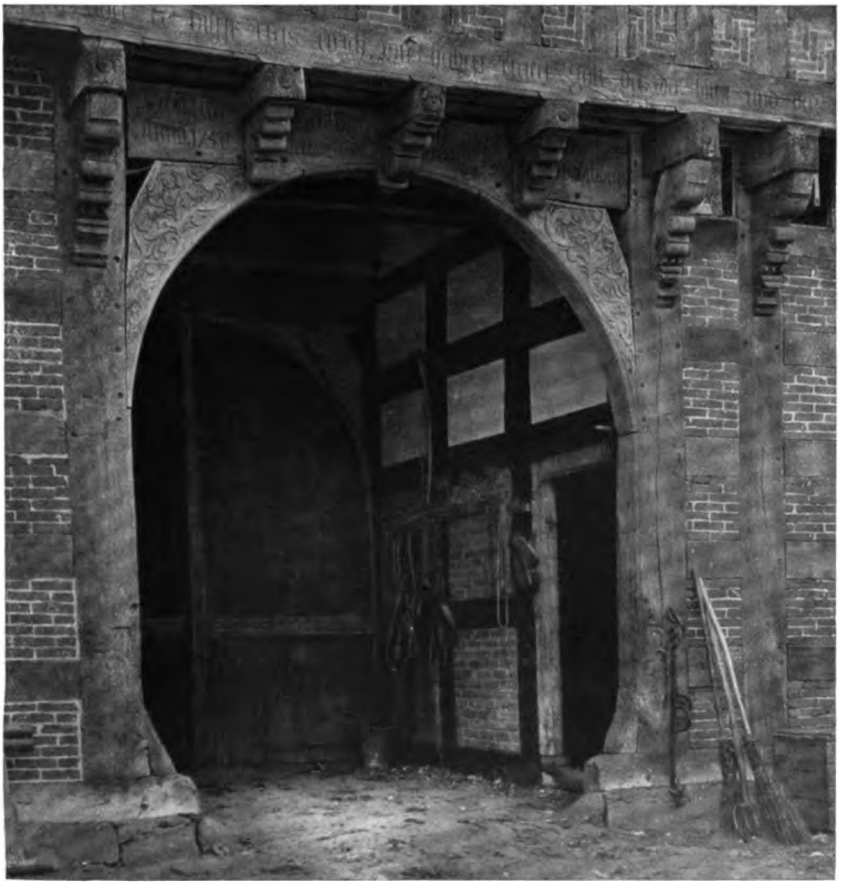
Wir haben gesehen, mit welcher Sicherheit und Selbstverständlichkeit Emil Strauß die drängenden Lebensfragen seines Volkes erkannte, und mit welcher Klarheit und künstlerischen Wahrhaftigkeit er ihnen in seinen dichterischen Werken Ausdruck verlieh. Dabei machten wir die Erfahrung, daß sein Schaffen in besonderem Maße gekennzeichnet wird durch das Goethe-Wort: „Bilde Künstler, rede nicht!" Was Strauß sagen will, sagt er durch das Bild und das Sosein seiner Gestalten, und wo seine Gestalten reden, da wird dieses Reden nicht — wie es bei geringem Können häufig der Fall ist — zu einem mühsam getarnten Predigen des Autors, sondern es fließt mit ungekünstelter Echtheit aus Welt und Umwelt, Leben und Schicksal der Redenden; es wird zu einem unlöslichen Teil der Dichtung selbst, nicht zu einer bloß außerhalb stehenden szenischen Zwischenbemerkung des Autors. — Emil Strauß steht mit seiner Persönlichkeit und mit seinem Schaffen im Schicksal seines Volkes, das beweist jede, auch die kleinste Erzählung, die er je geschrieben hat. Dabei ist die Wahl eigentlich politischer Gegenstände und Stoffe keineswegs ausschlaggebend. Erhaben über jede Eintönigkeit, beherrscht er die Mittel der künstlerischen Aussage so vollkommen, daß ihm jede Möglichkeit, volkhaft zu dichten, offen steht. Und wenn einer jedem, auch dem letzten und hartnäckigsten Zweifler, durch die Tatsache seines Werkes zu zeigen vermag, daß volkhaftes Dichten alles andere bedeutet als eine Beschränkung der künstlerischen Wirklichkeit, dann ist es Emil Strauß. Nun geschieht es freilich immer wieder ganz von selbst, daß eine Haltung, wie die von Emil Strauß eingenommene, zu Stoffen führt, die ihr auch im nächstliegenden Sinn entsprechen. Wir gingen von dem Drama „Vaterland" aus, das in dem Augenblick gedichtet wurde, als der Dichter die Wirkung der im Mittelpunkt dieser Dichtung stehenden Idee in seinem Volke gefährdet sah. Wir beobachten hier also, wie der Dichter aus der Unmittelbarkeit einer völkischen Not heraus die Waffe schmiedet, mit der er dieser Not zu Leibe will.

Emil Strauß hat daneben Dichtungen geschaffen, die in stärkster Unmittelbarkeit die Gemeinschaft meinen und auf die Gemeinschaft zielen, auf ihr Schicksal, auf die Gefährdung ihres Daseins, sei es nur eine einzelne Stadt wie in dem geschichtlichen Roman „Der nackte Mann" die Stadt Pforzheim, die Geburtsstadt des Dichters, oder sei es das ganze Volk wie in der großen Romandichtung „Das Riesenspielzeug". Die Glaubenskämpfe, die im „Nackten

Digitized by Google

Nordiſche Sinnbilder und Zierformen

an niederſächſiſchen Fachwerkhäuſern



Toreinfahrt eines Bauernhauſes im Artland

Bild: Karl Waſſerzieher

Digitized by Google

Hakenkreuze und Sonnenräder im Fachwerkgebälk (Halberstadt)

Digitized by Google

Zierformen und Sinnbilder an einem Fachwerkhaus des 16. Jahrhunderts

Digitized by Google

Sinnsprüche über der Einfahrt eines Sattelmeierhofes bei Enger (Westf.)

Bild: Georg Ebert

Digitized by Google

Mann" äußerlich im Vordergrund stehen, sind durchaus nicht das Wesentliche dieser Dichtung. Worauf es dem Dichter vielmehr vor allem ankam, das ist die Tatsache des Glaubens als einer Macht, die in einer Gemeinschaft verborgene und unüberwindbare Kräfte der Selbstbehauptung zu wecken versteht. „Vorbild und Formbild einer im Heimatlichen wurzelnden, lebenskräftigen Gemeinschaft, die sich gegen alle Widerstände im Inneren und Äußeren behauptet", wollte Emil Strauß geben, als er die Erzählung vom „Nackten Mann" in Pforzheim schrieb.

Im „Riesenspielzeug" steht im Mittelpunkt eine kleine Gemeinschaft von suchenden Menschen; aus ihr heben sich an einzelnen Gestalten im Verlauf der Handlung mehr und mehr heraus der eben mit dem Studium fertig gewordene Dr. Karl Haugh, alemannischer Herkunft, und die Schwarzwälder Bauerntochter Berta vom Hirzenhof. Es ist einigermaßen erstaunlich, wieviel Belangloses von der Kritik über diese große Dichtung geredet und geschrieben, und wie wenig sie in ihrem eigentlichen Sinn verstanden wurde. Man versah sie leichtfertig genug mit allen möglichen Kennmarken, oder man maß etwa der Tatsache, daß die kleine im Mittelpunkt stehende Gemeinschaft vegetarischen Lebens sich befleißigte, entscheidende stoffliche und ethische Bedeutung zu. Man sah nicht, oder nur ganz selten, daß das eigentliche Ziel dieser Dichtung — das deutsche Volk ist, dessen Schicksal in einem besonders gefährdeten Augenblick seines Lebens den Dichter beschäftigte. Darum verlegt er die Handlung in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in eine Zeit also, wo aus Unsicherheit, Ratlosigkeit, Planlosigkeit, Bindungslosigkeit, Sattheit und Selbstzufriedenheit jene Lebensstimmung zusammengebraut wurde, die die Keime zu den späteren Entladungen schon in sich trug. Die Jugend dieser Jahre — Dr. Haugh im „Riesenspielzeug" ist einer ihrer Vertreter — bekam zwar als selbstverständlich die Herrlichkeit und Größe des in Versailles aus der Taufe gehobenen Bismarckreiches mit; aber wenn sie Deutschlands Zukunft, seine innere Größe als etwas Unzerstörbares wollte, dann durfte sie sich damit nicht zufrieden geben, denn was sie Jahrzehnte später als „phantasiebewegende, ideenbildende Geschehnisse miterlebte, das war Kullmanns Attentat auf Bismarck, das heißt, die ewige Feindschaft der römischen Kirche gegen Deutschland, gegen jeden Deutschen, der für sein Volk arbeitet; das waren die Mordversuche Hödels und Nobilings an dem alten Kaiser, das heißt, die Feindschaft eines großen Volksteiles gegen den Befreier, Einiger und Stärker des deutschen Volkes; das war das Sozialistengesetz, das uns schändete, indem es unseren Volksgenossen das Denken und Reden verbot, ein Stück Inquisition, ein Stück des gestern bekämpften Pfaffentums; das war Berlin W und Berlin NO, mit anderen Worten, Hiller und das Nachtasyl! Uns trieb nicht der Hunger oder der Haß in die Arbeiterversammlungen, sondern die Empörung gegen die Sklaverei, das Verlangen nach Gerechtigkeit, und als wir erlebten, daß dort von Wahrheit und Gerechtigkeit noch weniger zu finden war als sonst wo, da blieben wir verekelt und trostlos wieder weg."

Aus dieser Zeitstimmung heraus steigt in der durch Dr. Haugh vertretenen Jugend der heiße Wunsch auf, ein wesentlicher Teil dieses Volkes

Digitized by Google

zu werden, zur Einheit mit ihm zu kommen, sich „vorwärts zu arbeiten auf dem Weg zu der von Gott gesetzten Willensgestalt des deutschen Volkes". Hier liegt der Schlüssel für das Verständnis des „Riesenspielzeugs", alles andere ist Veranschaulichungsmittel, als solches jeweils an seiner Stelle von höchster Wichtigkeit, aber nie so entscheidend, daß es als Idee der Dichtung genommen werden dürfte!

Auf einem am Oberrhein, nahe der schweizerischen Grenze gelegenen Versuchsgut findet sich ein Kreis von Menschen zusammen, der hier den Kampf gegen die fin-de-siècle-Stimmung, gegen die verzweifelte Tolstoi-Frage „was sollen wir denn tun?" aufnahm und Zelle für einen neuen Lebensaufbau werden wollte. Wie es immer ist in solchen Fällen, die gesunde Idee wird gefährdet durch das ungesunde Ideologische, das wirkliche Schaffen wird gefährdet durch das Spielerische. Es zeigt sich, daß der Besitzer des Gutes, Herr Hasenstab, wohl sah, was eigentlich geschehen mußte, selbst aber zu wenig Lebensenergie besaß, um das Soll zu wirklicher Tat werden zu lassen. Er war wohl einmal so von Gemeinschaftsgeist angerührt, daß er seinen Besitz für diesen großartigen Versuch zur Verfügung stellte, aber er besaß selbst nicht die formenden und führenden Kräfte, um aus dem Versuch eine Wegweisung, eine Lebenszelle des Volkes werden zu lassen. Nicht in allen, die sich zu gemeinsamer Bewirtschaftung des Gutes zusammengeschlossen haben, ist der Gedanke „Gemeinschaft bauen", zu helfen, gleich lebendig. Den einen trieb wohl mehr das Abenteuer, den anderen der Gedanke daran, es schöner zu bekommen. Da rettet Dr. Haugh, zu dem sich das Bauernmädchen Berta in der herrlichen Gesundheit seiner Kraft und seiner Anschauung als Lebensgefährtin gesellen wird, Idee und Gut; er rettet das Gut vor dem Verfall (schon hatte der Jude Dr. Seidenschnur den Plan, ein Sanatorium für Trinker und Morphinisten darauf zu bauen), und er rettet die Idee vor der Auflösung in das Nichts des Spielerischen, beides durch den Kauf des Gutes, um mit seiner Bäuerin aus dem „Riesenspielzeug" eine Bauernwirtschaft nach altem bewährten Muster zu machen, da er weiß, daß er nur auf diese Weise zu der notwendigen „Einheit mit seinem Volk", zu einem wirklichen Dienst an ihm und für seine Zukunft gelangen kann. Eines der schönsten Kapitel des ganzen Buches ist das zweite, das die Schilderung des Lebens auf dem Hirzenhof, einem uralten Schwarzwälder Bauernhof, enthält. Die Darstellung dieser gewachsenen Lebensform einer natürlichen Bauernwirtschaft im Gegensatz zu der gewollten des Versuchsgutes (bei aller Anerkennung der Ehrlichkeit des Wollens) wirkt schlechthin überwältigend.

Das Buch birgt einen ungewöhnlichen Reichtum an menschlichen Gestalten, die ausnahmslos mit einer erstaunlichen Treffsicherheit hingezeichnet sind. Entschlossene stehen neben Unentschlossenen; schwankende Abenteurer neben zielklaren Energiemenschen; vor dem Leben ausweichende Weibchen und Damen neben Frauen und Müttern; Ideologen neben Männern der Tat, ein Kabinettstück von einem Juden; sie alle sind nach ihrem innersten Lebensgesetz erfaßt und in ihren besonderen Funktionen — zu- und abträglicher Art — mit nachtwandlerischer Sicherheit hineingestellt, nicht nur in den Kreis der

Digitized by Google

kleinen Gemeinschaft, der sie eine Weile äußerlich angehören, sondern auch in das Schicksalsgefüge der großen Gemeinschaft des Volkes, in das sie hineinwachsen sollen und wollen, teilweise aber, an den Wünschen ihres Ich scheiternd, schon nicht mehr können. Nicht minder reich ist das „Riesenspielzeug" an erregendem und bewegendem Geschehen, das sich spannungsfreudig um die Haupthandlung rankt.

Emil Strauß hat mit diesem Werk eine Dichtung geschaffen, die die stolze Reihe der deutschen großen Lebensdichtungen — von Parzival und Grimmelshausen bis Paracelsus und Volk ohne Raum — fortsetzt, und die eine Volksdichtung im besten Sinne des Wortes darstellt als ein Kunstwerk, das, mit den Lebensfragen des Volkes aufs engste verbunden, Volk will als schaffende und schicksalstragende Gemeinschaft aller über das eigene Ich hinausgewachsenen einzelnen Angehörigen des Volkes. Denn Glied des Volkes als Glied dieser Gemeinschaft ist immer nur der, der sich allezeit tätig um die Lebens- und Schicksalseinheit mit ihm bemüht, wo immer er auch im Leben stehe — das ist der tiefe Sinn dieser großen Dichtung von Emil Strauß.

3.

Die Lebensform des Einzelnen.

Die Gemeinschaft fängt beim Einzelnen an; sie braucht zu ihrer Bildung und Erhaltung den tätigen Einsatz des Einzelnen, von dem sie gleichzeitig Unterordnung unter ihre Lebensgesetze fordern muß. Das hohe und letzte Ziel des dichterischen Schaffens Emil Strauß' ist das Volk, wie wir gesehen haben, das Volk als Schicksals- und Lebensgemeinschaft. Wir spüren das aufs deutlichste in jedem einzelnen seiner Werke, auch wo es nicht unmittelbar ausgesprochen ist; wir spüren es sogar ganz besonders stark dort, wo der Einzelne im Mittelpunkt einer Dichtung steht. Denn hier geht es dem Dichter immer wieder, wie auch die äußeren Umstände beschaffen sein mögen, darum, die Gemeinschaftsfähigkeit des Einzelnen zu zeigen, nicht mit Worten natürlich, nicht durch Beschreibung, nicht durch szenische Autorenhinweise, sondern stets durch das Sosein der Gestalten selbst, durch ihre Art, zu handeln, das Leben anzupacken, den Kampf mit ihm zu führen, dem Schicksal zu begegnen, im Glück und Unglück, im Gelingen und Mißlingen ihm ins Auge zu sehen. Nie verleugnet der Dichter seine hohe Achtung vor dem Wert der Persönlichkeit; er lehnt, wie wir sehen, bedingungslos jeden anarchischen Individualismus ab, aber er weiß auch, daß die Gemeinschaft auf eine hohe Lebensstufe nur dann gelangen und auf ihr nur dann verharren kann, wenn möglichst viele Einzelne in ihr zu jener Gestalt ihres Lebens sich hindurchzukämpfen vermögen, die ihren Anlagen und Möglichkeiten, die dem, was von der Geburt her als Erbe einer langen Ahnenreihe, was von der Natur, von Gott her in ihnen ist, am meisten entspricht. So zeichnet er den Menschen, der darum kämpft, sich selbst zu erfüllen, um dadurch am sichersten dem Ganzen zu dienen; den Menschen, der das Leben herausfordert, der es als Wagnis nimmt, der die Halbheit haßt, der die Bequemlichkeit flieht, der das Schicksal fordert und noch im Unterliegen Herr über dieses wird. Er zeichnet den

Digitized by Google

Menschen, der sich bemüht, durch die Maske des Lebens hindurchzublicken, „durch alle verwirrenden Gebilde hindurch das Herz der Dinge, durch alle Trübungen der Ferne das Ziel zu suchen, alle Abfindung zu verschmähen"; den Menschen also, der es schwer haben will, der nicht zufrieden ist, solange er in seinem Leben nicht das geformt hat, was in ihm ist, und der es damit so bitter ernst nimmt, daß er selbst das Dasein Gottes sinnvoll nur in Verbindung bringen kann mit diesem seinem Lebenskampf. „Gott kann nicht bestehen ohne meine Arbeit, er nimmt ab, wenn ich ruhe, er verkommt, wenn ich mirs wohl sein lasse!" Ein Mehr an Forderung für die Lebensführung des Einzelnen gibt es darüber hinaus nicht mehr. Aber wir finden es durchgehend so in den Werken des Dichters Emil Strauß, da ihm das Sauberste, das Unumgänglichste, das Schicksalsvollste eben gerade gut genug ist, um es zu fordern, um es zu wollen, um es zu prägen. Es gibt bei ihm Menschen, die zusammenfinden oder wieder zusammenfinden, es gibt versöhnliche Ausgänge, aber es gibt bei Emil Strauß kein happy end, es gibt keine schalen Erfüllungen. Der Deutsche, der in „Prinz Wieduwitt" das geliebte Mädchen auf so ungewöhnliche, erschütternde Weise verloren hat, hat das Gefühl, daß das Mädchen noch lebt; er sucht es, er ist der Ansicht, daß ihm sein Elend recht geschieht — hat er nicht den Augenblick versäumt, da er hätte reden können und müssen? Aber — mit diesen Sätzen schließt die Novelle: „Ich sagte vorhin: mein Elend; das waren Anwandlungen, weiter nichts! Ich frage mich oft, ob ich denn wirklich ein schöneres Leben haben könnte. Ist mir das Beste nicht geblieben?" Das Beste? fragen wir uns; ja, antwortet der Dichter, es blieb ihm das Suchen, die Sehnsucht, es blieb ihm, was den Menschen durch das Leben treibt und ihn nicht zufrieden werden läßt, es blieb ihm die heilige Unruhe.

Natürlich ist die Zahl der Möglichkeiten, dieses harte Dur-Thema des Lebens abzuwandeln, unbegrenzt. Emil Strauß ist Meister in der Komposition; nie ermüdet er den Leser, immer nimmt er ihn schon mit den ersten Sätzen gefangen, mit den ersten Akkorden der neuen Variation, um bei dem musikalischen Bild zu bleiben, denn Musik liegt in ihm als ein wesentlicher Teil seines geistigen Ahnenerbes — wir sprachen schon von dem Urgroßvater — Musiker im „Spiegel", Musik wird manchen seiner Gestalten zum Lebensschicksal.

Allgemein bekannt wurde Emil Strauß seinerzeit durch den 1902 erschienenen Roman „Freund Hein". Das Buch wurde von der ordnungsbeflissenen Kritik eingereiht in den Kasten Anklageliteratur, Schubfach: Schülerroman. Dabei ist es in der Hauptsache geblieben, was dem äußeren Erfolg dieser Dichtung gar nicht übel bekommen ist, ihrem inneren Verständnis aber spürbar geschadet hat. Denn nur wenige Beurteiler haben sich die Mühe gemacht, vor den 300 Seiten des Buches auch den Untertitel zu lesen, der heißt: Eine Lebensgeschichte. Das ist für Strauß entscheidend: Ein Schüler endet durch Selbstmord, aber der Dichter nennt die Geschichte dieses Schülers nicht eine Schülergeschichte, sondern eine Lebensgeschichte. Das bedeutet, daß dieser junge Mensch, der sich da eine Kugel durch den Kopf jagt, sein Leben abgeschlossen hat, nicht als Fragment, sondern als Ganzes; als Voll-

Digitized by Google

endung dessen, was die widrigen äußeren Umstände ihm übrig ließen, von dem, was in ihm war, was er werden mußte. Er mußte Musikkünstler werden; die Stimme, die es in ihm rief und forderte, die Begabung, die dieses Rufen und Fordern bestätigte, waren beide so stark und so unabweislich, daß sie nie und nimmer trügerisch sein konnten. Wie ein Alp legt sich daher auf den Flug seiner Seele die Forderung der Schule, sich der Mathematik zu widmen, und die Forderung des Vaters, erst einen gesicherten bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Da er sich zur Lebenslüge nicht entschließen kann, wählt er den freiwilligen Tod, um dadurch sein Leben zu vollenden, als der, der er im Semester war.

Strauß legt dem Schulfreund des Knaben Heiner im „Freund Hein", dem einzigen, der ihn wirklich kannte, folgende an Heiners Vater gerichtete Sätze in den Mund: „Wenn nun einmal ein Kind kommt, dem sein Beruf aus allen Poren dringt, weil ihm Gott selbst ihn ganz unmittelbar mit seinem Blute gab, dann laßt in Dreiteufelsnamen die Finger davon und bedenkt, daß dieses Kind der Natur und den ewigen Gesetzen, kurz, dem Herrgott näher steht als ihr! Daß ihr es aus der Flugbahn, in die Gott es warf, nicht herausdrängen könnt, ja nicht einmal aufhalten könnt, ohne daß es zugrunde geht!" Diese Sätze haben die Kraft eines Bekenntnisses.

Schon im „Prinz Wieduwitt" taucht in der Erinnerung des Erzählers ein Knabe auf, der Heiner heißt, und der „voll Musik war schon als Kind", es heißt dort von ihm: „Er starb früh. Das Gymnasium hat ihn auf dem Gewissen." Und in den Aufzeichnungen: „Erste religiöse Eindrücke" erfahren wir von dem Dichter selbst, wie ungeheuer Musik auf ihn als Kind gewirkt hat. Den Schlüssel für alle diese Beziehungen gibt die Lebensgeschichte des Urgroßvaters im „Spiegel". Auch hier begegnen wir einem Menschen, dem die Musikbegabung zum Schicksal wird, und auch hier sehen wir, wie Strauß seine Grundidee — werde, was du bist — durchführt. Unterlag der Knabe im „Freund Hein", so siegt im „Spiegel" der Mann, und zwar vollständig, also nicht nur über die Widrigkeiten des Lebens, sondern auch über seine Gunst, da diese Gunst auftritt als Versuchung, den Menschen seiner eigenen Bestimmung zu entziehen.

Auch der Roman „Kreuzungen" stellt eine Variation des Straußschen Themas dar, von dem wir sprachen. Es ist kein Rasseroman, es handelt sich hier vielmehr um die Lebenswege der Menschen, die sich kreuzen. Der im Mittelpunkt der Geschichte stehende Finanzpraktikant Hermann Anshelm ist — künstlerisch gesehen — der Bruder des Dr. Haugh vom „Riesenspielzeug". Von Dr. Haugh scheiden wir mit dem Dichter in dem Augenblick, als er den sein Leben endgültig regelnden Entschluß gefaßt hat, jenes Gut zu kaufen und Bauer zu werden. Die Geschichte des Hermann Anshelm wird ebenfalls bis zu dem Punkt geführt, wo er sich selbst „abkommandiert zur Landwirtschaft". Beide tragen natürlich Züge des Dichters selbst, der mehrfach, vor und nach dem Aufenthalt in Brasilien, sich bäuerlich betätigt hat, und zwar nicht zum Vergnügen oder aus Spielerei, sondern in schwerer, harter, oft einsamer Arbeit. Wir wissen, daß Strauß seinen Menschen vornehmlich die Aufgabe stellt, zu sich selbst zu kommen, auch wenn es, wie in den „Kreu-

Digitized by Google

zungen", nur auf dem Umweg über andere Menschen möglich ist. Bürgerliche Anschauungen über das Leben kennt Strauß nicht, alles Gewöhnliche, Durchschnittliche haßt er, es kommt ihm auf die Menschen an. In den „Kreuzungen" hat der Finanzpraktikant Anshelm ein Kind mit einem Mädchen, mit dem er wohl an keine Lebensgemeinsamkeit dachte, als er das Kind zeugte, dem er aber ein paar Lebenstage verdankt, in denen er eine kurze Zeit das war, „wonach wir häufig die Sehnsucht und auch eine verschüttete Möglichkeit in uns spüren, frei, unbedingt, Trieb und Vernunftziel eins, Mensch". Daß er die sich einstellenden Folgen auf sich nehmen wird, ist selbstverständlich, darüber bedarf es bei Strauß keiner Worte — Flucht vor dem Leben kennt er nicht. Anshelm nimmt das Mädchen zu sich, damit sie bei ihm das Kind erwarte, und opfert ihr, da sie die Heirat nicht wünscht, und er durch das Zusammenleben mit ihr seinen Ruf gefährdet, den Beruf. Das Mädchen taugt nicht zu seiner Frau, sie ist — wieder künstlerisch gesehen — eher seine Schwester. Die Heirat würde sie als Lebenshilfe, die man ihr zuteil werden ließe, bedrücken, sie will nicht geholfen, sondern sie will es schwer haben. „Und dann suchte sie auch einen harten, steilen Weg, der alle Seelen- und Geisteskräfte wecken und verzehren müßte! Sie brauchte ein Ziel, das die Richtung ihres Lebensweges dem Zufall enthob und ein für allemal bestimmte, eine Tätigkeit, die als das freie Spiel wesenseigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in sich begriff." Hier haben wir Strauß'sche Menschen in Reinkultur vor uns. Bei dem Mann: Aufgabe des Berufs, um sich selbst treu bleiben zu können, denn: „so wichtig der Beruf ist, das Wichtigste ist der Mann selbst"; bei der Frau: Verzicht auf das gesicherte Leben, ebenfalls, um sich selbst treu bleiben zu können. Und hier haben wir auch den Schlüssel für die Strauß'sche Kunst- und Lebensanschauung. Seine Menschen streben — die Tatsache der Art der Widerstände ist dabei erst in zweiter Linie wichtig — nach einer höchst eigenen Lebensform, die ihnen eine Arbeit verbürgt, die „als das freie Spiel wesenseigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in sich begreift". Die Frau des Finanzpraktikanten Anshelm, den wir später (nicht mehr im Rahmen der Romanhandlung selbst) wie den Dr. Haugh auf einem Bauernhof finden werden, wird jene andere Frauengestalt in den „Kreuzungen" sein, das Mädchen Klara, das ebenfalls aus umhegter bürgerlicher Sicherheit flieht, um es schwer zu haben, und um dadurch zu werden, worum man sie betrügen wollte: sie selbst. Als die beiden sich gefunden haben, trennen sie sich zunächst wieder auf Jahre hinaus, um in der Trennung ihre Lebenswege dorthin zu führen, wo sie zusammenlaufen dürfen, da dann die Gemeinsamkeit von ihnen beiden nicht mehr die Lebenslüge fordert, die Lebenslüge, die Strauß so unendlich haßt. Wie antwortet Don Pedro in der gleichnamigen Tragödie von Emil Strauß dem König auf seine Frage: „Wofür willst du gerichtet werden?" Er antwortet mit den Sätzen: „Dafür, daß ich sein will, wie ich bin, und daß ich mich freue, mich keiner Not verleugnet zu haben! Dafür, daß ich für mein eigen halte, was mir verweigert wird, und nie

Digitized by Google

aufgeben will, was ich für mein eigen halte. Dafür, daß mein Leben in einer einzigen Flamme brennt, anstatt ordentlich mit einem Dutzend Irrlichter herumzufackeln!"

Strauß läßt keine Ausflüchte zu, es gibt Menschen, die vom Schicksal zer- oder gebrochen werden; es gibt andere, die über das Schicksal siegen, nimmer aber läßt das Schicksal sich prellen. Der „Engelwirt" in der „Schwabengeschichte", die diesen Titel trägt, versucht es mit dem Prellen. Seine Frau hat ihm kein Kind geschenkt, für den Bauern ein schmerzliches Geschick. Er fordert den Erben von der Magd; aber der erhoffte Junge ist ein Mädchen. Von diesem ersten angefangen, versetzt das Schicksal nunmehr Schlag auf Schlag. Der Engelwirt hält es vor dem Spott und Hohn des Dorfes nicht mehr in der Heimat aus. Er wandert aus — mit Magd und Kind. Drüben verliert er, ehe er überhaupt richtig an Land gestiegen ist und Fuß gefaßt hat, die Magd durch den Tod, das schöne Geld, das nun als Hypothek seinen Hof belastet, durch gerissene Gauner, für die der gutmütige tollpatschige Bauer (was für ein Prachtkerl ist er doch in all seiner Sturheit!) ein selten gefundenes Fressen darstellt. Aber das Schicksal schlägt nicht sinnlos zu, wenn es auch oft so scheint, das kleine Mädchen ist ihm geblieben, er tut das Vernünftigste, was er in seiner Lage tun kann: er wickelt das mutterlose Kind ein und fährt wieder heim mit ihm nach Deutschland, auf seinen Hof, zu seiner Frau, die ihn, ohne zu rechten, samt dem mutterlosen Kind wieder bei sich aufnimmt.

Und nun die Novellen! Der Dichter nennt sie anspruchslos oder in richtiger Wertung der deutschen Bezeichnung „Erzählungen" oder „Geschichten". Wir haben die Bekanntschaft mit den drei Sammlungen „Menschenwege", „Hans und Grete" und „Der Schleier" schon, wenn zum Teil auch nur flüchtig, gemacht. Es ist nur weniges in diesen drei Bänden, was nicht unvergänglich ist. Die Erzählung „Prinz Wieduwitt" („Menschenwege") hat uns schon ausführlich beschäftigt, die Erzählung „Vorspiel" („Hans und Grete") ebenfalls. Die Art des Nichtkünstlers oder des Scheinkünstlers ist es, die Lebenswege der Menschen auszutappen, ihre Schicksale auszuschwatzen. Emil Strauß läßt seine Dichtungen oft dort enden, wo das Leben ihr Gestalten eigentlich erst beginnt. Der Gedanke ist: Wer seine Form gefunden hat, der wird das Leben zwingen gegen alle Widerstände, wie er es dann zwingt, ist, auf das Ziel gesehen, weniger wichtig; die höhere Anteilnahme verdient das „Vorspiel" des Lebens, d. h. der Weg, auf dem der Mensch zu seiner eigenen Form gefunden — oder auch nicht gefunden hat.

Der Band „Der Schleier" enthält sieben Geschichten, von denen fünf wieder das „Thema „Hans und Grete", dieses ewige Thema der großen Fuge allen Lebens abwandeln. Im Verhältnis der Geschlechter zueinander entscheidet sich ja oft genug das Ja oder Nein der Strauß'schen Lebensidee, ob der Mensch die Möglichkeit hat, zu werden, was er ist, oder ob ihm diese Möglichkeit durch schicksalhafte Umstände, durch andere Menschen, z. B. die Frau, bestritten und verbaut wird. Josef Hofmiller hat in seinem kurz vor seinem Tode erschienenen großen Aufsatz über Emil Strauß („Corona"

Digitized by Google

1933) auf die Polarität hingewiesen, zwischen die die Kunst von Strauß sich spannt. Er hat dabei zwei Frauengestalten aus dem Schleier-Band zum Vergleich herangezogen, „die Frau, die aus Liebe tötet“ (in „Skorpion“), und die Frau, „die aus Liebe verzeiht“ (im „Schleier“). Es handelt sich hier um eine richtige Beobachtung, die zeigt, wie sicher der Dichter in der Findung der Lösungen ist, die sich äußerlich mitunter aufs stärkste widersprechen mögen, die aber doch immer im Zuge des Lebensgesetzes seiner Menschen liegen.

So zeigt es der Dichter und der Mensch Emil Strauß: Herr des Schicksals wird, wer sich ihm freiwillig beugt, wer sich freiwillig zu seinem Träger macht; sein Spielball wird, wer glaubt, seine Gesetze mißachten und seine Stimme überhören zu können. Den Menschen, die Strauß gestaltet, bleibt nichts erspart. Das Leben wird nicht zum bloßen Zugreifen vor sie hingelegt, sie müssen durch Qual und Not, in Schmerz und Bitterkeit ihre eigene Lebensform finden, müssen lernen, selbst zu den dunkelsten Seiten eines solchen Lebens fröhlich Ja zu sagen: „Nein! Ich möchte es — nicht ungeschehen machen. Man muß die Schicksalsschläge nehmen wie sie kommen, muß fertig mit ihnen zu werden suchen und mutig weitergehen. Wer weiß, was zuletzt bleiben wird? Das Leben ist ein feiner, feiner Filter; das Tröpflein Seele, das sich durchdrängt, und am Ende hinaussickert, wird vielleicht so klar sein, daß sich die rosige Sonne des anderen Himmels voll Freuden in ihm spiegeln kann.“ Das Leben aus sich heraus zu leben, sich hindurchbeißen, nicht den „Geschmack daran“ zu verlieren, das sind die Aufgaben, die Strauß seinen Menschen stellt: „Nicht die Erfahrung, die man macht, ist die Hauptsache; die Hauptsache ist, nach der Erfahrung dem Leben gegenüber wieder unschuldig zu werden.“ Immer sind es merkwürdige Schicksale, die sich so in seiner Dichterhand formen, immer führt er sie bis zu dem letzten bittern Tropfen in dem Kelch, der getrunken werden muß: und doch sind es nie eigentlich Verlorene, die er vor uns hinstellt, denn auch die, die am Leben zerbrechen, sind Sieger dadurch, daß sie sich nicht beugen unter eine Form, die ihnen das Recht zum Leben absprechen, sie zum bloßen „Existieren“ zwingen will.

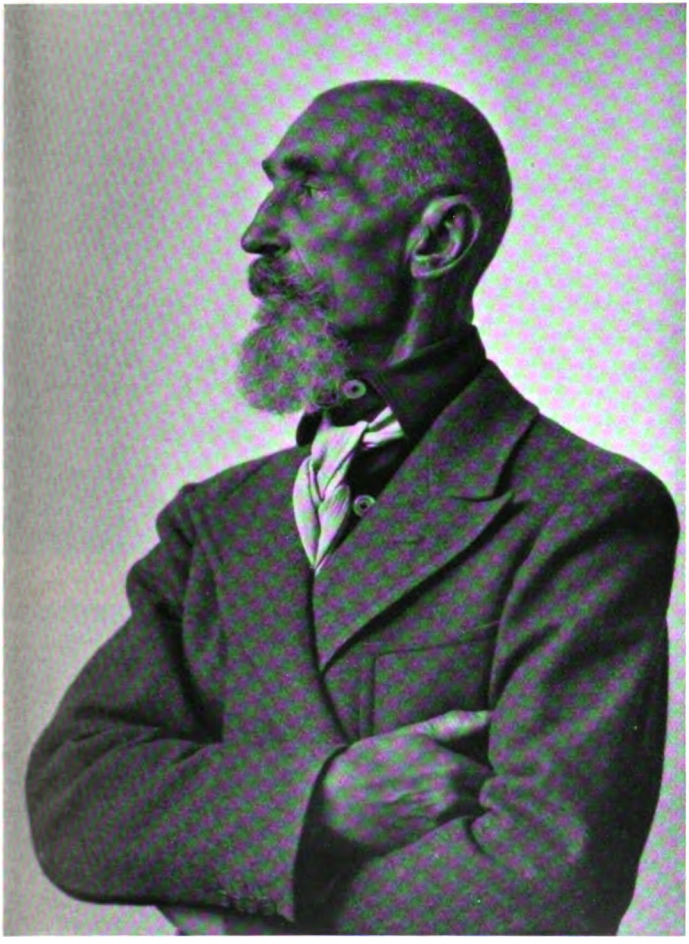
4.

Der Dichter und sein Werk.

Es ist eine ungewöhnliche Leistung, auf die der Dichter Emil Strauß, der am 31. Januar das 70. Lebensjahr vollendet hat, zurückblicken kann. Sein Werk, das heute so lebendig ist, wie je, und das immer lebendig sein und bleiben wird, läßt das Trügerische jeder mechanischen Auffassung der Generationsfrage in der Kunst offenbar werden.

Die wirkliche Kunst, die im Lebensgrund ihres Volkes mit Selbstverständlichkeit verankert ist (vergleiche oben das Wort von Paul Ernst), ist, vom Leben des Volkes her gesehen, nicht alt oder jung, sie ist einfach, sie ist, solange das Volk ist, im Sinne eines wesentlichen geschichtsfähigen Seins. Alt wird sie erst, wenn das Volk altert, dem sie zugehört, aber dann ist sie auch nicht mehr Kunst, sondern Kunstersatz, den trügerischen Glanz der

Digitized by Google



Karl Leipold

Digitized by Google

Blicke in Karl Leipolds Haus am Meer

Digitized by Google

Auflösung ausstrahlend. Ein Künstler in diesem hohen Sinn, wie wir ihn heute wieder begriffen haben wollen, als Mitgestalter des Lebens seines Volkes, ist der Dichter Emil Strauß. Bei allem, was über sein Werk zu sagen war, konnte die Fülle an menschlichen Gestalten, an schicksalshaftem sinnbildlichen Geschehen, an unverlierbarer Lebensweisheit, die darin enthalten ist, doch eben angedeutet werden. Dieses eine möge jedoch aus unseren Ausführungen hervorgegangen sein, daß die Gestalt und Persönlichkeit dieses Dichters, und das Werk, das von ihm geschaffen wurde, Beglückung bedeutet, wo immer wir den Zugang zu ihm nehmen, Reichtum, wo immer wir mit dem Wunsche, gesteigert und erhoben zu sein, zu ihm treten, und Deutschsein in seiner lautersten Form, wo immer wir ein Bild unseres Volkes, seiner Menschen und seiner Art in ihm suchen.

Digitized by Google

Der Sinn des Lebens
liegt immer in dem,
was jung, ſtark,
ſchön und
zukunftsberechtigt iſt.

Dr. W. Groß
Leiter des Raſſenpolitiſchen Amtes
der NSDAP.

Digitized by Google

Karl Theodor Weigel:

Runen am deutschen Hause

Im Deutschen Volkskundemuseum in Berlin wurde ein Raum dem Sinnbild gewidmet und damit ein Vorstoß unternommen gegen die festgefahrene Meinung, daß man nicht in den Äußerungen bäuerlicher Kunst überall gleich Sinnbilder erkennen dürfe. Den zahlreichen Verfechtern dieser Meinung, die zwar Volkskunst gelten lassen möchten, aber jeden tieferen Sinn der auftretenden, sich überall da, wo germanische Menschen gesessen haben, wiederholenden Zeichen beharrlich ableugnen, wird hier die Möglichkeit geboten, eine Anregung mitzunehmen. Die wundervollen Sammlungen des Museums bergen zahlreiche Belege für die Verwendung der verschiedenen Sinnbilder, wenn auch ausdrücklich im einzelnen noch nicht darauf hingewiesen wird.

Um die Anerkennung der Sinnbilder geht der Kampf schon seit längerer Zeit. Die guten Schriften von Professor Karl von Spieß haben leider bislang nicht allzu viele Freunde bei uns finden können, obgleich er mit ausgezeichneter Klarheit die Zusammenhänge der Sinnbilder mit den tiefsten Wurzeln unseres Volkstumes aufgewiesen hat. Es verlohnt, die von ihm bewiesenen Zusammenhänge zur Mythologie unseres Volkes zu verfolgen, wie auch bei ihm ausgezeichnete Hinweise auf die lebendigen Brücken zurück zu unserer Vorgeschichte zu finden sind. Die Sammlungen der Volkheitskunde in Halle, die durch Professor Hahne aufgebaut wurden, beweisen ebenfalls diese Verbindung, die leider der größten Zahl der eigentlich Berufenen noch nicht aufgegangen ist.

Unter den Sinnbildern, die überall auftreten, sind einige zu finden, die nicht nur zufällig Runenformen haben, sondern zweifellos tatsächlich auch Runen sind, die sich in ihrer ältesten, geradezu kultischen Bedeutung als Sinnbilder erhalten haben. Selbstverständlich sind sie erst recht umstritten. Wenn wir sie nämlich zurückverfolgen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende, wenn wir einzelne Runenformen nachweisen können bis hinein in die Steinzeit, so fällt damit ja die ewige Theorie zusammen, daß die Runen entweder aus Phönizien stammen oder aus dem Nordalpengebiete. Hier erweisen sie sich als ureigentümlicher Bestandteil unserer eigenen Heimat und zwar aus einer Zeit, für die ein überraschend großer Teil der Wissenschaft grundsätzlich noch keine Runen anerkennen möchte. Hier geht der Streit um die Zeit der Entstehung gleich um die Jahrtausende. Denn wenn die Wissenschaft langsam und sicher ein Jahrhundert nach dem anderen preisgibt und von der angenommenen Entstehungszeit der Runen im 2. oder 3. Jahrhundert nach der Zeitwende langsam bis in das 1. vorchristliche Jahrhundert Runenvorkommen zugibt, so fordern wir heute etwas anderes: das Zugeständnis des unzweifelhaften Vorkommens einzelner Runenzeichen bereits in der Steinzeit! Es spielt keine Rolle, ob die Rune damals Buchstabenwert hatte — was bestimmt nicht der Fall war — oder ob sie ein „magisches Zeichen" darstellte. Es soll aber ehrlich zugegeben werden, daß zweifellos Runenformen auftreten, die in der gleichen Form sich in allen späteren Runenfutharken erhalten haben. Und wenn wir dieses Zugeständnis durch das mehr und mehr erdrückende Material erhalten haben, dann wird der Raum, in dem diese Funde auftreten, weiteres Licht auf den Ursprung der Runen, auf das so heiß umstrittene Herkunftsland werfen. Daß das der Norden ist, nur der Norden sein kann, steht fest.

Die Sinnbilder finden sich nicht nur in der Bauernkunst, am Gerät usw., sondern ebenso am Hause jeder deutschen Landschaft. Auch die Runen. Und damit hätte unsere

Digitized by Google

Betrachtung einen sogenannten wunden Punkt erreicht. Wenn Hans Naumann noch 1929 in seinen „Grundzüge der deutschen Volkskunde" schreibt: „Die oft seltsame Anordnung der Pfeiler, Pfosten, Riegel und Streben des Fachwerks entspringt allein der Technik und Konstruktion; jedenfalls stellt sie keine Symbole oder Reste von Runen dar, ebensowenig wie die niederdeutschen Giebelzierden, wenn sie schon einmal Pferdeköpfe zeigen, mit dem Wodansglauben zusammenhängen müssen. Sie sind viel öfter in Schwanenhaupt-, Ochsenhorn-, Blumen-, Hirschgeweih-, Kreuz- und Menschenform gehalten und entspringen dem verlebendigenden, spielerischen Schmuckbedürfnis des Primitiven", so entspricht diese Meinung durchaus der bisherigen Betrachtung der Volkskunde, wie sie auch noch in dem Volkskundewerk von Professor Spamer, „Die deutsche Volkskunde" zu finden ist. Auch dieses Werk kennt die Sinnbilder noch nicht — bis auf Lebensbaum und Kreuz, obgleich der Bildteil ausgezeichnetes Material bringt, auf dessen Inhalt freilich nicht eingegangen wird. Auch die Runenforscher wollen von solchem Runenvorkommen nichts wissen. Die „Runenkunde" von Arntz weiß so gut wie nichts hiervon und das Buch von Professor Wolfgang Krause, „Was man in Runen ritzte", weiß hierzu nur folgende Meinung zu äußern: „Umstritten ist die Frage, ob sich Einzelrunen in Form von Hausmarken oder in sonstigem alten Brauchtum unseres Volkes bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Es ist nicht abzustreiten, daß gewisse Runenformen sowohl bei Haus- und Eigentumsmarken wie auch sonst zu beobachten sind. Wenn man aber erwägt, daß die einzelnen Runen in ihren geometrischen Formen meist recht einfache Linienkombinationen aufweisen, Kombinationen, die immer und überall auf der Welt wiederkehren, da, wo der Mensch überhaupt Zeichen bilden will, so besagt solch eine rein äußere und vereinzelte Ähnlichkeit nur sehr wenig. Von wirklichen Runen zu reden, haben wir erst dann ein Recht, wenn wir eine Verbindung von mehreren runengleichen Zeichen feststellen können, sei es, daß diese Form in einer einheitlichen Inschrift vorliegt, sei es, daß verschiedene einzelne Zeichen von runengleicher Form in ganz bestimmten Zusammenhängen auftreten. Wenn also z. B. im Fachwerk deutscher Bauernhäuser gelegentlich die Form der Odal-Rune auftritt, so beweist das noch nichts, da diese Form dem Kunsthandwerk allgemein so naheliegt, daß man zu ihr auch ohne Kenntnis der Odal-Rune gelangen kann. Dasselbe gilt auch für das angebliche Auftreten der Man-Rune im Fachwerk: Hier kommt noch hinzu, daß diese Form der Man-Rune keineswegs alt ist, sondern sich erst vor unseren Augen im 9. Jahrhundert n. Chr. aus der älteren Form entwickelt. Auf altdeutschem Boden kommt die Form ᛘ als m-Rune überhaupt nicht vor."

Man muß sich eigentlich über solche Ansichten wundern, da sie den Tatsachen, die uns einmal die deutschen Landschaften erzählen, daneben aber auch unsere vorgeschichtlichen Sammlungen, ganz und gar nicht entsprechen. Die Frage der Rune als Sinnbild paßt allerdings nicht in die Arbeit von Professor Krause hinein, der als Entzifferer von Runeninschriften, die weit späteren Kulturepochen angehören als der der Entstehung der Runensymbole, zweifellos große Verdienste hat. Das hat aber mit der Sinnbildfrage gar nichts zu schaffen. Was wir draußen in unserer Heimat an unseren Häusern finden, das sind freilich keine „einheitlichen Inschriften" in seinem Sinne, auch nicht „verschiedene einzelne Zeichen von runengleicher Form in ganz bestimmten Zusammenhängen", sondern Begriffe, die mehr sagen als eine Runenzeile, die uns mehr bedeuten. Das sind keine Zufälle und keine Spielereien von Primitiven, sondern bewußte Gestaltungen der uralten Sinnbilder, die sich hier ebenso durch die Überlieferungstreue deutscher Menschen erhalten haben, wie am Gerät, wie der Volksbrauch und die Volksfeste selber auch zurückgehen in älteste Zeiten und trotz aller Überschichtungen mit fremdem Kulturgut uns die Weltanschauungen unserer Ahnen zu vermitteln wissen. Diese wirklichen Sinnbilder dürfen aber nicht mit den Phantasie-

Digitized by Google

produkten verwechselt werden, die leider häufig als „Runenhäuser" aufgetischt werden. Dagegen wenden wir uns selber und lehnen selbstverständlich solche Konjunkturerscheinungen ab. Uns sind diese Sinnbilder ein kostbares Vermächtnis, für das wir nach jeder Seite hin entschieden eintreten.

Die bäuerlichen Handwerker, die durch alle Zeiten hindurch in ihren sogenannten Schmuckformen alte Sinnbilder und mit diesen auch bestimmte Runenformen überliefert haben, werden sich dafür bedanken, daß sie als „Kunsthandwerker" bezeichnet werden, denen solche Formen „naheliegen". Was sich an uralten Formen erhalten hat, berichtet uns manches alte Musterbuch, wir sehen in jedem Bauhandwerk die gleichen Formen, die in jedem Baumaterial sich wiederholen. Wir finden die gleichen Formen in jedem Jahrhundert, vom einfachen Handwerker gestaltet wie von den Männern der Bauhütten — wir sehen in allen vorgeschichtlichen Zeiten diese Sinnbilder wieder, die besonders in der Völkerwanderungszeit eine ganz besondere Blüte erleben, und wir hoffen, daß endlich auch in den Studierstuben diese Zeichen erkannt werden, die über Jahrtausende im Volke geblieben sind und zum Volksgute gehören.

Die Zeugen alter Zeit leben um uns. Sinnbilder und Runenzeichen, die als Sinnbilder Verwendung fanden, können wir überall finden, wenn wir die Augen aufmachen. Eine starke Überzeugungskraft liegt in diesen Zeichen, die frommer Sinn deutscher Menschen hier gestaltete, frommer Sinn freilich nicht im kirchlichen Sinne, sondern im Sinne zähen Festhaltens am Ererbten, an den Wurzeln des Volkstumes. Wir haben keinen Grund, diese Dinge abzuleugnen, sondern alle Veranlassung, sie zu bewahren und als das herauszustellen, was sie in Wirklichkeit sind. Die Weltanschauung der Vergangenheit, eng verbunden mit Volk und Rasse, mit Blut und Boden spricht aus ihnen. Sie sind die Wurzeln arteigener Kultur, die wir endlich erkennen und anerkennen sollten! Eine große und wundervolle Aufgabe erwächst uns hier, und vielleicht ist es kein Zufall, sondern ein gutes Geschick, das uns jetzt, in der Zeit des völkischen Erwachens unserer Heimat den Sinn für diese Kulturgüter wieder gibt, die gerade jetzt in der größten Gefahr sind, verloren zu gehen, wenn wir nicht mit aller Energie uns für sie einsetzen.

Die Bilder, die neben dieser Arbeit herlaufen, sprechen dafür, daß nicht Kunsthandwerker zu naheliegenden Formen gelangt sind, sondern daß unbedingt eine Kenntnis der alten Formen und Zeichen zugrunde gelegen hat. Runen und Sinnbilder sollen auch wieder zu uns sprechen!

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Prof. Dr. Alfred Baeumler:

Ignatius und Meister Eckhart — oder Schmidt contra Ungenannt

Kurt Dietrich Schmidt, Professor an der Universität Kiel, hat auf der dritten ökumenischen Tagung der Luther-Akademie in Sondershausen im August 1935 einen Vortrag gehalten, der jetzt im Druck erschienen ist: „Die Gehorsamsidee des Ignatius von Loyola“ (Göttingen 1935). Absicht der Schrift ist es, nachzuweisen, daß die vielberufene Forderung des absoluten Gehorsams im jesuitischen System (Kadavergehorsam) ihren Ursprung nicht im Geiste des Basken Ignatius, sondern im Geiste des größten deutschen Mystikers, des Meisters Eckhart habe.

Diese These, die zweifellos auch außerhalb theologischer Fachkreise Teilnahme erwecken dürfte, scheint auf historische Tatsachen gestützt zu sein. Schon vor Jahren ist von der katholischen wie von der protestantischen Geschichtsschreibung ein Zusammenhang zwischen Schriften nordischer Mystiker und den Exerzitien des Ignatius von Loyola aufgewiesen worden. Insbesondere hat der protestantische Kirchenhistoriker Heinrich Boehmer, ein ausgezeichneter Kenner des jesuitischen Systems, zweifelsfrei nachgewiesen, welche Bedeutung das wichtigste spätmittelalterliche Andachtsbuch, das Buch von der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen, für Ignatius gehabt hat. Thomas von Kempen aber ist von dem großen Mystiker Ruysbroeck abhängig. An einem historischen Zusammenhang zwischen vorreformatorischer Mystik und gewissen Ignatianischen Grundbegriffen ist demnach wohl nicht zu zweifeln, wenn auch von Meister Eckhart nicht die Rede sein kann. Aber was ist damit erwiesen? Doch nur, daß das jesuitische Gedankengebäude ebenso wie das Dogma der nachreformatorischen Kirche geschichtliche Voraussetzungen im Mittelalter hat. Für den Geschichtsschreiber *beginnt* hier erst das Problem. Welche *Bedeutung* kommt dem literarischen Zusammenhang zwischen nordischer Mystik und Ignatius zu? In der Geistesgeschichte sind Traditionen, die sich über Jahrhunderte erstrecken, nichts Ungewöhnliches. Aristoteles wird seit mehr als 2000 Jahren tradiert, aber niemand wird behaupten, daß der griechische, der arabische und der hochmittelalterliche Aristoteles derselbe Aristoteles sei, so wenig es jemand einfallen kann, zu behaupten, der Zeitgenosse Cäsars, der Cicero hieß, und jener Cicero, den die Humanisten des 15. Jahrhunderts im Sinne hatten, seien dem Geiste nach derselbe Cicero. Darin besteht geschichtliches Leben, daß fortdauernde Begriffe, Formen und Institutionen von neuen Menschen mit neuem Geist und Gehalt erfüllt werden. Wir vermögen heute dieser längst bekannten Erscheinung auf den Grund zu sehen, weil wir wissen, daß Menschen anderer Art und Rasse gar nicht anders *können* als überkommenes Geistesgut in ihrer Weise aufzufassen. Übernehmen und Neuschaffen sind in der Geistesgeschichte gerade an ihren wichtigsten Wendepunkten dasselbe.

Wie kommt nun K. D. Schmidt dazu, eine solche Grundeinsicht neuzeitlicher Geschichtsbetrachtung zu ignorieren? Wie kommt der Protestant K. D. Schmidt dazu, dies gerade angesichts des so bedeutungsvollen jesuitischen Systems zu tun?

Offenbar soll hier auf dem Hintergrunde geschichtlicher Forschung etwas „bewiesen“ werden. Den Lesern der Schrift von K. D. Schmidt dürfte es nicht unbekannt sein, daß von einem in dieser Schrift nicht genannten Autor die *Ehre* als Höchstwert der germanischen Seele herausgestellt worden ist, und ebensowenig wird es ihnen entgangen sein, daß diese Erkenntnis u. a. auch an dem großen Beispiel jenes thüringischen Ritters entwickelt ist, der zu Meister Eckhart wurde, während der Begründer des Jesuitenordens in eben demselben Zusammenhang als typisches Beispiel einer nichtgermanischen Seelenhaltung auftritt. Wie hübsch wäre es, wenn man — mit rein wissenschaftlichen Mitteln natürlich — nachweisen könnte: gerade das, was Ihr an Ignatius verwerft, seine Ehrelose Gehorsamsidee, stammt von dem Meister Eckhart, der Euch so teuer ist ...

Digitized by Google

„Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!
Wär der Gedank nicht so verwünscht gescheit,
Man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Der deutsche Edelmann und der Grande des tatenfrohen baskischen Stammes, so sagt uns der delikate Professor der Theologie, sind sich nicht nur einig in der Abwertung der Kontemplation und der Ekstase sowie in der Hinwendung zum Aktivismus, sondern vor allem auch darin, daß beide in der Gelassenheit das Zentrum des religiösen Lebens sehen. Die „Gelassenheit" oder „Abgeschiedenheit", wie Meister Eckhart sie versteht, ist nach unserem Theologen dasselbe wie die „Indifferenz" des Ignatius. Beide Male handelte es sich um einen Zustand des vollkommenen Lassens von sich selbst, um die Hingabe des eigenen Willens in den Willen Gottes. Die vulgäre Auslegung der Ignatianischen Gehorsamsidee sei also angesichts des „wirklichen Quellenbefundes" nicht zu halten. Durch die Nebeneinanderreihung einiger Sätze Eckharts (aus den Reden der Unterscheidung) und einiger Gedanken des Ignatius sucht A. D. Schmidt dies zu belegen. Und dann fährt er triumphierend fort: „Wenn aber, wie vorher gezeigt, der jesuitische Gehorsam nur die ordensmäßige Ausprägung der Ignatianischen Indifferenz ist, die Ignatianische Indifferenz aber eine verändernde Übernahme der Eckhartischen Abgeschiedenheit, so ist in der Tat die Gehorsamsidee des Ignatius nur die Transponierung der Gelassenheit des deutschen Meisters ins orthodox-katholisch Mönchische. Quod demonstrandum erat."

Das also ist die neue These: Ignatius verdankt Nachwirkungen der deutschen Mystik nicht nur persönlich seinen entscheidenden inneren Anstoß, sondern auch seine spezifische Auffassung des Gehorsams ist nichts anderes als die „Transponierung" des mystischen Begriffs der Gelassenheit ins Mönchische. Diese These will als eine geistesgeschichtliche gewürdigt sein; es ist ja, nach A. D. Schmidt, gerade die geistesgeschichtliche Aufgabe, „Zusammenhänge durch alle Umsetzungen hindurch zu erkennen".

Wir stellen dieser tiefen Weisheit die ebenso tiefe zur Seite: daß es auch Aufgabe der Geistesgeschichte ist, Unterschiede und Gegensätze auf dem Hintergrunde gemeinsamer Überlieferungen zu erkennen. Wenn A. D. Schmidt nichts anderes hat sagen wollen, als daß Meister Eckhart und Ignatius beide innerhalb der christlichen Tradition stehen, und daß mithin irgendwo und irgendwie etwas Gemeinsames festzustellen sei, dann hätten wir nichts zu erinnern. Wir würden uns vielmehr freuen, wieder einmal feststellen zu dürfen, welche gewaltige Lebenskraft den großen Gedanken germanischer Naturen innewohnt, und daß selbst fremdartige Systeme, oft auf seltsamen Umwegen, den großen Schöpfungen des germanischen Geistes verpflichtet sind. — Aber die Absicht des Theologen A. D. Schmidt geht viel weiter als auf die bloße Feststellung irgendeines theologischen Zusammenhanges traditioneller Art zwischen Meister Eckhart und Ignatius. Trotz und angesichts der tiefen Gegensätze, die einem protestantischen Theologen im Falle Eckhart-Ignatius freilich schwer entgehen können, wird von A. D. Schmidt eine tiefere, nämlich geistige Nachbarschaft der beiderseitigen Lehren vom Verhältnis des Menschen zu Gott behauptet. In solchen entscheidenden Dingen darf es keine Unklarheiten geben: wenn A. D. Schmidt recht hat, dann hat die Lehre von der Rassenseele unrecht. Die Sache drängt zur Entscheidung. Ist der Nachweis, den A. D. Schmidt führen will, geglückt?

Die protestantische Geschichtsschreibung dürfte kaum ein zweites Beispiel dafür aufweisen, daß eine weltgeschichtliche These mit solcher Leichtfertigkeit als „bewiesen" vorgestellt wird. Die Hauptsache, den literarischen Nachweis der Abhängigkeit des Ignatius von Meister Eckhart, bleibt uns Schmidt gänzlich schuldig. Seine „Erweiterung" der bereits vorliegenden historischen Erkenntnis besteht in einem künstlichen Parallelisieren zusammengerafft er Briefstellen des Ignatius (aus der Sammlung des Jesuiten Karrer) und einiger Eckhart-Sätze. Sachlich ergibt sich daraus gar nichts. Das einzige, was dabei herauskommt, ist, daß wir zur Abwechslung das, was man zur Abschwächung des Gedankens vom Kadavergehorsam bisher von katholischer Seite vorgebracht hat, nun einmal von protestantischer Seite vorgetragen bekommen. Natürlich kennt A. D. Schmidt den tiefreichenden Gegensatz zwischen Meister

Digitized by Google

Eckhart und Ignatius von Loyola. Er füllt mehr als eine Seite mit Gegenüberstellungen an — um dann fortzufahren: „Der große Unterschied, ja, der tiefe Gegensatz zwischen Eckhart und Ignatius wird deutlich sein. Es ist geistig eine ganz andere Welt hier wie dort! Aber dieser tiefe Gegensatz schließt nicht aus, daß auch positive Beziehungen zwischen dem einen und dem andern bestehen, und daß sie gerade im Begriff der Gelassenheit sich vorfinden." — Es versteht sich von selbst, daß das protestantische Gewissen gewahrt bleibt: die Gehorsamsauffassung des Ignatius wird zwar evangelisch genannt — der überraschenden Feststellung folgt jedoch eine wesentliche Einschränkung: „Die Rückwendung ist wirklich unverkennbar. Aber sie kommt nicht zur Vollendung. Ein großer Unterschied bleibt. Das Kind wird nicht zum Vater direkt geführt. Es soll zwar allein des Vaters Werk tun. Aber immer steht ein Mensch, der Obere, zwischen ihm und Gott."

Das also ist das Verfahren: Einschränkungen vom Protestantismus her machen — aber zugleich auch zurückdrängen. Durch die Zurückdrängung der Differenz wird die Abhandlung für den Geisteskampf der Gegenwart brauchbar. Paris ist eine Messe wert.

Es dürfte einem protestantischen Theologen nicht verborgen geblieben sein, daß durch die Einfügung eines „Oberen" zwischen Seele und Gott nicht nur ein „Unterschied" gesetzt wird, sondern das Ganze einen andern Sinn erhält. Auch nach Meister Eckhart kann dem, der von sich selber gelassen hat, der Wille Gottes durch einen andern, auch durch einen Oberen kund getan werden. Aber Eckharts ganze Theologie ist auf die Erfahrung des freien Zwiegesprächs der Seele mit Gott gebaut, indes das jesuitische System den Oberen als den Offenbarer des göttlichen Willens für die Seele auffaßt. Damit ist das Entscheidende, die Freiheit der Seele preisgegeben, und zwischen den beiden Auffassungen tut sich der Abgrund auf, der den germanisch fühlenden Menschen von Ignatius und der S.J. trennt.

Wir müssen annehmen, daß K. D. Schmidt sein klares Wissen um den Weltgegensatz zwischen Meister Eckhart und Ignatius bewußt unterdrückt hat. In der Vorbemerkung zu seiner Schrift macht er darauf aufmerksam, daß hier die Gehorsamsidee des Ignatius, „nicht ihre praktische Anwendung" entwickelt werden solle. Selbstverständlich kann eine so eminent pädagogische Idee wie die des Gehorsams von der Gestalt der Praxis, die zu ihr gehört, nicht getrennt werden. Die liberale Trennung von „Idee" und „Anwendung" wird hier offenbar nur gemacht, weil ein Blick auf die Anwendung die Wahrheit dieser Idee enthüllen müßte. K. D. Schmidt weiß sehr gut, daß er das jesuitische System als Ganzes nicht zugrunde legen darf, sonst käme die Fälschung, die er zum Zweck des Vergleichs mit Meister Eckhart macht, ans Licht.

Die römische Kirche hat Meister Eckhart mit gründlichem Mißtrauen betrachtet, aber sie hat Ignatius heilig gesprochen. Sie scheint also den Unterschied in den Auffassungen beider richtiger einzuschätzen als es K. D. Schmidt heute zu tun beliebt.

Die Katholische Aktion im Vormarsch

Seit 1931 ist die „Katholische Aktion" auf die ganze katholische Welt ausgedehnt worden. Während Pius X. mit seinem Programm „omnia restaurae in Christo = alles erneuern in Christus" das Hauptgewicht seiner Reformtätigkeit auf innerkirchlich-religiöse Belange legte, hat Pius XI. mit der actio catholica eine Organisation ins Leben gerufen, welche den grundsätzlich niemals aufgegebenen katholischen Totalitätsanspruch auf allen Lebensgebieten zur Verwirklichung bringen soll. Actio catholica ist mit anderen Worten katholische Welteroberung. Es wird darum auch immer wieder betont, daß die actio catholica nicht eine „nach innen gewendete Erneuerung des Christentums ist, sondern geradezu die der Welt zugewandte Seite der Kirche". Actio catholica bedeute „Neuaufnahme der Kulturmission der Kirche im Außenbezirk, im Profanen, Wiederverchristlichung der Gesellschaft".

Zusehends tritt in der ganzen katholischen Welt die actio catholica mehr und mehr in den Vordergrund. Für Deutschland ist in der bischöflichen Haupt-

Digitized by Google

Karl Leipold: Das Märchen

Digitized by Google

Digitized by Google

arbeitsstelle in Düsseldorf ein organisatorischer Mittelpunkt für alle Bestrebungen der actio catholica geschaffen worden. Außerdem wird in jeder Diözese je nach Lagerung der Verhältnisse die actio catholica zu besonderer Durchführung gebracht. Das eigentliche Aufmarschgebiet aber für den Vorstoß der actio catholica in den deutschen Lebensraum ist Österreich, das Land der „Gegenreformation". Das kürzlich im Wiener Seelsorgerverlag erschienene „Jahrbuch der Katholischen Aktion in Österreich 1935" unter dem Titel „Der Aufbau" von Dr. K. Rudolf herausgegeben, gibt interessante Einblicke, mit welchem organisatorischem Aufgebot dort die actio catholica zur Durchführung gelangt. Welches Gewicht die ecclesia militans der „Katholischen Aktion" für den deutschsprachlichen Lebensraum beimißt, geht am eindeutigsten aus der Tatsache hervor, daß seit Oktober 1935 an der Salzburger Universität ein Institut für die Probleme und Aufgaben der actio catholica ins Leben gerufen wurde. Nach einem Aufsatz von Prof. Becking in den „Mitteilungen des Salzburger Universitätsvereins" (Oktober/Dezember 1935) soll dieses Institut: 1. in einer umfassenden Fachbibliothek, verbunden mit einem Archiv sämtliches Material der Katholischen Aktion besonders aus dem gesamten deutschen Sprachraum systematisch sammeln; 2. den einzelnen Problemen der Katholischen Aktion in eindringlicher Forschungsarbeit nachgehen; 3. durch eine systematische Schulung von Priester und Laienkräften eine vollwertige Erfüllung der großen verantwortungsvollen Ziele der Katholischen Aktion vorbereiten und sicherstellen. Verbunden mit diesem Institut, das man in einem gewissen Sinn ein „Institut für römische Konjunkturforschung" nennen möchte, ist ein Seminar für religiöse Jugendkunde und Jugendführung. Zweck dieses Seminars: Zeitgemäße Ergänzung der theologischen Ausbildung im Sinne der actio catholica, nicht zuletzt aber eine umfassende philosophisch-theologische Schulung von Laienkräften für Seelsorgehilfe, Jugend-, Volks- und Pressedienst.

Die actio catholica marschiert und Salzburg macht seiner Bezeichnung „Deutsches Rom" alle Ehre. De.

◆

Waldemar Hartmann:

Die innere Schau in der Kunst

Gedanken über Karl Leipold und sein Werk.

Leipolds Werk ist etwas Einmaliges, wie alle große Kunst. Es kann nie unmittelbar schulbildend werden, noch könnte seine Nachahmung gelingen. Der große Künstler, so stark er auch in seinem Volk und dessen Blut verwurzelt sein mag, bleibt in seinem Schaffen einsam. Nur das Mittelmäßige ist dem Nachahmer erreichbar.

Leipold stammt vom Niederrhein aus Duisburg. Er hat als Matrose die See befahren und hat sein halbes Leben an der Unterelbe bei Hamburg verbracht und dennoch hat er wenig gemein mit der streng linearen Malerei des Nordens, mit Carstens, Tischbein, Caspar David Friedrich, Runge und anderen mehr. Seine Kunst ist ganz auf Farbe gestellt und nicht einmal so sehr auf die satten Eigenwerte der Farbe, als auf ihr Licht und Dunkel, daß sich ihm in innerer Schau zum Kampf des Kosmos mit dem Chaos und seelischen Gewalten vertieft.

Leipold ist ein deutscher Mystiker der Farbe — kein Theosoph und Magier. Das hat ihn auch auf seinen Indienreisen das Urnordische der ältesten indischen Kultur zu begreifen gelehrt. Sehr aufschlußreich ist in dieser Hinsicht der Vergleich mit einer äußerst fesselnden Künstlerpersönlichkeit, dem aus Rußland gebürtigen, deutschblütigen Maler und Vorgeschichtsforscher Nikolaus von Roerich. Auch er hatte aus innerer Gesamtschau große Wege in der Kunst eingeschlagen und stärkste seelische Vertiefung mit einem wachen Sinn für das Gegenständliche des Lebens zu verbinden gewußt. Bedauerlicherweise ist aber seine Kunst weniger durch ihn persönlich, als andere, in den Dienst pazifistisch-internationaler Interessen abgedrängt worden, und er selbst hat sich, verwirrt durch die Vertiefung in die buddhistische Esotherik in ihrer dämonologisch-tibetischen Form, zur Gleichsetzung magischer und wissenschaftlicher Naturbeherrschung verleiten lassen.

Solchen Spekulationen steht Leipold gänzlich fern. Frei quillt aus ihm, als deutschem Künstler, das innere Gesicht jenes intuitiv in Linienschwung und Farbenharmonien übersetzten Lebensrhythmus

Digitized by Google

des Menschen, in dem sich rassisch abgewandelt, seine Allverbundenheit offenbart.

So wie der Tonschöpfer beim Komponieren sich der inneren Stimme seines Blut- und Seelenrhythmus öffnet, tut es auch der geniale Maler. Und je absoluter eine Kunst ist, je stärker alles Reflektive in ihr ausgeschaltet erscheint, wie etwa in der deutschen klassischen Musik, in den großen nordischen Baustilen, oder im Epos und der Lyrik, desto deutlicher tritt das tragende Element des Rhythmus in Form und Farbe in Erscheinung.

In Leipolds Werkstatt steht ein großes Gemälde, dem ich mich ebenso scheue, einen Namen zu geben, als er es selbst bei seinen Werken tut. Man könnte es „Symphonie in Blau", oder „Rhythmus in Linie und Farbe" nennen. Über der rollenden Dünung auf hoher See schwingen sich offene, rhythmisch kontrapunktierte silbergraue Licht- oder Dunstkreise über dem blauen Himmel. Linie und Farbe klingen hier zum großartigen musikalischen Grundakkord, wie die Pfeilerstellung mancher Dome, zusammen. Kann dies Gemälde als überzeugendstes Beispiel für die Wirksamkeit des Rhythmus als Ausdrucksmittel der inneren Schau in der Kunst gelten, so tritt uns im Gemälde „Tristan und Isolde" im Medium derselben Ausdrucksmittel der tragisch-heroische Zug von Leipolds Kunst überwältigend entgegen. Ein kleines, weißes Segel treibt auf dunkler See unter einer weißen Wolke, die sich in ihrem Vorstoß blutig rötet einer nachtschwarzen Küste zu: Isolde, als Inbegriff alles jungfräulich Lichten und Keuschen, strebt aus dem weißen Segel zur Wolke empor und wird von Tristans brandroter Leidenschaft dem, in König Marke, an der schwarzen Küste harrenden Verhängnis entgegengerissen. Ausgesprochen mutet einem dies als literarischer Kitsch an; sieht man es — wird es Musik, wie Wagners unsterbliche Schöpfung.

So wie der Künstler hier, im Gegensatz von Licht und Dunkel, lauten und stillen Farbwerten und linearer Rhythmik, der See und den Wolken die Sprache seelischen Erlebens verleiht, versteht er sie in Landschaften und Bauten zu erwecken. Eines der schönsten Gemälde dieser Art ist die „Provenzalische Ballade", eine grell aus dem Dunkel brechende Gruppe von Mauern und Türmen, denen der Eindruck Subiacos zugrunde liegt. Der Ton urältester heroischer Sagen klingt hier auf. Verschwindend schnell denkt man an Doré und Zuloaga: dann aber weiß man es — so konnte nur ein deutscher Künstler die Provence der Troubadoure sehen. Ein deutscher Romantiker, der vom Blute der Novalis, Eichendorff, Fouqué und Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns ist. In diesem Zusammenhang versteht man Leipolds seltsame Bindung an Venedig — diese unendlich unheimliche, unwirklich-stille und finster verhängnisvolle See-Stadt. Die Kühnheit und das Grauen, die er engverschwistert in ihre Plätze, den Rialto oder in die Seufzerbrücke, gemalt, tritt uns auch in seinem mittelalterlichen Stadtbild „Regensburg" entgegen. Auch das prachtvolle Gemälde der alten „Mühle" hat er mit dem in diesem Bauwerk aus Worten, Gedanken und Taten erwachsenen Verhängnis beseelt, so wie die braunen Schiffsrumpfe „Im Hafen", deren Eindruck er selbst mit den Worten deutet: „Es ist das Unheimliche, was jedem Schiffe anhaftet!" Besonders jedem Segelschiff, das Menschen in monatelanger Abgeschiedenheit über die endlosen Gewässer trug.

In der Auffassung der See und ihrer Städte — mag es sich um Venedig oder deutsche Hansehäfen handeln, die in den roten Backsteinmauern der „Alten Stadt", hinter dem leuchtenden Heck einer Fregatte, im nächtlichen Dunkel versinkt — gelangt etwas Urgermanisches in Leipold zum Durchbruch. Er malt nie die Sonne und Glätte südlicher See — auch in Venedig nicht! Er malt die nordische Ehrfurcht vor ihrem schicksalshaften Dunkel, ihre dröhnende Grausamkeit und Größe, wie sie uns vom dunklen Grundakkord der Sagas bis zu den Spukgeschichten der Waterkant entgegenklingt. Selbst in den mehr oder minder naturalistisch gehaltenen Seestücken, die er jahrelang notgedrungen für einen bestimmten Abnehmerkreis gemalt hat, so etwa in den „Kuttern im Sturm", der orkanzerschleuderten „Brigg am Kap Horn" und viele andere sind von diesem heroisch-kämpferischen, stürmisch-erregten, tragisch-beschatteten Lebensgefühl beherrscht.

Ergreifend tritt uns dieser Zug in Karl Leipolds figürlichen Kompositionen entgegen. Abgewandt und schon versun-

Digitized by Google

ken in die große Berufung seines Lebens, bewegt sich Dante von der in traumhafter Makellosigkeit erfaßten Beatrice hinweg, während sich zwischen beide ein scharfgezeichnetes, an den Tag vergebenes, dunkelschönes Frauenprofil drängt. Und in dem Gemälde „Aus dem Totentanz" und im „Märchen" klärt sich die tragisch-heroische, mystisch-romantische nordische Note zum Grundton deutschen Wesens. „Hier legt der arme, reisige Gesell zum Stechen reitend, seinen Panzer ab", so deutet der Künstler selbst sein Werk, „und mit dem Panzer die blinden Widerstände seines Willens — und das Märchen tritt vor seine Augen"! Das sind die Augenblicke, da Dichter, Musiker und Maler Pflanzen und Tiere, Wolken und Winde reden hören! Man fasse diese Worte nicht als Ausschaltung des Willens im Sinne mönchischer Askese auf, sondern als willenhafte Umschaltung des Willens aus dem äußeren auf das innere Schauen, im Sinne Eckeharts. Nur aus innerer Schau heraus läßt sich ein Kunstwerk schaffen, wie das „Aus dem Totentanz", diesem rhythmisch bezwingend aufgebauten Schwertkampf um ein blütenweißes, junges Weib, nach dem der Tod schon seine Klapperarme streckt. Vom fernen Mittelalter, über Holbein bis zu Böcklin, begegnen wir im deutschen Schaffen dieser tragisch kämpferischen Grundauffassung des Lebens, die in Goethe über sich hinausweist: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!" Das Gleichnis eines Ewigen! Und dies über Männermord und Frauenleid hinaustriumphierende Ewige in der Geschlechterfolge deutschen Blutes, türmt sich auch hier in der scharfgezeichneten deutschen Burg vor dem strahlend tiefen, blauen Frühjahrshimmel über den schattenhaft gemalten Gestalten im Vordergrund auf. Schatten ist die Nähe — der Wahrheit werden wir erst aus der Ferne gewahr. Wie unendlich fern stehen diese Werke der sogenannten „Historienmalerei"! Sie illustrieren weder geschichtliche Verhältnisse, noch Ereignisse. Es sind eigengesetzliche Neuschöpfungen deutschen Lebensgefühls Und dennoch würde uns ihr großgeschauter Stoff nicht so stark erfassen, wenn sie nicht mit den vollendetsten künstlerischen Darstellungsmitteln ausgeführt wären. Wir begegnen bei Leipold der Höhe eines technischen Könnens, das sich nur aus jahrzehntelanger, eiserner Selbstschulung erklären läßt. Das Rätsel, daß seine oft schattenhaft blaß gemalten Gestalten doch plastisch und lebendig wirken, löst sich bei näherer Betrachtung seiner Pinselführung, wenn man durch den pastosen Auftrag, wie Blut durch eine zarte Haut, perlmutterhaft schillernde Untermalungen leuchten sieht.

Obwohl wir diese Farbentechnik nicht als das eigentliche, mehr die feste Form betonende Ausdrucksmittel deutscher Malerei betrachten, ist doch Leipolds künstlerisches Wesen und Wollen so deutsch, und die Vorherrschaft der Farbe schädigt letzten Endes die Geschlossenheit der Form so wenig, daß wir hier nur von einer Variante sprechen können, die, ebenso wie die Musikalität seines Schaffens, sich ähnlich wie bei vielen Künstlern des deutschen Südens, aus einem dinarischen Einschlag erklärt. Was könnte neben der großen heroisch-tragischen Note seines Schaffens so nordisch-deutsch berühren, als seine eiserne Beharrlichkeit. Jahrzehntelang hat er die See und den menschlichen Körper studiert. Immer wieder und wieder hat er die kleinsten Einzelheiten einer Schiffstakelung gezeichnet, mithin den höchsten Wert auf Schulung, das Handwerkliche gelegt. Den Lehrgang der Akademien aber lehnt er ab, infolge ihrer ertötenden Wirkung auf die Persönlichkeit und die Bindung an das Modell. Seine traumhaft sichere Beherrschung der Naturform hat ihn so unabhängig von ihr gemacht, daß er beim Malen ihrer völlig zu entraten vermag. Er kann „aus der Erinnerung natürlich zeichnen", das was Cornelius einst von Schwind als Monumentalmaler verlangte. Damit öffnete Leipold erst die Quellen jener aus der Natur gewonnenen, doch von ihr unabhängig gewordenen *inneren Schau*, die für alle große deutsche Kunst bezeichnend war. Zu dieser Entbindung intuitiver Schöpferkraft vermag Leipold der zukünftigen deutschen Kunst einen neuen Weg zu weisen. Besonders einer auf das monumentale Wandgemälde gerichteten Kunst. *Und dieser Maler, dem alles zur letzten Vollendung als Beherrscher großer Flächen gegeben ist, hat es nie vermocht, den Auftrag zur Ausführung eines Wandgemäldes zu erhalten.*

Digitized by Google

Unsere Monatsberichte

Aus der Bewegung

1. Die Arbeit der NS.-Kulturgemeinde im neuen Jahr.

Die große Arbeitstagung der NS.-Kulturgemeinde am 2. Januar stand unter dem Zeichen der Kunstpflege außerhalb der großen Städte. Aus dem Grundgedanken heraus, daß das Land heute gesünder und echter empfindet als die Stadt, muß eine Befruchtung, Genesung und Erneuerung des großstädtischen Kunstbetriebes und der großstädtischen Kunstauffassung von draußen heraus, vom Lande aus, versucht werden.

Die große und bedeutsame Aufgabe der NS.-Kulturgemeinde ist, eine Gemeinschaft aller Kulturwilligen zu schaffen.

Die NS.-Kulturgemeinde ist, wie Amtsleiter Dr. Stang mit allem Nachdruck feststellte, keine sogenannte „Verbraucher-Organisation" der von Künstlern geschaffenen Werke, wie sie in der Systemzeit aufgezogen wurde, um der dahinsiechenden Kunst einen neuen Lebensodem einzuflößen; sondern sie hat die Aufgabe, die aus dem Volk wachsenden Werte zu pflegen und den Künstler als Dienender am Volke zu fördern und zu unterstützen.

So, wie sich das Volk durch die Partei den Staat geschaffen hat, der seinem Wesen entspricht, so wird es sich auch jene Kulturwerte aus sich heraus entwickeln, die seinem ureigenen Dasein gerecht werden. Deshalb kann sich das Volk nie zu einer Vereinigung organisieren, die nur den Zweck hat, Werte zu „verbrauchen", die außerhalb seiner Gemeinschaft von Menschen geschaffen wurden, die vielleicht nicht einmal zu ihm gehören, sondern diese Werte wachsen aus ihm heraus, und es allein entscheidet durch die Männer seiner ihm gemäßen Organisation, denen es sein Vertrauen schenkte, über ihre Güte und ob es sich lohnt, diese Werte zu pflegen. Heute ist der Künstler kein Individualist mehr, der seine Kunstwerke nur als Ausdruck seiner privaten Meinung auffaßt, sondern er dient dem Volksganzen mit seiner ganzen Kraft und schafft aus dem Lebensinhalt dieses Volkes heraus. Er unterwirft sich nicht mehr der Wertung volksfremder Kunstästheten eines liberalen Zeitalters, sondern der Entscheidung des gesunden Sinnes seines Volkes. Die NS.-Kulturgemeinde ist die allein berechtigte Organisation des Volkes im Bereich des kulturellen Lebens. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß sie das gesamte Volk erfassen. Da 40 Millionen aller Volksgenossen außerhalb der Großstädte wohnen, widmet sie diesen ihre besondere Aufmerksamkeit.

Noch ein weiterer Grund ist hierfür maßgebend.

Die kulturelle Erneuerung geschieht nicht von heute auf morgen. Es gehört eine lange Arbeit und eine unerhörte Einsatzbereitschaft dazu, um das Volk von den kranken Einwirkungen der liberalistisch-marxistischen Zeit zu befreien. Diesen Einfluß, der sich besonders in den Großstädten geltend machte, gilt es nun durch künstlerische Leistungen aus dem Geiste des Nationalsozialismus herauszubrechen. Das Land stand immer noch den krankhaften Versuchen einer entarteten Kunst feindlicher gegenüber, als der durch das liberalistisch-marxistische Erziehungssystem in seinem Urteil beeinträchtigte Großstädter.

Aus dieser Überlegung heraus schuf die NS.-Kulturgemeinde ihre Wandertheater, die, da sie draußen außerhalb der großen Städte vor den immer noch instinktsicheren Menschen des Landes spielen, nie in die Gefahr geraten werden, Theater nur artistisch als glänzendes Regieobjekt zu spielen, sondern immer beseelte Kunst bringen werden, weil ihnen sonst die Menschen, vor denen sie spielen, auf und davon laufen.

Diese Theater, getragen von dem gesunden Geist der Menschen außerhalb der Großstädte, sind dazu angetan, den großstädtischen Kunstbetrieb zu befruchten, ihm zur Erneuerung und Genesung zu verhelfen. So soll das gesündere Land die Stadt vor dem seelenvernichtenden Geistesverfall bewahren.

Digitized by Google

2. Die Entscheidungsschlacht von Lippe.

Nach dem Rückschlag vom 6. November 1932 und dem schwachen Ausfall der thüringischen Gemeindewahlen für die NSDAP. glaubten damals die Gegner des Nationalsozialismus, daß nun „der Bann gebrochen sei" und die nationalsozialistische Welle wieder abflauen werde, um sich schließlich „im Sande zu verlaufen". Auch viele jener Parteigenossen, die unter dem Eindruck der gewaltigen Wahlsiege des Sommers sich der Bewegung angeschlossen hatten, fingen an, wankelmütig zu werden und der Partei wieder den Rücken zu kehren. Sie waren von dem inneren Schwung des Nationalsozialismus nicht erfaßt worden, waren nicht von dem eisernen Willen des Führers und seiner Gefolgschaft überzeugt und hielten genau so wie seine Gegner die Sache des Nationalsozialismus für aussichtslos.

Als dann am 15. Januar 1933 das Lippe Volk zur Wahlurne schritt, erkannten auch die Klügsten unserer Gegner, daß es hier um eine grundsätzliche Entscheidung gehe, die mehr bedeute als eine jener üblichen Wahlschlachten des vergangenen Jahres. Spottend versuchten die marxistischen und zentrümlichen Blätter die Lippe Wahlen als eine Nebensächlichkeit hinzustellen. Sie wollten damit nur ihre eigene Unzulänglichkeit vor der Öffentlichkeit verbergen, denn sie wußten zu genau, wie ernst der Führer gerade diese Wahlen für das Schicksal Deutschlands und damit des Nationalsozialismus nahm, und sahen ja zur Genüge, wie er aus diesem Grunde unermüdlich in riesigen Massenkundgebungen um die Seele jedes einzelnen Lippe kämpfte. In 16 riesigen Massenkundgebungen sprach der Führer. Alle seine engsten Mitarbeiter wurden eingesetzt. Eine große Propagandawelle überzog das kleine Land. Es mußte der Beweis erbracht werden, daß die Bewegung nicht geschwächt und der Nationalsozialismus nicht zum Stillstand gebracht worden sei, sondern sich wieder im Vormarsch befinde und seine alte Schlagkraft wiedergefunden habe. Der 15. Januar brachte diesen Beweis in einer geradezu überwältigenden Weise und hatte somit einen entscheidenden Einfluß auf die vierzehn Tage später erfolgte Machtübernahme.

In Lippe wurde das Schicksal Deutschlands entschieden.

Der Führer hob auf der großen Abendkundgebung in der Detmolder Flughalle am 15. Januar 1936, drei Jahre nach dem entscheidenden Sieg, dies besonders hervor. Nicht Verluste und Siege seien entscheidend, sondern der Enderfolg werde nur immer dem zuteil, der standhaft bleibt und niemals die Nerven verliert. Aber noch etwas anderes könne aus diesem Kampf gelernt werden, nämlich, daß immer ein Wille, der bestimmt, da sein muß; denn niemals würde die Bewegung gesiegt haben, wenn nicht ein Wille sie geführt hätte, wenn nicht immer wieder ein Wille die ganze Bewegung mit sich fortgerissen haben würde.

Der Geist, der damals in dem bedeutsamen Endkampf um die Macht die alten Kämpfer erfüllte, diesen Geist muß sich die Bewegung bewahren, dann wird sie aller Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten des täglichen Kampfes und aller Sorgen beim Aufbau des neuen Staates Herr werden und ein starkes, einiges und geschlossenes Volk erziehen. Niemals dürfen Zwiespalt, Haß und Streit wieder in Deutschland einbrechen, sondern wir wollen mit aller Kraft dafür sorgen, daß an deren Stelle ein Volk, ein Wille und ein Führer steht.

-Rü-

Zur weltanschaulichen Lage

Zum Weihnachtsfest hat der Papst eine Enzyklika über die Stellung und Sendung des Priestertums im katholischen Glaubenssystem und über die sich daraus ergebenden priesterlichen Standesforderungen erlassen. Die bis ins einzelne gehende Darstellung, wie der Priester „der Vermittler und Ausspender der göttlichen Gnaden und Geheimnisse" ist, wird insbesondere durch Berufung auf das Alte Testament durchgeführt. Ferner weist der Papst auf die Enthaltsamkeit der jüdischen Priester in den Tagen ihres Dienstes hin und begründet damit gleichsam historisch das Zölibat des katholischen Priesters. Von taktischer Bedeutung ist das erhebliche Zugeständnis der Anerkennung der „Rechtmäßigkeit der Priesterehe in den orientalisch-uniierten Kirchen", die der Papst in keiner Weise anfechten

Digitized by Google

wolle, wenn er auch von der ferneren Entwicklung hofft, daß das Zölibat auch bei den Ostkirchen allgemeine Einrichtung werde. Diese Ostkirchen bedeuten für den Vatikan die Bastionen und Ausfallstationen in der orientalischen Welt des Islam. Die Priester-Enzyklika weist noch auf die wissenschaftliche Bildung des Priesters hin und empfiehlt besonders die Pflege der profanen Wissenschaften. Für die Erziehung des Klerus in den Seminaren gibt die Enzyklika die Anweisung, mehr auf die Qualität als auf die Quantität zu achten. — Das Ganze bedeutet eine weitere Straffung der römischen Priesterarmee und steigert das Bewußtsein der priesterlichen Sendung ins Übermenschliche („Übermenschentum der Gnade"). Die Enzyklika ist nichts anderes als ein weiterer Beitrag zur mystischen Unterbauung der Priestermacht, ein Vorgang, der seit dem Tridentinischen Konzil (1545/63) zu beobachten ist, und den man auch jesuitische Linie nennen kann.

✦

Die sog. Fuldaer Bischofskonferenz (die alljährliche Tagung der deutschen Bischöfe zur Beratung über die Fragen des deutschen Episkopats) trat am 8. und 9. Januar zu einer außerordentlichen Tagung in Fulda zusammen. Über die Gegenstände der Beratung und über das Ergebnis derselben ist bisher von offizieller katholischer Seite nichts verlautbart worden. Die Vermutungen in der Presse gehen dahin, daß die Frage der Jugendverbände und Schule den Hauptgegenstand der Beratungen ausgemacht haben werden, Vermutungen, die durch die Anwesenheit der maßgeblichen Führer der katholischen Verbände und Jugendorganisationen berechtigt sind. Es wird ferner angenommen, daß man sich in Fulda zu einer „elastischen Haltung" gegenüber dem Staate entschlossen habe, um sich nicht die letzten Verhandlungsmöglichkeiten zu verbauen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß nach der Gepflogenheit Inhalt und Ergebnis der Beratungen der Bischofskonferenz in Gestalt eines Hirtenbriefes der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden.

✦

Nach dem „Bonifatiusboten" (Fulda) vom 29. 12. 1935 hat der Bischof von Berlin angeordnet, daß es im innerkirchlichen Verkehr beim Sprachgebrauch des kanonischen Rechts Mischehe bleibe. Diese Anordnung über die Aufrechterhaltung des konfessionellen Begriffes „Mischehe" bedeutet eine Mißachtung der staatlichen Begriffsbestimmung und trägt nur zur Verwirrung und weiterer Unklarheit bei.

✦

Die „katholische Front der Donaustaaten" gewinnt von Monat zu Monat mehr an politischer Bedeutung. Sie bildet die Grundlage der politischen Kombinationen des Vatikans in Europa. Die Tschechoslowakei ist zum Eckpfeiler dieser Front ausersehen. Anläßlich der hohen staatlichen und kirchlichen Ehrung des aus Rom zurückkehrenden neuernannten Kardinals Kaspar von Prag macht die „Neue Züricher Zeitung" vom 2. 1. 1936 die sehr eindeutige Bemerkung:

> „Die Zeiten, in denen vor einem Jahrzehnt die Hussitenfahne auf der Prager Burg wehte, sind endgültig vorüber. Man spricht davon, daß die katholische Kirche, nicht zuletzt gedrängt durch den Kulturkampf in Deutschland, den „Prager Brückenkopf" besetzt habe, um die „katholische Front der Donaustaaten" nach Nordwesten zu sichern."

Unterstrichen wird diese Feststellung durch die Enthüllung der Absichten des päpstlichen Kämmerers Dr. Rückl, einen katholischen Parteienblock zu bilden, und durch seine Beteiligung an dem Präsidentenwechsel. Auch der anfangs Januar veröffentlichte Organisationsplan der Katholischen Aktion gibt eindeutig davon Kenntnis, daß man rasch und entschlossen die augenblicklich günstige Lage auszunutzen gewillt ist. Geschickt hat man für jede Nationalität eigene Landesausschüsse gebildet, denen aber ein gesamtstaatlicher Zentralausschuß vor die Nase gesetzt wird. Die Wiener „Reichspost" vom 8. 1. 1936 schreibt dazu:

> „Ausdrücklich heißt es in dem lateinischen Handschreiben, daß „der Charakter der Katholischen Aktion auch einen Zentralausschuß für jede Nation erfordern würde", aber vorläufig (interea) werde nur ein gemeinsamer Zentralausschuß errichtet werden. Über die Gründe für diese Maßnahme ist in dem Schreiben, das den Ordinariats-

Digitized by Google

blättern zur Veröffentlichung übergeben wurde, nichts enthalten."

Die Gründe sind aber zu erraten. Man will den einzelnen Nationalitäten entgegenkommen, um nach außen die römische Kirche als den eigentlichen Bewältiger der so überaus heiklen Nationalitätenfrage erscheinen zu lassen; aber man will gleichzeitig durch den gesamtstaatlichen Zentralausschuß verhindern, daß der Kristallisationspunkt für die einzelnen Nationalitäten ein anderer wird als der „Prager Brückenkopf". — Die Reise Schuschniggs nach Prag Mitte Januar diente entscheidend der Realisierung des katholischen Staatenblocks und der vatikanischen Frontbildung im Donauraum.

◆

Der Gedanke einer Frontverlagerung des Christentums scheint in vatikanischen Kreisen nicht mehr zur Ruhe zu kommen. Bereits im Februar 1932 hat einer der bedeutendsten katholischen Theologen, der Tübinger Professor Adam, in der führenden katholischen Kulturzeitschrift „Schönere Zukunft" geschrieben, daß es auch einmal eine Zeit geben werde, „wo irgendein Asiatismus dem kirchlichen Leben sein Gepräge geben werde." Nun hat der jüngst zum Kardinal ernannte französische Historiker Boudrillart in seiner Neujahrsbetrachtung in der führenden katholischen Zeitung Österreichs, der „Reichspost", den gleichen Gedankengängen Raum gegeben. Er schrieb dort u. a. unter der Überschrift „Wohin christliches Abendland?" die sehr aufschlußreichen Sätze:

> „Heute zum Beispiel, während Europa in zwei Teile zerrissen ist, in die Partei der Ungläubigen und in die Partei des Glaubens, sind wir Zeugen eines starken Anwachsens des Christentums in Asien und in Afrika. Dieser Fortschritt ist so groß, daß unsere Missionen kaum fähig sind, mit ihm Schritt zu halten. Und so glaube ich, daß das Christentum, wenn es auch in Europa schwindet, in anderen Teilen der Welt blühen und fortschreiten wird, ..."

Nach den neuesten Nachrichten scheint aber Afrika vor Asien der Anwärter auf das europäische Erbe der römischen Kirche zu sein. Eine Missionsstatistik aus der Zeitschrift „Die katholischen Missionen" vom Januar 1936 zeigt das absolute missionarische Übergewicht Afrikas in der gegenwärtigen Missionslage. Während die Zahl der Taufbewerber in Asien von 677 480 im Jahre 1923 auf 497 831 zurückgegangen ist, stieg sie in Afrika in demselben Zeitraum von 817 741 auf 1 305 543. Das Gesamtwachstum der katholischen Weltmission von 1923 bis 1929 wird mit 2 828 957 angegeben, wovon allein Afrika 1 233 749 Neubekehrte stellte, also beinahe die Hälfte. Anläßlich dieser Zahlen schreiben die „Katholischen Missionen" unter der Überschrift „Die große Überraschung des Schwarzen Erdteils" die Sätze:

> „Infolge der kraftvollen missionarischen Ausbreitung ist Zentralafrika im Gegenteil auf dem besten Wege, ein katholisches Afrika zu werden. Es ist in einer tiefgehenden Umwandlung begriffen, die in der Missionsgeschichte einzig dasteht. Hier wird das Schicksal der schwarzen Rasse und die nahe Zukunft der katholischen Missionen entschieden."

Die zunehmende ablehnende Haltung Asiens gegen die christliche Mission geht auch aus einem Interview hervor, daß Mahatma Gandhi einem Vertreter der „International Fellowship Federation" gewährte. Nach der „Schöneren Zukunft" vom 5. 1. 1936 erklärte Gandhi u. a. folgendes:

> „Von Tag zu Tag festigt sich in mir die Überzeugung, daß die großen und reichen christlichen Missionen Indien einen wahren Dienst erweisen könnten, wenn sie sich dazu bestimmen ließen, ihre Tätigkeit auf humanitäre Dienstleistungen zu beschränken — ohne die Absicht, Indien oder wenigstens die einfache Bevölkerung der indischen Dörfer zum Christentum zu bekehren. Durch die Bekehrungstätigkeit wird die soziale Struktur Indiens zerstört, die trotz ihrer vielfachen Mängel seit unvordenklichen Zeiten allen inneren und äußeren Anstürmen getrotzt hat."

◆

Die Lage in der Deutschen Evangelischen Kirche ist bestimmt durch die Bildung der Provinzialkirchenaus-

Digitized by Google

schüsse und der Tagung des Reichsbruderrates der Bekenntnisfront am 3. Januar. — Auf Grund der ersten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Sicherung der evangelischen Kirche ernannte Reichsminister Kerrl die Mitglieder der Provinzialkirchenausschüsse für die Kirchenprovinzen Pommern, Sachsen, Mark Brandenburg, Ostpreußen und Schlesien. Soweit die Ausschüsse noch nicht ihre vollständige Mitgliederzahl besitzen, sollen sie aus den Gruppen der Deutschen Christen und der Bekenntnisfront ergänzt werden. Nach einer Bekanntmachung von Reichsminister Kerrl sind bei der Deutschen Evangelischen Kirche, der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union und ihren Kirchenprovinzen mit Ausnahme der Kirchenprovinzen Rheinland und Westfalen, der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen, der Evangelischen Landeskirche in Hessen-Nassau und der Evangelischen Landeskirche Kurhessen-Waldeck Organe der Kirchenleitung gebildet worden. Die Ausübung der kirchenbehördlichen und kirchenregimentlichen Befugnisse durch die „Vorläufige Kirchenleitung" und die „Bruderräte" ist dadurch unzulässig geworden. — Die Tagung des Reichsbruderrates, des obersten Organes der Bekenntnisfront, faßte folgende drei Entschließungen:

1. Die Beschlüsse der beiden großen Reichssynoden der Bekenntniskirche, Barmen und Dahlem, erlauben eine Zusammenarbeit mit den staatlichen Kirchenausschüssen nicht.
2. Wer diese Konsequenzen nicht anzuerkennen bereit ist, darf in der Bekenntniskirche keinerlei leitende Funktionen mehr ausüben.
3. Es wird ein oberster Rat aus sieben Mitgliedern gebildet, der eine neue Leitung der Bekenntniskirche im Reich zu bilden beauftragt ist.

Die Tatsache, daß diese Entschließungen mit 17 gegen 11 Stimmen gefaßt worden sind, wird als ein Auseinanderbrechen der Bekenntnisfront gewertet. Diese Spaltung bekommt durch ein Rundschreiben des Landesbischofs Meiser an die Geistlichen und Religionslehrer in Bayern eine gewisse Bestätigung. In diesem Schreiben, das unmittelbar auf die Tagung folgte, heißt es, daß es „innerhalb des Reichsbruderrates und wohl auch innerhalb der Vorläufigen Kirchenleitung zu einer Spaltung gekommen ist". Im wesentlichen waren es die Vertreter der Landeskirchen Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, Thüringen, Hessen-Nassau, Hessen-Kassel, Schlesien und Westfalen, die sich gegen den radikalen Kurs ausgesprochen haben.

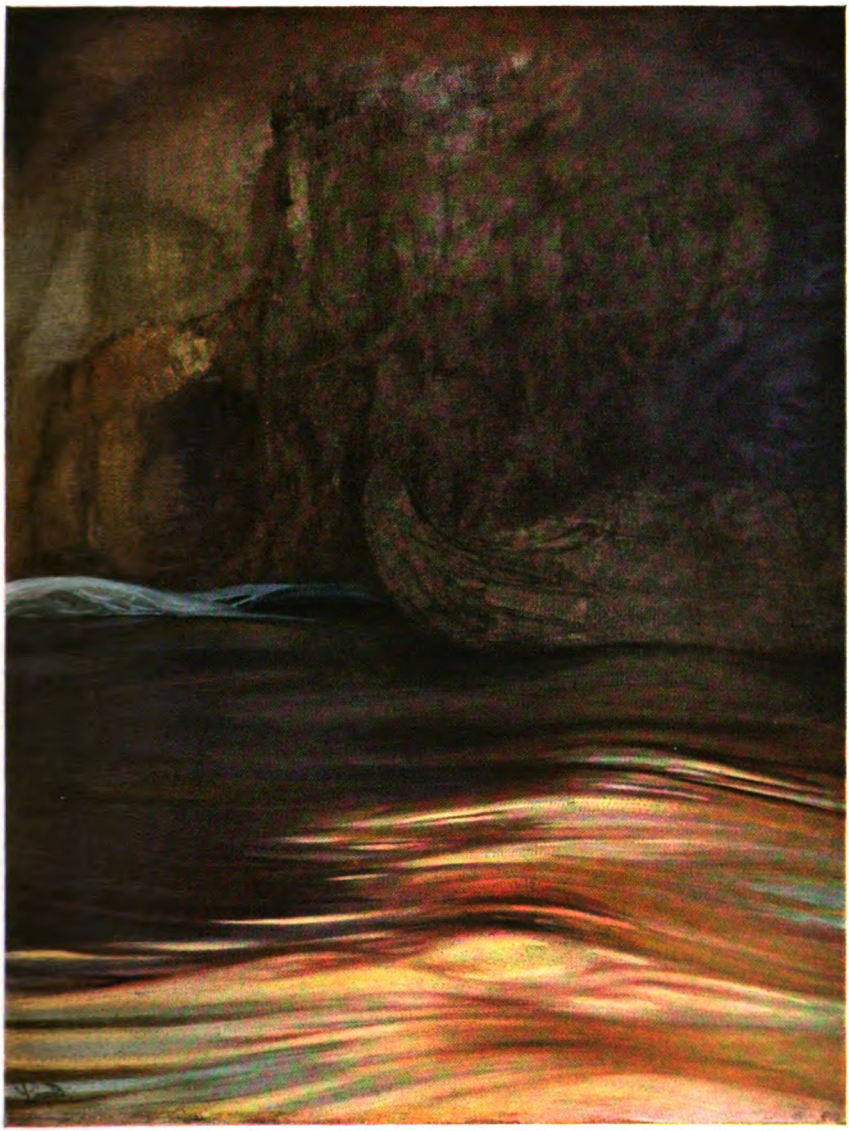
K. K.

Außenpolitische Rundschau

Der durch die Außenministerien in London und Paris ausgearbeitete Plan mit dem Ziel, den italienischen Forderungen hinsichtlich Abessiniens in weitgehendstem Maße gerecht zu werden, und die Beendigung des Krieges in Ostafrika zu beschleunigen, ist vollkommen gescheitert und führte zu einem Sturz des englischen Außenministers, dessen Nachfolger Minister Eden wurde. Es war nicht das Parlament, das Sir Samuel Hoare ein Mißtrauensvotum aussprach, vielmehr geriet die öffentliche Meinung Englands über den Plan Laval-Hoare in stärkste Erregung und überschüttete den Außenminister wegen der in ihren Augen viel zu großen Konzessionen, die gegenüber Italien gemacht wurden, mit den heftigsten Vorwürfen. Selbst Baldwin sah sich gezwungen, vor dem Unterhaus einen deutlichen Trennungsstrich zwischen der Auffassung des englischen Kabinetts und der von seinem Außenminister verfolgten politischen Linie zu ziehen. Er mußte offen zugeben, einem Irrtum erlegen zu sein, bezeichnete die von Hoare und Laval ausgearbeiteten Vorschläge als tot und versicherte, daß das englische Kabinett sich nicht in der Lage sähe, diese Vorschläge in irgendeiner Form wieder aufzugreifen.

Sir Samuel Hoare, dem die Aufgabe zufiel, die von ihm vertretene Richtung vor dem Unterhaus zu verteidigen, erklärte, er habe alles, was in seiner Macht gestanden habe, getan, um sowohl einen europäischen, wie einen italienisch-englischen Konflikt zu verhüten. Die Besprechungen, die er in Paris führte, seien im

Digitized by Google



Karl Leipold: Die Barke des Odysseus

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeichen einer Kriegsatmosphäre gestanden und mit Ausnahme von England, das im Mittelmeer seine Flotte verstärkt habe, habe kein anderer Staat irgendwelche Vorkehrungen für den Ernstfall getroffen. Das Wesentliche für ihn sei die Aufrechterhaltung der englisch-französischen Solidarität gewesen und darin sei auch die einzige Rechtfertigung für die Pariser Verlautbarung zu erblicken.

Ähnliche Argumente führte der französische Ministerpräsident Laval in der Ende Dezember stattgefundenen Sitzung der Kammer anläßlich der Interpellation über die französische Außenpolitik an. Seine Ausführungen begegneten einer starken Kritik bei den Vertretern der Linksparteien, die ihm gegenüber den Vorwurf erhoben, die durch den Völkerbund vertretene Politik nicht mit genügendem Nachdruck zu unterstützen, vielmehr gegenüber Italien den Eindruck zu erwecken, daß Frankreich ihm nach wie vor wohl gesonnen sei. In einer großangelegten Verteidigungsrede trat Laval den Angriffen seiner Gegner entgegen. Er sah sich mitunter sogar gezwungen, die diplomatischen Aktenschränke zu öffnen, und über Verhandlungen zu berichten, die zwischen dem französischen und englischen Generalstab gepflogen wurden und die technischen Verpflichtungen anzudeuten, die Frankreich dabei übernommen habe. Im Verlauf seiner Rede kam der französische Ministerpräsident auch auf die deutsch-französischen Beziehungen zu sprechen und betonte, daß er kein Sonderabkommen zwischen Deutschland und Frankreich beabsichtige, sondern eine Verständigung im Rahmen der kollektiven Sicherheit in Europa. Er unterstrich dabei, daß das demnächst in der französischen Kammer zu ratifizierende Abkommen zwischen Frankreich und Sowjetrußland sich keineswegs gegen Deutschland richte und nahm ferner Bezug auf die zwischen dem Führer und Reichskanzler und dem französischen Botschafter Francois-Poncet stattgefundene Unterredung, die beide in dem Wunsch einig gewesen seien, zu einem gutnachbarlichen Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland zu kommen. Am Schluß der Kammerdebatte wurde eine Entschließung, in welcher die Außenpolitik der Regierung gebilligt wurde, mit 296 gegen 276 Stimmen angenommen.

Die kommende Tagung des Völkerbundes wird darüber zu entscheiden haben, ob die von England gegenüber Italien als verschärfte Sanktion vorgeschlagene Ölsperre in Kraft treten wird. Diese Maßnahme würde in ihrer Auswirkung dazu beitragen, die Schlagkraft der italienischen Armee in Abessinien erheblich zu beeinträchtigen. Es sei in diesem Zusammenhang an den Ausspruch Mussolinis erinnert, der die Ankündigung enthielt, daß jeder militärischen Maßnahme gegen Italien mit militärischen Maßnahmen italienischerseits begegnet würde. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß es, falls der Völkerbund sich zugunsten der Ölsanktionen entscheiden würde, zu kriegerischen Handlungen namentlich im Mittelmeer kommen dürfte, nachdem England durch eine Rundfrage bei den an das Mittelmeer grenzenden Staaten von diesen die Zusicherung der Unterstützung im Falle eines Angriffs auf die englische Flotte erhielt.

Auf dem abessinischen Kriegsschauplatz gingen die Abessinier an der Nordfront an einigen Stellen zur Offensive über, in deren Verlauf sie einen erheblichen Geländegewinn erzielten und unmittelbar bis an die Stadt Makalle vordrangen. An der Südfront haben die italienischen Truppen die Provinz Ogaden zum weitaus größten Teil geräumt und sich auf ihre Ausgangsstellungen zurückgezogen. Zur Zeit scheint man sich italienischerseits mit dem Gedanken zu tragen, im Süden von Dolo aus mit starken Kräften in die abessinischen Provinzen Dagoli und Liban vorzustoßen. Hier stehen den Italienern starke und gut ausgerüstete Truppen des abessinischen Heerführers Ras Desta gegenüber, so daß die Aussichten für einen Erfolg der Truppen des Generals Graziani nicht allzu groß veranschlagt werden können.

In der Tschechoslowakei wurde nach dem Rücktritt des Präsidenten Masaryk der frühere Außenminister Benesch zum Staatspräsidenten gewählt. In seiner letzten Rede, die Benesch als Außenminister seines Landes hielt, trat er für korrekte Beziehungen zum Deutschen Reich ein. In welcher Weise sich allerdings die „korrekten Beziehungen" tschechischerseits äußern, geht aus einer Reihe von Zeitungen hervor, die es sich angelegen sein lassen, gegen Deutschland in der

Digitized by Google

übelsten Form zu hetzen und Verdächtigungen auszustreuen.

Durch die belgische Regierung erhielten vier Deutsche aus Eupen-Malmedy den Ausweisungsbefehl zugestellt. Dieses Vorgehen ist völlig unverständlich, da auch nicht ein einziges Zeichen ihrer Illoyalität gegenüber dem belgischen Staat festgestellt werden konnte, sie vielmehr nur die berechtigten Belange ihres Volkstums verteidigten. Auch in Lettland wurden Maßnahmen gegen Deutsche getroffen, die in der Enteignung der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Gildenhäuser der deutschen Kaufmannschaft ihren Ausdruck fanden, und geradezu als eine Provokation zu betrachten sind. Auch dieses unberechtigte Vorgehen wird letzten Endes nur zu einem noch festeren Zusammenhalten des Deutschtums im Baltikum führen, dessen zäher Wille sich gegen die noch so starken lettischen Übergriffe im Laufe von fast zwei Jahrzehnten immer wieder behauptet hat.

Anläßlich des Jahreswechsels richtete Präsident Roosevelt eine Botschaft an den amerikanischen Bundeskongreß, in der er die Periode der Dollardiplomatie für beendet erklärte und sich zur Fortsetzung der von ihm vertretenen Neutralitätspolitik nach außen bekannte. Er setzte sich dabei auch mit seinen innerpolitischen Gegnern aus dem republikanischen Lager, die gegen ihn den Vorwurf der Diktaturabsichten erheben, sowie mit den Regierungsformen, die nicht auf dem Boden der Demokratie stehen, auseinander. Wenige Tage nach dieser Rede erteilte Roosevelt ein großes Mißgeschick, indem das amerikanische oberste Bundesgericht, ebenso wie bei der Niragesetzgebung, das von ihm ins Leben gerufene Gesetz zur Behebung der Agrarkrise für verfassungswidrig erklärte, wodurch die Existenz von Millionen von Farmern, die von staatlicher Seite finanzielle Beihilfen bekamen, als stark gefährdet erscheint.

Der in Brasilien niedergeschlagene bolschewistische Aufstand trug dazu bei, daß auch andere südamerikanische Staaten Vorkehrungsmaßnahmen gegen die immer stärker sich ausbreitende bolschewistische Wühlarbeit unternahmen. Die Untersuchung, die die Regierung von Uruguay gegen die kommunistischen Propagandazellen führte, ergab, daß durch die Sowjetgesandtschaft in Montevideo der bolschewistische Aufstand in Brasilien mit großen Summen finanziert worden war. Die Regierung von Uruguay, die mit der Regierung von Brasilien in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis steht, sah sich daher gezwungen, dem sowjetrussischen Botschafter in Montevideo die Pässe zuzustellen und ihren Gesandten in Moskau abzuberufen. Auf die von seiten Sowjetrußlands erhobenen Vorstellungen erteilte die uruguayische Regierung eine ausführliche Antwortnote zur Begründung ihres Schrittes, in welcher unter anderem Auszüge aus einem Referat wiedergegeben werden, das der holländische Delegierte van Maine auf dem VII. Kongreß der III. Internationale über Südamerika hielt, in dem sich folgende Sätze finden:

„Wir haben ein Programm und ein festes Ziel, die Weltrevolution. Wir haben revolutionäre Kampfkraft. In der Sowjetunion haben wir eine Weltpartei, nämlich den internationalen Bolschewismus, dessen einziger und oberster Führer „der große Stalin" ist. Zwischen der III. Internationale und der Sowjetregierung kann keine Trennungslinie gezogen werden. In der Sowjetunion gibt es keine andere Ideologie wie die von der Sowjetregierung zugelassene Partei und wie die von der Regierung verkündete Ideologie.

... So sind kommunistische Partei und Sowjetregierung miteinander verschmolzen, sie sind eins, nur ihre Entwicklung ist verschieden, nur in der Art der Arbeit unterscheiden sie sich voneinander. Die eine arbeitet unter dem Namen Partei auf dem Gebiete der inneren und der internationalen Propaganda, die andere ist rein staatliche Autorität."

Eine bessere Erläuterung über die Struktur des Bolschewismus ist kaum denkbar. Sie zeigt das wahre Gesicht der Sowjetunion und straft die Äußerungen bolschewistischer Politiker über die „friedlichen Absichten Moskaus" Lügen. In Südamerika hat man ebenso wie in Deutschland die wahren Bestrebungen Sowjetrußlands erkannt, und es wird

Digitized by Google

sich zeigen, wie lange die übrige Welt noch braucht, um den Bolschewismus ohne Maske zu erkennen.

Abgeschlossen am 15. Januar 1936.

C. v. Holst.

Auslandsdeutsche Rundschau

Zu den Vereinbarungen, die während des Prager Katholikentages zwischen der Prager Regierung und den Vertretern des Römischen Männerbundes getroffen wurden, gehörte auch die Zusicherung des politischen Katholizismus, die sudetendeutschen Parteien zur Unterstützung der Prager Regierungspolitik zu gewinnen, soweit auf sie der politische Katholizismus Einfluß hat. Schon kurze Zeit darauf nahm die deutsche Christlichsoziale Volkspartei einen Richtungswechsel vor und schwenkte mit der Begründung, daß die Prager Außenpolitik in der Linie der europäischen Friedenspolitik läge, in die Front der tschechischen Regierungsparteien ein. Ihr Kampfgeist richtet sich heute gegen das „Neuheidentum, das die Kultur des Abendlandes bedroht" — nicht der Bolschewismus (!!) — und gegen die Sudetendeutsche Partei Konrad Henleins, deren Wahlsieg die Lage des Sudetendeutschtums nur „verschärft" habe. Es war daher nicht überraschend, daß das sudetendeutsche Zentrum bei der Wahl des neuen tschechoslowakischen Staatspräsidenten den Freimaurer Dr. Eduard Benesch, der sowohl das Bündnis mit den Bolschewiken, als auch mit dem Römischen Männerbund abgeschlossen hat, wählte. In Auswirkung des Prager Katholikentag-Abkommens, das ja auch die Annäherung Prag—Wien vorbereitete, kam es während des Besuches des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Schuschnigg auch zu einer Unterredung zwischen ihm und den Vertretern des sudetendeutschen Zentrums, bei der wahrscheinlich über Fragen der innigeren Zusammenarbeit gesprochen wurde. Jedenfalls haben die Tschechen, die jedes Zusammentreffen sudetendeutscher Politiker mit ausländischen Staatsmännern als nahe am Hochverrat werten, gegen diesen Programmpunkt der Schuschniggreise keinen Einspruch erhoben.

Das Sudetendeutschtum selbst nahm an der Schuschniggreise ziemlich geringen Anteil, es sieht in ihm den Repräsentanten des politischen Katholizismus, den es ebenso ablehnt wie den Bolschewismus. Es hat wohl auch Kenntnis von der österreichischen Wirtschaftslage, die ihm nicht gerade den besonderen Segen Gottes verrät. Das Jahresende hat ihm eine bedeutende Verschlechterung seiner eigenen Wirtschaftslage gebracht. Die Zahl der Erwerbslosen im Staate ist auf über 800 000 gestiegen, von denen weit mehr als 50 v. H. Sudetendeutsche sind. Der folgende Situationsbericht aus dem Grenzgebiet kann ruhig verallgemeinert werden:

Im Notstandsgebiete des böhmischen Niederlandes bilden die Gemeinden Georgswalde und Filippsdorf ein besonderes Elendsbecken. Die Hauptursachen an der erschreckenden Not sind neben den Auswirkungen der allgemeinen Krise vor allem die besonderen Verhältnisse der zwei Grenzgemeinden. Wir lassen Zahlen sprechen: Von den rund 10 000 Einwohnern beider Orte waren im Jahre 1928 bei der Krankenkasse 2 200 pflichtversichert, 122 gehörten ihr als freiwillige Mitglieder an. Von den Pflichtversicherten fanden 1 800 Personen Arbeit in den größeren Betrieben von Georgswalde, während die übrigen in kleineren Unternehmungen und im Gewerbe als Arbeitnehmer tätig waren. Zu diesen 2 300 Berufstätigen kamen noch ungefähr 2 350 sogenannte Grenzgänger, so daß sich für 1928 noch ein Stand von 4 700 Arbeitnehmern ergab. Arbeitslos waren in Georgswalde weniger als 500, in Filippsdorf weniger als 200 Personen. Der Durchschnittstagesverdienst bewegte sich um die 25 Kc.

Ende 1934 betrug der Pflichtversichertenbestand bei der Krankenkasse nur mehr 1350 Personen; freiwillige Mitglieder zählte die Anstalt dagegen nun 538. Von den Pflichtversicherten arbeitet der weitaus größte Teil in Wechselschicht, d. h. sie stehen einige Wochen in Arbeit und wechseln dann mit anderen Kameraden. Die übrigen sind fast ausschließlich Kurzarbeiter.

Die Zahl der Grenzgänger verringerte sich seit 1928 von 2350 um 2200 auf

Digitized by Google

150. Für diese in Deutschland Entlassenen besteht auf weite Sicht hinaus überhaupt keine Möglichkeit, wieder in die Arbeit eingestellt zu werden, wenn nicht der Staat die Frage des Grenzgängerwesens durch entsprechende Verhandlungen mit Deutschland löst; denn die ortsansässige Industrie wäre auch bei Hochkunjunktur nicht in der Lage, einen größeren Bruchteil dieser Grenzgänger in ihren Betrieben zu beschäftigen.

Georgswalde und Filippsdorf zählen heute ungefähr 3100 angemeldete Arbeitslose ohne die rund 230 Jugendlichen, die überhaupt noch nicht im Arbeitsprozeß standen. Von diesen 3100 Leuten stehen 800 im Genusse der Gewerkschaftsunterstützung und des Staatsbeitrages, 1570 beziehen die Czech-Karte, d. h. sie erhalten pro Woche Lebensmittel im Werte von 10 Kč bzw. 20 Kč, wenn sie verheiratet sind (10 Kč sind 1,25 RM.) und 670 Arbeitslose blieben ohne jegliche Unterstützung.

In ein anderes Verhältnis gebracht: 3100 Arbeitslose entsprechen 31 v. H. der gesamten Einwohnerschaft oder 68 v. H. der gesamten Arbeiterschaft.

Dabei ist der Tagesverdienst eines Vollarbeiters auf durchschnittlich 16 bis 18 Kč gesunken! Der Verdienst der wenigen Heimarbeiter beläuft sich bei angestrengtester Tätigkeit auf 30 bis 60 Kč in der Woche, langt also nicht einmal aus, um ihnen die Krankenversicherung nach dem Gesetze zu sichern. In den vorstehenden Ziffern spiegelt sich zugleich der Verfall der sudetendeutschen Industrie, die die Textil-, Eisen-, Metall- und die Holzbranche umfaßt. Die noch bestehenden Betriebe können nur unter größten Opfern teilweise aufrecht erhalten werden. Die Belegschaft und die Arbeitszeiten sind ganz erschreckend vermindert. Feierschichten in der Dauer mehrerer Wochen sind häufig.

Gleich trostlos liegen die Dinge bei Handel und Gewerbe. Die gewaltigen Arbeitslosenziffern und der erschreckende Rückgang des Verdienstes bei den noch in Beschäftigung Stehenden lassen überhaupt keine oder doch nur solche Ausgaben zu, die gerade nur zur Erhaltung des nackten Daseins unbedingt erforderlich sind. Dies und der Umstand, daß der Grenz- und Fremdenverkehr nahezu ganz aufgehört haben, führten dazu, daß der Gewerbetreibende und der Kaufmann beinahe überflüssig geworden sind. Exekutionen und Feilbietungen sind zur täglichen Erscheinung geworden.

Welches Niveau die Lebenshaltung erreicht hat, geht daraus hervor, daß der Verbrauch von Brot- und Konsumgebäck seit 1928 um 40 bzw. 50 v. H. gesunken ist, und daß im Bäckergewerbe von ehedem 22 Gehilfen wegen Beschäftigungsmangel entlassen werden mußten. Besonders in Mitleidenschaft gezogen ist auch das Gastgewerbe, das in Georgswalde und Filippsdorf ganz auf Grenz- und Fremdenverkehr zugeschnitten ist (77 Gaststätten auf 10 000 Einwohner). Die schwierigen politischen Verhältnisse führten gerade hier zu einer fast gänzlichen Absperrung der Grenzen.

Aber nicht nur das Gastgewerbe leidet unter diesen Verhältnissen so schwer, sondern die Gemeinden selbst haben gleichfalls ganz außerordentlich hohe Ausfälle in den Erträgen zu verzeichnen. Es betrugen die Mindereinnahmen gegen das Jahr 1928 in Georgswalde im Jahre 1934 an Lustbarkeitsabgaben Kč 16 300 oder 63 v. H., an Getränkeabgaben Kč 50 750 oder 39½ v. H. In Filippsdorf betrugen sie gegenüber dem Jahre 1929 an Lustbarkeitsabgaben Kč 37 350 oder 64½ v. H., an Getränkeabgaben Kč 17 700 oder 32 v. H.

Daß die geschilderte Not natürlich auch in dem Gesundheitszustande der Bewohner, besonders aber der Kinder ihren Ausdruck finden muß, ist selbstverständlich. Genaue Erhebungen an den schulpflichtigen Kindern sind im Zuge. Über das niederschmetternde Ergebnis bestehen aber schon heute keine Zweifel mehr.

Nicht minder erschütternd als die Zahlen sudetendeutscher Wirtschaftsnot, ist die Auswirkung der tschechischen Entnationalisierungspolitik. In Konstantinsbad wurde vor fünf Jahren eine tschechische Minderheitsschule errichtet, die von zehn bis fünfzehn deutschen und höchstens drei bis fünf tschechischen Schulkindern besucht wird. Welche Erfolge der Unterricht in dieser Schule hat, zeigt die Bewerbungskarte eines deutschen Mädchens, die um einen Posten nachsuchte. Die Karte hat folgenden Wortlaut:

Digitized by Google

Sehr Geährte Frau H.

— am XX. t.

Da Ich durch eine Frau Erfahre bei Inen ein Mädschen aufgenomen wurde, Du Ich mich Erkundige ob Ich ankomen kann, XV jahre Zimlich stark. Deutsch, etwas Tschechisch gespräch kante. Auch guhtern Familien stand. Ich Ersuche Sie um sofortige rügantwort Miet welchen bedingnisen aufgenohmen werde. — gleich Einträhten möchte. Zu guhten Dienste stehe. Achtungsv. M. G. — Nochmahl Ersuche Sie um sehr baldige rükantwohrt.

◆

Unter dem Vorwand wirtschaftlicher Neuordnung hat die lettische Regierung einen neuen Schlag gegen das Deutschtum in Lettland geführt, durch den es seiner viele hundert Jahre alten Kaufmanns- und Gewerbeorganisationen und der alten Gildehäuser in Riga mit ihren zahlreichen, wohltätigen Zwecken dienenden Gebäuden beraubt wurde. Für die Trauer, die die ganze deutsche Volksgruppe über den Verlust ihres uralten Gemeinschaftsbesitzes empfindet, hat die lettische Presse nichts als Hohn und Spott übrig. Zugleich geht eine neue Deutschenhetze durch die lettischen Blätter. Es gibt kaum eine Emigrantenlüge, die von den lettischen Zeitungen nicht in großer Aufmachung veröffentlicht wird. Über die neue Kampagne der lettischen Presse wird dem „V. B." berichtet:

Besonderer Erwähnung bedarf die große lettische Zeitung „Jaunakas Sinas", die eine unter dem Decknamen „Nordicus" gezeichnete Serie, sichtlich von offiziellen lettischen Stellen inspirierter Aufsätze, brachte. Diese Artikelreihe, die sich zunächst über eine angeblich lettlandfeindliche Haltung der reichsdeutschen Presse, sowie über einige in Deutschland erschienene Bücher, die sich mit dem baltischen Deutschtum befassen, empört, ergeht sich dann in plumpen Beschuldigungen und Angriffen gegen die deutsche Volksgruppe in Lettland, die der lettische Verfasser für die Haltung der deutschen Presse und für den Inhalt der oben erwähnten Bücher verantwortlich zu machen versucht. Es wirkt geradezu grotesk, wie man lettischerseits auf Grund lächerlicher Argumente die deutsche Volksgruppe mangelnder Staatstreue und der „Illoyalität" dem lettländischen Staate gegenüber zu bezichtigen versucht, während gleichzeitig die lettische autoritäre Regierung in einer, jedem Rechtsempfinden hohnsprechenden Weise, der deutschen Volksgruppe ein in viele Millionen gehendes Vermögen ohne jegliche Entschädigung zu entreißen im Begriffe ist.

Während die lettische Regierung hier deutlich erkennen läßt, in welch „loyaler" Weise sie die Rechte der deutschen Volksgruppe achtet, stellt sie gleichzeitig an das lettländische Deutschtum das Ansinnen, als Beweis seiner Loyalität, gemeinsam mit den Letten gegen die Feststellungen der deutschen Presse aufzutreten, zu denen die lettische Regierung durch ihr Vorgehen immer wieder Anlaß gibt.

Charakteristisch für die Bestrebungen der lettischen Regierung und für die völlige Verkennung des völkischen Gedankens ist die zum Schluß dieser Artikelreihe erhobene Forderung, daß alle Staatsbürger Lettlands eine gemeinsame Nation bilden sollen.

Man bedenke hierbei, daß etwa 25 v. H. der Bevölkerung aus Nichtletten bestehen. Im Rahmen dieser Nation soll nach dieser lettischen Auffassung wohl jedes einzelne Element sein eigenes Individualleben führen können, in allen Fragen aber, die den Staat oder das Volk berührten, müssen alle Elemente eine Front darstellen. Aus dieser, wenn auch noch reichlich unklaren Formulierung spricht die Tendenz, den Deutschen und den anderen nichtlettischen Volksgruppen das Recht eines eigenen völkischen Daseins abzusprechen. Bei einer derartigen Einstellung ist es allerdings nicht sehr verwunderlich, wenn man lettischerseits die Rechte der deutschen Volksgruppe am eigenen völkischen Vermögen mißachten zu können glaubt.

◆

Am 15. Januar feierten die litauischen Verbände auch im Memelgebiet die Wiederkehr des Einfalles litauischer Banden

Digitized by Google

ins Memelgebiet als „Erhebung der memelländischen Bevölkerung gegen die Gewaltherrschaft der Franzosen". Die memelländische Bevölkerung hatte an diesen Feiern keinen Anteil.

◆

Die deutsche Volksgruppe in Polen beging am 12. Januar ihren ersten Eintopfsonntag. Alle Deutschtumsorganisationen hatten das Deutschtum Polens einmütig zum Eintopfgericht an diesem Sonntag aufgerufen. Die Opfer sollen der Deutschen Nothilfe zur Bekämpfung von Not und Elend zufließen. Erstmalig gingen Angehörige der Mädelgruppen in Ostoberschlesien mit ihren gelben Sammelbüchsen in die deutschen Wohnungen, um die Spende des Eintopfsonntags einzusammeln.

◆

Wenige Tage vor Weihnachten mußten die vier deutschen Volksgenossen aus Eupen-Malmedy Haus und Hof verlassen, die wegen ihres Bekenntnisses zu Heimat und Volkstum im bekannten Brüsseler „Ausbürgerungsprozesse" verurteilt wurden. Obwohl in Brüssel ganz klar und eindeutig erklärt wurde, daß die Ausführung des Urteiles einen dunklen Schatten auf den Weg einer deutsch-belgischen Verständigung werfen müßte, hat sich die belgische Regierung über diese Vorstellung hinweggesetzt. Man weiß heute, daß auf die Vorgänge vor und nach dem Brüsseler Prozeß der politische Katholizismus eingewirkt hat und damit das wahre Gesicht katholischer Völkerverständigung gezeigt hat. Die freiwillige Zurückhaltung der deutschen Presse wurde in Belgien falsch ausgelegt. Man sprach von geringem Interesse des Deutschen Reiches an den deutschen Volksgenossen in Eupen-Malmedy. Gegen diese falsche Auslegung politischer Zurückhaltung im Interesse einer internationalen Völkerverständigung hat der Gauleiter von Köln-Aachen, Grohé, in aller Deutlichkeit Stellung genommen. Er erklärt, für die Deutschen im Gau Köln-Aachen sei es ein besonderes Bedürfnis, am Abschluß eines für Deutschland großen Jahres gerade jener Nachbarvolksgenossen von Eupen-Malmedy und ihrer Leiden zu gedenken und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß sie den Mut nicht sinken lassen, sondern festbleiben und auf die Zukunft und die Gerechtigkeit bauen mögen. Brüssel und Eupen-Malmedy wissen jetzt, daß das deutsche 60-Millionen-Volk den Brüdern in Neu-Belgien die Treue niemals brechen wird. Eine deutsch-belgische Verständigung kann ihren Weg nur über die Achtung der Volkstumsrechte der Eupen-Malmedyer finden.

◆

Das Banatsamt in Neusatz hat völlig überraschend die dortige Ortsgruppe des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes aufgelöst und durch die Polizei das Vermögen und die Bücher beschlagnahmen lassen. Angeblich hatte die Ortsgruppe ihre Satzungen überschritten und eine politische Tätigkeit entfaltet.

Dazu ist folgendes festzustellen: Das amtliche Schreiben gibt keine Einzelheiten an, der Ortsgruppenleitung wurde keine Gelegenheit gegeben, zu den polizeilichen Erhebungen Stellung zu nehmen.

◆

Die Achtung, die das Deutsche Reich fremden Volkstum entgegenbringt und zum Staatsprinzip erhoben hat, müssen wir im Auslande dem deutschen Volkstum gegenüber leider sehr vermissen.

Abgeschlossen 16. Januar 1936.

Dr. Karl Viererbl.

Theater in Berlin

In unserem letzten Monatsbericht der Berliner Bühnen konnten wir auf die zahlreichen Premieren um die Jahreswende hinweisen. Erfreulicherweise sind darunter eine Menge Aufführungen, die, von Verantwortungsbewußtsein getragen, über die Alltäglichkeit des Berliner Theaterbetriebes hinausgingen.

Der Fröhlichkeit des Sylvesters und des kommenden Karnevals trug das

Staatliche Schauspielhaus

im Kleinen Haus mit seiner Premiere von Moretos „Donna Diana" Rechnung. Jürgen Fehling bewies sich dabei nicht

Digitized by Google

nur als ausgezeichneter Regisseur, sondern auch als glücklicher Bearbeiter. Alles lebte hier aus dem Reichtum des Komödiantischen und begeisterte auch das Publikum. Werner Krauß stellte seinen Humor als Perin unter besten Beweis und Maria Bard war als entzückende Donna Diana ein Wirbelwind weiblicher Sentimentalitäten. Auch Paul Hartmann vergaß seinen ersten Helden, obwohl ihn Krauß so launisch damit neckte und begab sich auf eine, wenn auch schwierige, doch erfolgreiche Freite. Traugott Müller gab dem Ganzen die originelle Idee eines märchenhaften Bühnenrahmens.

Den Shakespeare-Spielplan der Berliner Bühnen setzte Heinz Hilpert im

Deutschen Theater

mit dem „Wintermärchen" in der Tieckschen Übersetzung erfolgreich fort. Es war eine Aufführung, die vom Geiste der shakespeareschen Sonette lebte, aber auch auf der anderen Seite des großen Briten komödienhafter Gestaltungskraft gerecht zu werden wußte. Leider ist Theodor Loos überspielt und durch eine Reihe gleichgearteter Rollen etwas schematisch geworden, so daß er erst im zweiten Teil wirklich zu überzeugen verstand. Der Königin Hermione lieh Lil Dagover ihr königliches, bestrickendes Aussehen, doch reichte die schauspielerische Durchdringung noch nicht restlos aus. Wundervoll und immer wieder von neuem begeisternd ist Hedwig Bleibtreu, die aus übervollem Herzen zu verschenken weiß. Der Komödie gaben Bruno Hübner die Landstreicher-Moral, Wilfried Seyferth die pfiffige Beschränktheit und Franz Pfaudler die väterliche Gutmütigkeit. Hingegen wußten weder Ilse Mengel noch Hermann Wedekind die Zauberhaftigkeit dieser jugendlichen Liebe zum Ausdruck zu bringen.

Als zweite Studio-Uraufführung brachten die

Kammerspiele

das Schauspiel „Das Kreuz im Brunnen" von Heinrich Bitsch als Morgenveranstaltung. Der symbolhafte Charakter in der Gestaltung der jüngsten Zeitvergangenheit (1918—1933) fand keinen szenischen Ausdruck und wirkte nur in den dichterischen Stellen, die abseits der Zeitbezogenheit standen. Ernst Karchow leitete die Aufführung mit üblichen Theatermitteln und zeigte daher den Zwiespalt des Werkes noch mehr. Von den hierfür eingesetzten Schauspielern gefielt besonders Herbert Schimkat, ein Schauspieler von Format und Ausdruckskraft.

Das vielgespielte Volksstück „Der Brandner-Kaspar schaut ins Paradies" von Joseph Maria Mutz feierte in der

Volksbühne

seinen Einzug. Man vermißt jedoch in diesem Stück eine größere dichterische Substanz. Der wundervolle Vorwurf, daß die Pfiffigkeit der Bauern selbst den Tod zu überlisten weiß, ist nicht genügend ausgebaut. Die Rahmenhandlung zerflattert. Mit großem Einsatz ging jedoch Paul Hörbiger an die Regie und mit der ganzen liebevollen Eigenart seiner österreichischen Heimat gestaltete er selbst die Rolle des Boanlkramers. Der herrlichen Figur des Brandner-Kaspars gab Josef Sieber alle Schalkhaftigkeit seines Wesens. Nur mit dem Dialekt stand er etwas auf Kriegsfuß. Bei allem aber war die Aufführung von Format und von Caspar Neher bühnenbildnerisch sehr gut gelöst.

Das neueste Werk Friedrich Forsters, das Lustspiel „Die Weiber von Redditz" kam im

Theater am Nollendorfplatz

zur Uraufführung. Forster knüpfte hier wieder an sein bisher bestes Werk „Robinson soll nicht sterben" an, wenn er auch die angeschnittenen Probleme nicht restlos zu Ende führt. Stets aber werden Figuren voll Eigenart und Eigenleben sichtbar, die entzücken und dem Werk jenen Zauber Eichendorffscher Romantik verleihen.

Intendant Bernhard Graf Solms blieb leider in der Besetzung dem Charakter des Lustspiels sehr viel schuldig. Weder Grete Weiser noch Lucie Höflich, obwohl sie ausgezeichnet in ihrer Art, trafen nicht den Ton des Stückes, konnten ihn gar nicht treffen, da ihre Begabung auf einer anderen Linie liegt. Nur Arnim Süssenguth als altes, zittriges Schulmeisterlein ließ den Zauber des Lustspiels verspüren.

Die dritte Bergman-Premiere brachte das

Digitized by Google

Theater in der Saarlandstraße

mit dem „Nobelpreis". Detlef Sierck als Regisseur schwankte jedoch in der Auffassung und brachte so Parodie und Komödie durcheinander. Heinrich George war zwar der Rolle ergeben, mußte aber anderseits auch der Inszenierung gerecht werden. Doch setzte er sich mit der ihm eigenen Vitalität durch. Berta Drews blieb jedoch Karikatur und auch Hugo Schrader war zu einer Verzerrung gezwungen. Den besten Eindruck boten Werner Scharf und Auguste Prasch-Grevenberg. Auch das Bühnenbild von Nina Tokumbet hatte Atmosphäre.

Jürgen von Alten hatte den Mut, das

Schiller-Theater

wieder zu eröffnen. Zwar kündet das Programmheft ein größeres Wollen an, als die Stückwahl der Eröffnung bewies, doch bleibt zu hoffen, daß man sich über die Kompromißlösung mit „Robert und Bertram" von Raeder im klaren ist. Diese Posse bietet für heute keinerlei Anreiz mehr und es bedurfte der kabarettistischen Besetzung mit Ludwig Manfred Lommel und Kurt Vespermann. Wie gesagt ein Kompromiß, von dem wir keinen Nachfolger erhoffen.

Daß die Mottenkiste vom vorigen Jahrhundert anscheinend nicht umzubringen ist, wollte wohl im

Agnes-Straub-Theater

die Prinzipalin mit der Aufnahme von B. Björnsons „Wenn der junge Wein blüht" beweisen. Aber er ist längst verblüht und die Früchte brachten keinen besonders guten Jahrgang. Und selbst die Etikettierung durch Richard Weichert konnte keinen Publikumsgeschmack hervorzaubern. Fünf Mädchen in weißen Spitzenkleidern sind letztlich kein Problem.

In Fortführung des klassischen Repertoires brachte die Straub unter eigener Regie Grillparzers „Medea" und bemühte sich dabei, ihre negroide Vergangenheit wieder in Vergessenheit geraten zu lassen. Zum erstenmal spürte man diesmal die Versprache Grillparzers, aber die eigenwilligen Wege der Straub verhinderten doch eine einheitliche Gestaltung. Warum Hilde Sessak anfängt, die Sprechweise der Straub nachzuahmen, ist unverständlich und auch unerfreulich.

Ein mehrmonatiges Gastspiel gab im Theater „Unter den Linden" die

Thoma-Bühne

und bestritt ihren Spielplan in der Hauptsache mit Werken Anzengrubers. Daneben brachte sie die Uraufführung von Anderl Kerns Volksstück „Der letzte Bauer", das Beruf (oder Berufung) des Priesters zum Thema hat. An Hand eines wahren Vorgangs entwickelt Kern die Handlung, die trotz ihrer Wirkung noch eine stärkere dramaturgische Straffung und Überarbeitung vertragen könnte. In der ausgezeichneten Darstellung standen wieder Max und Bertl Schultes an der Spitze.

Zu Beginn des neuen Jahres veranstaltete die NS.-Kulturgemeinde eine Arbeitstagung, bei der sie die Arbeit von fünf Wanderbühnen zeigte. Der Erfolg dieser Leistungsschau war ein äußerst eindrucksvoller, so daß auch hier die künstlerische Leistung dieser fünf Bühnen gestreift werden mag.

Jede der Bühnen zeigte einen Akt oder einige Szenen aus ihrer augenblicklichen Inszenierung. So aus „Wallenstein" das

Rhein. Städtebundtheater Neuß

den ersten Akt in der Inszenierung des Intendanten Robert Sawallisch. In dem guten Bühnenbild von Wilhelm Terboven zeigte sich eine einheitliche Leistung, die allerdings sprachliche Ausdruckskraft vermissen ließ. Einen Akt der Uraufführung von Rudolf Ahlers „Der Weg ins Eis" brachte die

Niedersächsische Landesbühne Hannover.

Die Inszenierung des Intendanten Walter Hitzmann war jedoch etwas schematisch und blutleer. Man vermißte den hinreißenden Impuls, der eigentlich nur in einer schwankhaften Komik bei der Professoren-Sitzung zu verspüren war. Ganz erfüllt von Temperament und Spielfreudigkeit war hingegen der erste Akt aus dem ebenfalls uraufgeführten Schwank „Petroleum in Poppenbüttel" von Wilfried Wroost, den die

Märkische Bühne

zeigte. Hier war Jugend am Werk; angefangen vom Intendanten Heinz Clahn, über das jugendliche Liebespaar Marie Punessen und Willi Narloch, bis zu

Digitized by Google

Karl Leipold: Dante und Beatrice

Digitized by Google

Digitized by Google

den älteren Hans Werthmann und Lucie Barus. Und mit eben demselben Einsatz war auch die

Landesbühne Ost-Hannover

in dem ernsten niederdeutschen Drama „Bahnmeester Dood" von Hermann Boßdorf in der Inszenierung von Bruno Gerhard am Werk. Bruno Gerhard, Edmunda Voigt und Hermann Müller gaben dem szenischen Bühnenausschnitt dramatische Gestaltungskraft. Einen Sonderbeifall holte sich auch die

Bayerische Landesbühne

mit Szenen aus Lipps „Die Pfingstorgel" in der Inszenierung von C. Delcroix. Hier lebte heimische Atmosphäre und besonders Susi Nicoletti und Otto Arneth waren von entzückender Jugendlichkeit. Die ausgezeichneten Bühnenbilder hatte Georg Heiler entworfen.

Wolf Braumüller.

Theater im Reich

Wir wir bereits einmal festgestellt haben, gehört zur kritischen Beurteilung der gegenwärtigen Theatersituation nicht allein die Beachtung der Bühnen Berlins, vielmehr ist es gerade das Theaterwesen im Reich, mit dem sich zu beschäftigen eine kulturpolitische Notwendigkeit ist. Wenn sich in Berlin das Staatliche Schauspielhaus zur repräsentativsten Bühne Deutschlands emporgearbeitet hat, so ist diese Tatsache verpflichtend auch für die Bühnen im Reich. Nicht daß nun alle Bühnen ebenso spielen müßten wie das Berliner Staatstheater, noch weniger, daß man auf die abwegige Idee käme, den Spielplan dieser Bühne nachzuahmen (eine Menge von solchen Aufführungen haben mit ihren Mißerfolgen diese Instinktlosigkeit bewiesen), vielmehr erwächst aus dieser Tatsache die Verpflichtung, die Szene wieder so form- und werkgerecht zu führen, auszugestalten und zu beleben, daß das Publikum, die öffentliche Meinung, wieder interessiert am Theaterleben wird. Die Bühnen Deutschlands werden sich wieder bemühen müssen, nicht nur ihren guten Willen als Aktivum in die Rechnung zu setzen, sondern ihre Mittel bis zur letzten Möglichkeit im Dienste der Kultur auszunützen, d. h. sich einmal über die Grenzen der eigenen Mittel selbst klar zu werden, um sie dann mit um so größerer Verpflichtung und mit dem ganzen, für das Theater notwendigen Fanatismus einzusetzen.

Die Kultur des deutschen Theaters ist eine Leistungsfrage. Und daher hat die Kritik das Recht und auch die Verantwortung, auf alle zutagetretenden Mängel hinzuweisen. Nur so kann das redliche Bemühen überhaupt einmal zum Ziele geführt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die nachfolgende Übersicht geschehen, so will sie auch bewertet werden.

Die Uraufführung einer Komödie des begabten und hoffnungerweckenden jungen Dramatikers Gert von Klaß brachte das Staatstheater in

Bremen

heraus. „Die Weiber von Weinsberg" (nach der bekannten Historie) ist in seinen Charakteren durchgezeichnet und an köstlichen, humorvollen Situationen überreich. Es lebt etwas von shakespeareschen Narrenweisheit in diesem Stück und macht das Werk daher um so beachtlicher, da es im Augenblick an nichts mehr mangelt als an sauberen und in ihrer Geisteshaltung einwandfreien Komödien und Lustspielen. Das Stück wird bestimmt seinen Weg über die deutschen Bühnen gehen.

Die Aufführung, von Carl Rehder geleitet, war sehr anständig. Die Schauspieler gaben sich ganz dem komödiantischen Spiel hin, wodurch dann auch eine ausgezeichnete Darstellung erreicht wurde, die im Bühnenrahmen von Theodor Schlonski auch Atmosphäre hatte. Eine starke Begabung scheint Ruth Puls im Jugendlich-Komischen zu sein. Schlecht sieht es hingegen mit dem jugendlichen Helden (Gert Keller) aus.

Mit der Uraufführung von Christian D. Grabbes Tragödie „Herzog Theodor von Gothland" in der Bühnenbearbeitung von Rolf Lauckner wagte sich das Stadttheater in

Dortmund

an ein äußerst schwieriges und problematisches Bühnenwerk heran. Hier mußte der gute Wille die fehlenden Mittel er-

Digitized by Google

setzen, was aber nicht gelang und dem Publikum auch nicht zugemutet werden kann. Grabbe hat auch dieses wie die meisten seiner Bühnenwerke aus einer gewaltigen dichterischen Vision heraus geschrieben, ohne im mindesten auf die Gesetzmäßigkeit der Bühne Rücksicht zu nehmen. Die Idee ist hier weder vom Dichter, noch von seinem Bearbeiter, noch von der Aufführung her irgendwie als gestaltetes Kunstwerk zum Ausdruck gebracht worden.

Hans Tannert, der die Regie leitete, hatte sich keinen Aufbau zurechtgelegt und verlor sich dadurch in Einzelheiten. Das Bühnenbild von Fritz Mahnke war hierin zwar konsequenter, blieb aber in einer falschen Vorstellung verhaftet und wurde dadurch schematisch. Immer mehr drückte das Düstere des Bühnenbildes auf die Beschauer, bis diese sich, durch die immer zerfahrener werdende Darstellung enttäuscht, einem ironischen Humor hingaben. Besonders die Titelrolle durch Ulrich Foltmar ein Verkennen des Werkes und sein mimischer Psychologisierungsversuch war eine qualvolle Marter. Behaupten konnte sich in dem umfangreichen Ensemble nur Willy Rösner, der seine körperliche Vitalität ganz seinem Neger Berdoa lieh und dadurch auch menschlich als einziger wesentlich in Erscheinung trat.

Dem jungen Dramatiker Wolf Sluyterman von Langeweyda gab das Schauspielhaus

Essen

die Möglichkeit für das restlose Erkennen seines Schauspiels „Gefreiter Schwaak", das eine Episode aus den Kämpfen vor Verdun darstellt. Das Sudelstück „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk" von Brod und Reimann nach Hasek hat hier wohl den Anstoß dazu gegeben. Es weist auf die Kluft zwischen Front und Etappe hin und zeigt einen Soldaten, der, um an der Front bei seinen Kameraden bleiben zu können, einen Divisionsbefehl, der ihn nach der Etappe zurückbeordert, nicht ausführt. Vielmehr rettet er in einer richtigen Kampfphase durch Mut, Tapferkeit und Bereitschaft einer Anzahl seiner Kameraden das Leben, führt dadurch eine strategische Entscheidung zugunsten der Deutschen herbei, wird aber schwer verwundet. In der Entscheidung stehen sich Soldat und Militär gegenüber, bis der Major erkennt, daß es im Menschlichen noch etwas Höheres gibt als Regiments- und Kriegsgerichts-Artikel und die Verhandlung gegen den Gefreiten Schwaak verhindert.

Intendant Alfred Noller hat sich mit viel Umsicht selbst um die Regie bemüht. Er traf den Ton des Stückes ebenso richtig, wie Rochus Gliese eine echte Atmosphäre in seinen Bühnenbildern hervorrief. Hier war der Krieg nicht sensationsgierig oder sentimental wiedergegeben, vielmehr lebte alles, war alles mit einbezogen in die Handlung, so daß eine reale Tatsache entstand, die die Besucher zum Mitgehen zwingt. Die Titelrolle spielte Hans Joachim Recknitz mit Können und treuer Hingabe.

Immer wieder versuchen Dramatiker im Gestalten von Genie-Dramen und besonders das Leben Heinrich von Kleists bildet vor allem hierzu den Vorwurf. Das Theater der Stadt

Frankfurt/Oder

brachte das neueste Werk Josef Buchhorns zur Aufführung, das die letzten vier Lebensjahre Kleists zu verdichten und zu gestalten versucht. Daß eine letztgültige Lösung nicht gefunden worden ist, liegt nicht an Buchhorn, vielmehr überhaupt an der Thematik. Man kann das Lebenswerk Kleists, das geschriebene Wort, nicht zu einer dramatischen Handlung umgestalten. Was Buchhorn mit seiner Tragödie übermittelt, ist der Mensch Kleist im Drang seiner dichterischen Intuition und im Kampf um die Verwirklichung seiner Sehnsucht vom großen Deutschland. Da sich das Drama biographisch entwickelt, leidet es hin und wieder an einer zu epischen Gestaltung.

Intendant Karl Striebeck verstand eine geschlossene Aufführung zu leiten, die ebenso im wichtigen Einsatz der Schauspieler wie in einer einfachen aber sauberen Bühnengestaltung zum Ausdruck kam. In Richard Hennerberg als Kleist zeigte sich ein wandlungsfähiger und einsatzbereiter Schauspieler, der äußerlich zwar nicht der Vorstellung dieser Rolle entsprach, der aber menschlich zu fesseln und zu überzeugen wußte.

Anläßlich der Gau-Kulturtagung des Gaues Kurmark brachte auch das Schauspielhaus

Digitized by Google

Potsdam

Buchhorns Tragödie zur Festaufführung. Die Darstellung, von Intendant Paul Medenwaldt geleitet, war ausgezeichnet und infolge eines besseren Ensembles im Vergleich zu Frankfurt/Oder auch in seiner Wirkung stärker. Dazu hatte Medenwaldt im richtigen Gefühl für das Stück Streichungen vorgenommen, die der ganzen Aufführung zugute kamen. Der Gestalter des Kleist, Karl Grytzmann, war einheitlich, doch etwas zurückhaltend. Der Mangel an sprachlicher Ausdruckskraft war hier zu verspüren. Als guter Charakterspieler bewies sich Walter Luderer, der die schwierige und leicht zu Übertreibungen verleitende Rolle des Major Kleist mit sympathischen Mitteln zu verkörpern wußte.

Mit dem Schauspiel „Die ewige Melodie" des Deutschschweizers Wilhelm Alfred Imperatori brachte das Stadttheater

Greifswald

in dieser Spielzeit eine Uraufführung. Die ewige Melodie, das ist das persönliche Schicksal in Einklang mit einem höheren Rhythmus zu bringen, ist ein beachtliches Werk, das zwar noch dem Naturalismus verhaftet ist, aber trotzdem ein starkes Gestaltungsbemühen aufweist. Der Vorwurf ist jedoch in seinem Milieu zu eng begrenzt, so daß die ewige Melodie, das Zusammentönen mit dem All der Welt, noch nicht restlos Form gewonnen hat.

Spielleiter Heinz Jamin stellte die Darstellung auf eine klare und einfache Grundlinie. Die Mittel erlaubten jedoch vielfach nur eine Andeutung der Probleme. In Angela Osterloh zeigte sich die beste Kraft des Ensembles.

Greifswald ist eines jener Theater, das durchschnittlich drei Premieren in der Woche herausbringen muß. Dieser Arbeitsverschleiß muß sich notgedrungen auf die Leistung auswirken. Hier wäre die Frage zu beantworten, ob es notwendig ist, daß in dem Theater täglich gespielt wird. Das Theater besitzt zahlenmäßig gar nicht das Publikum, um seine Arbeit künstlerisch wie kulturell zur Auswertung zu bringen. Mit drei Proben, wobei die erste Bühnenprobe meist Premiere ist, kann man keine kulturelle Leistung vollbringen und die Arbeitsbereitschaft der Mitwirkenden wird für eine Illusion abgenützt.

Eine feinsinnige und dichterische Komödie hat Paul Schurek mit seiner „Blauen Tulpe" geschrieben, die das Staatliche Schauspielhaus

Hamburg

zur Uraufführung brachte. Die holländische Tulpenspekulation des Jahres 1637 ist hier der Vorwurf. Die Wege menschlicher Verirrungen sind dabei aufgezeigt und komödienhaft beleuchtet. Paul Schureks Werk ist eine Dichtung, wird aber in ihrem dramatischen Aufbau den Gesetzen der Bühne nicht ganz gerecht. Eine dramaturgische Überarbeitung könnte die zu starke Betulichkeit der einzelnen Szenen mildern. Immerhin aber ist diese Komödie ein erfreuliches und begrüßenswertes Ergebnis des zeitgenössischen dramatischen Schaffens.

Günter Haenel hat mit viel Liebe seine Inszenierung durchgeführt und den dichterischen Gehalt in einer wundervollen Atmosphäre zum Ausdruck gebracht. Heinz Daniels Bühnenbilder verstärkten diesen Eindruck auf das glücklichste. Das Staatliche Schauspielhaus Hamburg besitzt dazu eine Reihe von schauspielerischen Kräften, die von sich aus schon die Gewähr einer einwandfreien künstlerischen Gestaltung leisten. So waren Gustav Knuth, Willy Grill, Werner Hinz und Willy Favart die Hauptvertreter der männlichen Rollen. Auch die Eigenart von Else Knott berührte sympathisch, doch müßte man sie erst in mehreren Rollen sehen, um sie näher beurteilen zu können.

Eine besondere Aufgabe stellten sich die Städtischen Bühnen

Köln

mit der Erstaufführung von Eberhard Königs dramatischem Heldengedicht „Wieland der Schmied". Das Werk, aus der Nordlandsage geboren, zeigte einen starken Gestaltungswillen, der szenisch geformt, sprachlich aber noch uneinheitlich ist. Die teilweise eingestreuten lyrischen Sentenzen sind dem Werk gegenüber zu abwegig und stören den einheitlichen Charakter. Dabei ist das Werk aber zweifellos eine dichterische Angelegenheit, die man gerne zur Debatte gestellt sieht.

Die Schwierigkeit des Werkes, vor allem der Anspruch an die Schauspieler,

Digitized by Google

zeigte sich an der Aufführung. Die konventionelle, naturalistische Erstarrung der Bühnenkunst gestattet kaum mehr eine andersgeartete Dramatik. Es fehlt die Härte, die Unbezwinglichkeit, wenn es an die Darstellung von Gestalten geht, die nicht aus einer psychologischen Entwicklung heraus geboren sind. Die Monumentalität von Sagengestalten, die keineswegs schematisch zu sein braucht, findet keine Überzeugung mehr durch den Schauspieler.

Richard Dornseiffs Regie beschränkte sich daher auf den rein visuellen Eindruck und fand dabei in den Bühnenbildern von Alf Björn eine starke und wirksame Unterstützung. Den Versuch zu einer gigantischen Auffassung machte Dorothea Neff, doch reichte die sprachliche Meisterung nicht aus. Am einheitlichsten war Josef Keim, wenn auch nicht im letztgültigen Charakter der Rolle. Dem Wieland lieh Ernst Wilhelm Borchert wohl jugendliches Temperament, doch mangelte es an der Kraft der Übertragung. Gerda Maria Terno war eine Fehlbesetzung, die um ihrer Begabung willen zu bedauern ist.

Das neueste Werk von Sigmund Graff, das Lustspiel „Anna und Adalbert" brachte nach der Bremer Uraufführung das Schauspielhaus

Leipzig

zur Aufführung. Das Lustspiel macht jedoch den Eindruck, als ob es nach der Machtübernahme neu überarbeitet worden wäre. Das Problem der Arbeitslosigkeit zum Lustspiel-Thema zu verwenden, ist überdies peinlich, noch mehr sogar, wenn es nur für eine schwankhafte Situationskomik herhalten muß.

Rudolf Jugert hielt sich in seiner Regie an diese Tatsache und gab dem Publikum eine lachfreudige Unterhaltung. Helmut Käutner gab seinem Adalbert eine psychologische Beschränktheit, die der Komik nicht entbehrte. Daß die alte Wehrhahn-Figur immer noch nachgeahmt wird, bewies als Dichter Sigmund Graff und als Schauspieler Walter Weymann. Eine skurrile Charaktertype war Robert Zimmermann.

Eine interessante Aufführung mit Friedrich Billerbeck-Gentz' Schauspiel „Francis Bacon" brachten die Städtischen Bühnen

Lübeck.

Das Werk hat den Gewissenskonflikt Francis Bacons über seine Verurteilung des Grafen Esser zum Vorwurf, streift dabei auch die Shakespeare-Bacon-Theorie und gibt mit der Nebenbehandlung des Juden Sympson einen Versuch der dramatischen Gestaltung des Judenproblems. Man spürt ein sprachliches Ausdrucksvermögen, das sich wohl noch in Phisosophismen verliert, dabei aber doch eine überzeugende Bildhaftigkeit besitzt. Noch uneinheitlich ist der szenische Aufbau, doch würde sich eine Überarbeitung durchaus lohnen, weil unbedingt eine Kraft in diesem Schauspiel spürbar ist.

Intendant Robert Bürkner war auch mit großem Einsatz bei seiner Inszenierung. Die etwas zerflatternden Szenen des ersten Teiles wurden im letzten Akt durch eine formende Gestaltung wieder ausgeglichen. Szenisch war es dabei durch die Bühnenbilder Friedhelm Strengers glücklich gelöst. Hans König in der Titelrolle legte sich zu stark auf Pathos der alten Schule. Ausgezeichnet war die Gestaltung des Juden Sympson durch Friedrich Carlmayr. Ebenfalls Beachtung verdient Tilly Musäus.

Das vielgespielte „Glas Wasser" von Scribe fand auch in

München

sein Publikum und ziert immer wieder den Spielplan des Residenztheaters. Da man über das Stück leichten Herzens hinweggehen kann, bleibt nur über die Darstellung zu berichten. Die Aufführung war bereits etwas überspielt, doch zeigte sie immer noch schauspielerisches Können. Vor allem konnte man an Gefion Helmke (Königin) auch die Begabung für das lustige Genre feststellen. Eine reizende Interpretation, schelmisch und schalkhaft und bezaubernd in ihrer Art. Hertha Hagen als Intrigantin von mannweiblicher Beschaffenheit. Albert Fischel als Bolingbroke etwas weich und weiblich-charmant. Kunibert Gensichen der knabenhafte Masham. Hans Schweikart gab seiner Inszenierung den unbeschwerten Lustspielton.

In den Kammerspielen im Schauspielhaus inszenierte Direktor Otto Falckenberg die Uraufführung von A. J. Lippls „Der Passauer Wolf" mit großem Erfolg. Die engere Heimat Lippls kommt dabei

Digitized by Google

zu einer feinen, stimmungsvollen Wiedergabe und läßt sogar über die epischen Längen und die geringe dramatische Handlung hinwegsehen. Eduard Sturm entwarf dazu übereinstimmende Bühnenbilder von farbiger Fröhlichkeit.

Eine ausgezeichnete Darstellung fand das junge Liebespaar in Richard Häußler und Eva Lissa. Richard Häußler voll inneren Reichtums, verschenkte mit beinahe scheuer Zurückhaltung die feine Lyrik seiner Rolle. Und Eva Lissa war von entzückender Menschlichkeit. Eine Begabung, die Beachtung verdient. Köstlich in seiner Art Theodor Danegger und von herrlicher Tragikomik Willen Holsboer.

Wolf Braumüller.

Filmschau

Dr. Arnold Fanck, der in die ermüdeten Städte seinen sportlich-gesunden Ruf: „Zurück zur Natur!“ unbekümmert erschallen ließ, schnürt sein Bündel, um nach Japan zu fahren und dort einen Film zu drehen.

Expeditionsfilme sind nichts Neues, aber hier handelt es sich doch um eine ganz besondere Angelegenheit. Fanck, Meister des großen Filmgemäldes und eines der größten Photographiertalente der Gegenwart, will nicht nur das einzig schöne Nippon in seine Kamera zaubern — es gibt anderswo gleichschöne Länder — sondern er will dort einen deutsch-japanischen Gemeinschaftsfilm drehen, der die weltanschaulichen und sittlichen Grundlagen beider Völker vergleicht.

Leichter als sonst fließt dieser Film-Monatsbericht aus der Feder. Ein paar Filme sind diese Weihnacht aufgetaucht, die Sterne für die Zukunft werden können. Und mit Befriedigung empfindet man, daß die nüchterne Rentabilitätskalkulation selbst für Filme mit Haltung und Charakter immer mehr zu haben ist. — Sind wir da nicht auf dem Wege, mit den Waffen der Überzeugung einen schönen Sieg zu erringen? Immer wieder liest man in den Film-Fachzeitungen, daß viele europäische und außereuropäische Länder Filmamerika müde wurden. Sie haben recht — Toujours perdrix, keiner kann das aushalten!

Nicht der Fabrikation, sondern dem Experiment gilt unsere ganze Liebe. Die Könner sind immer ihre eigenen Wege gegangen. Da hat sich der Mitregisseur des „Schimmelreiter“, Kurt Oertel, aufgemacht und mit den bescheidensten Geldmitteln eine Novelle von Storm: „Pole Poppenspäler“ verfilmt. Man merkt dem Tausendmeterfilm an, wie gespart werden mußte. Doch der Wille triumphiert. Dieser Novellen-Film ringt um einen ganz neuen Stil. Zeiträume müssen durch ein oder zwei sinnvolle Bilder überbrückt werden. Das Symbolhafte wird stark in den Vordergrund gedrückt. Ein Anfang, bestimmt erst ein Anfang. Aber hüten wir den wagemutigen Einzelgänger!

In einer Sonderklasse rangiert der Film: „Der höhere Befehl“. Ein Militärthema, an dem große, einfache und edle Gefühle am leichtesten und prägnantesten aufzuzeigen sind. Der Film spielt etwa um das Jahr 1809. Ein preußischer Rittmeister, dessen Land zur Zeit mit Napoleon verbündet ist, tritt für einen englischen Gesandten, dessen Land mit Napoleon in Feindschaft liegt, ein. Ein Yorck-Thema! Der höhere Befehl ist der, den das Vaterland allein ausgeben kann! Eine gute Rolle für Carl Ludwig Diehl — die wandelnde, pathoslose Prägnanz, ein Kant im Offiziersrock. Der Film ist voller Spannungen. Interessante Typen beleben die Bilder. Wundervoll die Gegenspielerin des C. L. Diehl: Lil Dagover als französische Spionin. Diesem Film auf dem Fuße folgt: „Schwarze Rosen“. Episode aus den finnischen Freiheitskämpfen. Mit Lilian Harvey und Willy Fritsch. Dieser Film zeigt ganz deutlich, wie wir Deutsche zu unserem Bengali-Film gelangen können ... nämlich, wenn wir der Stimme unseres Blutes lauschen und gehorchen. Kraft, Überzeugungstreue, Hingerissenheit, das sind die Bausteine für diese Filme. Ja, in dem Momente, wo Willy Fritsch, der einmal zeigen konnte, was in ihm steckt, im Theater seine zündende Freiheitsrede an den russischen Gouverneur hält („Herr Gouverneur!“ — allen hallt diese Anrede noch heute in den Ohren), haben wir sekundenlang ein großes Ziel bereits erreicht! Willy Birgel als Gouverneur ist das Vorbild eines zurückhaltenden Charakterspieler. Das Wettrennen zwischen Harvey und Gouverneur dürfte kaum ein amerikanischer Kamerakünstler überbieten können. — Ein Film, von der „Bavaria“

Digitized by Google

herausgegeben, heißt „Henker, Frauen und Soldaten“, mit Hans Albers in der Hauptrolle. Hier scheint er kein Hindernis mehr zu kennen. Es ist das Jahr 1918. Ohne zu landen, fliegt er von Palästina nach Königsberg. Zu jener Zeit eine Leistung, die ans Wunderbare grenzen dürfte! Dann entflieht er seinem Widersacher durchs Fenster. Draußen steht — o hilfreiche Muse des Kientopps! — ein gesatteltes Pferd, auf das er springt und mit dem er losgaloppiert. Nun rast er die russische Front entlang, man hat das Gefühl, als ob die ganze russische Armee auf Albers schießt — aber was macht das unserem Helden! ... Gewiß, die Filmsuppe muß Salz haben, aber allzuviel Würze macht sie ungenießbar. — Ein größerer Gegensatz als zwischen diesem Prack-Albers und dem „Studenten von Prag“ kann kaum gefunden werden. Der krankhaften Mystik Hanns Heinz Ewers'scher Gedankenwelt ist dieses Stück entsprungen, das, was nicht geleugnet werden darf, schon zweimal und zwar mit Paul Wegener und Conrad Veidt, seine große Filmgeeignetheit unter Beweis stellte. Hier mit Adolf Wohlbrück haben wir die letzte und schwächste Fassung. Einsam irrt Balduin-Wohlbrück durch die Gassen von Prag, unendlich verlassen, nicht nur vom Glück, sondern auch — von seinem Regisseur. Mehr oder weniger sinnlos ist alles geworden, da das uralte Mephisto-Seelenverkäufer-thema — wirklich des Pudels Kern — hier völlig unter den Tisch gefallen ist. Daß dieser diabolische Dr. Carpis — Hypnotiseur von hohen Graden — mit dem Studenten so viel Umstände macht, bloß um ihn von der Geliebten zu entfernen, ist nicht glaubhaft. Carpis kann das doch viel einfacher haben, indem er die zarte Julia mit seinem original-diabolischen Blicke direkt bannt. Diese Seelenspaltung zwischen der „Welt der Sinnenlust und des Seelenfriedens“, die sich beim Studenten von Prag vollzieht, hat jetzt gar keine logischen Fundamente mehr. Sein zweites Ich, scharf unter die Filmlupe genommen, irrt wie ein ertappter plumper Geisterschwindel durch die Bilder. Es ist nicht nur für den diabolischen Doktor, sondern auch für den Zuschauer uninteressant geworden, lediglich ein Kompliment vor der Technik — leider kein geglücktes Kompliment.

Da steht „David Copperfield“, ein Film nach dem Dickens'schen Roman, den die Amerikaner drehten, auf einer anderen Humuserde. Die Erinnerung aus Kindheitstagen wird bei uns wach. Alle sind sie da, die bunten Gestalten, die bösen und guten Menschen und drolligen Originale — durch den Zauber des Films zu neuem Leben erweckt. Der Film ist ein herrlich bewegtes Bilderbuch, eine großartige Illustration zu Dickens' berühmtem Meisterwerk. In Breite und Behaglichkeit rollen die markantesten Szenen des großen Dichterwerkes ab. Nicht das Schicksal selber agiert, aber die Wege des Schicksals werden gezeigt. So kommt es, daß der Film nicht die seelische Entwicklung des jungen Dickens — der Roman ist ja zum größten Teil Selbstbiographie — gibt, sondern sich in der Hauptsache mit dem rein Visuellen begnügt. Wenn auch im ersten Teil des Films, der vom jungen Freddie Bartholomew getragen wird, überraschende Ansätze zu Vertiefungen aufblitzen. „Wozu jedoch das peinliche Gegrübel, was sichtbar ist, ist immerhin nicht übel, sagt ein Dickens kongenialer Dichter, nämlich Wilhelm Busch. Und in der Tat, dieser optische Roman nach Charles Dickens ist mehr als nicht übel — er ist beglückend!

Ein Film „Stützen der Gesellschaft“, frei nach Ibsen, muß hier noch Erwähnung finden, weil er Heinrich George Gelegenheit gegeben hat, eine fundamentale Rolle neu zu schaffen. Man hätte diesem Film vielleicht einen anderen Titel geben können.

Wenn man abschließend vom deutschen Filmlustspiel noch etwas schreiben möchte, so ist das erste, was man bekennen muß, daß leider die letzten Filme dieser Art weit, weit hinter den ersten zurückgeblieben sind. Man findet immer wieder jene gefährliche Kinoanweisung aus der Kinderzeit des deutschen Films, die da lautet: „Das Leben einfach machen.“ Die Papierfiguren des Manuskriptes werden ohne den Versuch einer Umformung ins Spiel gestellt. Der Dunstkreis der Lebendigkeit fehlt. Man sehe sich daraufhin einmal „Kirschen in Nachbars Garten“ oder den „Außenseiter“ an. Die Menschen hier erinnern alle etwas an die Trickfigur des Onkel Theodor, der verurteilt ist, flächenhaft und als Silhouette durch die Lichtspielhäuser zu gei-

Digitized by Google

stern. Das deutsche Filmlustspiel muß, so köstlich viele Einzelerscheinungen waren, erst noch geboren werden.

(Abgeschlossen am 15. Januar 1936.)

Dr. W. Lohmeyer.

Aus dem Musikleben

Wer das Konzertleben — namentlich in Berlin — überblickt, dem fällt die wachsende Überfremdung auf, die durch das übermäßige Angebot ausländischer Künstler durch geschäftstüchtige Musikagenten hervorgerufen wird. Die Großmut der heutigen Machthaber wird sofort mißbraucht, da auf künstlerischen Gebiet bekanntlich so wenig wie möglich eingegriffen wird. In Berlin stellen die Ausländer zeitweise schon reichlich die Hälfte aller Veranstaltungen. Der deutsche Konzertsaal soll selbstverständlich auch dem künstlerischen Austausch dienen, aber das darf nicht so weit ausgenützt werden, daß man nur um des Geschäfts willen die innerdeutsche Aufbauarbeit stört oder daß Durchschnittsgrößen mit Hilfe einer skrupellosen Reklame zu Sensationen gestempelt werden. So muß es verurteilt werden, daß der Bruder Jan Kiepuras, der unter dem Namen Wladislaw Ladis an der Hamburger Oper singt, von einem Berliner Abendblatt auf einer ganzen Seite behandelt wird, als gelte es, eine unbestrittene Größe am Kunsthimmel zu feiern. Ladis ist ein sympathischer Tenor mit verheißungsvollem Material, aber er hat technisch noch so viel zu lernen, daß die meisten deutschen Tenöre unserer mittleren Bühne ihm zur Zeit überlegen sind. Auch die veranstaltende Konzertagentur, die sich ihrer Verpflichtung dem deutschen Musikleben gegenüber nicht bewußt zu sein scheint, ist bei den Ankündigungen nicht einwandfrei vorgegangen. Dies mag ein Fall für viele sein.

Daneben können wir an einer anderen Erscheinung nicht vorübersehen, weil sich auch hier aller umspannenden Maßnahmen ungeachtet ein Mißstand ergeben hat, der unmittelbar schadet. Selbst die kleineren deutschen Gemeinden sind bemüht, einen festen Stamm von Besuchern für hochstehende Musikveranstaltungen zu gewinnen. Meist ist es die NS.-Kulturgemeinde, die gemeinsam mit den städtischen Musikbeauftragten vorbildlich an die zu Anfang oft undankbare Aufgabe herangeht. Da kann es sich jetzt noch ereignen, daß ein Konzert von besonderer Werbekraft, das außerdem seit Monaten festliegt, über den Kopf der örtlichen Stellen hinweg durch eine Tournée einer ausländischen Künstlervereinigung torpediert wird. Der Ort war Stralsund, die Künstlerin, deren Konzert abgesagt werden mußte, hieß Elly Ney und die Vereinigung, die urplötzlich einen Tag vor dem angesetzten Ney-Konzert auftauchte, waren die Don-Kosaken. Niemand wird etwas gegen den Don-Kosaken-Chor sagen. Aber die kulturelle Aufbauarbeit darf nicht durch disziplinloses Konzertieren unterbunden werden. Nicht nur in Stralsund selbst ist einer Tagessensation zuliebe die Entwicklung aus der Bahn geworfen, sondern auch in dem benachbarten Bergen mußte im Gefolge der einen Veranstaltung das Anschlußkonzert von Frau Ney abgesagt werden.

Die Gastfreundschaft der Deutschen wurde schon häufig so mißbraucht, daß eines Tages unangenehme Rückwirkungen für die Beteiligten daraus erwuchsen. Hoffentlich genügt dieser Hinweis, um den Beginn einer vernünftigen Regelung auszulösen. Der deutsche Künstler darf nicht noch einmal auf eigenem Boden in eine Verteidigungsstellung geschoben werden wie zur Zeit der Judenherrschaft.

Demgegenüber begrüßen wir die Gastspiele namhafter Exponenten ausländischen Musiklebens mit besonderer Herzlichkeit, die im Rahmen der großen Philharmonischen Konzerte eine willkommene Abwechslung in diesen Zyklus bringen, aber zugleich auch eine gewisse Buntheit. Zuletzt konnte der Mailänder Dirigent Victor de Sabata starke Erfolge ernten. Als das Hauptwerk mußte Ottorino Respighis sinfonische Dichtung „Die Pinien von Rom" angesprochen werden. Trotz des modernen Gewandes, trotz des ungeheuren Aufwandes hinsichtlich der instrumentalen Mitteln schreibt Respighi eine volksverbundene Musik, die daher in seinem Lande auch unmittelbarsten Widerhall findet.

Ist es der Gipfel der Artistik oder Rückkehr zur Einfachheit, daß mitten in diesen verfeinerten, beinahe überfeinerten Klängen plötzlich eine Nachtigall auf einem elektrischen Übertragungapparat erscheint? De Sabata erwies sich als einer

Digitized by Google

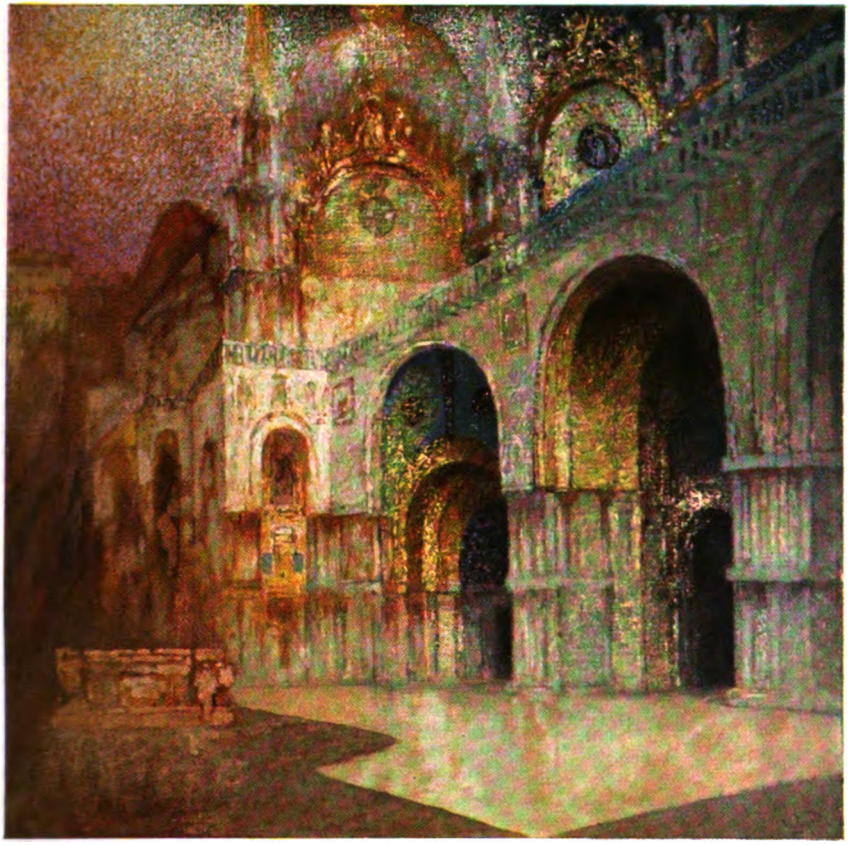
jener seltenen Dirigenten, die kraftvollsten Überschwang in den Bewegungen mit einer zielsicheren Genauigkeit verbinden, die gar nicht zu übertreffen ist. Das Philharmonische Orchester spielte so temperamentvoll, daß man sich auch unter südlichem Himmel keine vollkommenere Wiedergabe dieses typisch italienischen Werkes denken kann. — Vorher war Thomas Beecham an der Spitze der Philharmoniker aufgetreten, ein Musiker, der in England volkstümlich ist. Er darf als der eleganteste Dirigent gelten; jede Geste ist gemessen, und selbst bei der Entgegennahme des enthusiastischen Beifalls bleibt er jeden Zoll ein Sir. Aber was er auf dem Podium leistet, das ist beispielhaft. Was er an innerer Spannung, an Grazie und an Hintergründigkeit in eine bekannte Haydn-Sinfonie hineinzulegen wußte, das sollte unseren Kapellmeistern zu denken geben, die diesen bedeutenden Meister vernachlässigen, weil über der Willkür der meisten Taktstockvirtuosen der rechte Aufführungsstil für diese Musik verloren gegangen ist. Beechams Geheimnis besteht in der gewissenhaftesten Beachtung aller Vortragsbezeichnungen, in dem unbeirrbaren Festhalten des Tempos während eines Satzes und in sorgfältiger Phrasierung, d. h. er atmet mit jeder melodischen Wendung. — Müssen wir uns über unsere eigene Musik von Fremden belehren lassen? Deutsche Musiker, übersetzt die Schätze unserer Großmeister nicht, die auch den beliebtesten Modekomponisten überlegen sind! Der Beherrscher der Konzertprogramme der Orchester ist im Augenblick Tschaikowsky, was sicher kein schlechtes Zeichen ist; aber was können wir nicht alles daneben setzen!

Wir bemerken eine Auflockerung der Vortragsfolgen nach der Seite der neuen Musik. Der französierte Russe Igor Strawinsky taucht wieder auf, und auch sonst wagt sich das Experiment hervor. Das ist zu begrüßen, denn was ausgeschaltet werden mußte, war nicht jeder von der Norm abweichende Versuch an sich, sondern die Tendenz der allgemeinen Zersetzung. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, eine Erweiterung unseres tonalen Musiksystems unbesehen zu verurteilen oder etwa darauf, gewisse Ausgeburten der Sturm- und Drangzeiten junger Musiker mit den Maßstäben der Weltanschauung zu messen. Aber die jüdische Geistigkeit hatte hier einen Weg entdeckt, um ihre historisch festgestellte Sterilität, ihre rassisch bedingte Unschöpferischkeit mit Anstand ins Genialische zu wenden, so lange die Wirtsvölker ihrer suggestiven Beeinflussung erlagen. In dieser Verfälschung allein liegt die „Bedeutung" eines Gustav Mahler, eines Arnold Schönberg und dessen Jünger und auch der wahrscheinlich nichtjüdische Busoni gehörte zu den Schrittmachern einer Entwicklung in dieser Richtung.

Heute ist die Atmosphäre gereinigt und die Kräfte können sich wieder ungehemmt entfalten. Aber wir werden uns dagegen wehren, daß die ehemaligen Schrittmacher des Kunstbolschewismus (die dank der Großzügigkeit des Nationalsozialismus noch in großer Zahl an weithin sichtbaren Stellen schreiben dürfen) daraus eine Morgenröte für ihre abgetakelten Verirrungen ablesen wollen. Insofern kann das Wiedererscheinen des Namens Strawinsky nicht zu einem wichtigen musikpolitischen Ereignis aufgebauscht werden, sondern es ist einfach eine Folge der großen Säuberungsaktion, daß nun das in seinem Kern nicht Anfechtbare passieren darf. Eine Aufführung der Suite „Der Feuervogel" in der Philharmonie zeigte übrigens, wie harmlos sich das seinerzeit so umstrittene Werk heute schon ausnimmt. Man soll uns also mit übereilten Abstempelungen fern bleiben und nicht gleich überragende Genietaten verzeichnen, wo in Wirklichkeit lediglich ein aufschlußreicher und anregender Versuch gemacht wird. Immerhin wird es ein amüsantes Kapitel unserer Zeitgeschichte bleiben, wie schnell eine Reihe überzeugtester Atonalisten sich zu einer harmlos-einfachen Dreiklangsharmonik alter Schule zurückfanden. Was ist nun künstlerisch echt bei diesen? Etwa alles beides nicht?

Ganz kurz noch einiges Bemerkenswertes aus den Berliner Konzertsälen: der Essener Pianist Hermann Drews bot mit einem Beethovenabend eine achtunggebietende Leistung. Als beinahe Unbekannter bei uns errang der polnische Klaviermeister Josef von Turczynski einen Erfolg, der über das übliche Maß hinausreichte. Sowohl Schubert als Chopin wußte er mit ausgesuchter Reife zu gestalten. Hermann Abendroth hob in einem

Digitized by Google



Karl Leipold: Piazza dei Leoni in Venedig

Digitized by Google

Digitized by Google

Konzert der NS.-Kulturgemeinde eine Orchesterkomposition des Pianisten Winfried Wolf aus der Taufe — Variationen über ein Thema von Poglietti —, das trotz des Verzichtes auf Geigen in der Mischung der Klangfarben ebenso ein eigenes Gesicht zeigt wie in der Abwandlung des Themas. Gelegentliche Mißklänge ohne Notwendigkeit stören das Gesamtbild. — Die Stunde der Musik an jedem Sonntag-Nachmittag in der Singakademie hat sich zu einem Sammelpunkt der Musikfreunde entwickelt. Selbst Maria Müller hat sich für diese schöne Einrichtung zur Verfügung gestellt. Im übrigen hört man hier alle bekannten Namen und daneben meist jüngere Begabungen, die Förderung verdienen.

Berlin verfügte in der ersten Hälfte des Winters über keine gute Operette, wenn man von den Volksaufführungen der Plaza und des Rose-Theaters absieht. Zum Jahreswechsel hat man diesem Mangel abgeholfen. Das Theater im Admiralspalast wurde mit einer Aufführung der „Fledermaus" wiedereröffnet. Der Spielleiter Walter Felsenstein bestimmt den Charakter der Wiedergabe, die von den ersten Augenblicken Stimmung verbreitet und dem Geist der Strauß'schen Musik herrlich gerecht wird. Lediglich einige Freiheiten der musikalischen Einrichtung lassen Bedenken aufkommen. Edith Schollwer (Adele), Paul Heidemann (Frank), Ernst Groh (Alfred), Friedel Schuster (Orlofsky) mögen als Namensauslese einen Begriff davon geben, wie dieses „entfesselte Theater" sich abwickelt.

Da die Tarnungen immer noch nicht ganz verschwinden wollen, sei zum Schluß noch angefügt, daß der musikalische Schwank „Lieber reich — aber glücklich", der kürzlich mit den Autornamen Walter und Willi Kollo in Berlin auftauchte, nicht ganz neu ist. Vor einiger Zeit wurde derselbe Text ohne Musik als Schwank von Arnold und Bach (!) gespielt.

Dr. Herbert Gerigk.

Schrifttumsschau

Das Wort vom Volk der Denker und Dichter ist nicht nur ein Ausdruck der Achtung der Welt vor den geistigen Leistungen des deutschen Volkes, nein, nur zu oft meint es mit schlecht verhülltem Spott weltenferne, träumende Romantiker. Man liebt jenen harmlosen Zeitgenossen, der, hinter Bergen von Büchern vergraben, den Blick für die Härte der Wirklichkeit verlor. Dieser Deutsche zahlte Tribute und rüstete ab, während die anderen mit den Schätzen, die man ihm raubte, sich bis an die Zähne bewaffneten.

Das Erwachen des deutschen Volkes und seine zielbewußte politische Führung hat diesen Zustand der Schmach und der Würdelosigkeit beendet. Und nun kommt die Welt und kümmert sich wie nie zuvor um die deutsche Kultur, sie spricht von der Verbannung des Geistes aus dem Deutschland der Gegenwart und bezichtigt uns des Verrats an den seelischen Werten der Vergangenheit.

Wir aber fragen die Schöpfer der ewigen Werke des deutschen Geistes selbst: „Fordert ihr Weltflucht und Lebensverneinung oder verlangt ihr nicht vielmehr Wehrbereitschaft und Kämpfertum, Einsatz und Tat? Habt Ihr, wenn beutegierige Mächte Leben und Freiheit bedrohten, nicht auch die Leier mit dem Schwert vertauscht und durch Euer Vorbild bewiesen, daß die schönste Vollendung des geistigen Schaffens die Tat und der entschlossene Einsatz des Lebens für die Volksgemeinschaft ist?"

Die Antwort auf diese Frage gab in einer Jahrhunderte überspannenden Zusammenschau die Ausstellung „Das wehrhafte Deutschland". Sie zeigte die Dokumente des deutschen Geistes und ihr Bekenntnis zur Wehrbereitschaft für das Volk, sie zeigte weiter das kämpfende und das siegende Deutschland in seiner Geschichte, sie bewies aber auch an zahlreichen Büchern der Gegenwart, daß eine neue Gegenwart aus dem Fronterlebnis heraus ihre einsatzbereite Haltung in beachtlichen Schöpfungen der Dichtung kundgibt. Ein weiterer Teil zeigte das wertvolle Schrifttum aus der Wehrkunde und Wehrpolitik selbst.

Die Ausstellung wies einen für Bücherschauen ungewöhnlich starken Besuch auf. Bereits am 17. Januar kam der zehntausendste Besucher in die Preußische Staatsbibliothek zu dieser Ausstellung. Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums ließ ihm Hermann Stegemanns Werk über das Diktat von Versailles überreichen. Außer in Berlin

Digitized by Google

wird die Ausstellung auch in anderen Städten des Reiches gezeigt werden: im März in Dresden, im April in Magdeburg, im Juni in Stuttgart durch die entsprechenden Landesdienststellen der Reichsstelle.

Neben dieser Werbung für die Spitzenleistungen des Buchschaffens gilt die Arbeit der Schrifttumsstellen in Partei und Staat auch der Unterbringung wirklich wertvoller Manuskripte. Von etwa 3000 im Jahre 1935 bei der Reichsstelle eingesandten Manuskripten konnten zunächst ungefähr 350 positiv begutachtet werden. Zur Unterbringung dieser Arbeiten wurde im Zentrallektorat der Reichsstelle eine Manuskriptverwertungsstelle gegründet. Die neue Abteilung hat bereits wichtige Erfolge ihrer Arbeit zu verzeichnen. Ein ansehnliches Bücherbrett zeigt in der Reichsstelle die Bücher, die durch ihre Vermittlung entstanden sind. Außerdem werden geeignete Romane durch den „Dienst am deutschen Schrifttum" zum Vorabdruck in der Presse gebracht. Die Abteilung Manuskriptverwertung erhebt im Gegensatz zu privaten, gewerblichen Unternehmen dieser Art bei Annahme der Manuskripte durch einen Verlag usw. keinen anteiligen Honoraranspruch.

Der geringe Anteil an wirklich guten Manuskripten im Verhältnis zu der Zahl der Einsendung zeigt die Notwendigkeit, die Schriftsteller auf bestimmte Aufgaben hinzuweisen, die bisher nicht ausreichend gelöst worden sind. Dazu gehört vor allem der Zeitungsroman. Die Schwierigkeit liegt hier vor allem darin, daß er spannend und mitreißend geschrieben sein muß und zugleich auch weltanschaulich richtig ausgerichtet sein soll. Er darf nicht oberflächlich sein, seine weltanschauliche und betont erzieherische Absicht darf aber nicht spürbar sein, denn belehrende Romane sind für die Fahrt in der Straßenbahn oder für die Lektüre beim Frühkaffee dem Zeitgenossen viel zu langweilig. Wenn wir auf diese Anforderungen hin die heute üblichen Zeitungsromane durchsehen, dann können wir die Energie verstehen, mit denen die Schrifttumsdienststellen die Aufgabe anpacken, neue und bessere Zeitungsromane anzuregen. So hat die Schriftleitung der „Deutschen Wochenschau" zusammen mit der Reichsschrifttumsstelle im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda für die drei besten Zeitungsromane 15 000 RM. ausgesetzt. Die Arbeiten sind bis zum 15. Juli 1936 einzusenden. Da für die NS.-Presse die Verantwortung für die weltanschauliche Seite des Romanes besonders groß ist, wird diese zusammen mit der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums ein Preisausschreiben für den besten NS.-Zeitungsroman veranstalten.

Auf dem Gebiete des geopolitischen Schrifttums ist eine entscheidende Erneuerung eingetreten: Die Verleger des geopolitischen Schrifttums haben in der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die die Aufgabe erhalten hat, durch enge Zusammenarbeit mit der Reichsstelle zum besten der geopolitischen Wissenschaft und ihrer Durchführung die Richtlinien einer geopolitischen Literatur festzulegen. Als erste Arbeit wird ein Katalog des geopolitischen Schrifttums zusammengestellt, der beanspruchen kann, über den Rahmen der Wissenschaft hinaus weitgehend den Einsatz für die Schulung und Aufklärung zu finden. Dieser Katalog wird von der Arbeitsgemeinschaft geopolitischer Verleger zusammengestellt und unter Mitwirkung der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums herausgegeben. Es gehören dieser Arbeitsgemeinschaft geopolitischer Verleger folgende Verlage an: Kurt Vowinckel, G.m.b.H., S. Hirzel, Edwin Runge, E. Wunderlich, E. Oldenbourg, Georg Westermann.

Wenn wir die Bemühungen so vieler feststellen und Kräfte um das wertvolle Schrifttum bemüht sehen, dann ist es wohl notwendig, auch einmal die Grenzen dessen, was überhaupt durch das Schrifttum zu erreichen ist, zu erkennen. Durch das Schrifttum kann keiner Nationalsozialist werden, der es nicht seiner Veranlagung, seiner Rasse nach ist. Allein denen, die ihrer Rasse entsprechend Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung sein können, gilt die Arbeit. Ihre Erziehung zur Sachkenntnis ist die eine Pflicht des Buches. Dazu erfüllt es noch eine andere entscheidende Aufgabe in der Gegenwart.

Es schlägt die Brücke von der großen Einfachheit der Idee zu den unendlich vielen einzelnen Notwendigkeiten und Auf-

Digitized by Google

gaben des Alltags. Das aber ist das Wesen der geistigen Arbeit: Das Einzelne und Kleine zu ordnen nach den Maßstäben des Grunderlebnisses der Idee, dem Bekenntnis zum Volke. Mit diesem Grunderlebnis hebt das Denken an und seine Aufgabe ist es, möglichst genau festzustellen und abzuwägen, was im einzelnen dem Volke den größten Nutzen erweist. Diese Wertung ist die letzte und höchste Erkenntnis des Wesens eines Menschen, einer Sache, einer Handlung. Diese Wertungen sind aber nur brauchbar, wenn sie die Dinge fest umreißen und ordnen durch den urteilenden Verstand, der Begriff ist das Ergebnis jener gründlichen Entscheidung, die die einzelnen Leistungen aus ihrer Stellung im Gesamtrahmen des Volkes beurteilt. Form und Gestalt dieser geistigen Leistung aber ist das Buch. Es allein kann die Träger des wertvollen Erbgutes dazu fähig machen, klar Wert und Unwert zu erkennen und demgemäß ihrem Willen die Richtung zu weisen. Das Buch macht seinen Leser nicht zum Träger einer an sich nutzlosen Intelligenz, sondern es macht den Bekenner zum Erkenner, den Willensträger zum Könner.

Hellmut Merzdorf.

Ecke der Schriftleitung

Unser Artikel von Reg.-Rat Dr. Kayser über „Marwitz und die unvollendete preußisch-deutsche Erhebung" gründet sich auf eigenen Forschungen, die der Verfasser in Kürze in einem Werk „Marwitz. Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung" vorlegen wird. Die Arbeit von Kayser bereitet gleichzeitig den Aufsatz von Major Dr. K. Hesse über den „Aufbau der Wehrmacht" vor, der im nächsten Heft erscheint. — Unser Monatsbericht über die Kunst fällt diesmal aus und wird im nächsten Heft zusammenfassend gebracht mit einer Betrachtung der Frühjahrsausstellungen in der Kunst.

Digitized by Google

Das Buch

Eine Neuerscheinung des Zentralparteiverlages

Gedenkhalle für die Gefallenen des Dritten Reiches. Hans Weberstedt und Langner.

Unter Mitarbeit der Gauleitungen der NSDAP. ist hier von den beiden Verfassern ein Gedenkbuch für die Toten der Bewegung herausgegeben. Einfach und würdig in der Ausstattung, sachlich und schlicht in der Schilderung ist dies Buch mit seinen vielen Bilddokumenten ein geistiges Mahnmal an alle Kommenden und ein Denkmal der Gefallenen. Ein langer Zug marschiert im Geist an uns vorüber. Dr. Karl Winter, Daniel Sauer und Albert Leo Schlageter haben ihn am 24. 2., 1. 5. und 26. 5. 1923 begonnen und zwölf Jahre später schließen Ralph Barberadt und Martin Demmig am 15. 1. und 30. 3. 1935 die Reihen des Sturmes Horst Wessel. Manch einer ist darunter, dessen Name durch ganz Deutschland und über die engen Grenzen des Reiches hinaus in aller Herzen ist, aber größer ist die Zahl der stillen, unbekannten Kämpfer und Wegbereiter.

Wie die Denkmäler an die Gefallenen des Weltkrieges für uns die Weihe heiliger Stätten haben, an denen ein ganzes Volk seine Einigkeit bekennt, so sind die Gräber unserer Kameraden die Kraftquellen in Gegenwart und Zukunft. An diesen Stätten klingt die nie verstummende Mahnung: Ihr Opfergang und ihr Blut binden uns fester an das Ewige als alle gesprochenen „Bekenntnisse".

„Ihre große Sehnsucht ist heute Erfüllung geworden. Aus ihrem Blut ist die Saat einer besseren Zukunft aufgesprossen, ihr Opfertod wurde zu einem Bollwerk, daß ihr einstiges Symbol als Fahne des Dritten Reiches trägt", schreibt der Führer in seinem Geleitwort.

✦

In 5. Auflage erscheint **„Marxisten als Mörder am deutschen Volke im Solde des Feindes"** von Münchmeyer. Dieses auf Urkunden gestützte Beweismaterial ist auch heute noch für die politische Schulung wichtig. E. A.

Fritz Helke: **„Degen und Scholle".** Verlag Metten & Co., Berlin. 1935.

Kurze Erzählungen, Geschichten von Bauern und Soldaten, in deren Mittelpunkt sowohl ein König wie ein einfacher Ulan oder die Tochter eines Dorfschulmeisters stehen, lassen uns große Augenblicke des menschlichen Daseins erleben. Nicht Höhepunkte des Lebens im üblichen Sinne, sondern Stunden, wo das Schicksal selbst in ein Menschenherz greift und wo Schleier zerreißen und dem inneren Auge die Zusammenhänge sichtbar werden, in die das kleine Leben gespannt ist. Mit einem seltenen feinen Gefühl für Lebensechtheit gelingt es dem jungen Erzähler, die innerseelischen Vorgänge mit ihrer dramatischen Spannung zu gestalten. — Da ist z. B. der Ulan Abromeit. Er hat den Befehl, zur Batterie zurückzureiten und die Meldung zu bringen, daß ein Vorwerk, in dem die feindliche Artillerie Stellung bezogen hat, zusammenzuschießen ist. Es ist acht Tage vor Weihnachten, — und das Vorwerk in Feindeshand, ist seine kleine Heimat. Der Ulan Abromeit reitet los, unter lähmendem Druck. Plötzlich ist alles klar vor seinen Augen: er soll den Befehl bringen, seine Heimat zusammenzuschießen. Er kann zu den Russen, niemand sieht ihn. Aber er sieht den Zug der gefallenen Kameraden, er weiß, die feindliche Batterie reißt immer neue Lücken in die eigenen Reihen. Aber er soll seine Heimat zerstören. Vielleicht ist die Mutter noch dort. Doch dem Zug der Gefallenen weht die Fahne voran. Die Fahne, auf deren Tuch er den Eid geleistet hat. Der Ulan Abromeit kann das Schicksal nicht wenden — er kann nur eins: nicht ehrlos werden.

Degen und Scholle, Schwert und Pflug, sind die Werte, die diese kleinen Erzählungen innerlich verbinden und zu zwei Kreisen zusammenschließen. Das Buch wünscht man in die Hände unserer führenden Jugend. E. A.

Geschichte

Verner von Heidenstam: **„Karl XII."** Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

Digitized by Google

Das große Nationalepos des bekannten schwedischen Dichters hat wie kaum ein anderes Werk der Gegenwart eine Neuauflage in deutscher Sprache verdient. Mit unerhörter Gestaltungskraft zeichnet der Dichter in den Geschichten vom Schwedenkönig Karl und seinen Soldaten ein Lebensbild von erschütternder Wirklichkeitsnähe. Tiefe, leidenschaftliche Liebe zu seinem Volke und dessen größten Helden sprechen aus jeder Zeile des Buches.

Dieser König Karl, der, ein Knabe noch, sein Volk mit jugendlicher Begeisterung zu rauschenden Höhen führt, um es dann unter den Schlägen des Schicksals in raschem Fall durch Krieg und Not und Armut in die tiefsten Tiefen völkischen Elends zu treiben, und der doch in keiner Lage auch nur ein Zipfelchen seiner königlichen Haltung verliert, erregt unsere Bewunderung. Ein Zauber strahlt von seinem Wesen aus, dem sich niemand zu entziehen vermag. Das ist aber das Größte, das Unnachahmlichste an ihm: daß er nicht nur König, sondern auch Bürger, Knecht und Krieger seines Landes ist. Zehntausende hat er an seiner Seite darben, hungern und frieren, Zehntausende hat er fallen sehen, aber keiner von allen, die für ihn und Schweden Gut und Leben gaben, hat je in einer Lage gestanden, die er, der König, nicht gleicherweise erlebt hätte. Durch Not und Tod und Gefangenschaft ist er, fast zwei Jahrzehnte lang, Seite an Seite mit seinen Kriegern geschritten, hat das gleiche Lager mit ihnen geteilt, das gleiche Brot mit ihnen gebrochen, die gleichen Leiden erduldet, um der Ehre seines Landes willen. Bis ihn, inmitten seiner Soldaten, bei Friedrichshall die tödliche Kugel traf.

Heidenstam hat dieses Königsleben zu einem Epos von hinreißendem Schwung gestaltet. Die Charakterisierung der einzelnen Kriegertypen ist meisterhaft. Die Sprache, die in ihrer eigenartigen Prägung an den Stil alter Legenden erinnert, verwebt das bunte Geschehen der weitgespannten Handlung zu einem Mythus von düsterer und erhabener Schönheit.

Dem Werk, das in seiner absolut eindeutig heroischen Haltung unserer Zeit und insbesondere unserer Jugend viel zu geben hat, ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

F. Helke.

Volkskunde

Handbuch der deutschen Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Peßler, Direktor des vaterländischen Museums, Hannover. Lieferung 1—10. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, m. b. H., Potsdam. 1934/35.

„Politik ist angewandte Volkskunde", sagt Wilhelm Heinrich Riehl; folglich hat die deutsche Volkskunde als Wissenschaft heute eine ganz besondere Bedeutung für die Staatsführung und die gesamte Erziehung, und ein Handbuch der deutschen Volkskunde verdient daher eine aufmerksame Beachtung. Der durch seine langjährigen volkstumsgeographischen Forschungen bekannte Leiter des Atlasses der deutschen Volkskunde, Wilhelm Peßler, hat mit der Herausgabe dieses Handbuches eine verdienstvolle Tat getan, für die er beste Sachkenner zur Mitarbeit gewonnen hat.

Das ganze Werk gliedert sich in zwei Hauptteile, von denen der erste die „Einführung in die deutsche Volkskunde" und der zweite „Die Lebensäußerungen des deutschen Volkstums" enthält, und wenn auch von den vorgesehenen 50 Abhandlungen erst ein Drittel vorliegt, so erfordert die Wichtigkeit der Sache bereits eine eingehende Beschäftigung mit den vorhandenen Beiträgen.

An erster Stelle steht der Aufsatz des Herausgebers über „Der Volkskunde Wert und Wesen, Wirkung und Weite". Der Wert der gegenwärtigen Volkskunde liegt in ihrer politisch-sittlichen Bedeutung, ihr Wesen in der Darstellung von Volksgeist und Volksgut, ihre Wirkung in der gründlichen und vielseitigen Behandlung der aufgegebenen Volksfragen, ihre Weite in der Gesamterfassung deutschen Raumes, deutscher Geschichte und deutscher Volksgliederung. Mit dieser Zielsetzung versucht der Herausgeber das Handbuch der deutschen Volkskunde auf die nationalsozialistische Weltanschauung hin auszurichten und wenn auch nicht alle Beiträge dieses Ziel erreichen, haben sie doch, jeder auf seine Art, Wesentliches zu sagen.

Wilhelm Schmitz-Frankfurt zeigt in der „Geschichte der deutschen Volkskunde" klar die Bestrebungen dieser Wissenschaft, die nach manchen Verengungen und Umwegen heute wieder

Digitized by Google

Männern wie Justus Möser, Ernst Moritz Arndt, Friedrich Ludwig Jahn, Jakob und Wilhelm Grimm, Wilhelm Heinrich Riehl folgend, ihren eigensten Beruf erfüllt, indem sie sich den Satz Wilhelm Heinrich Riehls zu eigen gemacht hat, daß „die Volkskunde als Wissenschaft gar nicht denkbar ist, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat".

Von den beiden gegenwärtig vorherrschenden „Methoden in der deutschen Volkskunde" behandelt Wilhelm Peßler seine „geographische", die dem großen Atlaswerk der deutschen Volkskunde zugrunde liegt, und Marta Bringemeier-Dortmund die „soziologische". An dieser Stelle ist jedoch der Einwand zu erheben, daß — bei aller Nützlichkeit in der Einzelforschung — die soziologische Methode, wie die Verfasserin sie darstellt, zu eng ist, wenn sie sich nur mit einzelnen Kulturschichten und Gemeinschaftsformen befaßt und dabei den Blick für die Ganzheit des Volkstums soweit verliert, daß nach der Verfasserin z. B. die Dorfgemeinschaft ihren Sinn erst in der römischen Kirche findet (S. 22).

Wertvoll ist der Beitrag von Walter Behrmann-Frankfurt am Main über „Den deutschen Boden als Grundlage deutschen Volkstums".

Die enge Verbindung von deutscher Vorgeschichte und Volkskunde zeigt die übersichtliche Arbeit von Hans Gummel-Osnabrück über „Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit unter besonderer Berücksichtigung noch ungeklärter Fragen". Hier ergeben sich reiche Quellen für die Volkskunde.

In der Behandlung der „Geschichte des deutschen Volkstums" verfolgt Georg Fischer-Frankfurt/Oder die hellen und dunklen Fäden im Gewebe der werdenden Volksgemeinschaft unter dem großen Einfluß der Antike, des Christentums und des Rationalismus, der dem Volksleben am stärksten geschadet hat.

Wie die verschiedenartigsten geschichtlichen Kräfte sich im „Volkstum der Gegenwart" durchringen, zeigt Joseph Klapper-Breslau durch „die seelische Erschließung des aus Rasse und Umwelt gestalteten Volkstumsbildes der Gegenwart" (S. 100). An dieser grundsätzlichen Stelle im ganzen Aufbau des Handbuches vermißt man leider eine klare nationalsozialistische Sprache und nationalsozialistische Sinndeutung. Klapper, auf den wir in anderem Zusammenhang noch ausführlich zurückkommen werden, zeichnet für einen weiteren Beitrag über „Volkskunde der Großstadt" verantwortlich; er deutet darin die wichtigsten Fragen einer Großstadtvolkskunde an, die noch große Aufgaben vor sich hat. Der Beitrag selbst zeigt das an einigen Stellen, in denen er sich auf veraltetes Material (S. 108) — zum Teil auch in den Bildern — stützt oder gewisse psychologisch-soziologische „Theorien" vom „Stammtisch, der neben den Vereinen den Männerbund ersetzt" (S. 111), von den Familienbildern, „den letzten Zeichen einstigen Ahnenkults" (S. 111) und den winterlichen „‚Vergnügen', d. h. Tanznächten, letzten Spuren vorgeschichtlicher Bünde und Feiern" (S. 113) mitschleppt, statt aus dem Leben selbst heraus zu sprechen. (Von der Bedeutung des Sports wird noch gar nichts gesagt.) Hier wartet also noch viel Arbeit für die Volkskunde, denn über dem Bauerntum auf dem Lande darf das Arbeitertum der Stadt als Träger des Volkstums nicht vernachlässigt werden, und es ist trotz einzelner Mängel das Verdienst dieses Abschnittes des Handbuches für deutsche Volkskunde, darauf wenigstens verwiesen zu haben.

In diesem Zusammenhang gewinnt für das neue Streben nach Bodenständigkeit die — noch nicht abgeschlossene — Behandlung der deutschen „Stammesentwicklung und Ostbesiedlung" von Paul Zaunert-Kassel besonderen Wert durch die Erinnerung an das Vermögen deutscher Volkskraft. Den zweiten Hauptteil mit der Darstellung der Lebensäußerungen des deutschen Volkstums leitet mit dem 2. Band des Handbuches Wilhelm Seedorf-Göttingen mit einer Abhandlung über die „Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft" ein, in der er sehr anschaulich zeigt, wie der Bauer arbeitet.

Ebenso gut und wirkungsvoll durch die guten Bilderläuterungen ist die Zusammenstellung der „Volkskundlichen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande" von Walter Mitzka-Marburg.

Digitized by Google

Umfassend angelegt ist der Beitrag von Oswald Adolf Erich über die „Volkskunst und Volksindustrie", der — nach den Werkstoffen geordnet — die geschichtliche Entwicklung der einzelnen volkstümlichen Kunstgewerbe von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart in ihren Bedingungen und Auswirkungen verfolgt. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß auch der Volkskunst gegenüber der Satz gilt: ecclesia vivit lege Romana (S. 34). Bedauerlicherweise baut Erich seine Arbeit auf die vom Nationalsozialismus grundsätzlich überwundene Naumann'sche Unterscheidung von „primitivem Gemeinschaftsgut" und „gesunkenem Kulturgut" (S. 18/19) auf und versteigt sich sogar zu der kühnen Behauptung, daß der „Laie" „nichts von Formgesinnung und Stil ahnt" (S. 19). Gerade angesichts der Bedeutung der Volkskunst für unsere Gegenwart wirkt ein solcher Satz zumindest mißverständlich. Die kurze Abhandlung von Herbert Bellmann-Berlin über die „Tatauierung", eine orientalische, bisher weit verbreitete Sitte, ist interessant, aber in diesem Rahmen überflüssig. Sehr ausführlich wird „die Volkstracht" von Ella Nienhold-Dortmund mit Hilfe von zahlreichen bunten und einfarbigen Abbildungen behandelt. Wertvoll sind die Feststellungen über das Alter der deutschen Volkstrachten, die zwar in sich sehr dauerhaft sind, aber doch den mehr oder weniger starken Einfluß vergangener Modetrachten (des 18. Jahrhunderts) nicht verkennen lassen. Auch die auslandsdeutschen Volkstrachten sind mitbehandelt, weil es die Sache erfordert.

Die Untersuchung von Martin Wähler-Frankfurt/Oder über die „Deutsche Volksnahrung" zeigt, wie aufschlußreich für die Bestimmung des Volkscharakters die ursprünglichsten Dinge wie die Art und Gewohnheit des Essens und Trinkens sind, die der Atlas der deutschen Volkskunde einmal umfassend zeigen wird, dessen Vorarbeiten dem Verfasser wertvolle Quellen waren.

Die letzte Lieferung beschließt eine — noch nicht beendete — Abhandlung über „Siedlungsformen" von Walter Geisler-Breslau, die sich mit den deutschen Stadt-, Dorf- und Flurformen befaßt und mit Hilfe von Abbildungen und Zeichnungen ein anschauliches Bild gibt.

In seiner Gesamtheit bietet der bisher vorliegende Teil des Handbuches der deutschen Volkskunde — die soeben erschienenen acht weiteren Lieferungen sollen im nächsten Heft behandelt werden — eine wertvolle Stoffsammlung für alle Erziehungs- und Volkstumsarbeit.

A. H. Henschke.

Zeitschriftenschau

Die weltanschauliche Auseinandersetzung der Gegenwart, die in Broschüren und Schriftenreihen, in Kanzelreden und Kundgebungen geführt wird, muß naturgemäß ihren Ausdruck auch in Zeitschriften finden. Es geht hier ja um Fragen, die über die Gegenwart weit hinaus für die Zukunft unseres Volkes wesentlich sind. Einen Beitrag zur Klärung versucht „Die Westmark", Monatsschrift für deutsche Kultur (Westmark-Verlag G.m.b.H., Heidelberg-Saarbrücken) im Dezemberheft 1935 zu geben. Hans Michael Müller schreibt darin über „Das Ringen um die Weltanschauung". „Der Marxismus ist abgetan. Es bleiben die zwischen Christentum und Nationalsozialismus fälligen Fragen." Klar wird der tiefste Kern aller Spannungen herausgearbeitet. „Das Christentum aller Konfessionen gründet von jeher sein Verhältnis zum Staat auf die Worte des Römerbriefes: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." Williger Gehorsam wird gefordert und dem Staat zugesagt, mehr nicht. Es geht heute aber nicht mehr um irgendeine abstrakte Staatsidee, sondern um das Volk und um den Willensträger des Volkes: die Bewegung. Der Bewegung aber genügt kein bloßer Gehorsam, sie fordert mehr, sie verlangt die Seelen. Aus diesem Zwiespalt will der Verfasser herausführen durch die Feststellung, daß der Mythus, die Gestaltung des Seelentums, je nach Völkern und Rassen verschieden ist. „Die Mythusvielzahl entspricht den Volksgöttern früherer Zeit. Gott der Herr aber ist nur einer!" Er „herrscht über die Wahrheiten und Werte der Rassen". Der Enthusiasmus, die Leidenschaft läßt alle Abgötter entstehen, vom Geisterglauben bis zur Religion der Kunst und des Blutes. Eine Möglichkeit des Lebens ist hier erschaut, ein schwerer Weg in die Zukunft ge-

Digitized by Google

wiesen; aber es ist doch nur ein Weg. Bei allem Mühen um Klarheit bleibt dem Verfasser doch das Christentum die einzig mögliche Form der Religion überhaupt. Wer die Volksgemeinschaft als Leitstern seines Handelns sieht, wird ihm darin nur sehr bedingt folgen. Denn wir haben nicht nur verschiedene Christentümer, die mit ihrer Warnung vor „Mischehen" nicht gerade zur Hebung der Volksgemeinschaft beitragen; wir stehen auch vor der Tatsache, daß der christliche Glaube nicht volkliche Gemeinschaft bilden kann.

So schreibt Prof. D. E. Hirsch im „Deutschen Volkstum", Monatsschrift für deutsches Geistesleben (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), Januar 1936: „Der christliche Glaube hat nicht darin seinen Sinn, als eine Ordnung des gemeinsamen völkischen Lebens und als eine gemeinsame Weltanschauung die Wirklichkeit zu bestimmen. Er kann nur durch eine persönliche Geschichte im Menschen geboren werden, und ist darum streng genommen niemals Gemeingut." Nach einer Ablehnung einer sog. biblischen Weltanschauung und biblischen Sittenlehre kommt Hirsch am Schluß seiner lesenswerten Ausführungen gleichfalls zu der Forderung, daß wir die lutherische Unterscheidung zwischen Gesetz und Evangelium und zwischen Weltreich und Gottesreich von Grund auf neu lernen müssen. Daneben bringt die Zeitschrift Beiträge von oft recht fraglichem Wert und oft erstaunlicher Logik. So im Dezemberheft 1935 den Artikel von Dr. Dünninger „Religiöse Volkskunde" und den Beitrag von Hans Schomerus „Götterblut und Gottesgnadentum". Die Ausführungen des letzteren sind in ihrer Zielsetzung völlig eindeutig, in ihrer Beweisführung aber reichlich verwirrt. Da wird zuerst die Feststellung gemacht, daß „die von jeweiligen Zeitgenossen propagierte Aktualität" oft nur die Wand ist, hinter der sich die Wirklichkeit verbirgt. Vor dieser Wirklichkeit befinden sich Menschen, Zeiten und Völker auf der Flucht, die wohl auch für einen Augenblick gelingt. Aber dann erwischt uns die Wirklichkeit und es gibt eine Katastrophe. „Das Eingeständnis der Katastrophe ist immer noch das Ehrlichste und Einzige, was der Mensch dabei tun kann. Leider aber tut er das Einzige sehr oft nicht! Dieses unverfrorenste unter allen Geschöpfen Gottes dreht sich nämlich auf seiner Flucht plötzlich gelassen um, greift die ihn verfolgende Wirklichkeit beim Schopfe und spricht triumphierend: Jetzt haben wir eine neue Weltanschauung! Und nach dieser Anschauung „bauen" wir eine neue Welt." Dann heißt es „eine gegenwärtig aktuelle Entdeckung heißt: der Herrenmensch", und es folgt die Feststellung: „Offensichtlich sind wir im gegenwärtigen Augenblick gerade von der Wirklichkeit eingeholt und ergriffen, denn wir haben den Führer und aus seinem Willen das Führerprinzip." Es wird dem Leser dann ein Herrentum aus „Götterblut" und ein Herrentum aus „Gottesgnaden" vorgeführt. Während der exklusive Adel aus Götterblut in einem Gefühl des Abstands gelebt haben soll, wird uns das Herrentum von Gottesgnaden angepriesen, weil es die von Gott gewollten Unterschiede in Amt und Stand verkörpert. „Gott will den Unterschied der Ämter, Stände und des Dienstes. Auch das Gottesgnadentum hängt freilich mit der irdischen Geburt und dem irdischen Geblüt zusammen. Herren werden geboren und nicht gemacht. Aber Herrschaft ist wesentlich Herrschaft, weil ihr von Gottesgnaden das Amt der Führung befohlen ist. Davon kann nur ein klarer, von keiner Mythologie benebelter und durch keinen Rationalismus „abgeplatteter" Glaube etwas wissen."

Diese Gegenüberstellung von Glaube und Weltanschauung ist es, worauf das ganze Geschreibsel hinaus will. „Weltanschauungen können höchstens der Wirklichkeit aus dem Wege gehen, sie können aber nie eine Wirklichkeit schaffen." Diese Absage an unsere Weltanschauung nehmen wir mit Interesse zur Kenntnis. Sie zeigt uns, wie es mit der oft betonten nationalsozialistischen Einstellung dieser Zeitschrift aussieht. Es ist hier gerade in den Fragen, die am tiefsten in die Auseinandersetzung der Gegenwart eindringen, eine innere Haltlosigkeit und Zwiespältigkeit, die aber wohl mehr ein Stehen zwischen den Fronten ist. Das zeigt sich auch bei Dr. Stapels Ausführungen über „Mythos oder Ethos" im Maiheft 1935. Das „Deutsche Volkstum" ist jedenfalls nur sehr bedingt auch unser Volkstum.

E. Achterberg.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, Thierschstr. 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährl. RM. 3.60 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20, Ausland RM. 1.50. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022

Heft 72 März 1936 7. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Dr. K. Hesse: Der Neuaufbau der Wehrmacht / Dr. Karl Viererbl: Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei / Dr. Werner Hülle: Die Ausweitung des deutschen Geschichtsbildes durch Gustaf Kossinna / Dr. Hellmuth Langenbucher: Paul Ernst / Kritik der Zeit: Eberhard Wolfram: Der „Ariernachweis" der Jesuiten / Heinz Brücher: Ernst Haeckel (Ein Schlußwort) / Unsere Monatsberichte / Das Buch

Digitized by Google

Dr. K. Heſſe:
Major (E) im Reichskriegsminiſterium, Dozent an der Univerſität Berlin.

Der Neuaufbau der Wehrmacht

Die Tat des Führers vom 16. März 1935, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutſchland ſchuf eine in jeder Hinſicht neue Lage: Das Verſailler Diktat wurde in einem ſeiner wichtigſten Teile, dem Abſchnitt V, der die militäriſchen Beſtimmungen enthielt, aufgehoben und die freie Willensbeſtimmung des deutſchen Volkes über die Geſtaltung der Wehrverhältniſſe im eigenen Lande an ſeine Stelle geſetzt. Die außenpolitiſche Lage Deutſchlands erfuhr hierdurch eine heute noch nicht im entfernteſten abzuſchätzende Stärkung. Für die innerpolitiſche Entwicklung wurde ein neuer Weg zur Bildung eines gemeinſamen Willens, einer Haltung ſchlechthin ſichtbar. Wirtſchaftlich ergaben ſich aus den zu erwartenden Wehrmachtaufträgen weitgehende Ausſichten; es war geradezu eine Umſtellung der Wirtſchaft auf den neuen und laufenden Bedarf von Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe zu erwarten. Am einſchneidendſten mußte ſich jedoch der Führerentſchluß auf die Wehrmacht ſelber auswirken. Sie ſah ſich vor Aufgaben geſtellt, die problemhaft daſtanden und dennoch gelöſt werden mußten.

Es iſt nun nicht die Abſicht, hier zu wiederholen oder zuſammenzufaſſen, was im letzten Jahr auf Grund des Geſetzes über den Neuaufbau der Wehrmacht und des Wehrgeſetzes organiſatoriſch geſchehen iſt, vielmehr ſollen nur die Entwicklungslinien und dabei im beſonderen die Probleme des Neuaufbaues aufgezeigt werden.

Die Vorausſetzungen für den Neuaufbau

In vierfacher Hinſicht mußten im Frühjahr 1935 Vorausſetzungen erfüllt ſein, ſollte der Neuaufbau der Wehrmacht ohne Störungen vor ſich gehen. Sie lagen auf politiſchem, militäriſchem, techniſchem und wirtſchaftlichem Gebiet.

Eine politiſche Vorausſetzung doppelter Natur mußte beſtehen: Die außenpolitiſche Lage mußte für die Handlung des Führers reif und ferner der einmütige Wille des deutſchen Volkes zur Neugeſtaltung ſeiner Wehrverhältniſſe gegeben ſein. Beides war der Fall. Nachdem die Verhandlungen auf der Genfer Abrüſtungskonferenz geſcheitert waren und die deutſche Regierung ihren Austritt aus dem Völkerbund vollzogen hatte, war eine neue Entwicklung eingeleitet. An die Stelle der geſchloſſenen Front der ehemaligen Entente, die bis dahin bemüht war, mit allen Mitteln einen militäriſchen Wiederaufſtieg Deutſchlands zu verhindern, trat ein vor allem in England und Italien deutlich werdendes Intereſſe, für das Gleichgewicht Europas neue Garantien zu ſchaffen. Unverkennbar war auch eine gewiſſe Schwäche innerhalb einiger Allianzmächte.

Digitized by Google

Der außerordentliche Eindruck der deutschen Erhebung des Jahres 1933 machte sich ferner auf das Stärkste geltend. Man sah bereits ein neues militärisches Deutschland, obwohl ein solches noch gar nicht bestand, dank des immer wieder zum Ausdruck gebrachten machtvollen politischen Bekenntnisses zur Einheit und Größe des Vaterlandes. Solche psychologischen Auswirkungen auf außenpolitischem Gebiet waren eine notwendige Voraussetzung für den Bruch mit dem uns in Versailles aufgezwungenen Wehrsystem.

Gleich wichtig, ja in letzterer Hinsicht entscheidend war die innerpolitische Entwicklung in Deutschland, die zur Machtergreifung durch den Nationalsozialismus führte. Galt der Kampf einem politischen System, so wurde er gleichzeitig gegen den Pazifismus geführt. Das wehrhafte Deutschland wurde mehr und mehr das selbstverständliche Ziel, ein Ziel, zu dessen Erreichung die Reichswehr in nachdrücklichster Weise beitrug, denken wir nur an ihre Paraden, Konzerte, Werbeveranstaltungen dieser und jener Art, die Manöver und vieles andere. Der Führerentschluß vom 16. März 1935 gründete sich auf den festen Willen des Volkes, die Ketten von Versailles, die gerade militärisch besonders fühlbar waren, abzuschütteln, sowie auf die Bereitschaft zum persönlichen und materiellen Opfer des ganzen deutschen Volkes für die Landesverteidigung. Hinzu kam, daß man sich in weitesten Kreisen darüber klar war, daß man die Erziehungsschule der Wehrmacht nicht länger ohne Schaden für die Entwicklung des Volkes entbehren konnte.

Militärisch mußten drei Voraussetzungen bestehen: Der Wille zum Bruch mit dem Diktat, die geistige Freiheit zur völligen Umgestaltung der bestehenden militärischen Organisation und der Plan dafür. Nur wer in den Reihen der Reichswehr in den Jahren 1919 bis 1932 gestanden hat, vermag zu ermessen, wie stark die Schmach von Versailles empfunden wurde. Welche Entehrung bedeutete es für den Soldaten, acht Jahre lang sich die Kontrolle fremder Offiziere über seine Waffen- und Munitionsbestände, die Heeres- und Marineeinrichtungen und die Rüstungsbetriebe gefallen lassen zu müssen! Wie schmerzlich war es für ihn, Gewehr bei Fuß stehen zu müssen als 1923 der Einbruch in das Ruhrgebiet erfolgte! Wie sah er immer wieder, in jenen Jahren, in denen in Genf um die Verwirklichung des Abrüstungsgedankens gerungen wurde, was militärische Machtlosigkeit politisch bedeutete!

Dazu mußte er es hinnehmen, daß sein Rock und die vor dem Feinde errungenen Ehrenzeichen in den ersten Jahren der Nachkriegszeit immer wieder Mißachtung erfuhren, und daß sein vaterländischer Geist als unerwünscht bezeichnet wurde. Der Offizier der Reichswehr bewahrte sich, trotz Demütigungen, den Glauben an sein Volk und den Wiederaufstieg Deutschlands, dies gilt es mit Nachdruck zu sagen. Das deutsche Volk aber blickte mit wachsendem Stolz auf die Reichswehr, deren Popularität langsam aber sicher wuchs.

Lag aber nicht die Gefahr nahe, daß das uns aufgezwungene System des kleinen Berufsheeres als richtig anerkannt wurde, und daß infolgedessen die geistige Freiheit für die Änderung der Wehrverhältnisse 1935 nicht mehr be-

Digitized by Google

stand? Überblicken wir das Schrifttum der Wehrmacht im ersten Jahrzehnt der Nachkriegszeit, so erkennt man, wie man um die Frage ringt, welches das für den Krieg geeignete Wehrsystem sei. Zweifellos spricht man dem Berufssoldaten, dem Kämpfer höchster Qualität, außerordentlichen Wert zu. Dennoch verkennt man nicht, daß der Krieg als ein totaler künftig geführt werden wird, mit allen menschlichen und materiellen Kräften eines Volkes, und daß es deshalb einer entsprechenden breiten Organisation, der allgemeinen Wehrpflicht bedarf. Die gewaltige Leistung des deutschen Volkes im Weltkriege führte man mit Recht auf die planvolle, ein Jahrhundert lang vom Soldaten bestimmte Ausbildung und Erziehung zurück. Man faßte das Wehrsystem der zwölfjährigen Dienstzeit als einen Übergang auf und war bereit, im gegebenen Augenblicke etwas völlig Neues an seine Stelle treten zu lassen. Hierfür lag im Frühjahr 1935 der fertige Plan vor — dies darf heute gesagt sein — der Plan für die allgemeine Wehrpflicht, die jeden tauglichen deutschen Mann zur einjährigen Dienstleistung in der Wehrmacht verpflichtet und die Organisation eines Heereskörpers von 12 Armeekorps, einer wesentlich vermehrten Kriegsmarine und einer neu aufgebauten Luftwaffe zur Voraussetzung ihrer Durchführung hat.

Auch auf technischem Gebiet mußte eine Vorbedingung erfüllt sein: Es galt eine Wehrmacht aufzubauen, die über alle neuzeitlichen Waffen verfügte, über schwere und schwerste Artillerie, Kampfwagen, Flugzeuge und vieles andere. Neue Waffen lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, vor allem nicht, wenn sie in größeren Mengen gebraucht werden! Zahllose Konstruktionsversuche müssen ihrer Einführung vorangehen. Die industriellen Voraussetzungen müssen bestehen. Gerade in dieser Hinsicht aber hatte uns der Versailler Vertrag auf das schärfste getroffen, die bestehende große und blühende Rüstungsindustrie fast völlig zerschlagen, und die Waffen-, Munitions- und Geräteherstellung auf wenige zugelassene und überwachte Fabriken beschränkt. In der Stille mußte hier eine gewaltige Mehrarbeit geleistet werden, deren Ergebnisse nach einem Jahr allgemeiner Wehrpflicht in hellem Licht vor uns stehen. Nicht nur, daß der Soldat die Entwicklung auf waffentechnischem Gebiet bei seinen Weltkriegsgegnern beobachtete, sondern er ging seinerseits neue Wege in konstruktionstechnischer Hinsicht und entwickelte neue überlegene Waffen.

Der Neuaufbau war aber schließlich nur möglich, wenn die wirtschaftlichen Voraussetzungen dafür gegeben, d. h. die finanziellen Mittel, die Rohstoffe und die Fabriken mit geschulten Arbeitern und leistungsfähigen Maschinen vorhanden waren. Die Entwicklung in den Jahren 1930 bis 1932, gekennzeichnet durch die schwere Wirtschaftskrise, ließ gerade in dieser Hinsicht die Bedingungen für den Neuaufbau wenig günstig erscheinen. Da schuf die nationale Revolution mit all ihrem neuen Werden, der Belebung der Wirtschaft, der Unterbringung von Millionen Arbeitslosen und dem sich wieder meldenden Unternehmergeist eine Lage, die sowohl weitestgehende Forderungen zu stellen, als auch sie in kürzester Zeit zu realisieren erlaubte.

Politisch, militärisch, technisch und wirtschaftlich, ideell und praktisch, psychisch und physisch waren also im Frühjahr 1935 alle Voraussetzun-

Digitized by Google

gen für eine radikale Umgestaltung des deutschen Wehrsystems erfüllt. Zwei Jahre Aufbauarbeit auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet waren vorangegangen. Sie waren auch vom Soldaten in mehrfacher Hinsicht zur Vorarbeit genutzt worden. Auf ihr, aber nicht weniger auf dem was die Reichswehr in ihrer Tagesarbeit geschaffen hatte, war aufzubauen. Untersuchen wir, vor welchen Problemen der Soldat stand, als es hieß, an die Stelle der zwölfjährigen freiwilligen Dienstverpflichtung die einjährige Wehrpflicht treten zu lassen!

Die militärischen Probleme des Neuaufbaues

Wir fassen die Probleme, die zu lösen waren, in folgende Fragen:

1. Welche zeitliche Dauer sollte die militärische Dienstleistung im Rahmen der neuen allgemeinen Wehrpflicht haben?
2. Waren hinsichtlich der Ersatzverteilung besondere Rücksichten zu nehmen?
3. In welcher Form sollte sich der Neuaufbau vollziehen?
4. Wie sollte der plötzlich eintretende große Bedarf an Offizieren und Unteroffizieren gedeckt werden?
5. Erforderte der technische Krieg einen besonderen Aufbau in den Laufbahnen?
6. Hatten neue Gesichtspunkte für die materielle Bewertung der militärischen Dienstleistung zu gelten?
7. Erlaubte das Wehrpflichtheer noch die Aufrechterhaltung der bisherigen Grundsätze für die Ausbildung?
8. Bedurfte es einer Neuregelung der Kommandogewalt und eines Neuaufbaues der höheren Führerlaufbahn?
9. Ergaben sich neue Grundsätze für die Landesverteidigung im großen?

Zu 1. Welche zeitliche Dauer sollte die militärische Dienstleistung im Rahmen der neuen allgemeinen Wehrpflicht haben?

Die in den Jahren 1919 bis 1934 gemachten Erfahrungen gingen dahin, daß die Ausbildung für den modernen Krieg viel Zeit erforderte. Wohl hatten Versuche ergeben, daß man, wie es bereits im Weltkriege geschehen war, einen Infanteristen oder Artilleristen in wenigen Wochen mit den notwendigsten Handgriffen an seinen Waffen und den einfachsten Gefechtsgrundsätzen vertraut machen konnte, aber man war sich darüber völlig klar, daß eine solche kurze Ausbildung nur geringen Wert habe, daß sie vor allem in ernsten Kampflagen mit starken seelischen Belastungen nicht ausreichen. Ein Jahr Dienstzeit erschien als das wenigste, wobei sich der Berufssoldat sagte, daß in dieser Zeit wohl das wichtigste an Ausbildung geleistet, nicht aber jene grundsätzliche Erziehung durchgeführt werden könnte, die für die alte Armee der Vorkriegszeit mit ihrer zwei- und dreijährigen Dienstzeit kennzeichnend gewesen war.

Andererseits erlaubten die bestehenden militärischen Verhältnisse zunächst gar keinen anderen Aufbau: Mit der Einziehung eines Jahrganges war eine

Digitized by Google

Vergrößerung der bisherigen Wehrmacht um ein Mehrfaches gegeben. Hierzu bedurfte es aber der Unterbringungsmöglichkeiten, der Kasernen, der notwendigen Bekleidung, der Waffen und zahlreichen Geräts und nicht zuletzt eines Ausbildungspersonals, das in entsprechender Stärke zur Verfügung stehen mußte. Hier berühren wir eine der größten Schwierigkeiten, die beim Neuaufbau der Wehrmacht zu überwinden waren, die Schaffung eines neuen großen Offizier- und Unteroffizierkorps. In dieser Hinsicht ergaben sich — eine interessante geschichtliche Parallele — bei den großen Heeresvermehrungen in den letzten Jahren vor dem Kriege ähnliche Fragen wie heute. Der damals die Wehrvorlage vertretende preußische Kriegsminister begründete die Ablehnung der vom Generalstabe gestellten Forderung auf drei neue Armeekorps im wesentlichen mit Mangel an Offizieren und Unteroffizieren.

War also die einjährige Dienstzeit gewissermaßen zwangsläufig gegeben, so konnte militärischerseits in Rechnung gestellt werden, daß durch Jungvolk, Hitlerjugend, SA., Arbeitsdienst und Partei eine wichtige Vorarbeit auf erzieherischem Gebiet geleistet sein würde. Der Rekrut begann sowohl körperlich wie geistig und seelisch vorbereitet seinen militärischen Dienst. Ob auf dieser Grundlage das militärische Ziel nach zwölf Monaten Dienstzeit voll erreicht werden kann, muß zunächst abgewartet werden. Es wäre falsch, heute schon Bedenken in dieser Hinsicht zu äußern, obwohl selbstverständlich bei der Fülle des Ausbildungsstoffes, der ja vor allem bei den technischen Waffen außerordentlich groß ist, die zeitliche Berechnung ergibt, daß an die geistige Aufnahmefähigkeit der jungen Soldaten ebenso wie an ihre körperliche Leistungsfähigkeit sehr hohe Anforderungen gestellt werden müssen.

Auf ein besonderes, die Landesverteidigung berührendes Problem muß schon in diesem Zusammenhange aufmerksam gemacht werden: Die einjährige Dienstzeit schließt ein Schwächemoment in sich. Es tritt mit der Entlassung der Mannschaft eines ausgebildeten Jahrganges ein und ist erst nach einigen Monaten, d. h. nach Abschluß der Ausbildung und des neu eingestellten Jahrganges überwunden. In anderen Staaten, so z. B. in Italien, begegnet man dieser Tatsache durch eine anderthalbjährige Dienstzeit. Sie bedingt also, daß immer für ein halbes Jahr zwei Jahrgänge im Dienst sind, von denen der eine bereits ein Jahr Dienstzeit hinter sich hat, während der andere mit der Ausbildung beginnt.

Durfte man sich aber mit der Einführung der einjährigen Dienstzeit und der daraus sich ergebenden Einziehung der Zwanzigjährigen vom 1. November 1935 ab begnügen? Es hieß rückhaltlos sich über eine Tatsache klar zu werden, die das Wehrsystem von Versailles mit sich gebracht hatte, über den Ausfall von 15 Jahrgängen ausgebildeter Reserven. Hätte Deutschland 1919 die allgemeine Wehrpflicht beibehalten, so bedeutete dies, daß heute rund fünf Millionen ausgebildeter Soldaten im Falle eines Krieges zu sofortiger Einziehung zur Verfügung ständen. An ihrer Stelle stehen heute wenig mehr als hunderttausend aus der Reichswehr nach Ab-

Digitized by Google

leistung ihrer zwölfjährigen Dienstzeit ausgeschiedene Unteroffiziere und Mannschaften. Hier galt es also in kurzer Zeit Abhilfe zu schaffen, um dem Übergewicht unserer Nachbarn im Westen und Osten etwas entgegenstellen zu können.

Man fand den Weg der Ausbildung in Ergänzungstruppenteilen, ein Notbehelf, worüber sich jeder Berufssoldat klar ist, kann doch selbstverständlich in dieser kurzen Zeit nur Wichtiges vermittelt werden und bedarf es einer außerordentlichen Anspannung aller Kräfte des Ausbildungspersonals wie der zum Dienst eingezogenen Mannschaften.

Zu 2. Waren hinsichtlich der Ersatzverteilung besondere Rücksichten zu nehmen?

Die Ersatzregelung hatte unter völlig neuen Gesichtspunkten zu erfolgen. Deckte die Reichswehr ausschließlich ihren Bedarf aus freiwilligen Meldungen, die überall im Reich um ein Vielfaches über die jährliche Einstellungsquote hinausgingen, so machte die allgemeine Dienstpflicht die Einziehung aller Tauglichen des heranstehenden Jahrganges notwendig. Andererseits war die Möglichkeit für den freiwilligen Eintritt offen zu halten, kam doch dieser Art der Meldung eine besondere Bedeutung auch unter den neuen Verhältnissen zu.

Nun konnte man sich gewiß gerade im Musterungsgeschäft auf reiche Erfahrungen der Vorkriegszeit stützen und hatte sich das von der alten Armee angewandte System in jeder Beziehung bewährt. Man verfügte auch noch über eine größere Zahl älterer Offiziere, die entsprechende Erfahrungen besaßen. Dennoch hieß es, auf einer in mancher Hinsicht veränderten Grundlage aufzubauen, sollten doch nicht nur Rekruten im 20. Lebensjahr zur Einziehung gelangen, sondern auch ältere Mannschaften, um in kurzer Zeit Reserven zur Verfügung zu haben. Hieraus ergab sich eine besondere generelle Anweisung für den untersuchenden Arzt bzw. eine entsprechende Einteilung der Tauglichen und Untauglichen. Unterschied man bei der Musterung in der Vorkriegszeit nach vier Spalten:

nach Spalte A tauglich zum aktiven Dienst im stehenden Heer,
„ „ B Ersatzreserve I,
„ „ L Landsturm,
„ „ U dauernd untauglich (ausgemustert),

so wurde 1935 folgende Einteilung vorgenommen:

tauglich 1 und 2,
bedingt tauglich,
beschränkt tauglich,
U = untauglich für Wehrdienst,
vU = völlig untauglich.

Digitized by Google

Diese körperliche Beurteilung war jedoch nicht allein bei der Ersatzverteilung zugrunde zu legen, sondern es mußten vor allen Dingen die Anforderungen der verschiedenen Waffengattungen berücksichtigt werden. Die Berufsausbildung jedes Rekruten mußte nach Möglichkeit nutzbar gemacht werden, war doch auf diese Weise die militärische Ausbildung gerade bei den technischen Truppen am besten zu unterstützen. Schließlich waren auch landsmannschaftliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen, obwohl von vornherein bei dem Neuaufbau der Wehrmacht der deutsche Standpunkt jedem anderen voranzustellen war. Die Reichswehr hatte hier bereits den Weg gewiesen.

Zu 3. In welcher Weise sollte sich der Neuaufbau vollziehen?

Wollte man nicht vorübergehend eine völlige militärische Ohnmacht in Kauf nehmen, so hieß es bei dem Neuaufbau an das bestehende Wehrsystem anzuknüpfen. Dies galt zunächst für die Gliederung des neuen Wehrmachtkörpers. Aus dem Wehrkreis I bzw. der ersten Division wurde das Generalkommando I mit 3 Divisionen, aus dem Wehrkreis II und der 2. Division das Generalkommando II mit 3 Divisionen usw. Allerdings konnte man sich nicht völlig an die bisherige territoriale Einteilung halten, sah doch das unter dem 16. März 1935 verkündete Gesetz 12 Armeekorps mit insgesamt 36 Divisionen vor und wurden infolgedessen Verschiebungen in den bisherigen Grenzen und die Einordnung von fünf neuen Generalkommandos bzw. Wehrkreisen notwendig. Die Luftwaffe schuf ihrerseits eigene Kommandobehörden und Luftkreise.

Auch zeitlich war der Neuaufbau nicht mit einem Schlage möglich. Dazu fehlte es, wie schon bemerkt, an vielem, vor allem an Lehrpersonal. Eine abschnittsweise Entwicklung war also durchzuführen. Der Geschichtsschreiber einer späteren Zeit wird wahrscheinlich bewundernd feststellen, mit welcher Ruhe der Neuaufbau der Wehrmacht durchgeführt und wie es für selbstverständlich gehalten wurde, daß keinerlei außenpolitische Störungen erfolgten. Man bewertete die politische Kraft des neuen Reiches richtig.

Die schwierigste Aufgabe war zweifellos vom Reichsluftfahrtministerium zu erfüllen. Es hieß, eine neue Waffe aufzubauen, wofür zwar viele wertvolle Erfahrungen des Auslandes zur Verfügung standen, aber infolge der uns auferlegten Bestimmungen keine eigene Weiterentwicklung auf flugtechnischem Gebiet vorlag. Aber auch von Heer und Kriegsmarine waren höchste organisatorische Anforderungen zu erfüllen. Galt es doch, eine schwere Artillerie, eine Panzertruppe, schwerste Schlachtschiffeinheiten, U-Boote und vieles andere zu schaffen und entsprechende Verbände aufzustellen.

Zu 4. Wie sollte der plötzlich eintretende große Bedarf an Offizieren und Unteroffizieren gedeckt werden?

War im Rahmen des 100 000-Mann-Heeres bzw. der 15 000-Mann-Marine der jährliche Bedarf an Offizieren und Unteroffizieren lange vorher zu überblicken und zu regeln, so war mit der Umgestaltung des Wehrsystems

Digitized by Google

Bild Georg Ebert

Winter in den Bergen

Digitized by Google

ILLINOIS

Digitized by Google

eine völlig andere Lage gegeben. Innerhalb kürzester Zeit war sowohl das Offizier- wie Unteroffizierkorps nicht nur um ein Mehrfaches zu vergrößern, sondern die Neuaufstellung der Luftwaffe verlangte die Heranziehung zahlreicher Offiziere und Offiziersanwärter aus dem Heere. Es erhob sich die Frage, inwieweit die bisherigen Grundsätze für die Offizierslaufbahn noch aufrechterhalten werden konnten. Vier Jahre benötigte der Fahnenjunker vom Dienstantritt bis zur Beförderung zum Leutnant, vorausgesetzt, daß er Abiturient war, und sechs Jahre ohne das Abiturientenexamen. Er hatte sich bei seinem Dienstantritt einer charakterologischen Prüfung zu unterziehen, die eine kritische Bewertung seiner Persönlichkeit bedeutete. Sehr hohe Anforderungen in körperlicher und geistiger Hinsicht mußten erfüllt sein, sollte die Zulassung zur Offizierslaufbahn erfolgen.

Der plötzliche Bedarf an Offizieren, der frühzeitig erkannt wurde, führte zunächst zu einer Verkürzung der Fahnenjunkerzeit auf insgesamt zwei Jahre. Hierbei war wesentlich, daß an die Stelle der zweijährigen Kriegsschulausbildung die einjährige, genau genommen zehnmonatige mit anschließendem Waffenlehrgang, trat. Stellte man in früheren Jahren nur etwa 200 Offiziersanwärter jährlich ein, so wuchs diese Zahl um ein Mehrfaches. Auf die charakterologische Prüfung wurde nicht verzichtet. Das Abiturientenexamen blieb auch weiterhin die Regel.

Damit aber war der Bedarf noch nicht gedeckt. Es hieß, das Offizierkorps auf andere Weise zu verstärken. Man wählte dazu drei Wege: Aufnahme einer größeren Zahl bewährter Unteroffiziere in das Offizierkorps, Übernahme von Polizeioffizieren und schließlich Reaktivierung bereits ausgeschiedener Offiziere sowohl der alten Armee wie der Reichswehr. Es war hierbei zu erwägen, ob nicht auf diese Weise eine Erschütterung des Gefüges der Wehrmacht und insbesondere des Offizierkorps eintreten könnte. Man war überzeugt, daß diese Verbreiterung tragbar sei. Es läßt sich heute bereits sagen, daß die getroffenen Maßnahmen sich bewährt haben, daß auch die neuen Angehörigen des Offizierkorps Träger bester soldatischer Tradition sind und zusammen mit ihren Kameraden aus der Reichswehr ein geschlossenes Ganzes bilden.

Die Bedingungen für den Aufbau des Unteroffizierkorps lagen insofern günstiger, als der Reichswehrsoldat während der zwölfjährigen Dienstzeit durchweg als Unterführer ausgebildet wurde. Es stand also ein breiter Stamm von geeignetem Lehrpersonal zur Verfügung. Nur war in Kauf zu nehmen, daß sämtliche Truppenteile sich nach und nach in ihrer alten Mannschaft auflösten und diese nun das neue Unteroffizierkorps bildete.

Zu 5. Erforderte der technische Krieg einen besonderen Aufbau in den Laufbahnen?

Die Aufstellung eines breitgegliederten Offizier- und Unteroffizierkorps gewährleistete die Durchführung der notwendigen Ausbildung allein noch nicht. Gerade bei den technischen Truppen war zu berücksichtigen, daß die Bildung einer kampfkräftigen Truppe längere Zeit als bei anderen Waffen erforderte. Mit der Entlassung eines ausgebildeten Jahrganges mußte stärker

Digitized by Google

als anderswo ein Vakuum auftreten, das erst nach verhältnismäßig langer Zeit ausgeglichen sein konnte. Nachrichten-, Panzer-, Kraftfahr- und andere Truppen bedurften also neben dem berufsmäßig diensttuenden Offizier- und Unteroffizierkorps, dem eigentlichen Cadre, eines ständig in Dienst befindlichen Stammes an älteren Mannschaften. Dies galt in gleicher Weise für die Kriegsmarine und die Luftwaffe. Hier war ein hochentwickeltes Spezialistentum nicht zu entbehren. Diese Erwägung führte dazu, die Dienstverpflichtung als freiwillige Verpflichtung in einer großen Zahl von Fällen bei allen technischen Truppen über das erste Jahr der Dienstzeit hinaus auszudehnen und so zu einer zwei- bis viereinhalbjährigen Dienstzeit zu gelangen, eine Maßnahme, die in gleicher Weise auch in der französischen Armee schon seit längerem zu erkennen ist.

Zu 6. Hatten neue Gesichtspunkte für die materielle Bewertung der militärischen Dienstleistung zu gelten?

Die allgemeine Wehrpflicht schuf auch in dieser Hinsicht eine neue Lage. Bedeutete der Dienst der Reichswehr eine berufsmäßige Verpflichtung und war gerade für den länger dienenden Mann eine entsprechende materielle Anerkennung unbedingt nötig, so bedeutete der jetzt zu fordernde Wehrdienst ein selbstverständliches Opfer jedes militärtauglichen Deutschen. Hiermit soll keinesfalls gesagt sein, daß etwa der Eintritt in die Reichswehr unter materiellen Gesichtspunkten in den Jahren von 1919 bis 1932 erfolgte. Vielmehr ist festzustellen, daß Lust und Liebe zum Soldatenberuf, echte soldatische Gesinnung dazu immer wieder veranlaßt haben. Dies hat jeder Kompaniechef, der mit der Einstellung zu tun hatte, immer wieder mit Genugtuung feststellen können. Die allgemeine Wehrpflicht bedeutete aber die Anerkennung eines selbstverständlichen Opfers von seiten der Allgemeinheit. Dies drückte sich in der Herabsetzung des Soldes des einfachen Soldaten auf 0,50 RM. für den Tag aus. Andererseits wurde gesetzlich die Verpflichtung des Arbeitgebers zur Wiedereinstellung des zum Wehrdienst eingezogenen Soldaten nach Ablauf seiner Dienstzeit festgelegt.

Zu 7. Erlaubte das Wehrpflichtheer noch die Aufrechterhaltung der bisherigen Grundsätze für die Ausbildung?

Die einjährige Dienstzeit sollte, im Endziel gesehen, das gleiche wie die bisher bestehende zwölfjährige erreichen, jedenfalls in den wichtigsten Punkten. Gab es in der Reichswehr ein sorgsam aufgebautes Ausbildungssystem nach Klassen, so mußte nunmehr notwendigerweise ein anderer Aufbau des Dienstplanes aller Waffengattungen erfolgen. Seine Grundzüge lassen sich dahin kennzeichnen: Auf eine straffe erste Einzelausbildung, die Grund- bzw. Exerzierschule, kann an keiner Stelle verzichtet werden. Ihr schließt sich die spezielle Waffen- sowie Gefechtsausbildung in den kleineren Einheiten an. An dritter Stelle steht die Zusammenfassung innerhalb der Kompanien, Eskadrons bzw. Batterien und schließlich das Zusammenarbeiten mit anderen

Digitized by Google

Waffen. Auf die im Gelände durchgeführte Gefechtsausbildung ist der entscheidende Wert zu legen.

Die knappe zur Verfügung stehende Zeit verlangt jede denkbare Ausnutzung sowie hohe Anforderungen an das körperlich und geistige Leistungsvermögen jedes einzelnen. Früher bestehende Freiheiten in der Ausbildung innerhalb der Truppe müssen zugunsten einer einheitlichen, von oben her getroffenen Regelung des Dienstes zurücktreten.

Zwei Fragen erforderten besondere Beachtung: Ließ sich der bisherige hohe Stand der Ausbildung auch unter den neuen Verhältnissen aufrechterhalten? Und ferner, konnte man auch bei einer einjährigen bzw. achtwöchigen Ausbildung, wie sie durch die Ergänzungstruppenteile für die älteren Mannschaften durchgeführt wurde, die bisherigen Grundsätze der Gefechtsausbildung gelten lassen? Hierauf läßt sich heute eine eindeutige Antwort noch nicht geben. So viel aber kann mit Sicherheit gesagt werden, daß eine Unterführerausbildung, wie sie in der Reichswehr betrieben wurde, in zwölf Monaten nicht möglich, aber auch nicht notwendig ist. Andererseits erscheint ein Abgehen von der für richtig anerkannten taktischen Ausbildung mit Rücksicht auf den modernen Waffeneinsatz, die Feuerwirkung und die in anderen Armeen betriebene Gefechtsausbildung nicht möglich. Auch das jetzige große Heer muß den Krieg nicht anders als die Reichswehr sehen und sich in der Ausbildung auf seine ganze Wirklichkeit einstellen. Wichtig bleibt dabei, daß man sich darüber klar ist, daß die Erziehungsaufgabe, die Bildung des festen soldatischen Willens, des Kämpfergeistes, der unbedingten Disziplin, der strengen Pflichtauffassung, der Kameradschaft, kurz gesagt, der soldatischen Tugenden, nicht in den Hintergrund treten und daß das äußerliche Ausbildungsziel, die Vermittlung eines technischen Wissens und Könnens, nicht überbetont werden darf.

Zu 8. Bedurfte es einer Neuregelung der Kommandogewalt und eines Neuaufbaues der höheren Führerlaufbahn?

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ließ den Wehrmachtgedanken stärker als bisher in die Erscheinung treten. Es hieß, das ganze Volk mit all seinen Kräften im Ernstfalle zu mobilisieren. Gab es bisher als oberste Spitze den Reichspräsidenten und unter ihm den Reichswehrminister, so bedeutete die im Wehrgesetz ausgesprochene Regelung einen weiteren wesentlichen Fortschritt. Der Führer und Reichskanzler besaß fortan als oberster Befehlshaber der Wehrmacht die alleinige Kommandogewalt. Unter dem Reichskriegsminister als Oberbefehlshaber der Wehrmacht waren die drei Wehrmachtteile, das Heer, die Kriegsmarine und die Luftwaffe unter ihren Oberbefehlshabern zusammengefaßt. Mit Recht macht Major Jost* auf die besondere Art der persönlichen Bindung, auf den von allen Soldaten dem Führer zu leistenden Treueid aufmerksam, der jeden Zwiespalt ausschließe.

Mit dem Bruch der militärischen Fesseln des Versailler Diktats ging Hand in Hand die Wiedereinrichtung der Kriegsakademie sowie des General-

* Jost, W., Die wehrpolitische Revolution des Nationalsozialismus, Hamburg 1936.

Digitized by Google

stabes. Man schritt durch die Einrichtung der Wehrmachtakademie darüber wesentlich hinaus. Sie soll alle mit der Führung der Wehrmacht, also der drei Wehrmachtteile, zusammenhängenden Aufgaben zur Erkenntnis der an sie berufenen Stabsoffiziere bringen. Auch die wirtschaftliche Mobilmachung wurde eingeleitet.

Zu 9. Ergaben sich neue Grundsätze für die Organisation der Landesverteidigung im großen?

Mobilmachungsvorarbeiten waren durch das Diktat von Versailles weitgehend beschränkt. Es fehlte die Möglichkeit, die vorhandenen Menschenkräfte sowie die wirtschaftlichen und technischen Mittel des Landes für die Landesverteidigung nutzbar zu machen. Dies änderte sich völlig. Der Grundsatz, daß der Krieg als ein totaler künftig zu führen sei, machte sich in allen Maßnahmen beim Neuaufbau der Wehrmacht geltend.

Strebte man einmal die schnellste Ausbildung von Reserven an und schuf man eine neue Reserveoffizierlaufbahn, in die vor allem auch der bewährte Unteroffizier nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst einrücken sollte, so traf man in gleicher Weise Vorkehrungen auf wirtschaftlichem Gebiet. Man entwickelte eine Organisation für die wirtschaftliche Mobilmachung. Man arbeitete hierbei sowohl mit den zuständigen Behörden wie den Organisationen der Wirtschaft zusammen. Man nahm sich aber auch der Frage der geistigen und seelischen Mobilmachung an. Kurz gesagt, man erblickte in der allgemeinen Wehrpflicht weit mehr als dies 1914 der Fall war; man faßte sie als eine sich auf alle Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens erstreckende Aufgabe auf. Dem totalen Krieg der Zukunft entsprach eine totale Wehrpolitik, eine wehrhafte Wehrgemeinschaft des ganzen Volkes.

Die Durchführung des Neuaufbaues.

Der Neuaufbau beginnt, wie wir feststellten, nicht erst mit dem 1. November 1935 mit der Rekruteneinziehung. Jahrelange geistige Vorarbeit geht ihm voraus. Sie wird in ersten Erwägungen im damaligen Reichswehrministerium bald nach dem unglücklichen Friedensschluß sichtbar. Sie tritt später immer deutlicher für den Eingeweihten in die Erscheinung. Sie äußert sich in zahlreichen, bereits die Arbeit der Truppe berührenden Maßnahmen kurz nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus. Die Jahre 1933/34 sind die eigentlichen Vorbereitungsjahre. In diese Zeit fallen Maßnahmen für erste Vergrößerungen des Offizier- und Unteroffizierkorps, Änderungen in den Stärken, Abwandlung der Dienstzeit durch Aufhebung der zwölfjährigen Dienstverpflichtung und Eingehen einer kürzeren, 1½jährigen Verpflichtung des Soldaten, wichtige waffentechnische Neuerungen bzw. Versuche und vieles andere. Wenn 1935 die Panzerwagen und -Abwehrgeschütze, Flugzeuge, U-Boote und viele neue Waffen und Geräte in kürzester Zeit, zum Teil in erheblicher Zahl zur Einführung gelangen und entsprechende

Digitized by Google

Einheiten, neue Waffengattungen gebildet werden, so läßt dies ohne weiteres den Schluß zu, daß in den vorangegangenen Jahren denkbar intensiv gearbeitet und alle für den Neuaufbau notwendigen Schritte getan wurden.

Der Neuaufbau selber, die Aufstellung der drei Wehrmachtteile in der vorgesehenen letzten Form, vollzieht sich gleichfalls organisch, d. h. abschnittsweise. Der Gedanke, daß eine Aufrüstung von diesem Ausmaß der Sorgfalt bedarf, daß jede Überstürzung mehr schädlich als nützlich ist, tritt deutlich in die Erscheinung. Wenn es auch in einer Heeresorganisation niemals einen Stillstand, sondern immer eine Weiterentwicklung bestehender Formen, Waffen, Geräte und Anschauungen gibt, so werden doch gerade die kommenden Jahre noch besonders unter dem Zeichen dieser Umformung und Weiterentwicklung der Wehrmacht stehen, gilt es doch im Sinne des Führerwortes vom Parteitag der Freiheit „des neuen Reiches neue Soldaten" in einer neuen Organisation und unter neuen entscheidenden Ausbildungs- und Erziehungsgrundsätzen heranzubilden.

Seien wir uns darüber klar, daß auf diesem Wege noch manche Schwierigkeiten liegen, daß manche Hemmungen bewußter und unbewußter Natur überwunden werden müssen! Aber was bedeuten sie angesichts des gesteckten Zieles und des Glaubens an die Sache, der jeder Offizier und Unteroffizier der Wehrmacht dient. Eines darf allerdings niemals sichtbar werden: Daß irgendwo von einer nationalsozialistischen *oder* soldatischen Zielsetzung, von einer Ehre des Arbeiters *oder* des Soldaten, von einem politischen *oder* unpolitischen Soldaten gesprochen wird! Nur die volle Übereinstimmung von Partei und Wehrmacht, die vollkommene Gleichheit der Anschauung und das gegenseitige unbedingte Vertrauen verbürgt den Erfolg. Machen wir es uns zum Grundsatz, in dem anderen immer den besseren Kämpfer für die gemeinsame Sache und immer nur den Kameraden zu sehen! Dann entsteht jene Wehrmacht, die dem Lebenswillen des deutschen Volkes entspricht, die das Soldatentum in höchster Form verkörpert.

Von der wehrpolitischen Revolution des Nationalsozialismus wurde in diesen Tagen gesprochen. Dies heißt, sich darüber klar zu sein, daß es in jeder Beziehung eine neue Arbeit zu leisten gilt. Nicht nur in einer neuen Form, sondern aus neuer Anschauung der Aufgaben und neuem bestimmenden Geist soll das Werk erstehen. Und dennoch wird gerade der Soldat sich sagen müssen, daß auch die einschneidendste Revolution ihren Zusammenhang mit den geschichtlichen Kräften nicht zu leugnen vermag, die auf den Schlachtfeldern der Vergangenheit sichtbar wurden. Gleichzeitig ist zu erkennen, daß jede wirkliche Revolution zu ihrer Erfüllung Zeit braucht. Wir stehen somit, am ersten Jahrestag der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, am Anfang einer großen Arbeit, die unter dem Gedanken der Erziehung unseres Volkes im wahren Sinn der Bildung einer höheren und stärkeren Form seines Wesens verstanden sein muß. Erst dann sind Volks- und Wehrgemeinschaft identisch, wenn die allgemeine Wehrpflicht als allgemeines Wehrrecht von jedem begriffen, verlangt und dargestellt wird, ein Ziel, das den vollen Einsatz aller Verantwortlichen lohnt.

Digitized by Google

Dr. Karl Viererbl:

Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei

Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei wird repräsentiert durch die

1. Tschechoslowakische Volkspartei mit Monsignore P. Šramek,
2. Slowakische Volkspartei mit Monsignore P. Hlinka,
3. Deutsche christlichsoziale Volkspartei mit dem päpstlichen Kämmerer Graf Stolberg, und
4. Magyarische Christlichsoziale Partei mit Dr. Szüllö

an der Spitze. Es ist charakteristisch für diese vier Parteien, daß es zwischen ihnen trotz ihrer gemeinsamen Weltanschauung und der gleichen Einstellung zum Verhältnis zwischen Kirche und Staat bisher zu keiner politischen Zusammenarbeit gekommen war, und daß alle Verhandlungen über die Bildung eines „Katholischen Blockes" bisher scheiterten. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß einerseits die nationalpolitischen innerstaatlichen Forderungen der drei Parteien einander entgegenliefen und andererseits der Vatikan die getrennt marschierenden Parteien bisher für seine politischen Pläne im und mit dem tschechischen Staate brauchte, um sie ihm gegenüber ausspielen zu können. Für den Vatikan hatte der „Katholische Block" erst dann seinen Wert, wenn er die Funktion eines Garanten für die getroffenen Vereinbarungen übernehmen konnte und das trat nach der Unterzeichnung des modus vivendi im vergangenen Herbst ein.

Die Tschechoslowakische Volkspartei vertritt den kompromißlosen tschechischen Nationalstaatsgedanken, wie ihn Dr. Kramarsch festgelegt hat: „Dieser Staat ist ein Nationalstaat und muß es werden", d. h. die staatstragende Nation sind die Tschechen und ihr Recht ist es, die anderen Volksgruppen zu entnationalisieren. Sie hat daher nicht nur alle volksgruppenfeindlichen Gesetze und Maßnahmen des Staates gebilligt, sondern ihre Durchführung weitestgehend gefördert und unterstützt. Ihre Vertreter saßen fast in jeder Regierung seit Staatsbeginn und haben hervorragenden Anteil am Ausbau des Prager Zentralismus. In ihrem Nationalismus und Chauvinismus werden sie kaum übertroffen. Ihre nationale Einstellung ist vielleicht am besten durch die Tatsache charakterisiert, daß in dem ersten Konflikt zwischen Prag und Vatikan im Sommer 1925, als sich die Regierung offiziell an den Feierlichkeiten zu Ehren des „Ketzers" Johannes Huß beteiligte und der Nuntius als Protest gegen die bekundete Einstellung der Regierung für immer seinen Posten verließ, der dann drei Jahre verwaist blieb, Pater

Digitized by Google

Sramek als Minister und seine Partei Dr. Benesch's und der Regierung Haltung billigten!

Was hier über die nationale Einstellung der Tschechoslowakischen Volkspartei gesagt ist, gilt in gleichem Maße für die Slowakische Volkspartei des Paters Hlinka. Allerdings bedingte sie die scharfe Oppositionsstellung der Slowaken zum tschechoslowakischen Nationalstaatsgedanken und Zentralismus. Sie berufen sich auf die Vereinbarungen, die zwischen ihnen und den Tschechen während des Krieges in Pittsburg getroffen worden sind, aber von den Tschechen nicht eingehalten wurden, und führen daher einen erbitterten Kampf um die ihnen versprochene Autonomie und den bisher vorenthaltenen eigenen Landtag für die Slowakei. In diesem Ringen stießen sie bisher auch auf den Widerstand der tschechischen Katholiken, fanden aber andererseits die Unterstützung des Vatikans. Dabei spielte für Rom die Frage der in der Slowakei beschlagnahmten Kirchengüter, die ein großes Erträgnis abwarfen, eine größere Rolle als die Autonomieforderung der Slowaken. Solange die Tschechen nicht zur Herausgabe dieser Kirchengüter zu bewegen waren, unterstützte der Vatikan, wie die Vorfälle in Neutra bewiesen, wo die Slowaken eine Regierungskundgebung für den Prager Zentralismus zu einer Manifestation für die slowakische Autonomie umzugestalten verstanden, was zu einem scharfen Vorgehen der Tschechen in der Slowakei führte, die Slowaken, in dem der Prager Nuntius in einem Schreiben offen für Hlinka Partei nahm. Nach dem Abschluß des modus vivendi, der auch die Frage der slowakischen Kirchengüter geregelt hat, zwang der Vatikan die Slowaken zur Anerkennung Benesch's, wie die Vorgänge bei seiner Präsidentschaftswahl bewiesen.

Läßt sich bei der deutschen christlichsozialen Volkspartei — dem sudetendeutschen Zentrum — die klare nationalpolitische Linie und Programmatik nicht feststellen, so konnte der Widerstand der tschechischen Klerikalen gegen die geringsten nationalpolitischen Forderungen der deutschen Katholiken bei aller bekundeten Staatstreue bisher nicht zu einer engeren Zusammenarbeit mit den tschechischen Katholiken führen. Die Magyarische Christlichsoziale Partei stand gleich der Magyarischen Nationalpartei zum Prager Zentralismus in schärfster Opposition und damit zur Tschechoslowakischen Volkspartei.

Die aufgezeigten Gegensätze der Parteien des politischen Katholizismus in staatspolitischen Fragen machten also ihre innenpolitische Blockbildung und Geschlossenheit bisher unmöglich. Dazu kam das ungeklärte Verhältnis zwischen Prag und dem Vatikan, der an der Oppositionsstellung der katholischen Parteien ebenso interessiert war wie an ihrer Regierungsbeteiligung, da sie entsprechend den Wünschen des römischen Männerbundes je nachdem zu einer Stärkung oder Schwächung der Prager Regierungspolitik führte. So erklärt es sich, daß der politische Katholizismus geschlossen weder für, noch gegen den Staat auftrat, sondern sich zunächst bemühte, seine Machtposition in Volk und Staat auszubauen.

In dem Verhältnis der Parteien untereinander und in ihrem Verhältnis zum Staate trat ein grundlegender Wandel ein, als Prag im Schlagschatten der europäischen Kräftegestaltung nach dem Abbruch der Beziehungen zum Vatikan im Herbste 1933 von neuem Verhandlungen anbahnte, die nicht nur

Digitized by Google

die kirchenpolitischen Fragen in der Tschechoslowakei klären, sondern darüber hinaus zu Vereinbarungen für eine gemeinsame politische Zusammenarbeit zwischen dem Hradschin und dem Hl. Stuhle führen sollten. Den Abschluß dieser Verhandlungen bildeten die Vereinbarungen, die zwischen dem Erzbischof von Paris, Jean Verdier, der als päpstlicher Legat nach Prag gekommen war, in Gegenwart des Erzbischofs von Wien, Innitzer, und des Bischofs Hlond von Polen mit den Vertretern der Prager Regierung während des ersten gesamtstaatlichen Katholikentages im Sommer des Vorjahres getroffen worden sind. Der Rahmen, der für den Abschluß dieser Verhandlungen gewählt wurde, ließ auf ihren Inhalt einen untrüglichen Schluß zu. Zum erstenmal seit Bestand des tschechischen Staates waren Katholiken aus allen Teilen des Staates und Angehörige aller Volksgruppen in der hunderttürmigen Hussitenstadt zusammengekommen, um als Bürger eines Staates für die katholische Weltanschauung zu zeugen und die im Glauben dokumentierte Einheit nach außenhin auch als politische Einheit zu demonstrieren, zu deren Bildung und Festigung während ihrer Besprechungen die Kirche ihre Unterstützung zugesagt hat.

Das geschlossene Eintreten der katholischen Parteien für Dr. Benesch anläßlich seiner Wahl zum Staatspräsidenten, die dadurch überhaupt erst möglich wurde, zeigt am deutlichsten die Bedeutung der Vereinbarung zwischen Prag und Rom. Es kündet von der vollständigen Übereinstimmung der vatikanischen Politik mit dem Prager außenpolitischen Kurs, der durch das Militärbündnis Paris-Prag-Moskau mit seiner deutlichen Spitze gegen das Deutsche Reich charakterisiert ist. Die Parteien des politischen Katholizismus sind über alle innenpolitischen Gegensätze hinweg zum Träger der vatikanischen Politik geworden, die sich mit der tschechischen Staatspolitik identifiziert. Und diese Übereinstimmung war entscheidend für die Einstellung der Tschechen Rom gegenüber.

◆

Die Stellung des tschechischen Volkes zur katholischen Kirche hat, abgesehen von den wesensbedingten Gegensätzlichkeiten, äußerlich im Laufe seiner Geschichte verschiedene Änderungen erfahren, die durch die allgemeinen politischen Verhältnisse und die Haltung der Kirche zu den politischen Entscheidungen des tschechischen Volkes selbst bedingt waren. Die Entwicklungslinie des Verhältnisses zwischen Volk und Kirche ist daher durchaus nicht gradlinig und fortlaufend, sondern erfährt manche Abschweifungen und Unterbrechungen. Der tschechische politische Katholizismus mußte daher im Laufe der Jahrhunderte erkennen, daß er eine Machtstellung der Kirche nur behaupten kann in Übereinstimmung mit den nationalen Interessen des Volkes. Die brachten ihn daher oft in Gegensatz zum Vatikan. Nichts ist daher für das Verhältnis zwischen Rom und Prag bezeichnender als die Tatsache, daß fast fünfhundert Jahre hindurch kein päpstlicher Legat böhmischen Boden betreten hat.

Digitized by Google

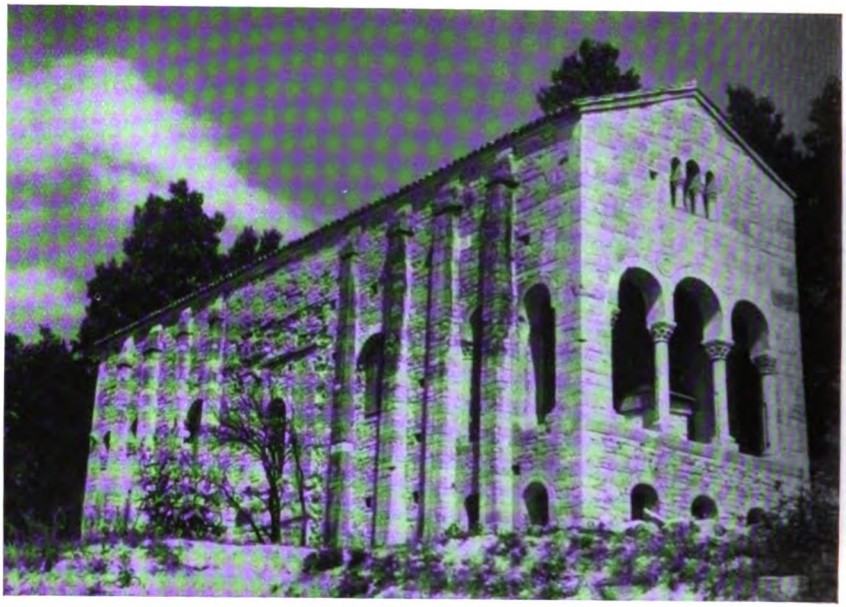
Germaniſches Kulturerbe in Spanien

Reſidenzkirche des Weſtgotenkönigs Wamba

„San Miguel de Lino" bei Oviedo / Kirche des Weſtgoten-Königs Ranimir

Lichtbildfolge von A. A. Gombos

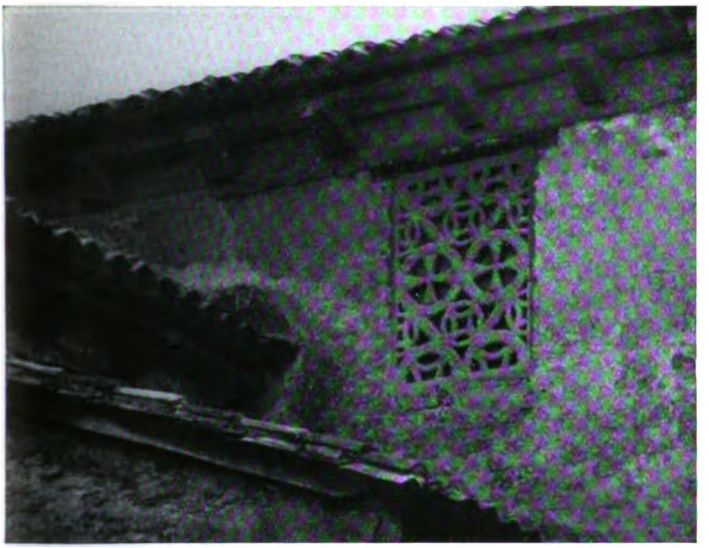
Digitized by Google



Die weſtgotiſche Königsburg von Naranco bei Oviedo

„San Juan Bautiſta“ in „Cerrato de Baños“
Kirche des Weſtgotenkönigs Recceswinth

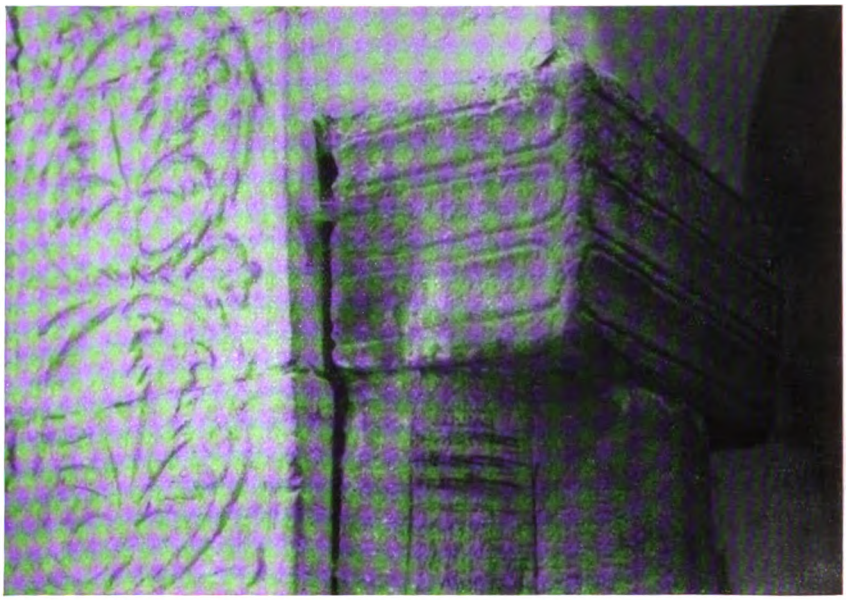
Digitized by Google



Santullano in Oviedo, Steingitterfenſter der weſtgotiſchen Kirche

Aus der weſtgotiſchen Königsburg Naranco bei Oviedo

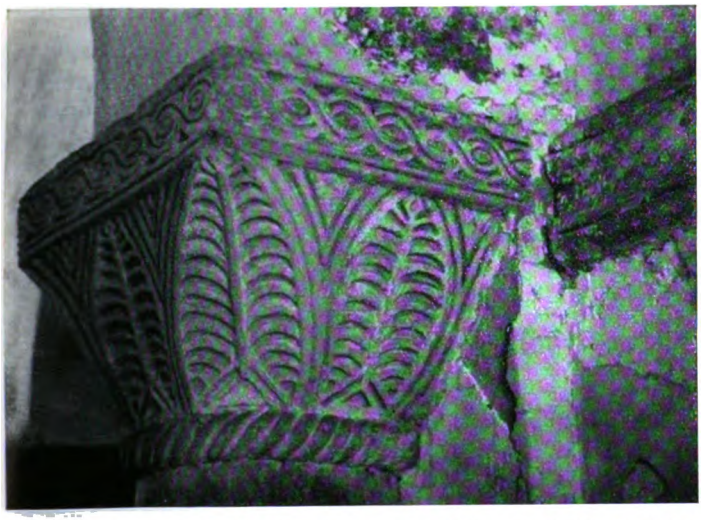
Digitized by Google



Weſtgotiſches Kapitell in der Kirche „San Miguel de Lino“ bei Oviedo

Weſtgotiſches Kapitell in der Kirche „Eremita El Criſto de la Luz“ in Toledo

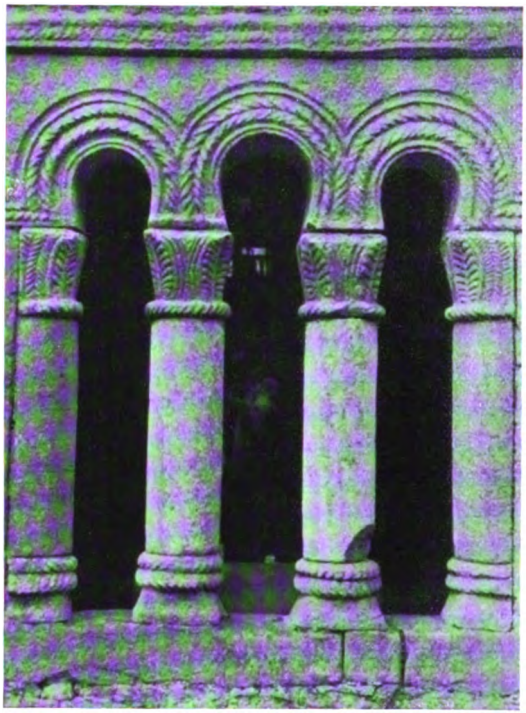
Digitized by Google



Weſtgotiſches Kapitell in der Kirche „San Salvador“ in Val de Dios

Blick in die Kirche „San Miguel“ in Tarraſa

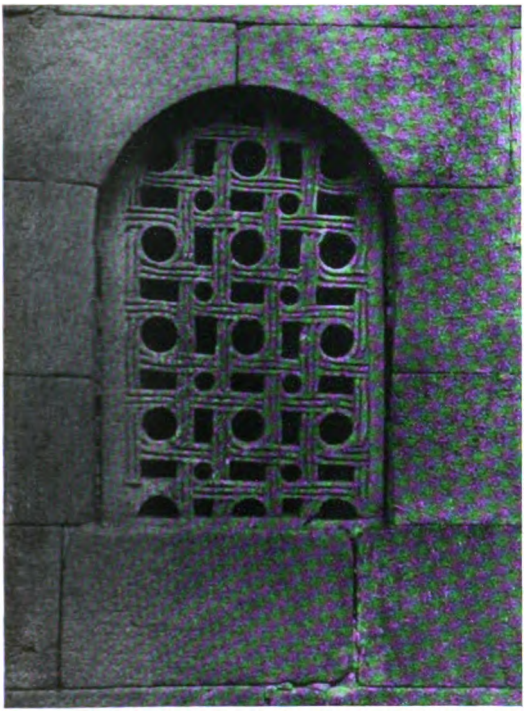
Digitized by Google



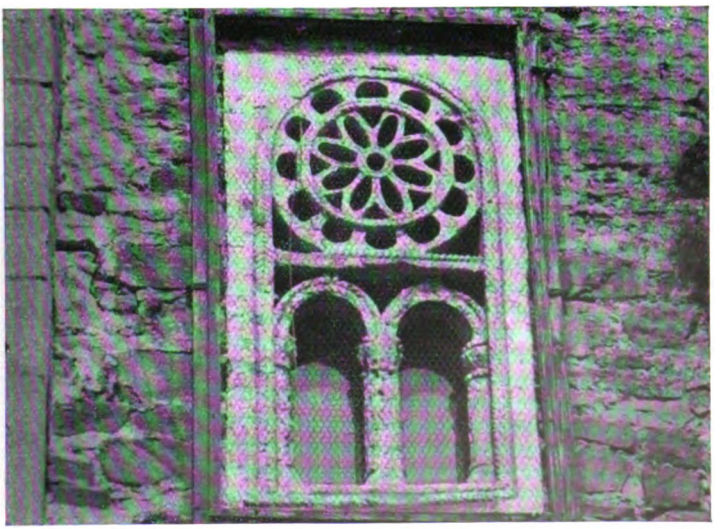
Dreiteiliges Hufeisenbogenfenster an der Nordfront von „San Salvador" in Val de Dios

Gruft des Pelajo in Covadonga

Digitized by Google



Steingitterfenſter an der Kirche „San Salvador“ in Val de Dios



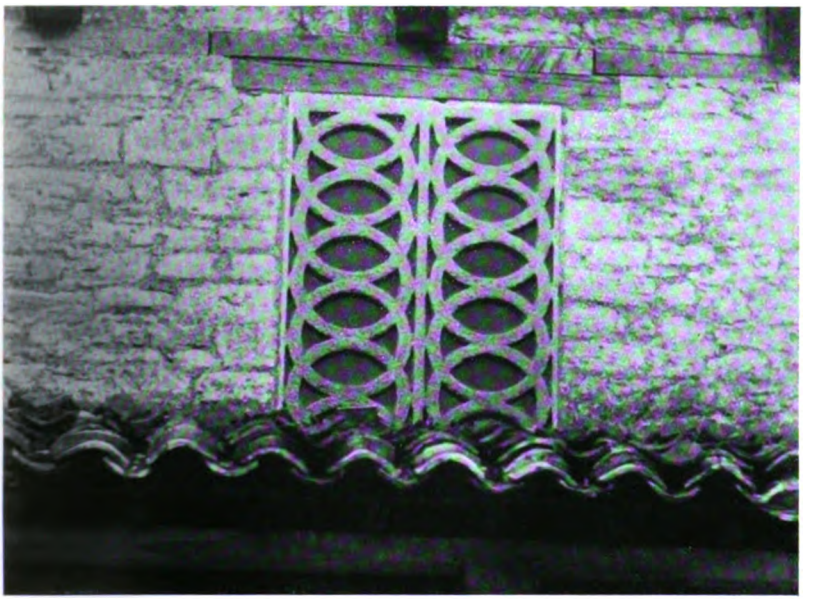
Fenſter an der Kirche „San Miguel de Lino“ bei Oviedo

Digitized by Google

Steingitterfenſter an der Kirche „San Salvador“ in Val de Dios

Steingitterfenſter an der Kirche „Santullano“ in Oviedo

Digitized by Google



Steingitterfenſter an der Kirche „Santullano“ in Oviedo

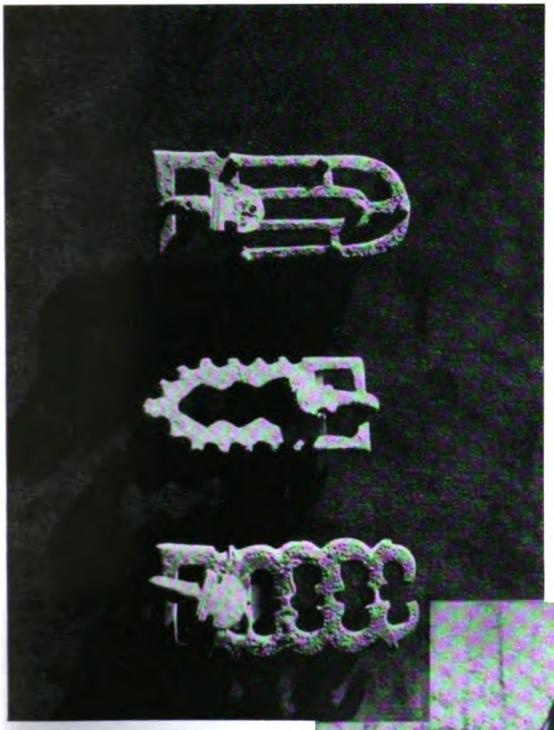
Steingitterfenſter an der Kirche „Santullano“ in Oviedo

Digitized by Google

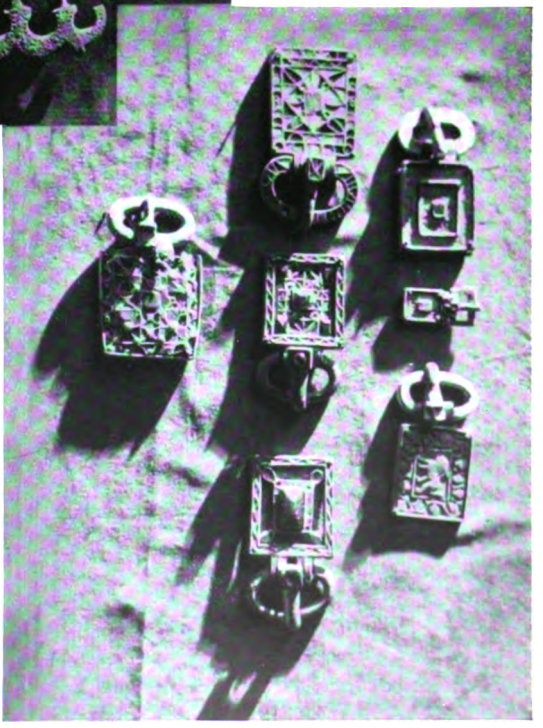
Westgotische Gürtelschließen aus den Gräbern von Truel

Westgotische Gürtelschließen aus den Gräbern bei Piños

Digitized by Google



Weſtgotiſche Gürtelſchließen aus dem Archäologiſchen Muſeum in Madrid



Weſtgotiſche Gürtelſchließen aus dem Archäologiſchen Muſeum in Madrid

Digitized by Google

Laufornament an der Kirche „San Juan Bautiſta“ in Cerrato de Baños

Blick aus der weſtgotiſchen Königsburg von Naranco

Digitized by Google

Um die letzten Ereignisse der Tschechoslowakei, die sich im Schlagschatten Roms vollziehen, in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen, seien sie vor einen historischen Hintergrund gestellt.

Wie überall, so zeichnen auch den Weg des Katholizismus zu den böhmischen und mährischen Slawen blutige Spuren. Gewiß, die ersten Sendboten aus dem katholischen Bayern kamen mit dem Kreuz und nicht mit dem Schwerte, aber ihr Missionswerk war nicht sehr erfolgreich. „Abgeschieden in den Bergen der Slawen und dichten Tannenwäldern, ein Fremder den Einheimischen, ihrer Sprache unkundig . . .", klagt ein Missionär im Slawenland[1]. Die Christianisierung der slawischen Volksmassen konnte also nur gelingen durch die Gewinnung ihrer Fürsten und die war ohne gewaltsame Unterwerfung nicht möglich. Das erste kriegerische Zusammentreffen zwischen Deutschen und Tschechen erfolgte im Zeichen des Kreuzes Roms. Der Widerstand der Slawen richtete sich gegen die politische und religiöse Unterwerfung gleichzeitig. Trotzdem wird man das Auftreten der beiden Slawenapostel Kyrill und Method nicht aus den angedeuteten Gegensätzen heraus erklären können. Es läßt sich vielmehr aus dem sprachlichen Selbstbewußtsein erklären, das eben die slawische Sprache im Gottesdienst verwendet wissen wollte.

Mit der Gründung des Herzogtumes der Premysliden, die bei aller sonstigen charakterlichen Verschiedenheit durch eine starke Glaubensfestigkeit charakterisiert sind, vollzog sich auch die restlose Katholisierung des Landes. Es entstehen Kirchen und Klöster und erhalten von den Herzögen und Königen weitestgehende Förderung. Und wo sich noch heidnische Bestrebungen geltend machen, werden ihre Träger mit Feuer und Schwert niedergemacht. Trotzdem bewahrten sich die premyslidischen Fürsten dem Papste gegenüber eine unabhängige Stellung. Der alte tschechisch-polnische Gegensatz ließ König Wratislaw II. treu an der Seite Heinrich IV. in seinem heroischen Kampf gegen Gregor VII. verharren, auch dann noch, als der Papst seinen Bannfluch gegen den deutschen Kaiser ausstieß. Und hat ihm der Papst auch wegen seiner politischen Haltung im sogenannten Investiturstreit sehr gegrollt, so hat er ihm wegen seiner kirchlichen Haltung seine belobende Anerkennung nicht versagen können.

Ein Wandel in dem ruhigen Verhältnis zwischen Kirche und Volk vollzog sich mit den zunehmenden Mißständen innerhalb der Kirche. Der moralische Verfall des katholischen Männerbundes vom Stellvertreter Gottes auf Erden angefangen bis zum kleinen Klosterbruder und Landpfarrer war wohl eine allgemeine Erscheinung des 14. Jahrhunderts, aber er hatte sich in den Ländern der böhmischen Krone besonders kraß gezeigt. Der Abt Ludolf von Sagan hat von dem Lasterleben in dem zu Böhmen gehörenden Kloster ein Bild entworfen, wie es vom römischen Hofleben an Lüsternheit und moralischer Minderwertigkeit nicht übertroffen werden kann[2]. Selbst wenn man mit starken Vorbehalten

[1] B. Bretholz: „Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Premysliden", München 1912.

[2] „Tractatus de longevo schismate" des Abtes Ludolf v. Sagan, im Archiv für österr. Geschichte LX. (1880) 343 ff.

Digitized by Google

von diesen Schilderungen auf die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse im Lande schließt, ergeben sich für Böhmen erschütternde Zustände. Auf den großen kirchlichen Besitzungen ließ sich ein behagliches Leben führen. Und das lockte zum Priesterstand. Die Zahl der Geistlichen allein am Prager Dom wird mit 250 bis 500, am Wischehrad mit 350 angegeben. Und aus ihrem Munde stammt das Wort: „Wenn wir schwer arbeiten wollten, dann würden wir eher Bauern oder dergleichen und nicht Priester sein[3].“ Das Lotterleben der Priester sollte durch kirchliche Prachtentfaltung überschattet werden. Besonders Karl IV. sorgte dafür, daß in Prag, „dem sittenlosen Babylon“, das kirchliche Leben sich in seiner ganzen mystischen Herrlichkeit entfalten konnte. Er berief die Karthäuser, Karmeliter, Serviten u. a. m. ins Land, gründete ihnen vor allem in Prag große Ordenshäuser und sammelte Reliquien aller Art, die er in kostbaren Schreinen aufbewahren ließ. Prag wurde Wallfahrtsort. Aus allen Weltteilen kamen fromme Pilger, um beim „Blutstropfen Christi“, bei den „Windeln des Jesukindleins“, der „Milch aus dem Busen der hl. Jungfrau“ ihre Gebete zu verrichten. Im Beichtstuhl wurden die Rendezvous lebenslustiger Prälaten und frommer Sünderinnen vereinbart.

Damals vollzog sich im tschechischen Volk die erste Abkehr von der römischen Kirche. Die Predigten Militsch's von Kremsier fanden im tschechischen Volke lebhaften Widerhall. Die Gotteshäuser wurden zu klein, so daß er im Freien predigen mußte. Die Wirkung seiner Worte war so tief, daß er ein Dirnenhaus „Venedig“ in eine fromme Stätte „Jerusalem“ umwandeln konnte, wie ein zeitgenössischer Chronist berichtet. Es vollendet nur das Bild seiner Zeit, daß er von der päpstlichen Kurie auf Anzeige böhmischer Bischöfe, die seine Gefährlichkeit erkannten, nach Avignon geladen wurde, von wo er nicht mehr lebend zurückkehrte. Seine Predigten waren noch nicht vergessen, als Johannes Huß auftrat.

Die Ursachen der hussitischen Revolution mögen verschiedene Wurzeln haben, in ihrer Gesamtwirkung war sie in erster Linie ein elementares Volksaufbäumen gegen Rom und die römische Kirche. Die Hussiten, Utraquisten und Kalixtiner stellten sich gegen alles, was katholisch war, und vernichteten es, wo sie es antrafen. Und sie wandten sich gegen das Deutschtum, weil sie es vom Katholizismus nicht trennen konnten. Sie sahen in ihm seine Träger und Verteidiger. Im Kaiser des Reiches sahen sie den Verteidiger des Papsttums, der ihren Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hat. Alles andere trat daneben in den Hintergrund.

Der Taborismus hat im Land verwüstet und zerstört, was er verwüsten und zerstören konnte. Er hat das Tschechentum so ziemlich alles gekostet, was es an eigenartigen Gesittungskräften besaß[4]. Aber geblieben ist ihm eine antirömische Gesinnung. Papst und Kaiser vermochten weder durch Gewalt, noch durch Güte, nicht durch Kampf, nicht durch Verhandlungen, nicht mit politischen noch kirchlichen Mitteln den Utraquismus in den Sudetenländern auszurotten. Die weltlichen und kirchlichen Fürsten waren machtlos an-

[3] B. Bretholz: „Geschichte Böhmens und Mährens“ (1920), Band I, S. 209.
[4] Alfred Rosenberg: „Mythus des 20. Jahrhunderts“, S. 108 ff.

Digitized by Google

gesichts der Abneigung des Volkes gegen die alte Kirche. Gewiß, der Utraquismus konnte sich nicht durchsetzen und mußte zusehen, daß neben ihm Sekten aller Art im Lande aufblühten und ihr Unwesen trieben. Der Hussitismus als religiöse Reformation griff nicht über die Grenzen und erfaßte nicht einmal die Deutschen im Lande; aber seine sozialen Grundgedanken mit ihrer Feindschaft gegen die Priesterschaft fanden auch in deutschen Landen Widerhall[5]. Wenn die Tschechen heute in Johann Huß den energischen Vorkämpfer gegen das Deutschtum feiern und dabei weniger an den Reformator denken, wenn sich die tschechisch-hussitische Nationalkirche auch nach den nationalen „Befreiungs"tagen des Jahres 1918 nicht durchsetzen konnte, dann können diese Tatsachen dennoch nicht als Beweis für eine prorömische und katholische Gesinnung angeführt werden. Die antirömische Einstellung des tschechischen Volkes hatte sich in den Tagen der Hussitenkriege und in den folgenden zwei Jahrhunderten deutlich gezeigt. Der entschlossene Kampf des nordisch-slawischen Adels gegen die Reformationsbestrebungen der Habsburger war getrieben von den ungeschwächten Impulsen des Rassenempfindens, das sich gegen die römische Geistesknechtung auflehnte. Als es unterdrückt war, führten die Habsburger des Szepter im Lande. Gegen ihre Herrschaft aber richtete sich der Kampf der Tschechen. Daß die katholischen Priester in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg die fanatischsten Bannerträger des tschechischen Freiheitsgedankens waren, daß sie von der Kanzel und in den Schulen im antihabsburgischen Sinne predigten und unterrichteten, hat die katholische Kirche vor dem marxistischen und nationalen Ansturm nach dem Jahre 1918 gerettet. Diese Arbeit gegen das Erzhaus aber war zugleich antirömisch, wenn man bedenkt, welche Rolle das Haus Habsburg in der vatikanischen Politik spielte. Daß sich die Tschechen zu einer tiefeinschneidenden Veränderung in ihrem Verhältnis zu Rom nicht aufraffen konnten, daß sie in den Zeiten ihrer nationalen Freiheit ihre ganze Energie der Vernichtung der germanischen Kräfte widmen, ist rassisch bedingt und beweist ihre selbst erkannte Minderwertigkeit.

Die antirömische Grundhaltung des tschechischen Volkes aber ist bei allen Epochen kirchlichen Friedens und katholischer Vorherrschaft im Lande doch unverkennbar. Und wenn der tschechische politische Katholizismus heute im Kielwasser der vatikanischen Politik treibt, dann darf nicht vergessen werden, daß er sich ihr schon jedesmal dann entgegengestellt hat, wenn sie die vermeintlichen Interessen des Staates oder Volkes der Tschechen gefährdete. Die heutige politische Zusammenarbeit zwischen Prag und Rom berührt die antirömische Einstellung des Volkes an sich nicht. Sie erscheint ihm heute politisch zweckmäßig und darum erfolgt sie. Die völkische Freiheit haben die Tschechen von jeher höher gestellt als das religiöse Bekenntnis. Als die Tschechen

[5] Kraus-Kaser: „Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters", II. S. 505. — B. Bretholz: a. a. O., II., S. 163 ff.

Digitized by Google

nach der Schlacht am Weißen Berg bei Prag am 8. November 1620 mit dem Erfolg der Gegenreformation der Habsburger nicht nur ihren blutig erkämpften Glauben verloren, sondern auch in ihren Hoheitsrechten beschränkt wurden, da richtete sich ihr Widerstand zunächst gegen die zentralistischen Maßnahmen Wiens, aber der Protest gegen die römische Schützenhilfe wurde deutlich, als sie sich für die kirchenpolitischen Maßnahmen Josefs II. einsetzten. Es ist schon gesagt worden, daß Rom es nur der volksbewußten Haltung der tschechischen Priester zu danken hat, daß der Abfall von der katholischen Kirche nach dem 28. Oktober 1918 nicht größer war.

Als die Tschechen in diesen Oktobertagen im Hochgefühl ihres Erfolges die Denkmäler der Habsburger stürzten, da zerschellten auch katholische Heiligenstandbilder unter dem Beifall der johlenden Straßenrevolutionäre. Die marxistischen Parteien erhoben die Forderung nach Trennung von Kirche und Staat und wurden von anderen politischen Parteien unterstützt. Daß sie nur Teilerfüllungen ihrer Wünsche erreichen konnten, erklärt sich daraus, daß den Tschechen die Schwächung der fremdnationalen Volksgruppen im Staate wichtiger erschien als die Aufrollung religiöser Probleme und andererseits die nationale Haltung der tschechischen Geistlichkeit im Volke nicht unvergessen war.

◆

Die vorbereitenden Maßnahmen der Prager Regierung für eine Trennung von Kirche und Staat auf administrativem und finanziellem Gebiet, die Entfernung der Kruzifixe aus den Schulen, die Erklärung des Religionsunterrichtes als Freigegenstand und die Einführung des sogenannten „Moralunterrichtes" und der staatsbürgerlichen Erziehung, die Beschlagnahme von Kirchengütern im Zuge der Bodenreform u. a. hatten zu einer Zuspitzung der Beziehungen zwischen Prag und Vatikan geführt. Der Konflikt brach aus, als der Beschluß der Regierung kund ward, sich offiziell an den Feierlichkeiten anläßlich der Einführung des Hußtages (6. Juli) als Staatsfeiertag zu beteiligen.

Kardinalstaatssekretär Gasparri hatte die Prager Regierung in zahlreichen Telegrammen vor der Teilnahme an den Hußfeierlichkeiten gewarnt. Am 6. Juli 1925 wehen vom Hradschin neben den Flaggen des Staates und der Standarte des Staatspräsidenten die weißen Hussitenfahnen mit dem roten Kelch. Noch vor Beginn der offiziellen Feierlichkeiten weilt der Prager Nuntius Marmaggi bei Dr. Benesch. Er legt ihm nochmals dar, daß der Vatikan die bevorstehende Hußfeier unter dem Protektorat Masaryks und des Ministerpräsidenten als eine Beleidigung des Heiligen Stuhles bezeichnet hat und sich daraus Schwierigkeiten für die künftigen Beziehungen ergeben werden.

„Wir beleidigen niemand, wir ehren nur einen Helden! Ich fürchte die Folgen, welche eintreten können, wenn sich der Vatikan zu Maßnahmen entschließen würde, die unser Verhältnis zum Hußproblem nicht berücksichtigen würden . . .", entgegnete Dr. Benesch.

Digitized by Google

Die Unterredung endete kühl und formal[6]. Als sich auf dem engen Altstädter Ring, wo der steinerne Huß drohend seine Blicke zur alten Theynkirche, die einst deutsche Kaufleute erbaut hatten, richtet, und in den schmalen Seitengassen Zehntausende zur Hußfeier versammelt hatten, fuhr der Prager Nuntius zum Wilsonbahnhof, um nach Rom abzureisen. Im Prager Außenamt und in den diplomatischen Auslandsvertretungen las man die Abschiedsnote des Nuntius, als Masaryk und Dr. Benesch durch das Spalier der jubelnden Festmenge fuhren. Die Presse meldet, daß der Nuntius seinen ordnungsmäßigen Urlaub angetreten habe. Im Anschluß an diese Meldung aber brach ein Sturm im Blätterwald von rechts bis links los. Es hagelte nur so von Vorwürfen gegen Rom. Die alten Forderungen nach Trennung von Kirche und Staat wurden stürmischer denn je erhoben. Die Presse des politischen Katholizismus aber sucht Öl auf die Wogen der Erregung auszugießen, findet aber ebenfalls scharfe Worte gegen den Nuntius, der den Konflikt vom Zaune gebrochen habe, da er wissen mußte, daß Huß „vielleicht mehr als nationaler Vorkämpfer, denn als Reformator gilt und sein Kampf um die höhere Sittlichkeit und Frömmigkeit geführt wurde"[7].

Und während dieser Spannungen zwischen Prag und Rom empfing der Papst in der Aula Ducala Berninis sudetendeutsche Katholiken. Und als er ihnen das Kreuz zum Kuß geboten hatte, erklärte der Hl. Vater, daß er sich freue, sie in den Tagen zu sehen, in denen in ihrer Heimat „antichristliche Feierlichkeiten" abgehalten würden. „Hätte ich schweigend hingenommen, was dort geschah, die ganze Welt hätte sich im Namen der Geschichte wundern müssen . . ."

Als im Prager Ministerrat am 17. Juli Dr. Benesch über den Abbruch der diplomatischen Beziehungen Bericht erstattete, da wurde er einstimmig und ohne Widerspruch zur Kenntnis genommen. Auch der katholische Parteiminister Monsignore Sramek, der „Wendenapostel", sah die Schuld auf Seite Roms und verteidigte die nationale Haltung der Regierung.

Fast drei Jahre blieb die Prager Nuntiatur unbesetzt. Am 11. Mai 1928 machte Monsignore Ciriaci beim Staatspräsidenten Masaryk seinen Antrittsbesuch. Seiner Rückkehr nach Prag waren Verhandlungen über den Abschluß eines modus vivendi vorausgegangen, die u. a. kirchliche Finanzfragen regelten, aber die Gegensätze nicht beseitigen konnten.

Sie prallten aufeinander, als Pater Hlinka, der greise Slowakenführer, eine Regierungskundgebung in Neutra zu einer machtvollen Demonstration für die slowakische Autonomie umzugestalten verstand. Während der Auseinandersetzung zwischen der tschechischen Regierungspresse und den slowakischen Autonomisten erklärte der Prager Nuntius in einem Schreiben an Hlinka, daß er seinen Standpunkt billige. Diese Feststellungen wurden zum Signal für ein regelrechtes Trommelfeuer der tschechischen Presse aller Parteirichtungen auf den Prager Nuntius Ciriaci. Man warf ihm vor, sich in die innerpolitischen Auseinandersetzungen eingemengt zu haben. Man forderte

[6] J. Weil: „Das Werden eines Volkes", Dresden 1930.

[7] „Lidove Listy", Prag, Juli 1925.

Digitized by Google

seine Abberufung und Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Für einige Tage war die „Hakenkreuzgefahr" vergessen, die ganze Prager Pressehetze wandte sich nur gegen Rom, bis auch Ciriaci seine Koffer packte. Das war im Herbst 1933.

◆

Die außenpolitische Kräftegruppierung rings um die Tschechoslowakei ließen es Dr. Benesch wünschenswert erscheinen, alle inneren und äußeren Konflikte möglichst rasch zu liquidieren und die Sicherheit des eigenen Staates durch das Bündnis mit Moskau zu erhöhen und sich die Unterstützung der Kirche zu sichern.

Von jeher sind Paris und Moskau die beiden Pole tschechischer Politik. In einem Bündnis Frankreichs und Rußlands sahen die Tschechen schon stets die Voraussetzung für eine wirksame Schwächung des Deutschen Reiches, in der sie zugleich die Erhaltung ihrer eigenen Existenz garantiert glauben. Und daher feierten sie in Prag den Zar in Petersburg als den Schirmherrn aller Slawen und brachten andererseits im Prager Landtag wiederholt Vive-la-France-Rufe aus. Und während in der Vorkriegszeit die tschechischen bürgerlich-konservativen Politiker nach Petersburg wallfahrten gingen, war Paris das Ziel der marxistisch eingestellten Tschechen. Beide Gruppen aber waren sich einig im Glauben und in der Überzeugung, daß sich nur aus der Synthese Pariser und Moskauer Politik eine Schwächung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns und daraus der selbständige tschechische Staat ergeben kann. Ebenso klar war man sich aus der Kenntnis der inneren Verhältnisse Rußlands in den politischen Kreisen, denen Masaryk und Dr. Benesch angehörten, daß die Entscheidung des Weltkrieges an den Fronten des Westens und nicht des Ostens fallen werde, und deshalb setzten sie ihren ganzen Einsatz auf die Karte Frankreichs.

Der Gang des Kriegsschicksals hat Masaryk und Benesch recht gegeben. Es ist aber erklärlich, daß sie, so sehr sich die Grenzverhältnisse im Osten und die inneren Verhältnisse in Rußland auch geändert hatten, an dem Konzept festhielten, daß nur ein französisch-russisches Bündnis für die Tschechoslowakei ein Sicherheitsgarant ist.

Als man in Genf zu munkeln begann, daß sich eine Annäherung zwischen Berlin und Moskau vollziehe, da suchte der tschechische Außenminister Dr. Benesch in Genua Fühlung mit den Vertretern des Reiches. Es war ein vorsichtiges Sondieren, ein bängliches Warnen vor der bolschewistischen Gefahr, die man im Lande spürte: „Wie kann das Reich . . .?", so sprach man in Prag und als Poincaré in die Ruhr einmarschieren ließ, ließ Benesch in Paris sagen, daß sich die Tschechoslowakei in ihrer Wirtschaft bedroht fühle. Eine bezeichnende Geste, deren Wirkung allerdings mehr nach innen als nach außen berechnet war.

Dr. Benesch hat als Außenminister planmäßig auf die Überbrückung der Gegensätze zwischen Paris und Moskau hingearbeitet. Ihm war stets

Digitized by Google

die russische Freundschaft wertvoller als die polnische, weshalb er auch nichts tat, um die tschechisch-polnischen Gegensätze auszugleichen, dafür aber alles unterließ, was die tschechisch-russischen Gegensätze — die vor allem durch das Verhalten der tschechischen Legionen während der Machtkämpfe des Bolschewismus bedingt sind — verschärfen konnte. Als die Polen im Abwehrkampf gegen die Bolschewiken um militärische Unterstützung und Munitionslieferungen baten, da verweigerte Benesch dem polnischen Nachbarn diese Hilfe und erntete dafür den Beifall der Bolschewisten.

Auf dem Parteitag seiner Partei in Brünn im Oktober 1924 erklärte Benesch mit dem Blick nach Rußland: „Ich lege Wert darauf, festzustellen, daß es unser Ziel sein muß, ebenso wie mit Frankreich, auch mit der Sowjetunion ein Militärbündnis abzuschließen."

Aber der Widerstand im Innern gegen eine Annäherung an Rußland war zu groß, um sie durchzusetzen. Es mußten günstigere Zeiten abgewartet werden. Und sie traten ein, als sich Herriot entschloß, im Frühjahr 1932 nach Moskau zu fahren. Und es wird sicher etwas Wahres daran sein, wenn man behauptet, daß der Motor dieser Reise Benesch selbst war.

Hitlers Schatten lag über Europa. Die innerpolitischen Auseinandersetzungen in Deutschland spitzten sich immer mehr und mehr zu und drängten nach einer Klärung. Niemand in Europa zweifelte mehr, daß Adolf Hitler sich die Macht erobern werde. Täglich schrien es die jüdischen Gazetten in die Welt: „Hitler bedeutet Krieg" und sie erzeugten mit ihren Alarmrufen jene Nervosität, die bei den Franzosen den Sicherheitskomplex einschaltete und sie nach Rußland blicken ließ. Der gleiche Dr. Benesch aber, der über die kommunistische Partei der Tschechoslowakei seine schützende Hand hielt, inszenierte in seinem Staate mit einem Massenaufgebot von Gendarmerie und Polizei eine regelrechte Hetze auf die sudetendeutschen Nationalsozialisten, nachdem er in der tschechischen Bevölkerung durch seine Presse die entsprechende Atmosphäre vorbereitet hatte.

Diese Greuelpropaganda und Verhaftungspsychose hat die Tschechoslowakei für Benesch's Rußlands-Pläne reif gemacht. Die „deutsche Gefahr", die den Tschechen täglich riesengroß an die Wand gemalt wurde, sie nach der Machtergreifung Adolf Hitlers geradezu in eine Kriegspsychose versetzte und die tschechische Bevölkerung zu Angstkäufen veranlaßte, konnte nicht allein durch eine Auflösung der sudetendeutschen DNSAP. gebannt werden, sondern dazu war auch ein Bündnis mit der gewaltigen russischen Armee notwendig.

Herriots Besuch in Moskau brachte ein Wirtschaftsabkommen, das zunächst zur Grundlage der weiteren Beziehungen zwischen Paris und Moskau wurde, die schließlich in einem Militärabkommen festgelegt worden sind und in einem Ostpakt enden sollten.

Jetzt hatte auch Dr. Benesch leichtes Spiel. Wenn das kapitalistische Frankreich die bolschewistische Gefahr nicht fürchtete, dann brauchte das demokratische Eiland in Mitteleuropa sie erst recht nicht zu fürchten, denn größer als sie, so heißt es im Lande heute, ist die „deutsche Gefahr". Was sind den Tschechen heute schon die Weltrevolutions-Parolen der Komintern gegen „die dunklen Pläne der Nazis, in denen der waffenklirrende Imperialismus

Digitized by Google

Berlin—Bagdad wieder auflebt!". Der Weg von Berlin nach Wien führt am kürzesten durch die Tschechoslowakei. Wien sei das Ausfallstor nach dem Südosten. Der Südosten aber sei ebenso ein Zielpunkt des heutigen deutschen „Imperialismus" wie die Ukraine. Wolle man also nach Wien und nach dem Südosten, dann müsse man durch die Tschechoslowakei. Der Besitz Wiens sei nur zu halten durch den Besitz Prags. Das aber bedeutet die Zertrümmerung der Tschechoslowakei. Diese übliche tschechische Pressеargumentation verfehlte auf die Bevölkerung des Staates nicht ihre Wirkung. Man appellierte in Prag an die slawische Solidarität der Russen, hörte ähnliche Worte von der brüderlichen Verbundenheit aus Moskau und dazu das Surren der Flugzeugmotore der „Roten Armee".

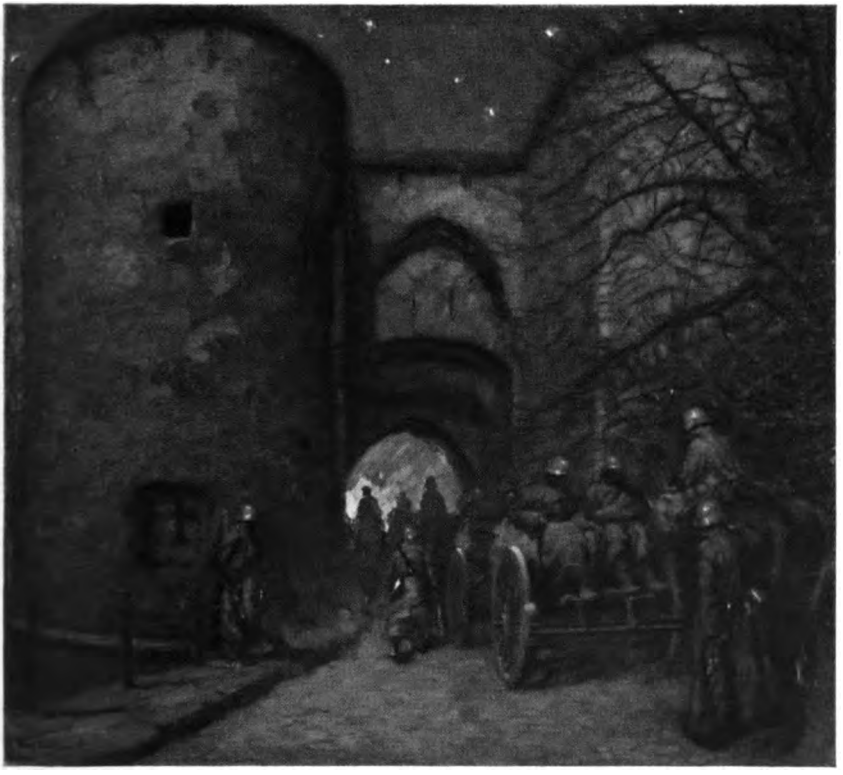
Kaum waren die ersten französisch-russischen Holzgeschäfte abgeschlossen, fuhr ein Vertrauensmann Benesch's nach Moskau, um zu bereinigen, was zwischen Prag und Moskau der Erfüllung der Herzenswünsche Dr. Beneschs im Wege stand und um die Formalitäten zu besprechen zur Durchführung der de-jure-Anerkennung. Und als in Prag 1935 auf der Tagung der Kleinen Entente über die kollektive Anerkennung der Sowjetunion Beschluß gefaßt worden war, trafen die Gesandten der beiden Staaten in Prag und Moskau ein. Die nun folgende Zeit galt der Festigung und Vertiefung der noch recht zarten Freundschaft. Da kam in Erfüllung ihrer völkerverbindenden Mission zunächst eine bolschewistische Fußballmannschaft nach Prag, deren Tournee durch das tschechoslowakische Staatsgebiet zu einer Propagandareise für die kommunistische Partei in der Tschechoslowakei wurde, so daß die kommunistischen Sportler höflichst aufgefordert wurden, ihre völkerverbindende Mission vorzeitig zu beenden und nach Rußland zurückzukehren. Aber dieser Reif in der Frühlingsnacht der tschechisch-russischen Freundschaft brach nicht ihre Blüte. Was die Sportler verdarben, wurde durch ein Flugzeuggeschwader respektvoll wieder gutgemacht, auch wenn bei ihrer Ankunft während der feierlichen Begrüßung ein kommunistischer Senator durch den Rundfunk verkünden konnte — zur peinlichen Überraschung der versammelten Festgäste — daß die KPTsch. und die Weltrevolution lebe!

Kurz danach gelang es den gemeinsamen Bemühungen Barthou-Benesch Herrn Litwinow eine Hintertür in das Haus der Nationen am Genfer See zu öffnen. Und als der französisch-sowjetrussische Militärpakt unter Dach und Fach war, bedurfte es nur mehr einer Formalität, auch ein tschechisch-sowjetrussisches Militärbündnis abzuschließen.

Die „Anabasis der tschechischen Legionen" scheint heute in Sowjetrußland vergessen und der alte bolschewistische Fluch „Tschechosobak" dürfte verboten werden. Der Generalissimus der tschechischen Flieger ist nach Moskau gereist und in der Slowakei werden Flugplätze für russische Bombengeschwader gebaut. In einer Wahlversammlung in Prag am 24. Mai 1935 gibt der neugewählte Abgeordnete Sverma die neuen Richtlinien bekannt:

Aufgabe und Ziel der kommunistischen Politik müsse die Bekämpfung des Faschismus in Deutschland sein, die in zwei Arten erfolgen müsse. Die eine sei die illegale, revolutionäre Vorbereitung des Klassenkampfes in Deutschland und die andere betrifft die Vorbereitungen zur Bekämpfung des deutschen

Digitized by Google



Franz Eichhorst: Gentport in Brügge

Digitized by Google

Digitized by Google

Faschismus mit Waffengewalt im Falle eines Krieges. Die tschechoslowakischen Kommunisten werden, wenn die tschechoslowakische Armee gegen den deutschen Imperialismus kämpfe, diesen Kampf unterstützen und für die Armee eintreten. Weiter gab er seine Bereitwilligkeit kund, die Regierung im Kampf gegen den deutschen Faschismus zu unterstützen. Zum erstenmal in der Geschichte des Prager Parlamentes stimmte der KPTsch. einem Beneschexposé zu.

Man kann wohl sagen, daß diese Ausführungen an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Wenn man nun weiterhin im Blatt des tschechoslowakischen Außenministers Dr. Benesch lesen konnte, daß man die Kommunisten unter Umständen zur Regierungsbildung heranziehen solle, dann ergibt sich daraus nicht nur eine Parallele zu den gleichen französischen Äußerungen und Bestrebungen, sondern erklärt sich daraus der wahre Zweck des französisch-tschechisch-sowjetrussischen Bündnisses.

◆

Während Dr. Benesch die „Demokratie der Sowjets" lobte und nach Moskau seine Fäden spann, das auch seit Jahr und Tag Zentrum der Weltpropaganda für die Gottlosenbewegung ist und dem Hl. Vater viel Kummer und Sorgen bereitet, ließ er zugleich beim Vatikan die Verhandlungen wegen Beilegung der alten Streitfragen führen, die nun auch zu einem positiven Ergebnis geführt haben. Das neue Liebesverhältnis Dr. Benesch's mit Sowjetrußland und das Kulturabkommen, das das junge Liebespaar als Angebinde mit in die Flitterwochen bekommen hat, war kein Hindernis für das neue Abkommen zwischen Rom und Prag. Wie Dr. Benesch, man möchte sagen über Nacht, im Bolschewismus einen guten Freund erkannt hat, so wurde für den Freigeist Benesch die katholische Bewegung auf einmal „zur wichtigsten Komponente des (tschechischen) Volkes und Staates, dessen positiver moralischer und religiöser Wert allgemein gewürdigt werden muß" und nach der eifrigsten Propaganda für eine Trennung von Kirche und Staat, nach zweimaligem Abbruch der Beziehungen zum Vatikan konnten nun plötzlich nach den „höheren Grundsätzen der tschechoslowakischen Demokratie . . . im ganzen ohne Schwierigkeiten die hauptsächlichsten Kirchenfragen" gelöst und „namentlich der Abschluß eines modus vivendi mit dem Vatikan" erreicht werden.

Den triumphalen Abschluß aber dieser politischen Wandlung bildete der Prager gesamtstaatliche Katholikentag[8].

> „Mit Stolz", so schreibt das Organ des Außenministers Dr. Benesch, „begrüßt die Demokratie der Tschechoslowakei die Repräsentanten der Kirche, die Männer des geistigen Dienstes und die Abertausende von Pilgern in der ehrwürdigen Hauptstadt des Landes, die in den verflossenen Jahrhunderten wie keine andere Stadt der Welt eben um der Religion, aber auch um der Gewissensfreiheit willen gelitten hat."

[8] Bei der folgenden Darstellung des Prager Katholikentages halte ich mich im wesentlichen an einen interessanten Bericht des „V. B." vom 19. August 1935: „Hinter den Kulissen des Prager Katholikentages", den ich durch inzwischen bekanntgewordene Tatsachen ergänzt habe.

Digitized by Google

Mit königlichen Ehren wurde der päpstliche Legat, der Pariser Erzbischof Jean Verdier, empfangen.

„Die äußere Prachtentfaltung, die den Einzug des Legaten in Prag begleitete, ist zwar eine Form, die durch die internationalen Gebräuche im Verkehr mit dem Repräsentanten des Heiligen Stuhles vorgeschrieben ist, aber ihr Inhalt ist die Bezeugung des aufrichtigen Willens zur positiven Zusammenarbeit des tschechoslowakischen Staates mit dem Heiligen Stuhl, welcher durch die Entsendung des Legaten sein Interesse und seine Sympathien für die Tschechoslowakei in so hohem Maße an den Tag gelegt hat."

So verkündet die Prager Presse:

„Die tschechoslowakische Demokratie sieht heute im Universalismus der Kirche die Gleichheit ihres Systems, dessen spirituelle Ebenbürtigkeit sich mit der politischen begegnet auf dem Boden eines Staates, „welcher bis in die letzten Konsequenzen diese Ebenbürtigkeit schützt, aber auch von jedermann ihre Achtung und Respektierung verlangt."

Daß diese Wandlung in der Einstellung Prags zum Vatikan nach den anderthalb Jahrzehnte währenden Spannungen den gleichen politischen Gründen und Triebkräften entsprang, wie die so plötzliche Einigung zwischen Prag und Moskau, ist auf dem Prager Katholikentag deutlich zum Ausdruck gekommen.

Bei den engen politischen Bindungen zwischen Prag und Paris und der bekannten Einstellung des Vatikans zu Frankreich — es sei in diesem Zusammenhang nur an die bekannte Stelle im Schreiben des Papstes Benedikt XV. an den Kardinal Amette am 7. Oktober 1919 erinnert, die lautet: „Von Frankreich aus möge sich Gottes Gnade über die ganze Welt ergießen; was menschliche Klugheit auf der Versailler Konferenz begonnen, möge die göttliche Liebe veredeln und vollenden" (Acta Apostolicae Sedis Nr. 12, 3. November 1919) — war es nur eine zu deutliche Bekundung für die Herstellung auch einer römisch-französisch-tschechoslowakischen Front, daß der Papst ausgerechnet den Pariser Erzbischof als seinen Legaten nach Prag gesandt hatte. Das Prager Regierungsorgan schreibt ganz offen:

„Außenpolitische Färbung verleiht dem Kongreß vor allem die Anwesenheit des päpstlichen Legaten, des Kardinals von Paris, Jean Verdier. Der Umstand, daß der Heilige Stuhl eben diesen Würdenträger als seinen Repräsentanten für Prag gewählt hat, verbindet einerseits in glücklichster Weise den Kongreß der tschechoslowakischen Katholiken mit dem geistigen Zentrum der universalen Kirche, andererseits aber auch Prag und die Tschechoslowakei ein übrigesmal mit Paris und Frankreich. — Die Anwesenheit des Kardinals von Posen, Hlond, und des Kardinals von Wien, Innitzer, schlägt neue Bande zwischen Prag und seinen beiden Nachbarn."

Die Motive und Interessen, die für die Einbeziehung und Eingliederung der Tschechoslowakei in die römische Front ausschlaggebend sind, mögen verschiedene sein, letzten Endes war es für die Tschechoslowakei die Einstellung zu Deutschland, gleichgültig ob mehr aus politischen oder weltanschaulichen Gründen, die sie auch zu einem Nachgeben Rom gegenüber veranlaßt hat.

Digitized by Google

In Prag hat man deutlich zu verstehen gegeben, daß die tschechoslowakische Demokratie eine engere Zusammenarbeit mit dem Katholizismus wünsche, und zwar sowohl auf dem Gebiete der inneren Politik wie auch auf internationalem Gebiet. Die C.S.R. fühlt sich heute nicht vom Kommunismus bedroht, dagegen aber vom Nationalsozialismus. Die kommunistische Gefahr besteht nach tschechischer wie nach französischer Meinung zur Zeit für Europa überhaupt nicht, der russische Bolschewismus befindet sich angeblich bereits im Zustand der Selbstliquidierung. Deutlicher noch gibt die „Nova Svoboda" den tieferen Sinn der tschechoslowakisch-sowjetrussischen Front zu erkennen:

> „Die Tschechoslowakei ist das erste Land auf dem europäischen Kontinent, das die Ideen der russischen Revolution in dem Bewußtsein aufnimmt, daß sich die Welt ändern muß, soll sie nicht ein Ozean von Blut und Leiden werden. Wenn es nicht zu einem Blutbad der Welt kommt, wobei der Sozialismus die historische Rolle des neuen Weltenlenkers spielen müßte, dann nimmt wenigsten die Tschechoslowakei den fruchtbaren Einfluß der russischen Oktoberrevolution in sich auf. Dieser Einfluß wird infolge seiner Wahrheit und Kraft ganz Europa durchsetzen, wie seinerzeit die Ideale der französischen Revolution."

Das sind die Töne, die Prag anschlägt, um dem neuen bolschewistischen Freund zu gefallen. Ihm zu gefallen übersieht man mit einer gefährlichen Großmut alles, was in wachsendem Maße als Bolschewisierung des ganzen Staatslebens in der Tschechoslowakei in Erscheinung tritt, und wenn auch heute die Sowjetgäste nur gefeiert werden, bahnt man ihrem bolschewistischen Geist zwangsläufig in dieser durch Umtriebe der eigenen Kommunisten ohnehin schon arg genug gefährdeten Republik den Weg. Dagegen sei nach Prager und Pariser Lesart Ost- und Mitteleuropa zu einer „Gefahrenzone" geworden, und man müsse schleunigst alles daransetzen, um den friedlichen Völkern Europas eine zumindest relative Sicherheit zu gewähren, da Deutschland nicht für den Abschluß eines Ostpaktes zu gewinnen sei.

Wenn man also die in Prag gehaltenen Reden richtig deutet, so heißt es im „V. B.", scheinen die Aussprachen folgende Ergebnisse zu haben:

1. Die C.S.R. wird mit dem Vatikan nach dem modus vivendi demnächst Konkordatsverhandlungen eröffnen, und zwar in der Atmosphäre besonderen Wohlwollens und Entgegenkommens.

2. Der Vatikan wird seinerseits seinen ganzen Einfluß dafür einsetzen, um dem tschechoslowakischen Staat die Treue und die aktive Unterstützung der katholischen Bevölkerung zu sichern, insbesondere, was die Sudetendeutschen und die Slowaken betrifft.

3. Die tschechoslowakische Regierung wird (im Rahmen der Verfassung) wirksame Maßnahmen treffen, um jede kirchenfeindliche Tätigkeit (insbesondere die der Freidenker aller Schattierungen) zu hemmen.

Wie soll man z. B. die Ausführungen Dr. Benesch's in seiner Ansprache an den Kardinallegaten anders deuten, wenn er sagte:

> „Ich will vor allem dem Hl. Stuhl aufrichtig danken, daß er Eure Eminenz als apostolischen Legaten für den Prager Katholikenkongreß ernannt und entsandt hat. Ich will weiter als hervorragendes politisches Ereignis hervorheben,

Digitized by Google

daß diese Mission in unseren Augen das Ende der Verhandlungen und die definitive Durchführung des modus vivendi besiegelt, der die Beziehungen zwischen dem Hl. Stuhl und unserer Republik dauernd regelt und der für die Zukunft sicherlich die feste und dauernde Grundlage dieser guten Beziehungen zwischen uns und dem Vatikan bleiben wird."

Oder seiner Worte beim Empfang katholischer Journalisten:

„Die katholische Bewegung, die ihre Gläubigen aus allen Nationen rekrutiert, kennt dieses Problem (Nationalitätenproblem — D. Verf.) aus ihrem eigenen Glaubens- und Kirchenleben und deren Entwicklung und bemüht sich, dieses nach denselben Prinzipien der Verträglichkeit und Objektivität im kirchlichen Leben zu lösen, wobei sie uns gleichzeitig hilft, dieses Problem im staatlichen Rahmen zu lösen. Wenn auch der katholischen Bewegung eine wichtige politische Mission auch auf anderen Gebieten zukommt, so kann sie sich der Verpflichtung nicht entziehen, ein mäßigendes Element zu sein, insoferne es sich um die Zusammenarbeit zwischen den Nationen unseres Staates handelt . . .

Wenn wir auch in der Vergangenheit das klassische Land der Religionskämpfe waren, so sind wir zu einem hohen Grad, ja, man kann sagen, zu einer fast absoluten religiösen Verträglichkeit und zur Respektierung der Religion überhaupt gelangt."

Die außenpolitische Aussprache hat nach vorliegenden Informationen aus gut informierter Quelle zu folgenden Feststellungen geführt:

1. Die politische Unabhängigkeit aller europäischen Staaten muß garantiert werden, solange irgendein Staat nicht selber unprovoziert zum Angreifer wird.

2. Ein kollektives Friedens- und Sicherheitssystem, das ganz Europa umfassen soll, müsse geschaffen werden.

3. Der Völkerbund müsse erhalten und entsprechend ausgebaut werden, um in der Lage sein zu können, internationale Sanktionen durchzuführen.

4. Was Mitteleuropa betrifft, so würde die katholische Kirche wie bisher die Aufgabe auf sich nehmen, zwischen den Staaten des Donauraumes im Sinne der Annäherung und der positiven Zusammenarbeit zu vermitteln. Alle Streitfragen sollten dann für die Dauer von zehn Jahren zurückgestellt werden. Die tschechoslowakische Regierung soll ihrerseits alles daransetzen, um ihre Verbündeten für den Grundsatz zu gewinnen, daß eine friedliche Revision der Friedensverträge, insbesondere der Frage der Habsburger Dynastie, unter bestimmten Voraussetzungen ermöglicht werden könnte.

5. Das Problem Österreich bildet das Kernproblem des gesamten mitteleuropäischen Fragenkomplexes. Österreich sei die Schlüsselstellung des deutschen Katholizismus und müsse von diesem gehalten werden. Die C.S.R. soll die besonderen Aufgaben der katholischen Kirche in bezug auf Österreich anerkennen und keiner internationalen Lösung der österreichischen Frage zustimmen ohne Konsultation mit dem Heiligen Stuhl.

6. Der Vatikan soll keine Propaganda gegen die Beteiligung Sowjetrußlands an der Errichtung eines europäischen Friedens- und Sicherungssystems entfalten unter der Bedingung, daß sich auch die tschechoslowakische Regierung verpflichtet, Moskau zur Duldung der katholischen Kirche in der U.S.S.R. zu veranlassen.

Digitized by Google

Nach interessanten Mitteilungen aus Wiener katholisch-politischen Kreisen hat Kardinal Verdier in seiner Unterredung mit dem Wiener Kardinal-Erzbischof Innitzer diesem ausführlich die Aufgaben auseinandergesetzt, die der politische Katholizismus in Österreich in bezug auf das Sudetendeutschtum habe. Es sei Absicht des Vatikans, daß der angebliche nationalsozialistische Einfluß auf Deutsch-Böhmen durch denjenigen Österreichs ersetzt werde. Rom plane aus diesem Grunde, in entsprechende Verhandlungen mit der Prager Regierung zu treten, um dieser klarzumachen, daß eine bedingte Unterstützung der sudetendeutschen katholischen Bewegung durch Österreich und eine Art österreichischer Schirmherrschaft über die Sudetendeutschen keine Gefährdung des tschechoslowakischen Staates darstellen würde.

Es sei klar, daß die katholische Kirche in der Tschechoslowakei selber von den Sudetendeutschen nach wie vor volle Loyalität gegenüber dem Staat fordern werde; da aber fest damit zu rechnen sei, daß ein großer Teil der Sudetendeutschen eine Oppositionsstellung gegenüber den Tschechen bewahren werde, wäre es vom katholischen und auch vom tschechoslowakischen Standpunkt ratsamer, den Versuch zu unternehmen, die sudetendeutsche Bevölkerung der C.S.R. unter Aufsicht des österreichischen Katholizismus zu stellen. Kardinal Innitzer soll erklärt haben, er übernehme jede Aufgabe, die ihm vom Heiligen Stuhl auferlegt werde.

◆

Je mehr sich in Frankreich die Widerstände gegen die Ratifizierung des Militärbündnisses mit Moskau mehrten, desto eifriger wurden von der tschechischen Außenpolitik die Beziehungen zu Sowjetrußland gepflegt. Eine russische Delegation nach der anderen wurde in Prag empfangen und ihre Anwesenheit dazu benützt, die Notwendigkeit der Prag-Moskauer Freundschaft im Interesse des Weltfriedens zu betonen. Nur ungern sah man in Prag, daß die Führung der Völkerbundspolitik von Frankreich auf England überging, um so sehnsüchtiger erwartet man den Sieg der „Volksfront", von der man die kompromißlose Durchführung der Völkerbundspolitik erwartet und vor allem — keine Verständigung mit dem nationalsozialistischen Deutschland.

Und in dieser Politik wurde Dr. Benesch nicht nur von den Linksparteien und den Kommunisten unterstützt, sondern auch von den Parteien des politischen Katholizismus. Nach Abschluß des modus vivendi, der dem Vatikan vor allem die Rückgabe der Kirchengüter in der Slowakei und die Zusicherung der Unterdrückung jeder kirchenfeindlichen Strömungen, dem Staate die rein staatliche Abgrenzung der Bistümer und einen politischen Beistandspakt brachte und darüber hinaus zur Liquidierung sonstiger Streitfragen führte, war es an dem Vatikan gelegen, die Vereinbarung loyal zu erfüllen. Und dazu gehört die Unterstützung der Rußlandspolitik Dr. Beneschs, von der sich der Vatikan auch eine Besserung des Verhältnisses zwischen Rom und Moskau verspricht. Die treibende Kraft in dieser Richtung ist der Erzbischof Verdier, dem ja auch gute Beziehungen zu den

Digitized by Google

Pariser Linkskreisen nachgesagt werden und der ja die entscheidenden Verhandlungen in Prag geführt hatte.

Als Dr. Beneš Anfang Dezember 1935 vor den beiden Prager Kammern sein außenpolitisches Exposé gehalten hatte, in dem er die Notwendigkeit der Bündnispolitik mit Moskau gegen die Angriffe selbst aus Kreisen der Regierungsparteien verteidigte, fand er die Zustimmung der Parteien des politischen Katholizismus. Die deutschen Christlichsozialen, die auch aus ihren eigenen Reihen wegen Billigung der Rußlandpolitik heftig angegriffen wurden, rechtfertigten ihre Haltung mit der Völkerbundspolitik Rußlands, die dem Frieden diene.

Und im gleichen Sinne sprachen Tschechen und Slowaken. Der Freimaurer Dr. Beneš ist zum Vertrauens- und Mittelsmann der römischen Kirche geworden! Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei aber hat sich in eine Front mit den Kommunisten und Marxisten gestellt — und damit in die Richtung gegen Deutschland! Denn ihr Kampf gilt dem „Faschismus", der den tschechoslowakischen Staat an seinen Grenzen „bedroht". Und in diesem „Faschismus jenseits der Alpen" sieht ja auch der Vatikan seinen vernichtenswerten Feind! Die durch Dr. Beneš als Außenminister festgelegte und als Staatspräsidenten garantierte Linie läuft den Interessen des Vatikans parallel und deshalb hat der Vatikan den Parteien des politischen Katholizismus ihr Festhalten an dieser Linie zur Pflicht gemacht, was in ihrem Verhalten bei der Regierungsbildung im Herbst und bei der Präsidentenwahl am 18. Dezember 1935 klar ersichtlich wurde.

Schon seit Jahresbeginn 1935 hieß es in Prager politischen Kreisen, daß Professor Masaryk infolge seines hohen Alters amtsmüde und -unfähig sei. Die Wahl Dr. Beneš, den Masaryk gern als Nachfolger gesehen hätte, schien aber bei den innenpolitischen Gegensätzen durchaus nicht gesichert, auch nach dem Abschluß des sowjetrussischen Bündnisses, das ihm die Stimmen der Kommunisten garantierte. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der außenpolitische Kurs Dr. Beneš besonders in den Kreisen des konservativen Bauerntums und bei den Slowaken scharfe Kritik und Ablehnung erfuhr. Sie fürchten mit einer Wahl Dr. Beneš nicht mit Unrecht eine Stärkung des staatlichen Einflusses des Linksblockes und damit einen weiteren Ausbau der Beziehungen zu Rußland, da er für Dr. Beneš Erweiterung seines Machteinflusses anstrebte.

Jedenfalls benützten die tschechischen Agrarier den Tod des Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Abg. Beadar, ihren einflußreichsten und fähigsten Mann, Dr. Milan Hodža, an die Spitze der Regierung zu stellen, der als Gegenspieler Dr. Beneš gilt. Man empfand diese Herausstellung Dr. Hodžas allgemein als Schachzug gegen Dr. Beneš, der zu Gegenmaßnahmen des Linksblocks führte, die von den tschechischen Klerikalen unterstützt wurden. Rot-schwarz stehen sich in der Farbenskala der Prager Regierungskoalition näher als schwarz-grün!

Angesichts der bestimmten Haltung der tschechischen Klerikalen trat nun der sozialistische Block entschieden mit seiner Forderung nach Klärung der Prä-

Digitized by Google

sidentschaftsfrage hervor. Als Masaryk am 14. Dezember zurücktrat, war folgendes Stimmverhältnis für Benesch gesichert[10]:

Tschechische Nationalsozialisten	42 Stimmen
Tschechische Sozialdemokraten	58 „
Deutsche Sozialdemokraten	17 „
Tschechische Klerikale	33 „
Deutsche Klerikale	9 „
Kommunisten	46 „
	205 Stimmen.

Für den Kandidaten der tschechischen Agrarier, Professor Nemetz, aber waren folgende Parteien:

Tschechische Agrarier	68 Stimmen
Deutsche Agrarier	5 „
Tschechische Nationaldemokraten	26 „
Glajda Faschisten	6 „
	105 Stimmen.

Bei dieser Frontstellung war die Wahl keines Kandidaten gesichert. Von ausschlaggebender Bedeutung waren die Stimmen der

Sudetendeutschen Partei	67 Stimmen
Slowakischen Volkspartei	33 „
Tschechischen Gewerbepartei	25 „
Madjaren	14 „
Deutschdemokraten	1 „
	140 Stimmen.

Noch am 17. Dezember schien es, daß Pater Hlinka entgegen den Wünschen des Vatikans gegen Benesch und für Prof. Nemetz stimmen werde. Als Pater Hlinka in den Nachmittagsstunden in Prag eintraf, wurde er u. a. auch vom päpstlichen Kämmerer und Sekretär des Prager Katholikentages, Dr. Rückel empfangen. Beide Herren fuhren gleich zum Außenminister Dr. Benesch, um dort an die zwei Stunden zu verweilen, worauf dann erst die Sitzung der Slowakischen Volkspartei ihren Anfang nahm[11].

Bei der Wahl erhielt Dr. Benesch 340 Stimmen, Prof. Nemec 24 und 76 Stimmzettel waren leer. Die tschechischen Patrioten atmeten auf. Alle, so schrieb der Prager „Telegraf" am Wahltag, die in diesen Tagen an den Staat gedacht haben, hätten sich entsetzt bei dem Gedanken, daß in einem so schicksalshaften Augenblick das Volk in zwei gegeneinander kämpfende Lager gespalten sei und daß ein dritter darüber entscheiden könnte, wer an der Spitze

[10] Der tschechoslowakische Staatspräsident wird von den 300 Mitgliedern des Abgeordnetenhauses und den 150 Mitgliedern des Senates gewählt. Erforderlich ist die Dreifünftelmehrheit im ersten oder die absolute Mehrheit im zweiten Wahlgang.

[11] „Rumburger Zeitung" Nr. 302 vom 19. Dezember.

Digitized by Google

der Tschechoslowakischen Republik stehen soll. In der Gefahr habe sich aber das Volk wieder gefunden.

Der „Dritte", an den sie dachten — Konrad Henlein — hat die Wahl nicht entschieden, es war ein anderer Dritter: der Vatikan. Der Klub der Abgeordneten und Senatoren der Slowakischen Volkspartei hat seinen Frontwechsel „mit den Interessen der Kirche" begründet, die ihre Haltung so erklärt, daß Dr. Benesch als Staatspräsident seine Vermittlerrolle zwischen Rom und Moskau weit wirksamer ausgestalten könne.

Aus diesem Grunde komme, wie ein Prager Montagblatt schrieb[12], auch der tschechischen Präsidentenwahl mehr als nur innerstaatliche Bedeutung zu. Die Wahl Dr. Beneschs sei nicht nur ein Bekenntnis zur Verteidigung der europäischen Ordnung im Sinne der Ideen von Genf und der modernen Demokratie, sondern sie sei eine der wichtigsten Entscheidungen Europas schlechthin nach den kritischen Jahren des Zweifels und der Gefahr. Die Waage, die so lange gezittert habe, ohne daß man wußte, wohin sie ausschlagen werde, habe sich in einer bestimmten Richtung gesenkt. Das erkläre auch die Tatsache, daß sowohl Katholizismus als auch Kommunismus bei dieser Wahl eines Sinnes waren.

Zur Dokumentierung der neuen vatikanischen Freundschaft hat der Papst auch den Prager Erzbischof Kaspar bei der letzten Kardinalsernennung mit dem päpstlichen Purpur bedacht. Und der Kardinal demonstrierte diese neue Freundschaft mit ihrem politischen Hintergrund bei einem Vortrag vor den Offizieren der Prager Garnison über das Thema „Kirche und Wehrmacht". Der Kardinal betonte einleitend mit besonderem Nachdruck das positive Verhältnis der Kirche zum tschechoslowakischen Staat und erklärte dann, die katholische Kirche fühlte sich nicht berechtigt, ein vollkommenes Nein gegen jeden Krieg einzulegen.

„Wenn wir", sagte Kardinal Kaspar, „einem einzelnen das Recht des Friedens nicht absprechen können, dann können wir auch dem Staate dieses Recht nicht streitig machen. Sich gegen unfriedliche Nachbarn zu verteidigen, ist heilige Pflicht. Die christliche Moral anerkennt auch den Angriffskrieg, wenn dieser zur Wiedergutmachung von Unrecht und zur Rückerstattung geraubten Eigentums geführt wird, nachdem alle anderen Mittel versagt haben. Die Kirche kennt das römische Wort sehr gut: „Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor!" Die Katholiken sind es ihrem Gewissen schuldig, an einer Erziehung zur Landesverteidigung mitzuwirken."

Als der neue Kardinal von seiner Romreise zurückkehrte, wurde er von der Regierung und der Prager Geistlichkeit feierlichst empfangen. Noch vor wenigen Monaten wäre ein solcher Empfang in Prag einfach undenkbar gewesen. Der Kardinal richtete an die Abordnungen, die zu seinem Empfang erschienen waren, eine Ansprache, in der er erklärte, der Papst habe ihn beauftragt, Masaryk und Benesch zu segnen und seine allerbesten Wünsche zu überbringen. Der Verlauf des Prager Katholikentages habe den Heiligen

[12] „Völkischer Beobachter" Nr. 358 vom 24. Dezember.

Digitized by Google

Bild Gombosch

Carcassonne in Südfrankreich
Gesamtansicht der alten Westgotenburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Vater davon überzeugt, daß der katholische Glaube in der Tschechoslowakei einen Hort, eine Stütze gefunden habe.

Am Abend aber fand am Hradschin im alten deutschen Dom des hl. Veit eine Feier statt, wie sie Prag lange nicht erlebt hatte. In einem goldenen Wagen, angetan mit dem Kardinalspurpur, fuhr der neue Kardinal zum Dom, wo er von den höchsten zivilen und militärischen Würdenträgern empfangen wurde. Diese Feier war ein sichtbarer Ausdruck des nach langen Kampfjahren erfolgten Friedensschlusses zwischen Staat und Kirche in der Tschechoslowakei[13].

Nach der Präsidentenwahl werden nun die Bestrebungen der vatikanischen Politik sichtbar, den katholischen Einfluß im Staatsleben zu verbreitern und damit einerseits die bereits errungenen Erfolge zu sichern, andererseits den Preis für die Wahl Beneschs durch die Parteien des politischen Katholizismus zu sichern. Der päpstliche Kämmerer Dr. Rückel, der politische Regisseur des Prager Katholikentages und der Unterhändler bei der Präsidentenwahl, hat im „Slowak" offen seine Pläne dargelegt, die auf die Schaffung eines katholischen Blockes hinauslaufen. Er setzt sich für die Verschmelzung aller katholischen Parteien in der Tschechoslowakei ohne Rücksicht auf die Nationalität ein. Er stellt es den einzelnen katholischen Parteien anheim, ihre Interessen gegenseitig abzugrenzen und ein Minimal- und Maximal-Programm aufzustellen. In den Einzelfragen würden sie ihre Handlungsfreiheit beibehalten können, in den gemeinsamen Fragen aber müßten sie sich verständigen. Die Bedenken der nationalen Minderheiten sucht Rückel mit dem Hinweis zu zerstreuen, daß lediglich der Katholizismus die Interessen der einzelnen Nationalitäten zu wahren vermöge.

Der politische Einfluß dieses neuen katholischen Blockes soll durch den Eintritt der Deutschen christlichsozialen Volkspartei und der Slowakischen Volkspartei in die Regierung gesteigert werden. Während die deutschen Klerikalen ohne nationalpolitische Forderungen zum Regierungseintritt bereit sind, fordern die Slowaken die Anerkennung ihrer Autonomiewünsche, gegen die sich die Koalitionsparteien wenden. Es ist nun interessant, festzustellen, daß sich bei diesen Auseinandersetzungen der päpstliche Kämmerer auf Seite der Regierung gestellt hat und die Slowaken zur Zurückstellung ihrer nationalpolitischen Forderungen zu bewegen sucht.

Das Verlangen des päpstlichen Kämmerers Dr. Rückel zeigt von neuem in aller Deutlichkeit, daß der politische Katholizismus jederzeit bereit ist, die nationalen Interessen der Völker zu opfern, wenn es seiner Machtpolitik förderlich ist.

In die Zeit der angestrengten Koalitionsverhandlungen fällt der Besuch des österreichischen Bundeskanzlers Schuschnigg in Prag. Der tschechische Ministerpräsident Dr. Hodza hatte in Fortsetzung der bei den Besprechungen während des Prager Katholikentages vereinbarten Zusammenarbeit in seiner Parlamentsrede am 5. Dezember 1935 Österreich das unmittelbare Angebot gemacht, bei der kommenden Neugestaltung im Donauraum entscheidend mit-

[13] Ebenda Nr. 2 vom 2. Januar 1936.

Digitized by Google

zuwirken. Das gleiche Angebot wurde Ungarn gemacht. Die Kleine Entente, so sagte Hodza, habe ihre negative Aufgabe, die in der Verhinderung der Revision der Verträge bestand, bereits erfüllt. Sie hätte jetzt eine positive Aufgabe zu erfüllen, wobei jedoch eine Mitwirkung der beiden Donaustaaten Österreich und Ungarn unerläßlich sei.

Wenige Wochen vorher erschien in Budapest ein Buch des Prälaten Bella Turi, „Königsfrage und Außenpolitik", in dem die Zusammenarbeit Ungarns und Österreichs mit der Kleinen Entente gefordert und als beste Garantie für die Selbständigkeit der beiden Staaten gegenüber dem bekannten deutschen Expansionsdrang nach dem Südosten begründet wird.

Die Prager politischen Pläne begegnen sich also mit den Absichten des Vatikans, der im Donauraum eine lebhafte Tätigkeit entfaltet. Die Besprechungen Schuschniggs in Prag aber erfolgten auf der Linie der vatikanischen Donaupolitik.

Dem sudetendeutschen politischen Katholizismus, der durch die christlichsoziale Volkspartei repräsentiert wird, fiel vor allem die Aufgabe zu, der „reichsfreundlichen und nationalsozialistischen Einstellung des Sudetendeutschtums entgegenzuwirken". Gleichzeitig wurde sie zur Preisgabe ihrer scharfen oppositionellen Einstellung zur Regierung veranlaßt. Der neue Kurswechsel kommt rein äußerlich schon im Sturz des bisherigen Parteiobmannes Prof. Dr. Hilgenreiner zum Ausdruck, den man damit bemäntelte, daß man erklärte, er könne infolge seiner Wahl zum Rektor der Prager deutschen Universität sein Parteiamt nicht mehr ausüben. In Hilgenreiner sah man keinen Garanten für die Einhaltung des neuen Kurses.

Man hatte ihm nicht vergessen, daß der Priester Hilgenreiner nach den Wahlen am 19. Mai, die seiner Partei eine Wahlniederlage gebracht hat, wie sie sie noch niemals erlebt hat, folgende Sätze niederschreiben konnte:

> „. . . Man möchte nun gerne Henlein beiseite schieben mit der Verdächtigung, er arbeite für Hitler. Eine neue politische Torheit! Man sehe doch die Dinge, wie sie sind: In Henlein verkörpert sich der Schrei aller Deutschen in der Republik nach der verfassungsmäßigen Gleichberechtigung. Man verwirkliche sie und es wird Frieden werden! Von dieser Seite gesehen, möchte ich glauben, daß das sudetendeutsche Volk bei den letzten Wahlen gesiegt hat: wir sind ein Stückchen vorwärtsgekommen . . ."

Es ist eine andere Sprache, die das offizielle Parteiorgan des politischen Katholizismus spricht, wenn es in seiner Ausgabe Nr. 235 vom 13. Oktober 1935 in Besprechung der Nürnberger Gesetze erklärt:

> „In der Tat, der Nürnberger Parteitag hat säkulare Bedeutung. Die Auswirkungen seiner Beschlüsse auf die menschlichen Freiheiten des deutschen Volkes sind nicht abzusehen. Ein Kulturkampf mit solchen Perspektiven im Herzen Europas erhebt sich daher zu einem europäischen Problem, das alle Fragen unseres heutigen Geschehens auf das tiefste berührt.
>
> Um so wichtiger ist es daher, im Rahmen unseres sudetendeutschen Volkstums klar und offen den Ernst dieser Fragen zu behandeln. Die Sender des benachbarten Reiches lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um das Gedanken-

Digitized by Google

gut des nationalsozialistischen Neuheidentums dem Sudetendeutschtum zugänglich zu machen. Die Henlein-Bewegung schweigt geflissentlich auf alle Fragen, die von ihr eine klare Stellungnahme zu dem Neuheidentum fordern.

Die Sorglosigkeit, mit der in manchen, auch katholischen, Kreisen die Wirkungen des deutschen Kulturkampfes auf die sudetendeutsche Bevölkerung beurteilt wird, ist sehr gefährlich. Das katholische Sudetendeutschtum muß sich ganz klar seiner besonderen Aufgabe im Rahmen des Gesamtdeutschtums bewußt sein. Es gilt eine katholische Front aufzurichten, an der jeder Versuch, die neuheidnischen und nationalsozialistischen Lehren in das Sudetendeutschtum zu tragen, scheitern muß."

„Das katholische Sudetendeutschtum muß sich ganz klar seiner besonderen (!) Aufgabe im Rahmen des Gesamtdeutschtums bewußt sein... Es gilt eine katholische Front aufzurichten." Das sind Worte, die wir den einzelnen Volksgruppen entsprechend überall im Auslandsdeutschtum hören können. Die Front gilt dem nationalsozialistischen Deutschland! Und dies um so mehr, als das Sudetendeutschtum infolge seiner nationalen und wirtschaftlichen Notlage bis jetzt auch nicht einen Augenblick Zeit gefunden hat, sich mit Kirchenfragen zu beschäftigen. Die deutschen Menschen im Sudetenland haben sich innerlich mit ihrer Kirche auseinandergesetzt. Heute sucht der politische Katholizismus nach einem Zankapfel, heute ist er bereit, einen „Kulturkampf" zu entfachen, um die politische und geistige Einheit des Sudetendeutschtums zu sprengen, wie man es in Rom und Prag will. Das Sudetendeutschtum hat in den letzten Jahren seine Loyalität zum tschechoslowakischen Staate oft genug unter Beweis gestellt. Es hat aber auch ebenso ehrlich sein Bekenntnis zur gesamtdeutschen Bluts- und Kulturgemeinschaft abgelegt und dieses Bekenntnis nicht abhängig gemacht von der im deutschen Kernstaat herrschenden Weltanschauung oder einer bestimmten Regierungsform. Daß es von den weltanschaulichen und geistespolitischen Umwälzungen des Kerndeutschtums erfaßt wurde und sich in ihm selbst ein Erneuerungsprozeß seines politischen Denkens vollzog, war nur eine natürliche Erscheinung. Es hieße die volkliche Einheit und bindende Kraft von Blut und Sprache überhaupt leugnen, wenn man die Natürlichkeit einer geistigen Gleichrichtung der fern vom Volksstaat lebenden Volksteile mit dem Volksteil im eigenen Staate bestritte. Von diesem weltanschaulichen Bekenntnis bleibt die staatspolitische Verpflichtung der Volksgruppen unberührt. Der politische Katholizismus, der in Deutschland geschlagen ist, spielt heute das Bekenntnis zu den Lebensprinzipien der deutschen völkischen Weltanschauung gegen die staatspolitische Verpflichtung aus, stellt sie heute in Gegensatz und bekämpft das Bekenntnis zu den Lebensprinzipien des völkischen Staates, um ihn selbst zu bekämpfen. Es geht ihm heute gar nicht mehr um das neue Prinzip, sondern um Deutschland schlechthin. Es gibt in der sudetendeutschen christlichsozialen Partei Kreise, die diesen separatistischen Kampf nicht billigen. Sie sind unterlegen. Ihr Führer aber wurde in die Verbannung geschickt.

Vor kurzer Zeit hat der ehemalige Minister Dr. Mayer-Harting ein politisches Referat gehalten, das den bezeichnenden Titel trägt: „Unser Weg in die Zukunft", in dem er sich mit den Ursachen der Wahlniederlage auseinander-

Digitized by Google

setzte und gegen die sudetendeutsche Einheitsbewegung Front machte. Er führte u. a. aus:

„Was soll werden? Wir wollen unabhängig und selbständig bleiben, das hat bereits der Reichsparteitag gesagt. Ich möchte sagen: wir müssen selbständig bleiben aus kulturellen, sozialen und nationalen Gründen. Mit dem Sturz des Zentrumsturmes in Deutschland hat auch das Leiden des Katholizismus in Deutschland begonnen. Die Christlichsoziale Volkspartei ist auch das Gegengewicht gegen die soziale Reaktion. Der christliche Sozialismus ist aber auch ein Gegengewicht gegen einen marxistischen Linksblock. Unentbehrlich sind wir auch als nationale Partei. Denn ruhige Überlegung bringt zur Überzeugung, daß eine sudetendeutsche Einheitspartei unserem Volke kein Heil bringen könnte. Daß eine Parteimehrheit bisher keine bemerkenswerten Erfolge erringen konnte, bedeutet noch nicht, daß eine Einheitspartei mehr Erfolge erringen würde . . .

Eine geschlossene Opposition des gesamten Sudetendeutschtums wäre vielleicht zu Beginn des Staates von Nutzen gewesen. Damals hatten wir die Möglichkeit, uns entweder geschlossen auf den Boden des Staates zu stellen oder geschlossen gegen den Staat. Heute aber wäre eine solche geschlossene Opposition der Sudetendeutschen — nach meinem Gefühle — bedeutungslos vor allem in den Augen des Auslandes, weil das Ausland leicht zu befriedigen wäre durch Bestellung eines deutschen Landsmann-Ministers, der sich immer finden würde...

So sollte sich eine zielbewußte sudetendeutsche Politik vielmehr die Weisheit eines nichtdeutschen führenden Staatsmannes zunutze machen, der gesagt hat: „Niemand glaubt an den dauernden Bestand der politischen Lage von heute in Europa. Darum ist es gut, sich am Leben zu erhalten, um die Zukunft zu erleben!" Es mag bei uns manche geben, die da glauben, daß der Bestand dieses Staates nicht von Dauer sei. Ich gehöre nicht zu diesen. Aber auch wenn man diesen Glauben hat, ist es ein gewagtes Spiel, alles auf eine Karte zu setzen. Der Sinn der Politik muß sein: leben, um zu erleben. Dazu brauchen wir hierzulande Deutsche in der Regierung. Die SDP.[14] ist aber lange nicht berufen, sich an einer Regierung zu beteiligen, ja noch mehr: die Sorge, daß etwas zugunsten der SDP. gebucht werden könnte, veranlaßt die Tschechen, alles zu vermeiden, was den Deutschen nützen könnte. Man glaubt ihrem Aktivismus heute trotz aller Bemühungen nicht auf tschechischer Seite und stellt ihn gar nicht in Rechnung. Man wertet den Aktivismus der SDP. bestenfalls innenpolitisch. Heute aber ist das Entscheidende die Außenpolitik. Die staatliche Außenpolitik kann aber nur eine Friedenspolitik sein. Friedenspolitik aber heißt, alles zu tun, was den Krieg vermeidet. Das heißt in tschechischer Sprache: keine Grenzverschiebung. Jeder besonnene Mensch weiß freilich: so wie es ist, wird es nicht bleiben, wir müssen vielmehr alle gemeinsam eine Lösung anstreben, die alle befriedigt, aber einen Krieg vermeidet. Und die Lösung hat vielleicht bereits ein Seipel vorgezeichnet, als er sagte: weder Anschluß, noch Donaukonföderation, sondern beides: Erhaltung der Selbständigkeit Österreichs im Rahmen eines politisch und wirtschaftlich organisierten Donauraumes und seinen Zusammenschluß mit Mitteleuropa.

Das können auch wir akzeptieren. Das bedeutet Selbständigkeit des tschechoslowakischen Staates und Kulturgemeinschaft mit dem ganzen deutschen Volke. Im Zeichen einer solchen Außenpolitik finden wir uns mit der tschechischen offiziellen Außenpolitik auf einer Linie und dadurch allein wird auf beiden Seiten

[14] Abkürzung für: „Sudetendeutsche Partei", Konrad Henleins.

Digitized by Google

das Vertrauen geschaffen, das auch eine innenpolitische Lösung gestattet. Diese ist nicht so schwer, wie es ausschaut. Dazu braucht es nicht mehr als die Verwirklichung der in der Verfassung bereits gewährleisteten Gleichberechtigung durch die entsprechenden Durchführungsgesetze. Zum Schluß erklärte der Minister: Keine Gleichschaltung, sondern im Gegenteil Herausarbeitung unseres weltanschaulichen Standpunktes, der uns religiös als positive Christen im Sinne des Katechismus und „Quadragesimo anno", politisch als überzeugte Demokraten mit dem Programm einer friedlichen Lösung der innen- und außenpolitischen Probleme, sozial als christliche Sozialisten vom deutschen Nationalsozialismus trennt."

Die Zielrichtung des sudetendeutschen politischen Katholizismus ist in dieser Rede scharf herausgearbeitet. Auf ihnen bewegt sich die praktische Politik, die vom kleinsten katholischen Pfarramt ausgeht. Und es konnte daher nicht überraschen, daß jüngst in einem Gerichtsverfahren wegen Herstellung illegalen kommunistischen Propagandamaterials, das zur Verbreitung in Deutschland bestimmt war, das Leitmeritzer Pressegericht feststellte, daß ein Großteil der Flugschriften mit Erlaubnis eines katholischen Geistlichen als Druckereileiters in der christlichsozialen Parteidruckerei hergestellt worden ist!

Auf dem Kongreß der deutschen christlichen Gewerkschaften in Reichenberg im vergangenen Herbst verwies Dr. Henfeller vom Internationalen Arbeitsamt in Genf, wohin er einst als Vertreter der christlichen Gewerkschaften des Deutschen Reiches entsandt wurde und der noch heute Beziehungen zu ehemaligen Zentrumskreisen unterhält, daß die deutschen christlichen Gewerkschaften in der Tschechoslowakei nach der Auflösung der christlichen Gewerkschaften in Deutschland eine besondere Tradition zu wahren haben. „Sie werden", sagte er, „dafür sorgen müssen, daß es später einmal möglich sein wird, dort fortzufahren, wo man vor zwei Jahren aufhören mußte."

Noch eindeutiger äußerte sich der Vertreter des internationalen christlichen Arbeiterverbandes, Serraerenz, Amsterdam. Er sagte:

„Einrichtungen der Gewerkschaften haben keinen Ewigkeitswert. Ewigkeitswert aber hat die Würde des Menschen, des Arbeiters.

Das Kreuz der Gerechtigkeit und Nächstenliebe wird stehenbleiben, wenn andere Kreuze längst geschwunden sein werden. Wer wirklich unter dem richtigen Kreuze steht, läßt sich — wo er auch sei — von keiner Tagesströmung tragen. Unsere Aufgabe ist es, für den einzigen Führer, den es auf Erden gibt, zu kämpfen und die Welt zu gestalten im Zeichen des einzigen Kreuzes."

Der Obmann des Verbandes der christlichen Gewerkschaften in der Tschechoslowakei, der Abgeordnete Schütz, sagte u. a.:

„Durch den weiten Siedlungsraum, den Deutsche in Europa bevölkern, geht eine revolutionäre Welle, ein Zittern und Beben, das alle Volksglieder erfaßt. Was in unserem Volkskörper vorgeht, ist eben mehr, als ein Rollentauschen zwischen politischen Parteien. Es ist ein Ringen um die Grundideen.

Wir sind Volk an der Grenze. Darin steckt viel Großes, aber auch viel Tragisches. Volk an der Grenze heißt Damm sein, der von zwei Seiten umbrandet wird: heißt Mauer sein, die von zwei Seiten bestürmt wird."

Digitized by Google

Der politische Katholizismus in der Tschechoslowakei und im besonderen im Sudetendeutschtum ist an der Arbeit. Eine neue separatistische Front ist aufgerollt, die der Eingliederung des Sudetendeutschtums in die reichsfeindliche Angriffslinie gilt.

Die gleiche Übereinstimmung mit den Prager Vereinbarungen, wie wir sie in den großen Fragen der Staatspolitik feststellen konnten, zeigen Erscheinungen in der sudetendeutschen Politik. Hier treten die reichsfeindlichen Strömungen immer deutlicher in Erscheinung, je mehr sie als Parallelerscheinungen aus Neuösterreich bekannt werden.

Es ist eine natürliche Erscheinung, daß das Sudetendeutschtum als Grenzlanddeutschtum — mehr als 1500 Kilometer deutscher Staatsgrenze von der Oder bis zum Plöckensteiner See im Böhmerwald trennen das Sudetendeutschtum vom Reich — besonders nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 mehr als bisher die politischen Entwicklungen im Deutschen Reich verfolgt. Galt das Sudetendeutschtum bisher als „Wall und Brücke" zwischen Reichsdeutschen und Tschechen, so lautet die neue Parole seit dem Prager Katholikentag: „Blick nach Süden!" In einem Aufsatz[15] „Blick nach Süden" spricht Herr Dr. Jesser dieser Orientierung das Wort, die in ihrer Begründung wie in ihrer Absicht tschechoslowakisch und vatikanisch ist. Er schreibt u. a.:

> „Wir (das sind die Sudetendeutschen) sind nicht Vermittler deutscher Kulturgüter in dem Sinne, als brächten wir erst die Tschechen in Verbindung mit den deutschen kulturellen Schöpfungen. Die Verbindung geht nicht über uns, sondern unmittelbar von Volk zu Volk. Wir Sudetendeutschen sind jedoch im Staate die Träger jener geistigen und seelischen Eigenart, jener Form des Alltagslebens, der Beziehungen von Mensch zu Mensch, die sich aus der unmittelbaren Zugehörigkeit zur deutschen Kultur ergeben, jedoch variiert durch zwei geschichtliche und geographische Faktoren: durch die unmittelbare Nachbarschaft zum tschechischen Volk, durch die vielhundertjährige Lebensgemeinschaft mit ihm und durch die fast ebenso alte staatliche Verbindung mit den deutschen Donau- und Alpenländern, vor allem mit Wien. Wir waren ein Stück „Deutschtum" im kulturellen Sinne im alten Österreich und sind es heute im neuen Staate. Dieses Deutschtum in bester Form zu erhalten und auszugestalten, Achtung zu erwerben, bestes deutsches Wesen sozusagen vorzuleben ist unsere ganz große Sonderaufgabe ...
>
> Wir haben folgende Entscheidung zu treffen: Wollen wir diese Annäherung ohne neue gewaltsame Änderungen der Staatsgrenzen herbeiführen helfen oder wollen wir sie durch Angliederung Österreichs als Vorstufe der Angliederung der sudetendeutschen Gebiete an einen deutschen Nationalstaat erzwingen?
>
> Diese Frage habe ich im Jahre 1918, den damaligen staatlichen Zuständen angepaßt, in dem Aufsatze „Deutscher Imperialismus oder mitteleuropäische Interessengemeinschaft?" im Sinne der Ablehnung des Imperialismus beantwortet. Nach 1919 habe ich, in Anpassung an die neuen staatlichen Verhältnisse, dieselbe Antwort wiederholt: „Mitteleuropäische In-

[15] „Deutsche Landpost" Nr. 291 vom 21. Dezember 1935. — Sie ist das Blatt des bekannten Ministers Dr. Franz Spina!

Digitized by Google

tereſſengemeinſchaft ſouveräner, gleichwertiger und gleichberechtigter Staaten."

Über Umfang und Form dieſer Intereſſengemeinſchaft ſowie über die Etappen zu dieſem Ziele herrſcht heute noch keine Einmütigkeit.

Unzweifelhaft iſt jedoch, daß wir als Bürger des tſchechoſlowakiſchen Staates die vom Staate vorgenommene Orientierung mitzumachen haben, nicht nur aus innerpolitiſchen taktiſchen Gründen, ſondern auch aus wirtſchaftlichen und nationalen ...

Ein deus ex machina wird jedoch weder im Raume der Nachfolgeſtaaten erſtehen, noch aus dem Norden zu uns kommen.

Wir müſſen daher an die harte Arbeit herantreten, zuerſt untereinander eine Annäherung zu ſuchen ohne feindſelige, ſelbſtmörderiſche Tendenz gegen benachbarte Großſtaaten.

Die Orientierung nach dem Süden iſt aber auch volkspolitiſch begründet. Das Deutſchtum in den Nachfolgeſtaaten iſt zwar überall, außer in Öſterreich, eine Minderheit, als Geſamtheit jedoch ein außerordentlich bedeutſamer Faktor. Unſere früher gekennzeichnete kulturelle Funktion erhält durch die Teilnahme Öſterreichs eine willkommene Stärkung. Dieſe uralten Beziehungen wieder herzuſtellen, iſt die Konſequenz aus dem endgültigen Verzichte auf die Nationalſtaatsidee.

Wir haben zu wählen: Verkümmerung oder Kräftigung der deutſchen Stellungen in den Donauſtaaten, der Wirtſchaften der einzelnen Staaten und der geiſtigen Zuſammenhänge der vielen Völker."

Wenn man an die Funktion erinnert, die Öſterreich den Sudetendeutſchen gegenüber zugedacht iſt und die Forderungen des Vatikans an die Tſchechoſlowakei zur Unterſtützung der Selbſtändigkeit, dann erhalten dieſe Ausführungen den richtigen Rahmen. Und das ganze Bild erſcheint im rechten Lichte, wenn man ihm die politiſche Programmatik der chriſtlichſozialen Partei und die Erſcheinungen in ihr gegenüberſtellt.

Die Zuſtimmung zur Wahl Dr. Beneſchs zum Staatspräſidenten rechtfertigte der Vorſitzende der Partei mit den Worten:

„Von Dr. Beneš iſt es bekannt, daß er faſchiſtiſchen Beſtrebungen ſowie Beſtrebungen nach Errichtung einer Parteidiktatur abhold iſt. Dr. Beneš iſt derjenige unter den führenden tſchechiſchen Politikern, der wiederholt die Wichtigkeit des nationalen Problems und insbeſondere der deutſchen Frage anerkannt hat. Von Dr. Beneš wiſſen wir, daß er ein friedliches Zuſammenwirken von Staat und Kirche anſtrebt und angebahnt hat.

Es lag für uns kein Anlaß vor, uns der Wahl zu enthalten und uns der Verantwortung zu entziehen. Durch die Beteiligung an der Wahl mußte zum Ausdrucke kommen, daß wir den Anteil, der uns an der Mitbeſtimmung im Staate zukommt, nicht preisgeben dürfen.

Wenn Dr. Beneš nunmehr an die Spitze des Staates geſtellt iſt, ſo wollen wir ihn als Oberhaupt des Staates begrüßen und ihm Vertrauen entgegenbringen. Wir hoffen, daß unſere Bereitſchaft zur loyalen Zuſammenarbeit dem deutſchen Volke zum Nutzen gereichen wird."

Die deutſche Chriſtlichſoziale Partei ſteht vor den Toren der Prager Regierungslaube . . .

◆

Digitized by Google

Auf dem Boden der Tschechoslowakei haben sich alle überstaatlichen Mächte — Judentum, Freimaurer, politischer Katholizismus und Bolschewismus — zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden. Die Parole des tschechischen Abgeordneten Spacek: „Der Feind steht im Norden!", die in der letzten Kammerdebatte ein anderer Abgeordneter in Besprechung der deutschen Rüstungen ergänzte: „Si vis pacem, para bellum!" ist auch die ihre.

Jedenfalls lieferte gerade das politische Zusammenspiel in der Tschechoslowakei einen unwiderlegbaren Beweis für die Zusammenarbeit zwischen politischem Katholizismus und Bolschewismus, auch wenn die praktische Arbeit noch nicht durch einen Vertrag zwischen Rom und Moskau paraphiert ist!

Digitized by Google

Dr. Werner Hülle:

Die Ausweitung des deutschen Geschichtsbildes durch Gustaf Kossinna

Auf der 2. Reichstagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Bremen hat Reichsleiter Alfred Rosenberg in einer Rede über die „Ausweitung des Geschichtsbildes" mit besonderem Nachdruck auf die Arbeit derjenigen Forscher hingewiesen, die sich mutig und gläubig in die zunächst nebelhaft erscheinenden Gefilde der deutschen Vor- und Frühgeschichte gewagt und hier allmählich unter zähen Kämpfen einen festen Grund geschaffen haben. Unter diesen Kämpfern ist an erster Stelle Gustaf Kossinna zu nennen, der nicht nur in seinen Werken grundlegende Erkenntnisse über die Frühgeschichte unseres Volkes niederlegte, sondern auch eine neue wissenschaftliche Arbeitsweise für die deutsche Vor- und Frühgeschichte geschaffen hat. Er nannte sie die „Siedlungsarchäologische Methode" und wir können das Jahr 1895 als den Markstein in der Geschichte der Vorgeschichtsforschung ansehen, da Kossinna in diesem Jahr in Kassel auf der Anthropologentagung mit ihr zum erstenmal an die Öffentlichkeit trat. Wenn wir heute, ein Menschenalter später, die Früchte dieser Arbeit überblicken, die gerade jetzt infolge der geistigen Revolution des Nationalsozialismus in breiteste Kreise unseres Volkes durch ein neu erwachtes Interesse an dem Ursprung und Werden des deutschen Volkes dringen, erscheint es gerechtfertigt, das Handwerks- und Rüstzeug dieser Wissenschaft zu prüfen und die Ausweitung des deutschen Geschichtsbildes durch die Vorgeschichtsforschung zu umreißen.

1. Die geistige Heimat Kossinnas.

Um die geistigen und weltanschaulichen Grundlagen der Arbeiten Gustaf Kossinnas zu kennzeichnen, ist es wichtig, festzustellen, wo seine „geistige Heimat" lag, d. h. aus welchem Kreis er seine wissenschaftlichen Anregungen bezog. Wie wir aus zahlreichen Äußerungen entnehmen können, ist es sein großer Lehrer, der Berliner Germanist Karl Müllenhoff gewesen, der in ihm die Begeisterung für die germanische Altertumskunde erweckt hatte. Daneben fühlte er sich besonders zu den Gebrüdern Grimm hingezogen, deren Arbeiten von derselben unwandelbaren Liebe zum germanischen Altertum getragen waren, die durch keinerlei wissenschaftliche Modeströmung erschüttert werden konnte. Mit diesen Namen ist der Kreis deutscher Gelehrter und Denker genannt, den wir als den schöpferischen Kreis der Romantik bezeichnen können, womit nicht so sehr die Dichter dieser Geistesrichtung gemeint sind, sondern diejenigen Künstler und Gelehrten, die sich grundlegende Verdienste um die „nordische Wiedergeburt" unseres Volkes erworben haben. In diesem Kreis können wir, wie Alfred Baeumler auf der Reichstagung in Bremen ausführte, geradezu einen ersten Vorstoß in Richtung auf die

Digitized by Google

nationalsozialistische Weltanschauung sehen; es ist kein Zufall, daß etwa die Gebrüder Grimm eine ganz neue schöpferische Einstellung zu dem Sagen- und Märchengut begründen und daß wir bei ihnen schon die Erkenntnis eines Jahreslaufmythus als Kern germanischer Weltanschauung finden. In der gleichen Richtung liegt es auch, daß ein Caspar David Friedrich zum erstenmal in seinem „Hünengrab" ein Denkmal heimatlicher Totenehre als Vorwurf für eine künstlerische Darstellung wählt.

Vor allem finden wir bei diesem Kreis eine neue Stellung der Geschichte gegenüber. Da man die Völker und vor allem das eigene als „Gedanken Gottes" (Herder) auffaßt, ist es selbstverständlich, daß man zu der deutschen Geschichte ein ganz anderes Verhältnis gewinnt als der, für den es nur eine „Menschheit" gibt. Diese neue Geschichtsauffassung tritt uns schon bei Friedrich Schiller entgegen, den wir hier geradezu als den geistigen Vater einer neuen Geschichtsbetrachtung namhaft machen können. In seiner Antrittsrede, die er als neuernannter Professor im Frühjahr 1789 in Jena hielt über das Thema: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?", hat Schiller in so meisterhafter Weise die Aufgaben und Ziele einer Weltgeschichte dargestellt, daß wir die Verwandtschaft dieses großen Geistes mit unserer Zeit deutlich spüren. Wenn manches bei Schiller erst keimhaft angelegt ist unter der Decke zeitgebundener Ausdrucksweise, so läßt es sich doch leicht erweisen, daß gerade in drei entscheidenden Fragestellungen der Geschichtswissenschaft Gustav Kossinna auf einem Weg fortgeschritten ist, den wir bei Schiller vorgezeichnet finden. Es sind die Fragen der Zielsetzung und Begrenzung der Geschichte, die Art der Heranziehung der Quellen und die Herausarbeitung des Geschichtsbildes, bei denen wir die klaren Verbindungen im folgenden aufzeigen wollen.

2. Zielsetzung und Begrenzung des Geschichtsbildes.

„Aus der ganzen Summe der Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältnis eines historischen Datums zu der heutigen Weltauffassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln" (Schiller). Entgegen einer von liberaler Geisteshaltung her geforderten wahllosen Anhäufung von geschichtlichen Quellen, in denen die Geschichtsbetrachtung einer vergangenen Epoche zu ersticken drohte, finden wir bei Schiller schon die klare Forderung der Auslese und der Ausrichtung jeder weltgeschichtlichen Betrachtung auf ein ganz bestimmtes Ziel.

Diese Grundforderung finden wir bei Kossinna in klarer Weise erfüllt. Für ihn liegt der Angelpunkt seiner ganzen Arbeit in der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Volkes. In den Schlußsätzen seiner Deutschen Vorgeschichte hat er es so ausgedrückt: „Aber wie viel stärker muß das Hochgefühl sein, das die Brust dessen schwillt, der nicht für irgendein fremdes, heute längst dahingegangenes Volk ein solcher Lebenswecker wird,

Digitized by Google

sondern in hartem, aber siegreichem Kampfe mit der Ungunst der Überlieferung Mittel und Wege findet, dem eigenen Volke, an dessen Ewigkeit er mit Ernst Moritz Arndt gern und freudig glaubt, seine berghoch verschüttete heldenhafte Urzeit in ihrer ganzen Größe in immer reinerer Gestalt, in immer überzeugenderer Klarheit von neuem entstehen zu lassen." Gerade diese Worte, die uns heute so vertraut klingen, lassen uns auch deutlich erkennen, warum Kossinna einen so scharfen Trennungsstrich zwischen dieser Deutschen Vorgeschichte und der klassischen Archäologie ziehen mußte. Er mußte es als eine tiefe Kränkung empfinden, wenn man von dieser klassischen Archäologie her die deutsche Vorgeschichte nur als ein Anhängsel der mittelmeerischen Vorgeschichte gelten lassen wollte, falls man überhaupt versuchte, sie ernst zu nehmen. Wir können es heute verstehen, daß er als ein wohlerwogenes, auf genügender Erfahrung aufgebautes Urteil aussprechen mußte: „daß die Methode und der Stoff der klassischen Archäologie so ziemlich die schlechteste Vorbildung für den Betrieb der mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung sind." Dieses harte, aber gerechte Urteil Kossinnas darf auch heute nicht vergessen werden, da immer wieder von archäologischer Seite her der Versuch gemacht wird, die deutsche Vorgeschichte zu „betreuen", um damit andere, uns heute weniger wichtig erscheinende Belange zu retten.

Diese bewußte Beschränkung, die Kossinna damit der deutschen Vorgeschichte auferlegte, hat ihm viele Anfeindungen eingetragen. Aber er hat damit, daß er ihr eine volkhafte Zielsetzung schenkte, einen mächtigen Bundesgenossen gewonnen: die Liebe zu Heimat und Volk.

Diese Heimatliebe erwies sich als eine der mächtigsten Triebkräfte für die junge Wissenschaft, die nicht nur den Kreis um Kossinna den schweren Kampf um die Anerkennung gegenüber der damals übermächtigen Archäologie immer von neuem aufnehmen ließ, sondern die auch eine ganze Reihe begeisterter Vorgeschichtsfreunde überall im Land freiwillige Arbeit für sie tun ließ. Es ist ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst, daß sich immer wieder draußen im Land begeisterte Heimatfreunde fanden, die die wertvollen Urkunden des Bodens vor Verschleuderung und Verfall bewahrten, obwohl die „offizielle" Wissenschaft immer wieder nachzuweisen versuchte, daß diese Urkunden wertlos seien!

3. Erschließung neuer Quellen für die Frühgeschichte.

Damit sind wir zu dem zweiten großen Fragenkomplex gekommen, um den Kossinna ebenso zäh kämpfen mußte, und der sich insbesonders an die Art der Heranziehung der Bodenfunde als Geschichtsquellen knüpft. Hier fand er die stärksten Widerstände im Lager der Historiker. Man hatte sich mit Ranke darauf beschränkt, den Begriff der „Geschichte" so eng zu fassen, daß man nur die auf geschriebenen Quellen aufgebaute Darstellung als Geschichte gelten lassen wollte. Die deutsche Geschichte sollte erst zu diesem Zeitpunkt beginnen, als die Römer ihre Invasion auf deutschem Boden begannen, oder man bezeichnete Karl den Franken als den Begründer einer deutschen Geschichte. Man hatte dabei übersehen, daß das Wort „Geschichte" doch ursprünglich von „Geschehen" kommt, und daß die „Geschichte" eines Volkes

Digitized by Google

deshalb niemals von geschriebenen Quellen allein abhängig gemacht werden kann. Auch hier finden wir schon bei Schiller die Feststellung, daß durch die Abhängigkeit der Geschichte von ihren Quellen ein „merkliches Mißverhältnis zwischen dem Gang der Weltgeschichte und dem Gang der Welt" sichtbar sei. Dieses Mißverhältnis machte sich ganz besonders für die Frühgeschichte der Germanen fühlbar, da wir hier auf geschriebene Urkunden zunächst ganz verzichten müssen, wie es bei einem Bauernvolk nicht anders zu erwarten ist, und später zunächst in erster Linie fremdländische Urteile vorfinden. Für die Frage der Herkunft der Germanen ergab sich daher folgerichtigerweise für Kossinna nur die zwingende Notwendigkeit, neue Quellen zu erschließen. „Bei der Erfassung des gesamten sprachlichen und geschichtlichen Stoffes, die für das Lösen einer solchen Aufgabe Vorbedingung waren, merkte ich sehr rasch, daß die historischen, philologischen und sprachwissenschaftlichen Realien nicht allein, ja nicht einmal in erster Linie zum Ziele führen konnten, das zu erreichen ich mir vorgesetzt hatte ... Für alle diese Fragen wurde mir die vorgeschichtliche Archäologie die vornehmste Grundlage, ja der einzig wirklich zuverlässige Wegweiser dadurch, daß sie allein es ist, die durch ihren Stoff mittenhinein in die entlegenen Zeiten führt, über die aus den anderen beteiligten Wissenschaften nur unklare Vorstellungen, nur unsichere Schlüsse gezogen werden können." Damit hat Kossinna den bisherigen Rahmen der germanischen Altertumskunde gesprengt, er hatte eine neue Tür aufgestoßen, durch die er nun mit der ganzen Energie seiner enormen Arbeitskraft seinen Weg suchte.

Es muß auch hierbei noch einmal darauf hingewiesen werden, daß damit ein ganz deutlicher Unterschied gegenüber der klassischen Archäologie festzustellen ist, die ja ursprünglich nur ergänzend zu der Sprachwissenschaft hinzugekommen war und die sich zunächst ganz darauf beschränkte, als Dienerin der Philologie aufzutreten, soweit nicht rein ästhetisches Fragen des Sammelns den Spaten in Bewegung setzten. Die Ausdehnung der klassischen Archäologie auf die Vorgeschichte der Mittelmeerländer ist eine Erscheinung aus jüngerer Zeit, die deutlich von der Vorgeschichtsforschung des Nordens her inspiriert wurde.

4. Die Herausarbeitung des vorgeschichtlichen Geschichtsbildes.

Es war vorauszusehen, daß von den benachbarten Wissenschaften, insbesondere von seiten der historischen Disziplinen, gegen den Versuch, geschichtliche Erkenntnisse auf vorgeschichtliche Bodenfunde zu gründen, Sturm gelaufen würde. Denn es bedeutete eine geistige Revolution, daß man den geschriebenen Dokumenten die Urkunden der Erde nicht nur gleichwertig an die Seite stellte, sondern sie in manchen Fragen als zuverlässigere Quellen ansah. Nur eine klare, einleuchtende und fruchtbare Methode konnte diesem Versuch Eingang in die Wissenschaft und Anerkennung verschaffen. Diese Methode hat Kossinna schon in seinem erwähnten Kasseler Vortrag aufgezeigt und sie ist als „Siedlungsarchäologische Methode" zur Grundlage der Vorgeschichtsforschung überhaupt geworden.

Digitized by Google

Wir müssen hier etwas weiter ausholen, um die geistigen Grundlagen dieser Methode zu verstehen. Eine frühere, von liberalistischer Geisteshaltung getragene Geschichtsauffassung hatte die Herausarbeitung des Geschichtsbildes häufig so dargestellt, daß „man" auf Grund der Quellen ein „objektives" Bild zeichnen könne, das der historischen Wirklichkeit dann am ehesten entsprechen würde. Daß „man" dabei von einer ganz bestimmten weltanschaulichen Stellung her nur imstande war, ein solches Bild zu zeichnen, wußte man dabei entweder geschickt zu verbergen, oder man war sich dessen gar nicht bewußt, daß es „im Grund der Herren eigner Geist" war. Wenn heute von manchen Historikern dieser Richtung die Befürchtung ausgesprochen wird, daß diese Objektivität durch die nationalsozialistische Forderung einer klaren weltanschaulichen Unterbauung jeder Geschichtsbetrachtung „gefährdet" sei, so können wir auch hier auf Schiller hinweisen, dem man gewiß nicht Beschränkung der Freiheit des Geistes vorwerfen kann. „So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas anderes, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hilfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängendem Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüts, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Altertums unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitläuften wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte, ein mächtiges Hilfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit ebensoviel Vorsicht als Beurteilung in Ausübung gebracht werden." Man wird Schiller keinenfalls im Verdacht haben können, daß er seine Geschichtsphilosophie für die Vorgeschichtsforschung zurecht gemacht habe, da ja zu seiner Zeit von einer solchen überhaupt noch nicht die Rede sein konnte, und er selbst aus Unkenntnis der Bodenfunde noch ein recht dürftiges Bild unserer germanischen Vorfahren entwirft. Und doch konnte die Vorgeschichtsforschung gerade diese Methode gebrauchen. Fast mit gleichen Worten finden wir es bei Kossinna so ausgesprochen (Herkunft der Germanen, S. 2): „Diese Methode bedient sich des Analogieschlusses, insofern die Erhellung uralter, dunkler Zeiten durch Rückschlüsse aus der klaren Gegenwart oder aus zwar ebenfalls noch alten, jedoch durch reiche Überlieferung ausgezeichneten Epochen vornimmt. Sie erhellt vorgeschichtliche Zeiten durch solche, die in geschichtlichem Lichte stehen; zunächst am besten die jüngsten, dem Beginn der Geschichte unmittelbar vorausliegenden vorgeschichtlichen Zeiten durch die benachbarte Frühgeschichte. Diesen so angesponnenen Faden der Erkenntnis vorgeschichtlicher Zeit, der Erkenntnis besonderer Art, wie sich vorgeschichtliche Tatsachen in den Bodenfunden charakteristisch widerspiegeln, wie namentlich Volksstämme als Ganzes und in ihren bestimmten Grenzen dem geschulten

Digitized by Google

Archäologen sich verraten — diesen Faden lassen wir nun nicht wieder fallen, sondern spinnen ihn in immer ältere Zeiten hinauf.

Der leitende Gesichtspunkt, dessen Richtigkeit für die frühgeschichtlichen Zeiten tausendfach erprobt worden ist, der sich stets von neuem bewährt und somit ebenso für die dicht angrenzenden, wie für die weit zurückliegenden vorgeschichtlichen Perioden Gültigkeit haben muß, ist folgender: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen."

Schließt sich der erste Teil der Begründung der wissenschaftlichen Arbeitsweise Kossinnas eng an die geschichtsphilosophischen Grundsätze Schillers an, so bedarf der zweite Teil einer ausführlicheren Besprechung, zumal Kossinna öfters vorgeworfen worden ist, daß er seinen siedlungsarchäologischen Lehrsatz nie „bewiesen", sondern nur behauptet habe. Wir müssen zu diesem Zweck von der Frage ausgehen, was Kossinna eigentlich unter dem Begriff einer „scharf umgrenzten archäologischen Kulturprovinz" verstanden hat. Er bezeichnet damit die immer wieder zu beobachtende Tatsache, daß bei einer kartenmäßigen Festlegung einzelner vorgeschichtlicher Bodenfunde wie z. B. der Grabformen, Siedlungsformen, Gefäßformen, Schmuck-, Waffen- und Geräteformen sich immer wieder ganz bestimmte „Provinzen" herausheben, innerhalb deren ein ganz bestimmter Stil, eine ganz bestimmte Lebenshaltung spürbar ist. Es ist dabei von besonderer Wichtigkeit, daß diese Einzelmerkmale immer gewissermaßen „gebündelt" auftreten, daß man also zur Umgrenzung einer vorgeschichtlichen Kulturprovinz im allgemeinen nicht nur ein einziges dieser Merkmale heranziehen darf. Diese in der sog. Kulturkreislehre allzu mechanisch betriebene Methode führt leicht dazu, daß man aus gewissen äußerlichen Ähnlichkeiten Kulturkreise konstruiert, die innerlich völlig uneinheitlich sind. Kossinna hat darum bewußt das Wort „Kulturkreis" vermieden und man könnte heute an Stelle des Ausdrucks „archäologische Kulturprovinz" besser „Vorgeschichtlicher Lebenskreis" sagen. Der grundlegende Unterschied zum Kulturkreis liegt in der Tatsache, daß ein solcher Lebenskreis immer auch von einer bestimmten Rasse bzw. einem Rassengemisch getragen ist, d. h. mit anderen Worten, daß ein solcher Lebenskreis der sichtbare Ausdruck eines bestimmten Bluterbes ist. In der Vorrede zu seiner „Deutschen Vorgeschichte" hat Kossinna diese Tatsache in bezug auf das Deutschtum, das nach Lagarde „nicht im Geblüt, sondern im Gemüte" liegen sollte, folgenden Ausdruck verliehen: „Heute wissen wir es anders und bekennen laut: das Geblüt macht erst das Gemüt. Nichts wären wir heute von dem, was wir sind und was Großes in uns steckt und noch weiter aus uns hervorbrechen mag, hätten wir nicht die große Erbschaft von unseren Vorvätern zu eigen. Unsere längst erloschenen Ahnen haben uns nicht nur ihr Fleisch und Blut, sondern darin auch ihre Gedanken, ihren Geist und ihren Charakter vererbt; „wir tragen noch das ganze Gewicht ihrer Fehler, wir empfangen den Lohn all ihrer Verdienste".

Es ist heute verhältnismäßig leicht, auf Grund der neu gewonnenen Erkenntnisse besonders der Rassenseelenkunde nachzuweisen, daß man tatsächlich

Digitized by Google

aus bestimmten Äußerungen eines Lebensstiles auf das rassische Erbe der Träger dieses Stiles schließen kann, zumal ja die Vorgeschichtswissenschaft häufig in der glücklichen Lage ist, auch noch die Reste des Menschen selbst auf seine Rassenzugehörigkeit untersuchen zu können. Aber wir verstehen es deshalb auch heute, wie schwer der Kampf Kossinnas um die Anerkennung seiner Methode gewesen sein muß, besonders Kreisen gegenüber, bei denen eine Ablehnung solcher rassischen Schlüsse von vornherein sicher war. Trotzdem hat Kossinna immer wieder versucht, durch seine und seiner Schüler Arbeiten die Fruchtbarkeit dieser Arbeitsweise zu erhärten. Als ein besonders schlagendes Beispiel seien hier nur etwa die Arbeiten des leider im Weltkrieg gefallenen Schülers Alfred Plettke zu erwähnen, der die auch geschichtlich kontrollierbaren Wanderungen der Angeln und Sachsen nach England auf Grund der Bodenfunde darstellen konnte. Er konnte dabei nachweisen, daß ganz bestimmte Gefäß- und Fibelformen, die in Niedersachsen in zeitlich älteren Formen auftreten, schlagend ähnliche Formen in etwas jüngerer Zeit nördlich der Themse zeigen, ja, daß Fibeln aus ein und derselben Gußform in Niedersachsen und in England aufzufinden waren. Gerade für das niedersächsische Gebiet besitzen wir auch durch die volkskundlichen Arbeiten Peßlers die Fortführung der siedlungsarchäologischen Methode bis in die heutige Zeit.

Aber auch in vielen anderen Fragen der Wanderzüge germanischer Völkerstämme hat sich immer wieder erweisen lassen, daß die Bodenfunde einen getreuen Spiegel geschichtlicher Vorgänge liefern. Es seien hier nur die ostgermanischen Wanderzüge genannt, die sich an die Namen der Bastarnen, Wandalen, Burgunden, Goten und Gepiden knüpfen und uns heute dank der eifrigen Erforschung dieser Altertümer ein geschlossenes Bild des germanischen Ausgriffs nach Osten geben. Und schließlich ist es auch nur mit Hilfe dieser Methode Kossinna gelungen, die entscheidende Frage nach der Herkunft des germanischen Volkes und des indogermanischen Kernvolkes einer klaren Lösung zuzuführen. Mit dem exakten Nachweis der vorgeschichtlichen Schöpfungen nordischer Rassen hat die deutsche Vorgeschichte ohne Zweifel einen wichtigen Beitrag zu den Grundlagen nationalsozialistischer Weltanschauung geliefert, sie darf daher auch mit Freude feststellen, daß diese Ergebnisse heute durch die nationalsozialistische Schulung breitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht werden. Um so schmerzlicher wird sie es freilich auch empfinden, daß der schon im Jahre 1932 in den Nationalsozialistischen Monatsheften erhobene Wunsch nach einem Reichsinstitut für deutsche Vorgeschichte bis heute noch nicht zur Wirklichkeit geworden ist, ja, daß man diese deutsche Vorgeschichtsforschung, die seit ihrer Begründung durch Gustaf Kossinna aus sachlichen Gründen immer in schärfstem Kampf zur klassischen Archäologie stand, plötzlich als eine Unterabteilung der Archäologie hinstellen möchte, offenbar mit dem Zweck, mit Hilfe der Vorgeschichte den sinkenden Einfluß der Archäologie zu retten. Mit Dankbarkeit gedenkt dagegen die deutsche Vorgeschichte der Anerkennung ihrer Eigenart und Leistung, die ihr Reichsleiter Alfred Rosenberg mit den Schlußworten seiner erwähnten Bremer Rede gezollt hat:

Digitized by Google

„Aus eingehender peinlich genauer Forschung ist ein großes Erlebnis geworden, und alle jene, die hierbei schöpferisch tätig sein konnten, werden sich im Bewußtsein finden, Brüder zu sein jener Großen, die das Zeitbewußtsein ins Unendliche verlängerten und furchtlos in die Ewigkeit nach vorne blickten, verwandt mit jenen, die die Himmelskapseln aufbrachen und die Milliarden Sterne als Stäubchen im unendlichen Universum erblickten.

So schließt sich die deutsche Vorgeschichte an die großen Entdeckungen vergangener Jahrhunderte, und ihr zu dienen, heißt feste Grundlagen für die Ausbildung nationalsozialistischer Weltanschauung legen."

Digitized by Google

Franz Eichhorst: Kampfpatrouille

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Hellmuth Langenbucher:

Paul Ernst

Von den Dichtern jener Generation, die in den 90er Jahren ihre literarische Feuertaufe erhielt, gehört Paul Ernst zu den wenigen, deren Werk heute nicht nur uneingeschränkt anerkannt wird, sondern recht eigentlich erst für unser Volk fruchtbar zu werden beginnt. Keiner von ihnen hat ein so umfassendes Lebenswerk aufzuweisen wie Paul Ernst. Dieses Werk verdankt seine Entstehung zum großen Teil einer immer heftig gefühlten Unzufriedenheit mit der bloßen Ausübung des dichterischen Handwerks an sich, die den Dichter zwang, unablässig über das Wesen des dichterischen Berufes nachzudenken, um dadurch Klarheit zu bekommen über die Aufgaben des Dichters seiner Zeit und seinem Volk gegenüber, und über die Pflicht, an der Formung der Zeit und an der Schicksalsgestaltung des Volkes mitzuarbeiten. Das Ringen um die Erfüllung dieser Aufgabe, die den meisten seiner dichtenden Zeitgenossen kein Kopfzerbrechen machte, führte Paul Ernst zu breit angelegten, tiefschürfenden Untersuchungen über die Lebenserscheinungen seiner Zeit und seines Volkes, über deren Ursache und über ihre großen geistesgeschichtlichen, wirtschaftlichen, politischen, kulturellen, religiösen und menschheitlichen Zusammenhänge. So entstanden jene zahlreichen theoretischen Abhandlungen Paul Ernsts, die heute schon, ohne den zu erwartenden Nachlaß, eine Reihe von Bänden füllen, und die sein dichterisches Schaffen durch all die Jahrzehnte hindurch wie selbstverständlich begleiten.

Über seine theoretischen Arbeiten schreibt Paul Ernst einmal: „Ich war immer nach meiner ganzen Gemütsart Dichter, und ich habe weder eine Begabung für theoretische Untersuchungen — mir ist ganz klar, daß meine theoretischen Arbeiten nur unbehilflich gestammelte Selbstbekenntnisse sind mit allen Unklarheiten und Widersprüchen der nicht durch höheres Denken gereinigten Natur — noch habe ich von Haus aus Neigung zu solchen Arbeiten". „Ich habe, gegen meine Natur, zweifeln müssen", fährt er an der angeführten Stelle fort, und um diese Zweifel zu überwinden, um an die Stelle der ihm überkommenen, aber als untauglich erkannten Glaubenssätze einen neuen, wirksamen, aus den Erfordernissen der Zeit gewonnenen Glauben setzen zu können, bemüht er sich mit zähem, nie ermüdendem Eifer um die Erkenntnis des „Warum". Zu stark fühlte er die Verantwortung für seine Zeit und für sein Volk, als daß er es vermocht hätte, sich mit der Tatsache der Erscheinungen an sich zufrieden zu geben. So gelangte er in seinem Forschen und Grübeln und Nachspüren zu einem umfassenden Wissen über die geschichtliche Entwicklung nicht nur des deutschen Volkes, sondern aller abendländischen und darüber hinaus zahlreicher nichtabendländischer Völker, und zur Bildung jener vielfach mißverstandenen Ansichten, die ihren Niederschlag in zahllosen kleineren und größeren Aufsätzen gefunden haben. Der Dichter selbst hat diese Aufsätze von Zeit zu Zeit zusammengefaßt zu Bänden, deren Titel meist schon die Quintessenz ihres Inhalts andeuten: „Zusammenbruch des Marxismus" (später umgewandelt in: „Grundlagen der neuen Gesellschaft"), „Zusammenbruch des deutschen Idealismus", „Der Weg zur Form", „Ein Credo" usw. Von einer bestimmten Gruppe dieser Aufsätze — wir finden sie vereinigt in dem „Tagebuch eines Dichters" — gesteht Paul Ernst selbst ironisch: „Ich mußte in ihnen vorsichtig sein, damit die Herausgeber und Schriftleiter nicht merkten, was ich eigentlich sagte, sonst hätten sie die Aufsätze nicht gedruckt, und so steht denn das Wesentliche in diesen kleinen

Digitized by Google

Arbeiten zwiſchen den Zeilen". Das beleuchtet die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen der Dichter immer zu kämpfen hatte, um überhaupt zu Worte zu kommen. Denn die ganze Art ſeiner Wirkſamkeit lag völlig außerhalb deſſen, was die Zeit unter einem Dichter verſtand und was ſie von ihren Dichtern wollte. Die Einzigartigkeit dieſer ſtolzen Haltung wird immer zum Eindrucksvollſten im Geſamtbild dieſes deutſchen Dichters gehören, denn wir ſind es in der neueren Zeit nicht mehr gewohnt geweſen, Herkunft, Sendung und Aufgabe, deutſche Lebensanſchauung und allgemeines Weltbild ſo zum Ganzen einer künſtleriſch-ſchöpferiſchen Perſönlichkeit zuſammenwachſen zu ſehen, wie es bei Paul Ernſt der Fall iſt.

Über ſeine Herkunft leſen wir von ihm ſelbſt folgende Sätze: „Ich wurde am 7. März 1866 in Elbingerode am Unterharz als Sohn des Grubenſteigers Ernſt geboren, der die Aufſicht über die dortigen Manganerz- und Eiſenſteingruben hatte. Von mütterlicher Seite hänge ich mit dem Komponiſten Heinrich Schütz zuſammen, dem Vorläufer von Bach und Händel, von väterlicher ſtamme ich aus einer 1490 aus Antwerpen zugezogenen Nordhäuſer Familie, die im 16. und 17. Jahrhundert die herrſchende in der Stadt war und ſpäter durch Unglück mit Bergwerksbeſitz verarmte. Nach dem Eingehen des Elbingeroder Bergwerks in meinem fünften Lebensjahre wurde mein Vater nach Clausthal im Oberharz als Pochſteiger verſetzt". Sein weiterer Weg ſei hier kurz nachgezeichnet, denn Paul Ernſt ſelbſt betont immer wieder den von der zurückliegenden Zeit aus durchſichtigen Gründen oft geleugneten „feſten Zuſammenhang zwiſchen Kunſt und Leben eines Künſtlers". Und die ganze Unbarmherzigkeit der Maßſtäbe, die wir ihn ſpäter in harter Rückſichtsloſigkeit an die Zeiterſcheinungen anlegen ſehen, kann nur begriffen werden, wenn wir auf die Erlebniſſe zurückgehen, die dem aus einer geſicherten bürgerlichen Ordnung kommenden jungen Dichter vor allem in ſeinen erſten Berliner Jahren beſchieden waren. In Clausthal beſuchte Ernſt das Gymnaſium bis zum letzten Halbjahr, das er, da er es an der Schule ſeiner Heimatſtadt beſonderer Verhältniſſe wegen nicht mehr aushielt, in Nordhauſen abmachte. Dann folgten Studienjahre in Göttingen, Tübingen und Berlin, die ihn bald in die um die neunziger Jahre alle ernſthaften Menſchen bedrängenden geiſtigen und ſittlichen Nöte hineinführten. In Berlin wurde ihm zum menſchlich und dichteriſch entſcheidenden Erlebnis das Wankendwerden und der Zuſammenbruch aller geſellſchaftlichen Ordnungen, in die er als Glied ſeines Volkes und als Sproß einer alten Handwerkerfamilie hineingeboren war. Schon dem Knaben und Schüler des Clausthaler Gymnaſiums war es ſchwer gefallen, in ein gedeihliches Verhältnis zu ſeiner Umwelt, zu Lehrern und Schülern zu kommen. Aus dieſem Zwieſpalt flüchtete er ſich in nicht immer ungefährliche Einſamkeit und in die Welt des Buches. Dann bringt ihn die Diſſonanz zwiſchen ſeiner Zeit und dem, was er wollte und ſuchte, in die ſchwerſten Konflikte. Das theologiſche Studium wird nach vier Semeſtern an den Nagel gehängt; volkswirtſchaftliche, politiſche, philoſophiſche Probleme füllen nunmehr ſeinen Geſichtskreis aus; der junge Kämpfer verzichtet auf die Unterſtützung ſeiner Eltern und ſchlägt ſich mit Honorareinnahmen für Zeitungsaufſätze ſchlecht und recht durch.

So wichtig wie ſein Zuſammentreffen mit den naturaliſtiſchen Größen der Zeit wird für ſeine Entwicklung die Begegnung mit der Lehre Karl Marxens und mit der Sozialdemokratie. Die ſtille Mitgliedſchaft in der Partei genügt dem nach einem neuen Leben Sehnſucht Tragenden nicht; er wird Schriftleiter und Mitarbeiter revolutionärer Organe und Volksredner in Maſſenverſammlungen. Monatelang weiß er ſich, der von Geſinnungsgenoſſen (!) gelegentlich als Anarchiſt denunziert wird, von der Geheimpolizei in ſeiner Wohnung beobachtet und auf jedem Gang verfolgt. Er ſteht in vorderſter Linie des Kampfes der „jungen", umſtürzleriſchen Richtung der unter dem Sozialiſtengeſetz aufblühenden ſozialdemokrati-

Digitized by Google

ſchen Partei gegen die „Alten“, die ſich in Bonzenſeſſeln, des revolutionären Schwungs vergeſſend, räkeln. Wo Kampf und Verfolgung andere zu immer fanatiſcheren Anhängern des Marxismus machen, ſchärft er ſich den durch das Parteidogma nicht getrübten Blick für eine eingehende Schau des Marxſchen Lehrgebäudes, das ſich ihm bald in ſeiner ganzen inneren Hohlheit und Plattheit enthüllt. Der Glaube, die Formung eines neuen Weltbildes zu finden, hatte ihn der Sozialdemokratie zugeführt; ſtatt deſſen entdeckt er im Marxismus nur ein lügenhaftes, unorganiſches „Weiterdenken der bürgerlichen Geſellſchaftsauflöſung“. Er hält zunächſt die äußere Verbindung mit der Partei noch aufrecht, als er ſich über die innere Diſtanzierung vom Marxſchen Sozialismus ſchon längſt klar geworden iſt.

Mit Schwermutsfingern greift die Einſamkeit, das „Andersſein“, nach ihm. Während die Mehrzahl ſeiner Zeitgenoſſen, blind und taub für die Zeichen der Zeit, gleißendem Lebensvergnügen ſich noch willig hingibt, hört Ernſt mit feinem Ohr das Schreiten der Geiſter des Niedergangs, das Kniſtern im Gebälk der alten Ordnung, die für den Zuſammenbruch reif iſt. Überzeugt davon, daß nur ein Verſtehen des „Warum?“, die Erkenntnis der Urſachen des drohenden Untergangs, den Weg zum notwendigen Wiederaufbau der Geſellſchaft zu weiſen vermögen, verſucht er, den „Irrtum“ ſeiner Zeit, die Auflöſung der beſtehenden Ordnung im „Zuſammenbruch des Marxismus“ darzuſtellen. Als der von Ernſt vorausgeſehene und vor dem 9. 11. 1918 mehrmals vorausgeſagte Zuſammenbruch eingetreten iſt, ſieht er die Aufgabe des Wiederaufbaus in ihrer ganzen Schwere auch vor ſich ſelbſt hingeſtellt. Eine Reihe neuer Unterſuchungen ſchließt ſich an die Kritik des Marxismus an, die ihm im Glauben an den guten Kern ſeiner Zeit, an die Sendung des deutſchen Volkes, und in ſeinem ſtarken Aufbauwillen zu den „Grundlagen der neuen Geſellſchaft“ wird.

Damit hatte ſich Paul Ernſt, der die allgemeinen Erſchütterungen ſeiner Zeit vor der Jahrhundertwende und dann wieder nach der Beendigung des Weltkriegs, immer als ſeine eigenen fühlte, bewußt als Dichter in den Schickſalsablauf ſeines Volkes hineingeſtellt. Sein ganzes Beſtreben war von jetzt ab darauf gerichtet, dieſes ſein Volk wieder mit einem ſtarken Glauben an ſeine Größe und ſeine Zukunft zu erfüllen. „Wir werden ſchon wieder auferſtehen, unſere Zeit war noch nicht, ſie wird erſt noch kommen“, bekannte Ernſt ganz ſchlicht nach dem Zuſammenbruch, als man um ihn herum allenthalben von Untergang und endgültiger Vernichtung munkelte. Und er wurde nun nicht müde, der allgemeinen Verzagtheit, Selbſtaufgabe und Hoffnungsloſigkeit, die in den beſten Schichten der Nation um ſich griffen, entgegenzuarbeiten durch den Glauben und die Tat ſeines Wortes und ſeines Lebens. Er lenkte den verzagten deutſchen Blick auf die großen Zeiten der deutſchen Geſchichte, um aus ihr Ströme der Kraft und neuen Lebenswillen in die eigene dunklere Zeit hereinzuleiten. Er verſuchte dem deutſchen Volk ſeine beſondere Aufgabe zu deuten, um ihm dadurch Mut zu ſich ſelbſt zu machen; er warf unbarmherzig den Blitzſtrahl ſeines Zornes, wo ihm in Dingen des nationalen Lebens Mangel an Liebe und Entſchloſſenheit Wege zur Zukunft zu verbauen ſchienen: und über aller Sorge und über aller Not ſtand ihm ſtets das einfache Bekenntnis, das beſonders in ſeinen grundlegenden theoretiſchen Schriften immer wiederkehrt: das deutſche Volk wird leben; das Bekenntnis, in das ihm jede Auslaſſung über die Notwendigkeit einer grundlegenden Neuordnung aller Verhältniſſe in Deutſchland, Europa und in der geſamten ziviliſierten Welt ausläuft. Das große Aufbauwerk, das getan werden muß, liegt im Wirken einer „formbildenden Kraft“, und, ſo iſt ſein Glaube, nur von Deutſchland aus kann es getan werden! „Findet Deutſchland die Form für ein Handeln in ganz neuer Weiſe, dann iſt es gut, dann führt es die Welt weiter, aus

Digitized by Google

dem jetzigen Zustand heraus. Findet es die Form nicht, dann geht die Welt unter, wenigstens die europäische". „Im deutschen Heer war die Form vorhanden; sie wurde 1918 zerschlagen, — für immer? Im deutschen Volk sind die Kräfte vorhanden, eine neue Form zu schaffen — vielleicht besser, die nicht fertig gewordene alte Form fertig zu machen ... Wenn man die anderen großen Kulturvölker von heute betrachtet, dann sind die Deutschen das einzige, von dem die Rettung kommen kann."

Mit diesem stolzen Glauben an die Zukunft seines Volkes versuchte Ernst überall das Verständnis für die unserem Volk neu gestellten Aufgaben zu erwecken, da er für jene Neuordnung auch über die deutschen Grenzen hinaus eigentlich Entscheidendes nur von Deutschland erwartete.

Die dichterischen Anfänge Paul Ernsts reichen in den Naturalismus zurück, von dessen Kunstübung er allerdings bald genug hatte. „Lohnt es denn die unendliche Mühe, all dieses elende, triviale Zeug, das uns im Leben schon so anwidert, auch noch künstlerisch darzustellen?" Ernst fühlte sich getrieben, den Tummelplatz der Ismen zu verlassen und eigene Wege zu gehen. Von einer Reise nach Italien brachte er eine nachhaltige Klärung seines künstlerischen Wollens mit nach Hause: die gemeißelte Form altitalienischer Novellen, von denen er zwei Bände herausgab, wurde ihm zum Vorbild für sein weiteres Schaffen, dessen erste Periode er mit dem Entwicklungsroman: „Der schmale Weg zum Glück" abschloß. Die Form des Romans erkannte Ernst nicht als eine vollkünstlerische Form an; er benützte sie auch in diesem Werk nur dazu, um dem Inhalt einer entwurzelten Zeit Ausdruck zu geben, in der die meisten Menschen nichts mehr mit sich anzufangen wußten.

Die nervösen Zuckungen einer ins Uferlose verirrten und maßlos verwirrten Zeit und die Nöte ihrer Menschen, die zersprungenen Lebensformen nachtrauerten und zum Aufbau neuer noch nicht fähig waren, fanden in diesem Erstlingsroman „Der schmale Weg zum Glück" und in dem späteren: „Saat auf Hoffnung" dichterischen Niederschlag. Wenn Paul Ernst auch immer von starkem Mißtrauen gegen die Romanform an sich erfüllt war, so gibt er doch selbst zu, daß der Roman „Der schmale Weg zum Glück" für ihn zu einer Erlösung wurde, da er sich erst, als er sich von den Berliner Erlebnissen freigeschrieben hatte, über den weiteren, von ihm zu beschreitenden Weg klar werden konnte.

Auch in seinem dichterischen Schaffen folgte Paul Ernst Gesetzen, die ihm erwuchsen aus der Art und Richtung der von ihm verfolgten erzieherischen Absichten. Zunächst suchte er den Weg zum Drama, in dem er die höchste künstlerische Form überhaupt gefunden zu haben glaubte, da im Drama das „Göttliche der Dichtung am stärksten zum Ausdruck" komme. Dem vom Naturalismus und Marxismus verzerrten und in seinen besten Kräften zerstörten dramatischen Schaffen verlieh er eine neue, hohe Würde, indem er selbst die strengsten Anforderungen an sich stellte. Er erkannte, daß die im Kult des Einzelmenschen sich verzehrende Zeit zur „völligen Zerstörung des Dramas, zu dessen Auflösung im allgemeinen Schwindel" geführt hatte; und er unternahm es, dieser Auflösung ein neues Drama entgegenzustellen, das als „Darstellung eines persönlichen Geschehens" aufgefaßt und zum Gefäß eines neuen Gott- und Weltbildes werden sollte. Fünfzehn Dramen entstanden in der Zeit zwischen 1905 und 1916: sie gipfeln in den Schicksalsdramen „Canossa" und „Brunhild", die die „Treue gegen sich selbst" als erstes sittliches Gebot aufstellen. In äußerst knappem Handlungsrahmen stellt er uns hier Gestalten vor, die dazu ausersehen sind, in unlösbarer „Einheit von Schicksal und Charakter" „nach Notwendigkeit" ein „höheres Leben" zum tragischen Ende zu führen.

Die dramatischen Dichtungen Ernsts gehören zum umstrittensten Teil seines Werkes; ihre Aufführbarkeit wird angesichts der Forderungen, die das heutige Theater-

Digitized by Google

publikum an ein Bühnenstück zu stellen pflegt, immer wieder geleugnet; aber, „wir haben so oft halbes, jeder Erkenntnis bares Wollen mit halbem Können in den letzten Jahrzehnten bei den deutschen Dramatikern gepaart gesehen", bemerkt ein bekannter Kritiker ganz richtig, „daß wir wahrlich kein Recht haben, uns an dem Großgewollten Paul Ernsts doch noch irre machen zu lassen, wenn seine dichterische Kraft diesem Gewollten gegenüber nicht immer ausreicht". „Wie eines Tages auch das Fazit über die Schöpfungen dieses Dramatikers lauten mag, so viel ist gewiß: sie werden als Marksteine in der Entwicklung des deutschen Dramas noch in Zeiten sichtlich sein, denen manche heut vielgepriesene Dichter nicht einmal zur Verachtung und zum Gelächter mehr wichtig genug sind".

Seinem dramatischen Schaffen weist Ernst selbst die größte Bedeutung im Rahmen seines Gesamtwerks zu — ob mit Recht oder Unrecht, darüber wird, wie gesagt, eine spätere Zeit zu entscheiden haben. Das Ende seiner dramatischen Tätigkeit fiel ungefähr zusammen mit dem Zusammenbruch des deutschen Volkes nach dem Weltkrieg. Paul Ernst hatte inzwischen einen Hof in Oberbayern erworben, er faßte, als er alles um sich her, besonders den Glauben seines Volkes an sich selbst, wankend werden sah, den Plan einer neuen großen Dichtung, des „Kaiserbuches", mit der er dem deutschen Volk in seinem schweren Lebenskampfe helfen wollte.

Ernsts Kaiserbuch ist, rein äußerlich schon, eine überwältigende Leistung. In fast zehnjährigem Schaffen formte der Dichter den gewaltigen Stoff der Geschichte des ersten deutschen Kaisertums von 950—1250 zu einem „Epos in drei Teilen", das auf über 2000 Seiten mehr als 90 000 Verse umfaßt. Jeder der drei Teile, von denen je einer den Sachsenkaisern, den Frankenkaisern und den Schwabenkaisern gewidmet ist, besteht in der ursprünglichen Ausgabe aus zwei Bänden, während der innerhalb jedes Bandes auf die einzelne Herrscherpersönlichkeit entfallende Umfang im allgemeinen durch deren historische Bedeutung bestimmt ist. Ernst ließ der Ausarbeitung der einmal gefaßten Idee peinlichst genaue Arbeit der Vorbereitung für ihre Durchführung vorangehen, wozu nicht nur das Studium der Quellen gehörte, sondern auch das Bemühen, sich über alle Fragen der Form bis ins letzte klar zu werden. So kam es zur Wahl eines „fünffüßig veredelten Knittelverses" und einer Strophenform, von der der Dichter glaubte, daß sie „einerseits das Reimgeklapper verhütet, indem sie Mannigfaltigkeit der Reimverschlingungen erzeugt, andererseits doch nicht das Epos in einzelne kleine Stücke zerreißt".

Im Kaisertum des deutschen Mittelalters sah Ernst eine Lebensform, die den Möglichkeiten des deutschen Menschen angemessen war, durch die dessen Leben über die bloßen Bedingnisse des Alltags hinaus auf eine Stufe gehoben wurde, auf der sich das Leben auch in Bedrängnis, Not und schicksalhaften Verstrickungen lohnte. Ausgehend von dem Grundsatz, daß Geschichte verstehen nichts mit Schulmeisterei zu tun haben dürfe, wird Ernst auch den weniger bedeutenden Gestalten unter den deutschen Kaisern gerecht, denn auch sie mußten in dunkel gefühltem göttlichen Auftrag „um die höchsten Dinge kämpfen". Das „Kämpfen um die höchsten Dinge" hält Ernst für die vornehmste deutsche Aufgabe überhaupt. Wenn er in einer Zeit, da die Deutschen ohne Dichtung, ohne Vaterland, ohne Volk, ohne Ehre dahinlebten, um die Gestaltung eines Stoffes sich mühte, dessen A und O das Kämpfen um die „höchsten Dinge" ist, dann bekannte sich der von seinem Volke damals so schlecht behandelte deutsche Dichter damit zum praktischen Wiederaufbau des deutschen Lebens. Einen sichtbaren Ausdruck dieses Bekenntnisses haben wir in dem gewaltigen Massiv des „Kaiserbuches" vor uns.

Bewundernswert ist der innere Aufbau des Kaiserbuchs, durch den die Gestaltwandlungen jener großen Periode der deutschen Geschichte sinnfällig zum Ausdruck kommen. Was das „Kaiserbuch" über die Formung tatsächlichen historischen Ge-

Digitized by Google

schehens hinaus in besonderem Maße auszeichnet, das ist die ganz außerordentlich große Kunst, mit der der Dichter es versteht, aus den geschichtlich überlieferten Ereignissen und den Zeit- und Lebensverhältnissen des mittelalterlichen Menschen ein gemeinsames Gewebe herzustellen. Wohl erleben wir die einzelnen Herrscherpersönlichkeiten vornehmlich als die glücklichen oder die unglücklichen, und, an ihrer Aufgabe gemessen, als die kleinen oder großen Träger der einen überragenden Idee des „Ersten Reiches"; dann sehen wir sie aber auch, ohne das Gefühl irgendeiner Herabwürdigung, ganz im Rahmen ihrer einfachen, reinen oder unreinen Menschlichkeit sich bewegen. Wir sehen den im Kampf mit dem höchsten Gott um seine Aufgabe Ringenden neben dem an der kleinsten Lebenstatsache Zerbrechenden. Wir belauschen mit angehaltenem Atem die ersten verborgenen Liebesstunden des zukünftigen Herrschers mit einem Mädchen aus dem niedrigen Stand und erleben den bitteren Verzicht auf eigenes Lebensglück um der Interessen des Reiches willen. Wir gehen den Intrigen ehrgeiziger, rachsüchtiger Gegenspieler und Anführer nach und freuen uns des Stolzes, mit dem andere sich frei zum Dienst und Opfer für ihren Herrn und König bekennen. Wir stehen stumm am Krankenlager des durch tückische Seuchen seiner Kräfte beraubten Herrschers und knien bewundernd vor dem im vollsten kaiserlichen Glanze auf dem Thron Ruhenden. Wir falten ergriffen die Hände beim Klang des dünnen Totenglöckleins und stimmen jubelnd mit ein in das mächtige Brausen der Krönungsglocken. Wir hören beim nächtlichen Feuer das von leiser Trauer getragene Lied des fürstlichen Sängers und wir werden mitgerissen in den freudigen Taumel des prächtigsten aller mittelalterlichen Feste. Es ist da keine Seite des menschlichen Seins, der kleinen Alltäglichkeit, der harten Wirklichkeit, die Ernst uns mit Absicht dunkel ließe neben den Höhepunkten, den strahlenden Aufgängen, den jauchzenden Siegen, von denen diese Jahrhunderte die Fülle haben. Geschaut mit den Augen des Dichters, gedeutet mit der Kraft des Sehers, gekündet mit der Stimme des Propheten, so türmt sich im Kaiserbuch Paul Ernsts mittelalterliches Leben in Fülle und Erbärmlichkeit, in Glanz und Dunkel, in Reichtum und Kargheit vor uns auf, nie sich selbst zum Zwecke werdend, vielmehr immer nur als Bild einer Zeit, deren Menschen sich aus „allgemeiner Formlosigkeit" in der Gefolgschaft einer einzigartigen, alles mögliche Sein weit überragenden Idee eine Lebensform von unerhörter Spannkraft und Tragkraft schufen.

Es gibt kaum eine andere Dichtung, in der uns jene große Zeit der deutschen Geschichte mit solcher Eindringlichkeit und Lebendigkeit und mit so ehrlichem Verzicht auf alle billigen Mittel der Wirkung vor Augen geführt würde wie in dem Kaiserepos des Dichters Paul Ernst; derart, daß wir uns selbst, unsere Art, unsere Not, unser Blut, unser Schicksal, in dem hier geformten persönlichen und überpersönlichen, zeitlichen und überzeitlichen Geschehen zu erleben vermögen. Eine solche Dichtung kann nicht um des künstlerischen Ausdruckswillens geschrieben sein, sie muß geschaffen sein im Dienst am Volk und an des Volkes Leben und an des Volkes Zukunft.

Es wäre unsinnig, das große Ernstsche Epos abgezogen von seinem Gegenstand zu beurteilen. Es wäre ebenso unsinnig, irgendwie nach Parallelen, Beziehungen zu fahnden, es mit Homer oder mit dem Nibelungenlied zusammenzustellen. Es verdankt sein Werden einer einmaligen und völlig neu gestellten Aufgabe, die in keiner anderen Zeit einen Vorgang hatte, und es bedeutet also eine völlig neue Lösung. Wer mit anderen Voraussetzungen als mit diesen an das „Kaiserbuch" herangeht, der darf seinen Schöpfer nicht für Enttäuschungen verantwortlich machen. Da es eine klare Folge von Variationen zu dem großen, aus dem geschichtlichen Leben dreier Jahrhunderte geschöpften Thema: Deutsches Volk als Schicksals- und Blutsgemeinschaft darstellt; da geschichtliches Leben sich nur in geschichtlichen Persönlichkeiten manifestiert, da Ernst in den geschichtlichen Persönlichkeiten der Kaiser

Digitized by Google

des „Erſten Reichs“ die begnadeten oder beſchuldeten Träger einer des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Kraft würdigen überragenden Idee vornehmlich herausſtellte, ſo darf ſein „Kaiſerbuch“ nur von dem klar und unbeſtechlich umzirkten Raume der deutſchen Sendung und der deutſchen Aufgabe aus begriffen werden. Von hier aus allerdings müßte zu dieſem Werke in unzähligen Bahnen dem geſamten deutſchen Volk Zugang verſchafft werden. Denn in ihm ſoll allen Deutſchen die eigentliche deutſche Aufgabe neu ins Bewußtſein gerückt werden; eine Aufgabe, die durchaus, wie in der großen Zeit des „Erſten Reiches“, *über* die wirklichen Gegebenheiten in den Raum des Ungreifbaren, Unfaßbaren, Irrationalen hinausgreift. Neben den Dramen ſteht ſo das Kaiſerbuch als einer jener weſentlichen Hauptteile ſeines dichteriſchen Werkes, um deſſen Geſtaltung er mit beſonderer Heftigkeit gerungen hat.

Es ſpricht nur wieder für die ungeheure Verantwortung, die Paul Ernſt bei der Ausübung ſeines dichteriſchen Amtes empfand, wenn er die ſechs Romane, die er geſchrieben hat, und die in ſieben Bänden geſammelten nahezu 300 Novellen nur „Nebenarbeiten“ nennt. Der Dichter ſelbſt gab dieſen kurzen Arbeiten ſpäter die deutſche Bezeichnung „Geſchichten“, und er verband damit ganz beſtimmte Anſchauungen über dieſe reizvolle, von vielen angewandte, von wenigen beherrſchte Form der Kunſt. „Eine Novelle muß in ihrem Hauptpunkt etwas Unvernünftiges enthalten“, ſagt Paul Ernſt, „etwas, wodurch ſich das in ihr Erzählte als ein Beſonderes und Überraſchendes ausweiſt, wodurch es eben würdig wird, behandelt zu werden“; oder an anderer Stelle: „Das Unwahrſcheinliche, das ſich ſogar bis zum Unmöglichen ſteigern kann, iſt gerade die Luft, in welcher die Novelle, dieſe Schweſter des Märchens, ſich am liebſten bewegt.“ Die Novelle „gibt nicht Breite und Fülle durch Zufälligkeit des ſcheinbaren Lebens, ſondern ſie gibt das Notwendige und erzielt ihre Wirkung durch Geſchloſſenheit und ſtrenge Führung“. Wir müſſen dieſe handwerklichen Äußerungen des Dichters aufmerkſam leſen und durchdenken, um verſtehen zu können, was das Beſondere der Novellenkunſt Paul Ernſts ausmacht, was ſie abhebt von dem allgemeinen Novellenbegriff, und was ſeine eigenen Novellen zu „Geſchichten“ macht — mit Bedacht wählte der Dichter für die Geſamtausgabe ſeiner Novellen dieſe deutſche Bezeichnung —. Damit fällt für Paul Ernſt auch der letzte Reſt irgendwelcher künſtleriſchen Eitelkeit — es kommt ihm nicht darauf an, um jeden Preis Neues zu bringen; ein altitalieniſcher Vorwurf wird ihm in gleicher Weiſe zum ſchöpferiſchen Anreiz wie ein Motiv aus der nordländiſchen Saga; er findet ſeinen Stoff in einem alten deutſchen Volkslied oder Volksbuch ebenſo wie in der Nachrichtenſpalte der Tageszeitung von heute; Volksſage und Volksmärchen ſtehen ihm Pate; eigene Erfindung tut das Ihre dazu; jeder Stoff iſt ihm recht, der etwas „Beſonders und Überraſchendes“ ausweiſt —; nicht der Ausgangspunkt, nicht der Stoff an ſich iſt wichtig, ſondern das dichteriſche Ergebnis ſeiner Behandlung, die die beabſichtigte Wirkung erzielt durch ihre „Geſchloſſenheit und ſtrenge Fügung“. Neben romaniſchen Stoffen der verſchiedenſten Färbung finden wir alſo Stoffe aus der deutſchen Geſchichte, die die ganze geſchichtliche Entwicklung unſeres Volkes ausmeſſen, und zahlreiche andere Stücke, die aus der unmittelbaren Gegenwart, aus einer Zeitungsnotiz oder aus einem Geſpräch etwa, gegriffen ſind. Die Geſchichten ſind mit großer Einfachheit erzählt; ſie breiten ſich mit ſelbſtverſtändlicher Anteilnahme über das ganze Volksleben in all ſeinen Ständen und Schichten aus und ſtellen in ihrer Art etwas ganz Einmaliges dar.

Der organiſche Lebensgedanke, dem Paul Ernſt mit ſeinem Schaffen diente, fand ſeinen lyriſchen Niederſchlag auch in einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Gedichten, die in dem Gedichtband „*Beten und Arbeiten*“ vereinigt ſind. Auch hier müſſen wir uns, wenn wir dieſe Gedichte verſtehen wollen, frei machen von den Vorſtellungen, die wir ſonſt mit dem Begriff des lyriſchen Gedichts verbinden.

Digitized by Google

Die Gedichte Paul Ernſts ſind in ihrer Einfachheit erſchütternde Ausſagen über das Leben des Volkes in allen ſeinen Schichten. Wir können auf Proben verzichten, da ſchon die Überſchriften Wegweiſer zu ihrem Inhalt ſind, ein paar dieſer Überſchriften mögen daher hier als Beiſpiel ſtehen: „Das Pflügen“, „Das Säen“, „Die Ernte“, oder: „Der Zimmermann“, „Der Schuſtergeſelle“, „Der Bergmann“, oder: „Der Student“, „Der Richter“, oder: „Die Dirne“, „Der Proletarier“ uſw.

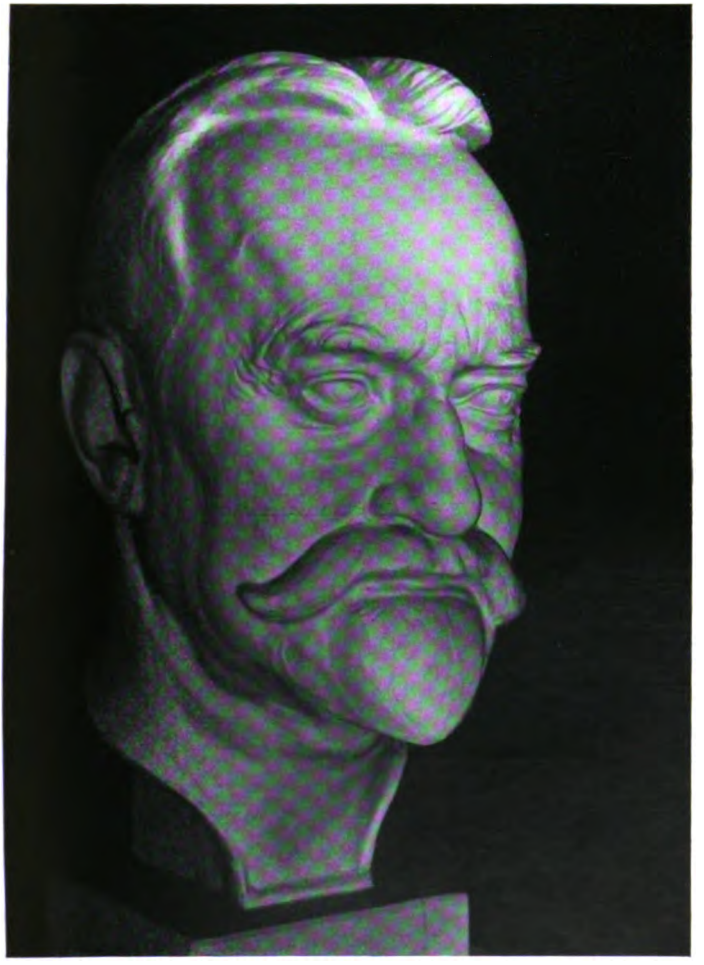
Natürlich kann der Reichtum, den das Lebenswerk Paul Ernſts umſchließt, im Rahmen eines Aufſatzes nicht erſchöpfend beſchrieben, ſondern nur angedeutet werden. Wir haben geſehen, daß Paul Ernſt einen durchaus nicht geringen Teil ſeines Werkes, die ſechs Romane und faſt dreihundert Novellen, nur als Nebenarbeiten wertete. Zwiſchen ihnen ragen auf die beiden Blöcke ſeines dramatiſchen Werkes und ſeines „Kaiſerbuchs“, an die er in verantwortungsvollſter Arbeit je ein Lebensjahrzehnt wandte, wobei er oft genug mit wenig erfreulichen äußeren Umſtänden zu kämpfen hatte. Dieſe beiden Hauptgruppen ſeines Werkes galten ihm ſelbſt am meiſten, da er mit ihnen ganz bewußt in die Lebensgeſtaltung ſeines Volkes hineinwirken wollte. Mit ſeinen dramatiſchen Dichtungen wollte er einen neuen Aufbau an die Stelle der völlig zerfallenen und zerſtörten Theaterkultur ſeiner Zeit ſetzen. Das „Kaiſerbuch“ aber ſollte, worauf wir hingewieſen haben, dazu dienen, einem verzagten Volk eine neue, hohe Lebensaufgabe zuzuweiſen, aber auch dazu, es vor dem Verhängnis, ſich ſelbſt aufzugeben, zu bewahren.

Paul Ernſt hat nie aufgehört, in ſeinem dichteriſchen Schaffen um die Form zu ringen. Ehe er ſelbſt damit begann, Dramen zu dichten, hat er die überkommene dramatiſche Literatur, vor allem die griechiſche und die der deutſchen Klaſſik, peinlich genau nach ihren Form- und Lebensgeſetzen durchforſcht, nicht um nachzuahmen, ſondern um die Notwendigkeit dieſer Geſetze für ihre Zeit zu erkennen, da es ihm ſelbſt ja darum zu tun war, nach den Lebensgeſetzen und Lebensnotwendigkeiten ſeiner eigenen Zeit eine neue Form des Dramas zu ſchaffen. Ähnlich verhält es ſich mit ſeiner Arbeit am „Kaiſerbuch“. Ehe er mit der eigentlichen Dichtung begann, unterſuchte er, wie wir ſahen, aufs ſorgfältigſte die Geſetze der epiſchen Kunſtform, ihre Aufgabe in früheren Zeiten und ihre Möglichkeiten in der Gegenwart.

Zu den Dichtungen und zu den zahlreichen theoretiſchen Werken Paul Ernſts — auf die „Erdachten Geſpräche“, die eine reizvolle Zwiſchenform zwiſchen Gedichtetem und Gedachtem darſtellen, ſei kurz hingewieſen — traten ſpäter noch die beiden autobiographiſchen Werke, „Jugenderinnerungen“ und „Jünglingsjahre“, die zum Herrlichſten gehören, was deutſche Künſtler über ſich ſelbſt geſchrieben haben. Die „Jugenderinnerungen“ bieten neben den Berichten aus dem Jugendleben des Dichters, ſoweit es ſich noch in der Heimat abſpielte, die unvergeßliche Darſtellung des Ausklangs einer Zeit, gegen deren Ordnungen neue Lebensbewegungen mit unwiderſtehlicher Macht anrannten. Der zweite Band, „Die Jünglingsjahre“, führt bis etwa zum 30. Lebensjahr des Dichters. Er enthält zahlreiche wertvolle Aufſchlüſſe über den Berliner Literaturbetrieb in den Anfangsjahren des Naturalismus.

Paul Ernſt iſt wenige Monate nach dem Sieg der Bewegung auf ſeiner Beſitzung in Sankt Georgen in Steiermark geſtorben. Er ſelbſt hat an den Sieg der Bewegung geglaubt und ſeit vielen Jahren auf ihn gehofft. Er hat noch in den letzten Monaten ſeines Lebens eine Reiſe durch Deutſchland gemacht und durfte dabei erleben, daß das neu geordnete Volk ſich anſchickte, dem Dichter, deſſen Leben und Arbeit nur dieſem ſeinem Volk bis zu ſeinem letzten Atemzug gehörte, die Anerkennung und Ehre zuteil werden zu laſſen, die man ihm bis dahin verſagt hatte. Sein Werk ſtellt einen der ſtolzeſten Bauſteine des neuen Reiches dar, denn er hat in ihm unabläſſig und unberührt von der Ungunſt der Zeiten jene neue Lebensordnung des deutſchen Volkes ſeheriſch beſchworen, die heute vom Führer des geeinten Reiches aufgerichtet worden iſt.

Digitized by Google



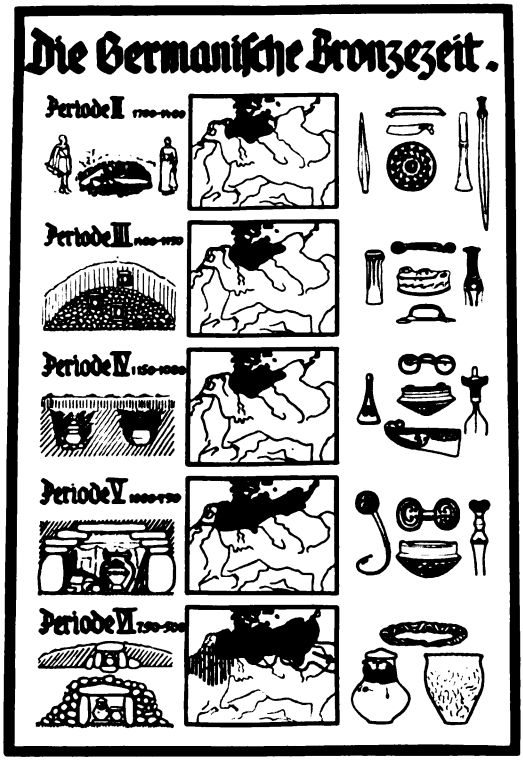
Guſtaf Roſſinna

1858—1931

Büſte von Bildhauer Richter-Elsner, Berlin

Aufnahme: H. Dürr, Berlin

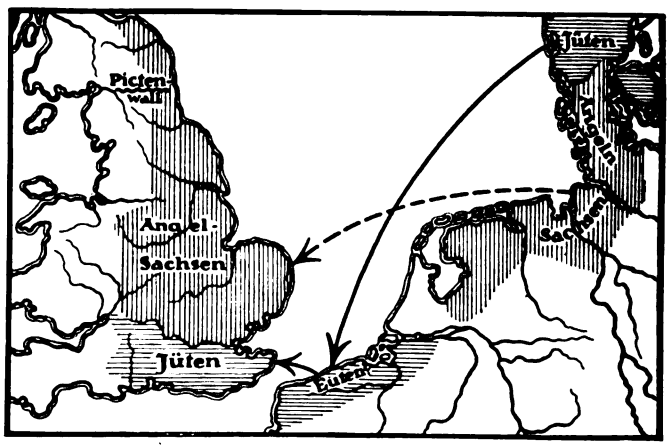
Digitized by Google



Bodenfunde werden zu Karten

Die Ausdehnung der Germanischen Kultur der Bronzezeit auf Grund der Bodenfunde; erschlossen von Gustaf Kossinna (1700—500 v. Chr.)

(Kartenentwurf Dr. L. Rothert und Dr. R. Ströbel)

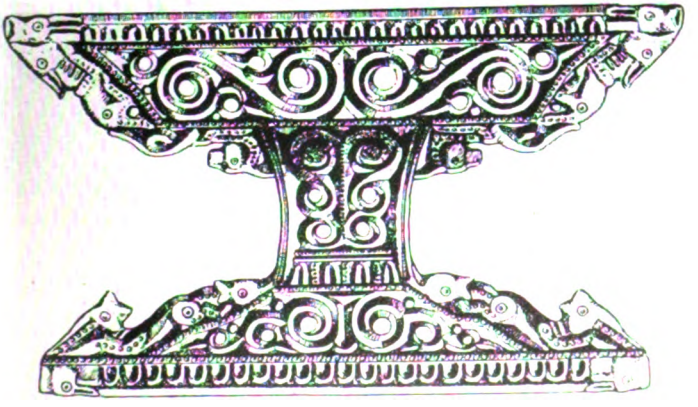


Die Wanderungen der Angeln und Sachsen auf Grund der Bodenfunde erschlossen von Alfred Plettke

Digitized by Google

Schmuckstücke wandern über das Meer
Zwei sog. „gleicharmige" Fibeln aus derselben Gußform

oben aus: Little Wilbraham, England — unten aus: Döſemoor Kr. Rebdingen
(nach Schroller)



Digitized by Google

Tongefäße aus dem Heimatland werden im neuerworbenen Siedlungsland im alten Stil geformt

Sächsische Urnen aus Hannover (oben) und aus England (unten)

Digitized by Google

An die ganz Klugen

Wir sind nicht marschiert,
daß ihr die Plätze nehmt,
von denen wir
Verbrecher jagten,
und uns von da ermahnt,
schön brav zu sein —

Wir sind nicht marschiert,
daß ihr die Früchte erntet,
zu denen wir
den Samen legten,
und uns mit diesen Früchten
gnädiglich beteilt —

Wir sind nicht marschiert,
daß ihr uns heute
mit schönen Worten
erst erklärt,
warum wir
auf die Straße gingen!

Als ihr im Bette lagt
und euch die Decke
nochmal über den Kopf
gezogen habt
und weiterträumtet —

Als ihr uns gruselnd
und mit Zähneklappern
auf der Straße saht
und ängstlich wieder
hinterm Ofen hocktet —

Sind wir marschiert!

Doch nicht für eure kleinen Dinge,
eure Bäuche, euer Geld!

Wir sind marschiert,
weil uns das Blut gerufen
von Ahnen,
die ihr vergessen hattet.

Wir sind marschiert,
weil Deutschland rief!
Und dafür
haben wir gekämpft!

Otto Jersch.

Digitized by Google

Wachsein ist alles!

Was du erstritten hast,
Heiß dir erlitten hast,
Mag dir zerrinnen.
Laß es begraben sein —
Blieb nur die Kraft noch dein,
Neu zu beginnen.

Wer nicht nach Wunden fragt,
Klaglos das Letzte wagt,
Geht nicht verloren,
Wird wie die Phönixbrut
Aus der verlohten Glut
Wiedergeboren.

Wenn du lebendig bist,
Hart und beständig bist,
Lachst du des Falles;
Findest den Gipfelpfad —
Glaub es mir, Kamerad:
Wachsein ist alles!

Heinrich Anacker

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Der „Ariernachweis" der Jesuiten

In letzter Zeit ging durch die Presse die Nachricht, daß der Jesuitenorden von seinen Mitgliedern bei der Aufnahme in den Orden den „Ariernachweis" verlange. Dem steht jedoch die Tatsache gegenüber, daß der Jesuitenorden im Laufe seiner Geschichte Angehörige aller Rassen und Nationen zu den Seinigen zählte. Wie verhält es sich also mit dem sog. „Ariernachweis" der Jesuiten?

1. Wie war der Gründer des Jesuitenordens, Ignatius v. Loyola, selbst zur Judenfrage eingestellt?

Der Gründer des Jesuitenordens, Ignatius v. Loyala, einem baskischen Rittergeschlecht entsprossen, lehnte, obwohl selber kein Jude, grundsätzlich jeglichen Antisemitismus ab. Seinem Landsmann Don Pedro Zarate gegenüber, der ihm von der Reinerhaltung des spanischen Blutes sprach, äußerte er, wie Pater Ribadeneira, der Lieblingsschüler und erste Lebensbeschreiber des Ignatius, zu berichten weiß, daß man trachten müsse, vom religiösen Standpunkt aus über nationale Engherzigkeit sich zu erheben.

Ja, Ignatius, so berichtet ebenfalls P. Ribadeneira, gab zu verstehen, daß er es als besondere Gunst des Himmels ansehen würde, wenn er jüdischer Abstammung wäre, denn es müsse ein großes Glück sein, wenn ein Mensch Blutsverwandter des Herrn Jesus und unserer lieben Frau Maria sein könne.

Allein Ignatius muß im Laufe der Jahre mit den Judenstämmlingen in seinem Orden nicht die besten Erfahrungen gemacht haben, denn in einem Brief an den portugiesischen Provinzial schrieb Ignatius:

„Die Herkunft aus jüdischem Geschlecht ist kein Hindernis der Aufnahme in die Gesellschaft, obgleich es nötig ist, bei ihnen besser zuzusehen, ob die Gründe hinreichen, denn vielfach findet man, daß derartige Leute sich nachher als schwierige Charaktere zeigen."

Aber dessen ungeachtet gab es nicht nur in der Umgebung des Ignatius eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Jesuiten jüdischer Abstammung, auch der erste Amtsnachfolger des Ignatius in der obersten Leitung des Ordens, Jakob Lainez, der das Konzil von Trient entscheidend beeinflußte, war jüdischen Blutes, während Polanco, der Sekretär des Ignatius, nach dem neuesten Stand der Forschung nicht, wie oft geschehen, als Judenabkömmling bezeichnet werden kann.

2. Wie kam es im Jesuitenorden zu einer „Judenfrage"?

Die judenfreundliche Einstellung des Ignatius mußte früher oder später mit der öffentlichen Meinung in Spanien in Konflikt geraten, denn die Juden oder besser gesagt die „Judenchristen", die „Maranos" wie sie spanisch hießen, aus deren Reihen viele in den Jesuitenorden eintraten, galten nach spanischer Anschauung als unehrenhaft, standen in der öffentlichen Meinung des spanischen Volkes etwa auf der gleichen Wertstufe wie die Kaste der Parias in der öffentlichen Meinung Indiens. Verständlich wird diese Haltung des spanischen Volkes aus der Tatsache, daß der Jude jahrhundertelang in Spanien sein Blutsaugerhandwerk in einem Umfange ausübte, wie vielleicht in keinem anderen Lande des europäischen Kontinents.

Die seit Jahrhunderten angehäufte Verbitterung gegen die Juden als die Totengräber nationaler spanischer Eigenart entlud sich 1391 in einer blutigen Judenverfolgung. Um nun der Verfolgung zu entgehen, „bekehrten" sich die Juden massenweise zum katholischen Glauben. Zeitgeschichtliche Quellen berichten, daß 35 000 Juden sich taufen ließen. Die bald darauf in großem Stil einsetzende Judenmission, besonders durch den Dominikaner Vincentius Ferrer, tat das übrige, um scharenweise aus Juden katholische Christen zu machen. Aber trotz

Digitized by Google

Taufwasser waren die Juden eben Juden geblieben und trieben es noch toller als vorher. Gegen die getauften Juden, die sog. Maranos, brach 1472 in Cordova ein blutiger Aufstand aus, der sich von Ort zu Ort fortpflanzte und viele Opfer kostete.

Die getauften Juden waren also eine Landplage in Spanien, gleicherweise für Volk und Regierung ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung; die öffentliche Meinung des spanischen Volkes sah in den getauften Juden wirtschaftliche Blutsauger und Feinde der nationalen spanischen Kultur. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß der Haß und die Abneigung der spanischen Bevölkerung gegen die Maranos (getauften Juden) sich auch auf den Jesuitenorden übertrug, der eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Maranos zu seinen Mitgliedern zählte. Bereits unter dem General Aquaviva, der 1581—1615 die oberste Ordensleitung innehatte, war der Druck der öffentlichen Meinung und nicht zuletzt der Druck des spanischen Hofes auf den Jesuitenorden derartig stark, daß Aquaviva für die spanische Provinz den nicht rassereinen Ordenskandidaten die Aufnahme versagen mußte. Wie angebracht diese Anordnung des Ordensgenerals Aquaviva war, geht aus einem Brief des Provinzials von Andalusien an Aquaviva vom 4. Juni 1592 hervor. Es heißt in diesem Brief:

> „Sehr bedeutungsvoll und notwendig erschien mir die Verordnung Ew. Paternität, daß wir uns freihalten von den Angehörigen der gebrandmarkten Rassen. Und so werde ich die Verordnung treu ausführen; denn es ist wahrhaftig an der Zeit, daß wir die Gesellschaft reinigen von derartig beleumundeten Bestandteilen, die ihr nur eine Last werden zu unserem Schaden und zum großen Ärgernis der besseren Kreise und des Hl. Offiziums."

Die Tatsache also, daß die getauften Juden in der öffentlichen Meinung des spanischen Volkes geradezu als unehrenhaft angesehen wurden, war die eine Ursache, weshalb es im Jesuitenorden, der ungehemmt die getauften Juden in den Orden aufnahm, zu einer Judenfrage kam.

Aber neben diesem mehr äußeren Grund gab es noch eine tiefere Ursache, nämlich eine Art jüdischer Palastrevolution innerhalb des Ordens selbst. Wie immer und überall, wo der Jude einmal Fuß gefaßt hat, auch alsbald die jüdische Zersetzung beginnt, so bildeten die zahlreichen jüdischen Rassebrüder innerhalb des Jesuitenordens alsbald einen Zersetzungsherd gegen die Ordensverfassung. Bekanntlich hat der Jesuitenorden ein militärisches Führerprinzip, das sich jedoch gänzlich ungermanisch auf den „Kadavergehorsam", also auf einen andersgearteten sittlichen Grund, stützt. Im katholischen Volksmund werden die Jesuiten deshalb auch die „schwarzen Husaren des Papstes" genannt. Dieses militärische Führerprinzip des Jesuitenordens nun versuchten die jüdischen Rassegenossen des Ordens mit demokratischen Ideen zu unterhöhlen. Ihren Ausdruck fanden diese jüdischen Umtriebe innerhalb des Jesuitenordens, auf deren Einzelheiten einzugehen hier nicht der Ort ist, in einer Denkschrift an den spanischen König Philipp II. und an den Papst Clemens VIII. Diese Denkschrift, welche eine demokratische Verfassungsreform des Jesuitenordens bezweckte, war verantwortlich unterzeichnet von 27 angesehenen Jesuiten. Von diesen 27 Rädelsführern waren 25 reinrassige Judenstämmlinge, während bei den zwei übrigen die nichtjüdische Abstammung mindestens sehr zweifelhaft war.

Damit war die Judenfrage innerhalb des Jesuitenordens selbst wesentlich geworden, von deren Lösung die weitere Entwicklung des Ordens abhängig war. Militärisches Führerprinzip, wie Ignatius, der Gründer des Ordens, geplant, — oder jüdische Demokratie, das war die Problemstellung, welche die Judenfrage dem Jesuitenorden nunmehr zur Lösung vorlegte. Es ist nun

Digitized by Google

von hohem Interesse, zu beobachten, wie sich der Jesuitenorden gegen die Juden schützte.

3. Welche Maßnahmen ergriff der Jesuitenorden, um sich vor jüdischen Zersetzungserscheinungen zu schützen?

Der Jesuitenorden hatte nun gesehen, welche Laus er sich mit den Juden in den Pelz gesetzt hatte, und wenn er die Grundidee des Ordens überhaupt retten wollte, so mußte er zu scharfen Abwehrmaßnahmen gegen das Gift der jüdisch-demokratischen Zersetzung greifen. Der Ordensgeneral Aquaviva berief deshalb 1593 eine außerordentliche Generalversammlung des Ordens nach Rom. Die Mehrheit der aus 64 Vertretern aller Provinzen zusammengesetzten Versammlung beschloß ein Gesetz, wonach in Zukunft in allen Ländern keine Judensprößlinge und Söhne aus maurischen Familien in den Orden aufgenommen werden könnten. Ja sogar die Mitglieder des Ordens, soweit sie jüdischer Abkunft waren und noch nicht die letzten Gelübde abgelegt hatten, sollten entlassen werden. Nur der Papst sollte von dieser Verfügung entbinden können.

Indessen stieß die Durchführung des genannten Beschlusses allenthalben auf Schwierigkeiten, löste Gehässigkeiten und Widersprüche aus. Es ist noch immer so gewesen, daß sofort sich Schwierigkeiten einstellen, wenn irgendwo Juden nahegetreten wird. Jedenfalls eine neu einberufene Generalversammlung des Jesuitenordens im Jahre 1608 brachte eine bedeutende Milderung der Bestimmung von 1593. Man ließ zwar den früheren Beschluß in Kraft, jedoch nur für den Fall, daß die judenchristliche Abstammung eines Ordenskandidaten wirklich bekannt war und als notorische Unehre desselben angesehen werden mußte. Bei Söhnen des Adels und aus gut christlich angesehenen Familien brauchte die Nachforschung über den 5. Grad der Abstammung nicht hinausgehen. Auch wurde die Dispensgewalt vom Papst auf den Ordensgeneral übertragen.

4. Welches ist die tatsächliche Form des heute geltenden sog. jesuitischen „Ariernachweises"?

Die letzte Fassung des jesuitischen Judenabwehrgesetzes, das bis zur Stunde im gesamten Jesuitenorden in Geltung ist, stammt aus dem Jahre 1923. Diese Fassung brachte nun nicht etwa eine Verschärfung der früheren Bestimmungen, sondern eine neue Milderung, welche das Judenabwehrgesetz des Jesuitenordens in Wirklichkeit zu einer bloßen „Papierbestimmung" macht. Die Prüfung der Judenabstammung soll nach der neuesten Bestimmung nur noch bis zum 4. Grad erfolgen. Wenn aber die Familie vom Urgroßvater an katholisch gewesen ist, besteht gegen eine Aufnahme in den Jesuitenorden kein grundsätzliches Hindernis. Ferner kann der Ordensgeneral jederzeit und in jedem Fall Dispens erteilen. Erfolgt die Aufnahme eines Judensprößlings ohne Dispens, so ist die Aufnahme zwar unerlaubt, aber nicht ungültig. Und schließlich wird ausdrücklich nur die Abstammung in der männlichen Linie berücksichtigt, die Abstammung mütterlicherseits bleibt bezeichnenderweise grundsätzlich unbeachtet.

Es ist auf den ersten Blick klar, daß diese Bestimmungen des Jesuitenordens mit Bejahung des Rassegedankens in unserem Sinne nichts zu tun haben und daß man zu Unrecht von einem jesuitischen „Ariernachweis" spricht. Die mit dem jesuitischen „Ariernachweis" getriebene katholische Konjunkturpropaganda ist somit, bei Licht besehen, reine Mache.

Eberhard Wolfram.

Ernst Haeckel — und die „Welträtsel"-Psychose römischer Kirchenblätter

Ein Schlußwort.

Gegen den in der Dezemberfolge erschienenen Beitrag über „Ernst Haeckel, ein Wegbereiter biologischen Staatsdenkens" hat eine planmäßige Hetze der

Digitized by Google

römischen und romhörigen Presse des In- und Auslandes eingesetzt, die sich in Verleumdungen der Person Ernst Haeckels und in der Entstellung seiner wissenschaftlichen Bedeutung ergeht. Es ist erstaunlich und bei der derzeitigen Stellung des Klerikalismus in unserem Volke geradezu unverständlich, daß man es trotz eines nun über ein Menschenalter währenden Kampfes gegen den größten deutschen Biologen immer noch nicht gelernt hat, sich auf der Ebene der Naturwissenschaft zu verteidigen.

Man erschöpft sich vielmehr in denselben Phrasen, mit denen man sich schon seit der Jahrhundertwende über unumstößliche Wahrheitsbeweise der Naturwissenschaft, und vor allem der Biologie hinwegzusetzen versuchte und prägt die altbekannten Schlagworte vom „Atheisten", „Materialisten" und „Antichristen" Haeckel von neuem. Wir werden Belege dafür erbringen, wie es mit dem angeblichen „Atheismus" Ernst Haeckels bestellt war; wir wollen aber schon jetzt mit aller Deutlichkeit aussprechen, daß die gesamte exakt forschende Naturwissenschaft vom Bannfluch des „Atheismus" getroffen würde, wenn man versuchen wollte, etwa alle diejenigen Denker, die auf Grund sicherster wissenschaftlicher Erkenntnis zur Ablehnung des Schöpfungsberichtes im ersten Buch des Moses gelangten, als Atheisten und Antichristen zu bezeichnen.

Wenn man von seiten römischer Kirchenblätter weiterhin versucht, jeden ehrlich und vorurteilslos forschenden Deutschen sofort der Religions- und Gottlosigkeit zu zeihen, nur deswegen, weil er mit den Dogmen der herrschenden Theologie in Widerspruch gerät, dann unterscheidet sich diese Methode im Prinzip nur wenig von jener Kampfesweise, mit der man sich im Mittelalter des erwachenden Erkenntnisgeistes zu erwehren suchte, einer Methode, von der sich z. B. erst kürzlich wieder der „Michael", die „Wochenschrift junger deutscher Katholiken" aufs entschiedenste in einem Leitartikel zu distanzieren suchte („Michael" Nr. 4, 8. Jahrg.).

Auch wir lehnen jegliche Verquickung naturwissenschaftlicher Beweisführung mit theologischen Voraussetzungen ab und fordern eben darum die Einhaltung der Grenzen von Wissen und Glauben und verlangen, daß man offen auf dem Gebiete, aus dem Haeckel einzig und allein seine weltanschaulichen Kampfziele schöpfte, nämlich auf dem gesicherten Boden biologischer Tatsachen den Lehren von Entwicklung, Vererbung und Abstammung entgegentritt und sie derart nur mit wissenschaftlichen Mitteln zu widerlegen versucht. Statt dessen zieht man sich auch heute wieder, etwa nach dem Vorbild des „Katholiken", „der Sonntagszeitung im Dienst der Katholischen Aktion" (19. 1. 1936) hinter die Schlagworte „Die Welträtsel gehen um" zurück und schreibt von „der Usurpierung der Erstgeburtsrechte einer ehrwürdig traditionellen Philosophie durch schnellfertigen Übereifer populärer Naturwissenschaft" und erschauert in der diesem Blatt eigenen, so überaus wohlklingenden Sprache davor, daß die Welträtsel „dem Staube entrissen werden, den eben ein Menschenalter auf liegengebliebene Restauflagen, auf schnell überholter Weisheit letzten Schluß, auf abgestandene materialistische Doktrin, auf engverschwisterte, engsolidarische Nachbar- und Zwillingslehre des echten kanonischen Marxismus gehäuft". Ein Ausruf kaum zu verbergender Entrüstung entringt sich da dem Blatte des Herrn Domkapitular Dr. Joseph Schneider in Mainz, wenn man sich zu erinnern glaubt, daß einmal „dicht nebeneinander die Bücher von Engels und Marx, von Kautsky und Bebel, von Haeckel und Büchner im Schaukasten marxistischer Volksbildung prangten", und man fährt fort: „Bieder verträgliche Nachbarschaft sagt genug."

Auch uns taucht bei diesem Gedanken eine politische Erinnerung an eine „bieder verträgliche Nachbarschaft" auf, die sich sogar bis in die Parlamente erstreckte, und zeitlich jedenfalls noch nicht lange genug zurückliegt, daß gerade das Blatt des Herrn Domkapitular Schneider sich heute schon zum Hüter der Charakterwerte unseres Volkes aufwerfen könnte. Was die geschichtlichen Tatsachen lehren hat also Haeckel gar nicht so unrecht gehabt, wenn er seinerzeit in seiner Streitschrift über „Die Weltanschauung des neuen Kurses" schrieb: „Die wahren und wirklich brauchbaren Waffen im Kampf gegen die Irr-

Digitized by Google

lehren der Sozialdemokratie liefert nicht der christliche Glaube, sondern die vernünftige Wissenschaft und vor allem ... die moderne Entwicklungslehre!"

Im übrigen stellen wir mit Genugtuung fest, daß man in den Reihen dieser Sonntagszeitung im Geist und Dienst der katholischen Aktion sich auf seine eigentlichen Aufgaben besonnen hat, denn wie uns der Katholik belehrt, hat man „die fordernden Impulse der nationalen Gemeinschaft" endgültig erkannt und will den „Blutorganismus der ganzen Jahrtausende alten Kulturtradition" aufs entschiedenste schützen.

Sogar jene „tiefversonnenen Kronwächter des Geistes", denen nach den Worten des „Katholiken" durch die schnelle Heraufkunft der Naturwissenschaften und den „frisch-fröhlichen Optimismus jener Tage ... wahre Schreckslähmungen" eingeflößt wurden, finden allmählich zu ihrer schon lange erhofften wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Fragen des Darwinismus und der Abstammungslehre zurück, denn wie uns etwa das „Katholische Kirchenblatt für das Bistum Berlin" verheißungsvoll mitteilt, rüstet man sich zur Zeit schon darauf, „auf die naturwissenschaftliche Seite dieser Frage gelegentlich zurückzukommen".

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir hier aussprechen, daß die gesamte wissenschaftliche Anthropologie und Genetik mit uns in gemeinsamer Erwartung an den Ergebnissen interessiert ist, die der anonyme Schreiber des „Katholischen Kirchenblattes" „gelegentlich" dem Forum der Wissenschaft unterbreiten wird.

Wir sind um so stärker auf dieses geradezu revolutionierende Material gespannt, als die Fachwissenschaft allerdings zur Zeit noch an den von dem Schreiber des Artikels: „Ernst Haeckel redivivus" im „Berliner Kirchenblatt" so arg verlästerten Prinzipien des „Kampfes ums Dasein", dem biogenetischen Gesetz und den Stammbaumkonstruktionen festhalten muß, von denen der anonyme Schreiber kategorisch erklärt, daß „deren wissenschaftlicher Wert auch heute noch mit Recht bestritten wird". Sollte wirklich trotz der demnächst bevorstehenden naturwissenschaftlichen Offenbarung dem Schreiber des „Katholischen Kirchenblattes" so gänzlich unbekannt geblieben sein, was er heute in jedem fachwissenschaftlichen Werk bedeutender Anthropologen, etwa Prof. Mollisons oder Prof. Weinerts (dessen Werk „Urgeschichte der Menschheit" sogar Haeckel in Verehrung gewidmet ist), nachschlagen kann, ja was darüber hinaus sogar von einem Pater Hermann Muckermann in seinem Buch: „Die Lehre von der Entwicklung und Vererbung und das Christentum" (trotz einiger Vorbehalte) anerkannt wurde, wenn wir dort lesen:

„Die Entwicklung der Arten wird heute nicht mehr bestritten. Biographische Tatsachen, palaeontologische Urkunden, vergleichende Morphologie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte lassen keinen Zweifel mehr zu, wenn es auch noch nicht möglich ist, das „Wie" der Entwicklung genügend zu erklären. Doch selbst hier wurden wichtige Fährten entdeckt, denen man getrost folgen darf. Ich erinnere an den Grundgedanken des Darwinismus von der Auslese, durch die zwar keine neuen Formen entstehen können, die aber das Überleben entstandener Formen sichert." (Wie schrieb doch hier das „Kath. Kirchenblatt": „Der Wesensunterschied des Menschen von der Tier- und Pflanzenwelt begründet in der geistigen Seele und die damit gegebene Wesensgleichheit des ganzen Menschengeschlechtes ist und bleibt unantastbares, auch von der Wissenschaft bestätigtes Glaubensgut der von Christus gestifteten Kirche!")

„Auch dafür, daß der Mensch nach seiner körperlichen Seite in den Kreisgang der Entwicklung einzuordnen ist, mehren sich die Indizien. Ich brauche nur auf die neuen Forschungen über Pithecanthropus und den verwandten Sinanthropus hinzuweisen." (Der Pithecanthropus ist bekanntlich jenes von Haeckel aufgestellte, berühmte „fehlende Glied" im Stammbaum des Menschen.)

Dem anonymen Schreiber des „Kirchenblattes für das Bistum Berlin" aber, der es wagt die wissenschaftliche Ehre des bedeutendsten deutschen Biologen mit Verleumdung und bewußter Entstellung anzugreifen, wollen wir die Worte von Pater Muckermann, die er ebenfalls auf Seite 2 der zitierten Schrift finden kann, entgegenhalten: Keine Religion dürfte

Digitized by Google

es wagen, an gesicherten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung zu rütteln. Sie hätte die Grenzen ihres Reiches überschritten und müßte über kurz oder lang das zu Unrecht besetzte Gebiet wieder räumen ... Um aber nicht etwa dem Vorwurf einer Parteilichkeit in dieser Frage ausgesetzt zu sein, sei es gestattet, auch noch auf die Stellungnahme Prof. Bavinks, des führenden Gelehrten in derjenigen Organisation (Keplerbund), die seinerzeit gegen Haeckel ins Leben gerufen wurde, hinzuweisen, wenn dieser (1933) „den Kampf gegen die Abstammungslehre als die größte aller Dummheiten, die im Laufe der christlichen Kirchengeschichte gemacht worden sind", erklärt.

Das Kirchenblatt beugt sich also — wie es schreibt — nicht etwa nur „der Autorität des Verfassers, wenn er gestützt auf Buddenbrock und Weinert kurzerhand behauptet: und damit ist die Frage der Abstammung, auf die Haeckel aus weltanschaulichen Gründen das größte Gewicht legte, endgültig in seinem Sinne entschieden", sondern dem Kirchenblatt steht in dieser Frage nach wie vor die Front der bekanntesten deutschen Wissenschaftler gegenüber.

Wir sind weit davon entfernt, das religiöse Empfinden bestimmter Menschengruppen zur Entscheidung in wissenschaftlichen Fragen anzurufen, etwa in der Art des Kirchenblattes, wenn es schreibt: „Der Christ hält in vollkommenem Einklang mit der Wissenschaft an der Sonderstellung des Menschen als Krone der Schöpfung fest, der den „Odem seines Lebens", seine geistige Seele unmittelbar von Gott empfing ... — wir fordern aber gleichzeitig, daß man nicht etwa das gläubige Suchen anderer Volksgenossen als unreligiös brandmarkt.

Im Wahne, Religiosität sei nur dort zu finden, wo bedingungslose Unterwerfung geübt wird, verdächtigt man zugleich das religiöse Suchen unserer größten Geister der Gottlosigkeit. Schlagen wir eines der bedeutendsten Werke der Biologie überhaupt, nämlich Ernst Haeckels „Generelle Morphologie" auf, jenes Werk, das nach den Worten des Altmeisters der deutschen Zoologie Richard Hertwig „für mehr als 30 Jahre die Grundlage gegeben und wie kein zweites das geistige Niveau der Zoologie gehoben hat", dann finden wir dort folgendes Bekenntnis: „Unsere Weltanschauung kennt nur einen einzigen Gott, und dieser allmächtige Gott beherrscht die gesamte Natur ohne Ausnahme".

Welches allgemein-wissenschaftliches Werk Haeckels wir auch sonst zur Hand nehmen, immer tritt uns daraus das gläubige Vertrauen in die göttliche Ordnung des Werdens und Vergehens entgegen. In den „Welträtseln" aber, jenem verlästerten, aber von niemand mehr richtig gelesenen Werk, findet Ernst Haeckel folgende Worte für seine gläubige Verehrung der waltenden Vorsehung: „Indem der „Monismus" keine anderen als die göttlichen Kräfte in der Natur erkennt, indem er alle Naturgesetze als göttliche anerkennt, erhebt er sich zu der größten und erhebensten Vorstellung, welcher der Mensch fähig ist, zu der Vorstellung der Einheit Gottes und der Natur."

Wenn wir in diesem Sinne zur arteigenen Religiosität zurückfinden, erschließt sich uns Haeckels Naturreligion als ein Ausdruck echter indogermanischer Frömmigkeit, wenn er in immer erneuter Freude die Göttlichkeit der Natur preist und die Pracht des Hochgebirges oder die Zauberwelt des Meeres bewundert.

Als Forscher weiß er genau um die tägliche Vernichtung blühenden Lebens und die Tragik des Kampfes ums Dasein; als ein Geist jedoch, der sich innerhalb der göttlichen Ordnung des Werdens und Vergehens, der „Ordnung der Zeugungen" fühlt, bejaht er gleichzeitig jenes Gesetz des Kampfes. Denn in ihm liegt für ihn der Sinn der Weltordnung, die als „gotterfüllt" sinnvoll genug ist und keiner Erlösung bedarf. „Blind und stumpf ist bisher der weitaus größte Teil der Menschheit durch diese herrliche irdische Wunderwelt gewandelt; eine kranke und unnatürliche Theologie hat ihr dieselbe als Jammertal verleidet. Jetzt gilt es dem mächtig fortschreitenden Menschengeiste endlich die Augen zu öffnen; es gilt ihm endlich zu zeigen, daß die wahre Naturerkenntnis nicht allein seinem grübelnden Verstande, sondern auch seinem sehnenden Gemüte volle Befriedigung und unversiegliche Nahrung zuführt ... Denn die Göttin der Wahrheit wohnt im Tempel der Natur, im grünen Walde, auf dem blauen Meere,

Digitized by Google

Bild Gombosch

Carcassonne in Südfrankreich
Die Westmauer der alten Westgotenburg

Digitized by Google

Digitized by Google

auf den schneebedeckten Gebirgshöhen; — aber nicht in den dumpfen Hallen der Klöster, in den engen Kerkern der Konviktschulen und nicht in den weihrauchduftenden christlichen Kirchen. Die Wege, auf denen wir uns dieser herrlichen Göttin der Wahrheit und Erkenntnis nähern, sind die liebevolle Erforschung der Natur und ihrer Gesetze, die Beobachtung der unendlich großen Sternenwelt mittels des Teleskops, der unendlich kleinen Zellenwelt mittels des Mikroskops; aber nicht sinnlose Andachtsübungen und gedankenlose Gebete, nicht die Opfergaben des Ablasses und der Peterspfennige."

Mit dem Glaubensbekenntnis aber, das Ernst Haeckel als Achtzigjähriger an den Abschluß seiner letzten naturphilosophischen Studien setzte, wollen auch wir die letzte Entscheidung über den „Atheismus" des „Materialisten Haeckel" dem Leser selbst überlassen, denn hier schreibt Haeckel: „Indem so Gott als die wirkende Ursache aller Dinge, ja als letztes Gesetz selbst gilt, fließen Naturerkenntnis und Gottesverehrung zusammen."

„So wird also die Naturphilosophie in der Tat zur Theologie. Der Kultus der Natur wird zu jenem wahren Gottesdienste, von welchem Goethe sagt: „Gewiß, es gibt keine schönere Gottesverehrung als diejenige, welche aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt."

Heinz Brücher.

Nachwort der Schriftleitung.

Es ist selbstverständlich, daß auch Ernst Haeckel seiner Zeit, d. h. dem 19. Jahrhundert, in der Begrenztheit weltanschaulicher und philosophischer Schlußfolgerungen verhaftet ist. Aber diese Einschränkung berührt nicht die revolutionäre weltanschauliche Tat Haeckels, dem biologischen Denken des 20. Jahrhunderts eine entscheidende Bresche geschlagen zu haben.

Haeckel setzte dem leben- und naturfeindlichen dualistischen Denken in außernatürlichem Geist und totem Stoff die biologische Auffassung der „Materie" als eines lebendigen Organismus entgegen. Nicht die angebliche Entwürdigung des Menschen durch die „Affenabstammung" war für die römische Kirche der Anlaß zum Kampf gegen Haeckel — hatte doch die Kirche im Mittelalter auch nicht die geringsten Hemmungen, die Frau als Mutter der Sünde zu bezeichnen und ihr die Menschenwürde grundsätzlich abzusprechen —, sondern einzig und allein die Bedrohung des römischen Dogmengebäudes durch das biologische Denken. Die römischen Kirchenblätter werden nicht müde, in der Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Rassegedanken und der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung zu betonen, daß nicht die Erbmasse, sondern die Geistgeburt das Entscheidende für die Beurteilung des einzelnen Menschen sei. Je nach politischer Zweckmäßigkeit und nach Geschicklichkeit wird in diesem Zusammenhang der nationalsozialistischen Rassegedanke als Blutsmaterialismus bezeichnet. Dieser Vorwurf wurde zum erstenmal gegen Ernst Haeckel erhoben, als er die Entwicklung des Lebens allein nach der lebensgesetzlichen Kette der Zeugungen behauptete.

Der Schlüssel zum Verständnis des Kampfes um Ernst Haeckel ist die Klarstellung des Begriffes Materialismus. Der römische Dogmatismus kann und darf im Sinne des biblischen Dualismus die Natur nur als toten Stoff, als „Materie" ansehen; denn der Sinn des Lebens liegt nicht im Leben, sondern hinter dem Leben. Ernst Haeckel dagegen sieht als biologischer Denker mit den Augen des nordischen Menschen das Leben als eine untrennbare Einheit, das seinen Sinn und seine Gesetzlichkeit in sich selbst trägt. Die Gegensätzlichkeit dieser beiden Auffassungsweisen kann deutlicher nicht ausgesprochen werden als durch eine Gegenüberstellung des biblischen Schöpfungsberichtes und des Mythus der Edda von der Entstehung des Menschen. Nach dem mosaischen Bericht wird die Welt aus dem „Nichts" und der erste Mensch aus Sand, d. h. aus der Leblosigkeit schlechthin geschaffen und durch einen übernatürlichen Geisthauch „beseelt". Nach dem Mythus der Edda dagegen wächst das erste Menschen p a a r aus zwei Bäumen, d. h. aus den Symbolträgern des Lebens schlechthin.

Wenn die Naturwissenschaft des 20. Jahrhunderts mit den Mitteln des nur sich selbst und seinem Volke verantwortlichen forschenden Geistes dem Geheimnis des Lebens näher zu kommen sucht, das der germanische Mythus in jenes ge-

Digitized by Google

waltige und unvergängliche Bild zusammengeballt hat, so brauchen wir nicht zu bangen, daß unvorhergesehene Ergebnisse die Grundlagen unserer Weltanschauung erschüttern könnten. Wenn aber konfessionelle oder liberalistische Blätter glauben, uns vor dem „Materialismus Ernst Haekels“ oder vor dem „Blutsmaterialismus der Rassenlehre“ warnen zu müssen, so können wir ihnen nur nahe legen, die Wacht über die nationalsozialistische Weltanschauung getrost Nationalsozialisten zu überlassen.

M. Z.

Unsere Monatsberichte

Aus der Bewegung

Zum Tode Wilhelm Gustloffs.

Was die alten Mitkämpfer der NSDAP. in der Kampfzeit hart machte, was immer wieder mit grausamer Unerbittlichkeit nach unseren Kameraden griff, trat jetzt mit dem Tode Gustloffs in jener unerwarteten Plötzlichkeit auch an jene heran, die erst nach der Machtergreifung sich an die Seite des Führers stellten. Wenn diese jungen Parteigenossen jetzt einen der unseren fallen sehen, dann wird ihnen schlagartig klar werden, daß es auch heute noch nicht ganz ungefährlich ist, ein wirklich aufrechter Nationalsozialist zu sein. Der Tod Gustloffs war ein Schlag gegen die Bewegung, und es wäre falsch zu sagen, er hätte uns nicht getroffen. Er traf uns sogar schwer, aber er löst eine ganz andere Wirkung aus, als von denen erwartet wurde, die diesen Mordplan anzettelten und von dem, der sich schändlicherweise dazu hergab, ihn auszuführen. Unter solchen Schlägen wurde die Bewegung hart und unter solchen Schlägen wird sie weiter gehärtet. Es werden jetzt wohl auch alle diejenigen die Konsequenz verstehen, mit der der Nationalsozialist diesem organisierten Verbrechertum jüdischer Herkunft zu Leibe geht, die bereits wieder dabei waren, ihrem Antisemitismus ein „salonfähiges“ Äußeres zu geben. „Diese ruchlose Tat — verübt mitten im Frieden eines friedlichen Landes — läßt mit einem Schlage jene organisierte Verbrechergilde erkennen, die meist unter dem Deckmantel von Humanität und mit der Miene von zu Unrecht aus Deutschland Gewiesenen nicht nur mit Lüge und Verleumdung, sondern auch mit Mörderkugeln den Nationalsozialismus verfolgt, weil er ihr in Deutschland selbst das Treiben gelegt hat.“ Überall in der Welt treibt der Bolschewismus sein Unwesen, überall fallen vaterlandsliebende Männer von ihrer Mörderhand. Unsere Pflicht ist es, zusammenzustehen gegen diesen Weltfeind, und in Erfüllung dieser Pflicht fiel unser Parteigenosse Gustloff.

Hauptamtsleiter des NSLB. — Pg. Wächtler — Sachbearbeiter für alle Schulfragen beim Stellvertreter des Führers.

„Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, hat Gauleiter Wächtler als dem Hauptamtsleiter des NS.-Lehrerbundes den Auftrag gegeben, als zuständiger Sachbearbeiter alle Schulfragen für ihn zu behandeln. Gleichzeitig mit dieser Beauftragung hat der Stellvertreter des Führers dem Hauptamtsleiter des NSLB. die Oberaufsicht über die einzige NS.-Oberschule der Partei in Feldafing übertragen.“ (NSK.)

Stabschef Lutze beim diplomatischen Empfang des Außenpolitischen Amtes der NSDAP. und der Aufmarsch der „Alten Garde“ der SA. in Berlin.

Am 24. Januar sprach auf einem Empfangsabend des Außenpolitischen Amtes der NSDAP. Stabschef Lutze vor den geladenen Vertretern des diplomatischen Korps und den Vertretern der Auslandspresse. Wie groß das Interesse aller Auslandsvertretungen gegenüber der SA. ist, bewies der unerwartet starke Besuch dieses Abends.

Auf den Inhalt der Rede näher einzugehen, verbietet der Rahmen dieser Monatsberichte und es braucht bloß hiermit nochmals auf die sehr umfangreiche Pressеberichterstattung hingewiesen zu werden, um den besonders interessierten Leser in die Lage zu versetzen, sich den

Digitized by Google

Gesamt-Inhalt der Rede wieder zu beschaffen. Es sei aber trotzdem in kurzer Form darauf hingewiesen, warum gerade diese Rede besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Seit dem großen Unglück, das die SA. am 30. Juni 1934 traf, als eine Handvoll Landesverräter sie zu eigennützigen und verwerflichen Absichten mißbrauchen wollte, verstummt im Ausland nicht das Gerücht, daß die SA. keine neuen Aufgaben hätte, daß der Führer und seine nächsten Mitarbeiter nicht recht wüßten, was man mit dieser seit der Machtergreifung mehr und mehr überflüssig und unbequem gewordenen „Miliztruppe" anfangen solle. Man konstruiert draußen jenseits der Grenze ohne Unterlaß angebliche „Gegensätze" zwischen der SA. einerseits und dem Korps der politischen Leiter, der SS.-Führung und der Wehrmacht andererseits, wobei nicht zu verkennen ist, daß die Grundlage aller dieser Vermutungen und teilweise bewußten Lügen der Wunsch ist, der dann zum Vater des Gedankens wurde. Man bat den dem Führer für die gesamte SA. verantwortlichen Stabschef vor das diplomatische Korps in Berlin und stellte bereits in den ersten Minuten seiner Rede fest, daß er niemals in „erster Linie als SA.-Mann, sondern immer als Nationalsozialist spräche". Was bedeutet dies? Der SA. irgendwelche Separatbestrebungen anzudichten, wie dies im Ausland zum Teil geschieht oder gern gesehen werden würde, ist ein blanker Unsinn. Die SA. ist kein Ding an sich, sondern ein Teil, ein Glied des Nationalsozialismus und vom Führer nicht wegzudenken. Was nun die Aufgabe der SA. anlangt, so sei der Hinweis gestattet, daß die Röhm-Revolte überhaupt nur kommen konnte, weil die SA. durch Röhm einen Weg geführt wurde und eine Aufgabe zugewiesen erhielt, die nicht im Sinne des Führers lag und nicht dem Charakter dieser SA. entsprach. Warum fragt man heute so töricht nach der „neuen Aufgabe", die der Führer seiner SA. geben soll? Man lese den „Kampf" und das Kapitel über den Sinn der SA. und sehe ein, daß hier ein für allemal vom Führer der Charakter und die Aufgabe der SA. festgelegt wurde. Glaubt man denn, daß jetzt, nach der politischen Machtergreifung diese Sätze des Führers keine Gültigkeit hätten? Ich glaube, man überschätzt uns hier. Die programmatischen Feststellungen des Führers aus der Kampfzeit und mit ihnen die Glieder der NSDAP. sind erst überholt, wenn der Nationalsozialismus seine Aufgabe erfüllt hat. Glaubt man denn, daß dies bereits der Fall ist? Also gelten auch heute für die SA. die Aufgaben, die der Führer ihr in der Kampfzeit gab. Man soll sich deswegen im Ausland nicht die Köpfe heiß denken, wo die neuen Aufgaben der SA. liegen, sondern einmal in das Buch des Führers blicken, um sie ganz genau werten zu können.

Wer aber den Aufmarsch der 25 000 ältesten SA.-Männer am 30. 1. 36 im Berliner Lustgarten erlebt hat, der kann auch nicht einen Augenblick den Gedanken hegen, daß die SA. nicht in Ordnung sei oder keine Aufgaben oder Ziele hätte. So lange der Führer und seine Männer im Kampfe stehen — und das wird noch lange so sein — kann sie beide keine Macht der Erde auseinanderreißen.

Zur Zehnjahresfeier des nationalsozialistischen Studentenbundes.

„Solange Ihr nicht in Euch selber aufräumt mit Hunderten von bürgerlichen Vorurteilen, mit dem vertrockneten Geist des „civis academici", solange werdet Ihr's erleben müssen, daß die Geschichte des kommenden Dritten Reiches ohne Euch, ja gegen Euch gemacht wird."

Diesen fast prophetisch anmutenden Satz enthielt der Aufruf der NSDAP. zur Gründung des NSD.-Studentenbundes am 26. 1. 26. Am 25. und 26. Januar dieses Jahres beging der NSDStB. nunmehr die Feier seines zehnjährigen Bestehens. Gerade nach Ablauf des letzten Jahres erscheint es angebracht, die Gelegenheit des zehnjährigen Geburtstages des NSDStB. zu nützen, um an dieser Stelle einige Hinweise an die Adresse derer zu richten, die als ewige Skeptiker besorgt sind um das Wohlergehen der studentischen Jugend im Dritten Reich. Wer die Berichterstattung der Presse über die Rede des Führers und über die Ausführungen des Stellvertreters des Führers verfolgt hat, wird zum wenigsten etwas von dem

Digitized by Google

nationalsozialistischen Willen verspürt haben, der treibend war für die Maßnahmen der Neugestaltung des studentischen Lebens. Aber selbst in Kreisen, die immer wieder laut und vernehmlich ihre positive Stellung zur nationalsozialistischen Bewegung bekunden, hört man den Vorwurf, daß die Ablehnung korporationsstudentischer Formen doch eine bilderstürmerische, jakobinerhafte Äußerung unreifer, alle Tradition ablehnender jugendlicher Eiferer sei. So spricht der eine Teil der „alten Herren". Der andere begründet seine Besorgnis mit dem Argument, daß durch den Arbeitsdienst und die Beanspruchung durch die Bewegung das Leistungsniveau beachtlich sinke und daß diese Tendenz, die exakt wissenschaftliche Leistung für minder wichtig zu achten, noch durch Äußerungen führender Persönlichkeiten gefördert würde, die allzu oft betonten, daß nicht die Menge des aufgenommenen Wissens maßgebend sei für die Beurteilung des Wertes eines Studenten, sondern die charakterliche Stärke. Hierzu ein paar Worte: den Vorwurf der Bilderstürmerei und den, daß die nationalsozialistische Jugend keine Achtung vor Traditionswerten hätte, weist die gesamte nationalsozialistische Jugend energisch zurück. Eine Akademikergeneration, die es sich fast widerstandslos gefallen ließ, daß Juden das deutsche kulturelle Leben zersetzten und daß einige Landesverräter das Bismarckreich und sein Heer — die stolzeste Tradition ewigen deutschen Soldatentums — dem Feinde preisgaben, hat kein Recht, auch nur mit einem einzigen Wort Kritik an einer Jugend zu üben, die sich abwandte von der Charakterlosigkeit eines farblosen Akademikertums, um unter den Fahnen, die ihr ein Arbeiter gab, das wieder zu Ehren zu bringen, was ihre „alten Herren" in den Schmutz zerren ließen. Jene Vertreter einer „Alt-Heidelberg-Romantik" glauben, daß mit Band und Mütze auch der echte Geist corpsstudentischer Haltung verloren sei. Wir bedauern diese Kleingläubigen! Unsere Überzeugung ist es, daß der wahre Geist, durch den der Wahlspruch „Ehre — Freiheit — Vaterland" getragen sein muß, nicht abhängig ist von Formen und Symbolen, besonders wenn diese veraltet sind und dem Geist der Zeit nicht mehr entsprechen. Wie der Nationalsozialismus zu den Grundsätzen corpsstudentischer Auffassung, z. B. zur Ehrenordnung steht, beweist die Tatsache, daß die Führung der NSDAP. ganz selbstverständlich der Ansicht ist, daß die Ehre nur durch Blut gereinigt werden kann. Unterschiedlich vom alten Codex ist lediglich, daß es für den Nationalsozialisten keine Sonderehre des Studenten und keine Ehre des Bürgers, des Arbeiters usw. gibt. Es glaube also niemand, daß der Studentenbund die Ehrauffassung eines exklusiven Akademikertums übernimmt.

Zum zweiten Bedenken der Alt-Herrenschaft wäre folgendes zu sagen: vor jeder Zeit steht eine Aufgabe, jeder Generation eines Volkes wird durch das Schicksal ein Auftrag gegeben. Die Führerschaft eines Volkes muß in sich den Instinkt haben, diese Aufgabe richtig zu erkennen und sie mit Hilfe der Gefolgschaft lösen. Das Wissen darum, wie man eine Aufgabe zu lösen hat, ist nicht das Primäre. Das Primäre ist, die Aufgabe zu erkennen. Das Erkennen der Aufgabe, die das Schicksal stellt, hängt aber allein von der Instinktsicherheit des Menschen ab und nicht vom Wissen. Das Wissen ist dann eine zusätzliche Selbstverständlichkeit, die vorausgesetzt werden muß. Wie oft aber kann festgestellt werden, daß eine große Menge aufgenommenen Wissens den Instinkt überdeckt, daß das Wissen, einmal zum Primat erhoben, das innige Verhältnis des Menschen zu den Grundgesetzen des Lebens aufhebt. Nur aus dieser Erkenntnis läßt es sich erklären, daß die vergangene Generation so oft vorbeigriff in einfachsten Entscheidungen politischer Art. Die akademische Jugend als Führernachwuchs des Volkes muß danach ausgelesen werden, wie weit der einzelne instinktsicher gegenüber den grundsätzlichen Dingen des Lebens und der Aufgabe des Schicksals ist. Diese Instinktsicherheit kann nur erprobt werden in dem praktischen Dienst am Volk, d. h. in der Art, wie der junge Mensch sich wichtig und tatkräftig in die Gemeinschaft einbaut. „Diese Jugend betrachtet dann die Hochschule nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, Volk und Nation zu dienen". Unter einer so ausgelesenen und ausgebildeten Führerschaft wird sich ein „Versailles" nicht wiederholen.

Digitized by Google

Welche Aufgabe hat die kommende Reichsjugend?

(Zur Rede des Reichsjugendführers Baldur v. Schirach in Königsberg.)

Von keiner Gliederung der NSDAP. hängt die Zukunft der gesamten Bewegung in dem Maße ab, wie von der Hitler-Jugend. Schon immer besaß die Erziehungsarbeit der Hitler-Jugend das ganz besondere Interesse der Parteigenossenschaft und nach dem 30. Januar 1933 fühlte selbst der Bürger, daß auch er, der vielleicht allen anderen Gliederungen der Bewegung noch uninteressiert gegenüberstand, hier von den Angehörigen der Hitler-Jugend gezwungen wurde, zu der Tatsache ihres Vorhandenseins Stellung zu nehmen. Das, was wir anderen nicht in so vollendetem Maße erreichen konnten, brachte unsere HJ. fertig. Sie zwang durch ihre Lebendigkeit die Umwelt dazu, nunmehr für oder gegen sie Stellung zu nehmen. Nun haben sich die Geister geschieden: die Einen sehen in der HJ. die Parteijugend, verstehen ihre innere Gesetzmäßigkeit und fühlen den eigenen Sinn, der immer mehr Ausdruck gewinnt; die Anderen beklagen sich über die Unerfahrenheit der Hitlerjugend-Führer, über die hieraus entstehende unsachgemäße seelisch und körperlich geradezu schädliche Behandlungsweise, die ihren bedauernswerten Sprößlingen zuteil wird, und glauben, unter dem scheinheiligen Hinweis auf elterliche Sorgepflicht mahnend und drohend den Zeigefinger zur Reichsjugendführung hinheben zu dürfen.

Nachdem die NSDAP. in dreijähriger Arbeit aus einem unvorstellbaren Durcheinander Jugendlicher in Deutschland eine deutsche nationalsozialistische Jugend geschaffen hat, wird nunmehr der zweite Abschnitt im Neuaufbau der Jugendarbeit in Angriff genommen: es wird die natürliche Auslese der Besten aller jungen Deutschen für die Zukunft gesichert. Dies ist der Grund zur Schaffung einer Reichsjugend. Ein Staat wie Deutschland kann unmöglich einen Jugendlichen für sich leben lassen ohne Verpflichtung gegenüber dem Staatsganzen. Auf den Dienst an der Gemeinschaft — immer im Rahmen des Möglichen — kann der Staat bei keinem der Jugendlichen verzichten, wenn er später pflichtbewußte Staatsbürger haben will. So werden alle jugendlichen Deutschen in der Reichsjugendführung erfaßt, die beginnt mit einer vierjährigen Jungvolkzeit. Aus dem Jungvolk wird der Jugendliche dann in die Staatsjugendorganisation überführt, der er bis zum Eintritt in den Arbeitsdienst angehört. Die Auslese wird nun darin ihren Ausdruck finden, daß die, die sich durch besondere Einsatzbereitschaft und Geeignetheit ausgezeichnet haben, in die Hitlerjugend überführt werden und damit den Nachwuchs der Partei bilden. So ist hiermit die erste Stufenleiter aristokratischer Auslese aller der gesichert, die berufen sein sollen, führend in der Partei und im Staat zu stehen.

Baldur v. Schirach hat in Königsberg ausdrücklich jedes doktrinäre Verfahren der Auslese abgelehnt. Es soll eine natürliche Stufenleiter in den kommenden Jahren in Deutschlands Jugendbewegung entstehen. Es soll nicht nach „gut" und „weniger gut" geschieden werden, sondern diejenigen sollen zu größeren Aufgaben und verantwortungsvollerem Dienst berufen werden, deren innere Anlage die besten Voraussetzungen für den Dienst an der Gemeinschaft versprechen. (NSK.)

Plan der Errichtung eines Hauses des Deutschen Rechts vom Führer genehmigt.

Der dem Führer bereits vor Jahresfrist vorgelegte Plan zur Errichtung eines Hauses des Deutschen Rechts in Berlin ist vom Führer genehmigt worden und soll nunmehr beschleunigt in die Tat umgesetzt werden. Die Durchführung dieses Baues ist vom Reichsrechtsführer der Akademie für Deutsches Recht übergeben worden. Der überragenden Bedeutung entsprechend, die der Arbeit der nationalsozialistischen Rechtswahrer in der Erneuerung des deutschen Rechts zukommt, wird dieser neu zu errichtende Bau sich würdig in die Reihen der gewaltigen Neubauten der Bewegung einfügen und die Zentrale des gesamten deutschen Rechtslebens darstellen.

Wie die NSK. hierzu mitteilt, soll die deutsche Rechtsführerschule, die Kriegsschule der nationalsozialistischen Rechtswahrer, ebenfalls im Hause des Deutschen Rechts Platz finden. In ihr sollen künftighin „eine größere Zahl der charakterlich geeignetsten und befähigsten Assessoren und derjenigen, die eine abgeschlossene

Digitized by Google

Rechtswahrer-Ausbildung besitzen — etwa 2—300 an der Zahl — auf ein Jahr einer besonderen vorzugsweisen wissenschaftlichen Ausbildung unterzogen werden, die sie befähigt, die geistige Garde bei der Rechtsgestaltung zu stellen. Mit der Aufnahme in die deutsche Rechtsführerschule wird eine bevorzugte Beförderung in allen Rechtswahrerberufen verbunden sein. Mit dieser echt nationalsozialistischen Führerauslese wird auch auf dem Rechtsgebiet das ungesunde, „weil allzu bürokratisch" gehaltene „Laufbahnprinzip" in positiver Weise durchbrochen.

Scheidt.

Zur weltanschaulichen Lage

Die außerordentliche Bischofskonferenz vom Januar 1936 hat sich in zwei Hirtenbriefen an ihre Diözesen gewandt, die beide auf den Kanzeln zur Verlesung gelangt sind. Der Hirtenbrief über „Das heilige Sakrament der Ehe" enthält keine neue Stellungnahme. Dagegen ist das am 26. Januar zur Vorlesung gelangte Hirtenschreiben gegen das „Neuheidentum" um einige Grade schärfer als die bisher zum gleichen Thema ergangenen Ermahnungen der deutschen Bischöfe an ihre Gemeinden. Nach einem ausführlichen Hinweis auf die „Gewissenspflicht der katholischen Bischöfe" die „Angriffe gegen den Glauben mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen" und einer Beteuerung, daß die deutschen Bischöfe immer wieder „gemahnt und gewarnt und nichts unterlassen" hätten, dem deutschen Volk „einen Kulturkampf zu ersparen" heißt es in diesem Hirtenschreiben weiter:

„Neben gewissen Unterrichtskursen und Heimabenden sind es namentlich gewisse Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, die sich in den Dienst des modernen Unglaubens stellten, um bald offen das zu bekämpfen, was uns unvergleichlich hehr und heilig ist, bald aus verdeckten Stellungen und mit scheinbarer Sachlichkeit den christlichen Glauben anzugreifen und die katholische Glaubensfreudigkeit auszulöschen. Demgegenüber bleibt uns nichts anderes übrig, als vor solchen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen mit allem Nachdruck zu warnen und deren Lektüre unseren Diözesanen zu verbieten."

Zum Schluß wird dann zum Ausdruck gebracht, daß es den deutschen Bischöfen fern läge „dem Staate oder der Partei selbst nahe zu treten, wenn es sich um staatliche oder Parteiorgane handelt." Zu diesem Schlußabschnitt bringt die österreichische Wochenschrift „Der christliche Ständestaat" vom 9. 2. 1936 einen sehr aufschlußreichen Kommentar, der hier wörtlich wiedergegeben sei:

„Aus den jüngsten bischöflichen Enunziationen selbst kann nichts über Gründe und Ziele der Bischöfe mit Sicherheit geschlossen werden. Der entscheidende Satz des Hirtenbriefes kann jedenfalls nur bei oberflächlicher Betrachtung als Nachgeben gedeutet werden. Er lautet:

‚Wenn wir diese Verbote der Kirche nunmehr erneut zur Kenntnis und Anwendung bringen, so liegt uns fern, dem Staate oder der Partei damit selbst zu nahezutreten, wenn es sich um staatliche oder Parteiorgane handelt. Denn wir wissen, daß sowohl der Staat als die Partei sich an die Konkordatspflichten halten und es selber mißbilligen müssen, wenn ihre Organe zu Angriffen gegen die Kirche und den christlichen Glauben mißbraucht werden.'

Mit Recht machen die „Deutsche Briefe" (Schweizer Pressekorrespondenz) darauf aufmerksam, daß dieser Satz aufmerksam gelesen werden muß und daß das Entscheidende das Wort „müssen" ist. „Über die Erfüllung dieser Verpflichtung ist nichts gesagt, muß auch nichts gesagt werden, denn das katholische Volk weiß aus eigener täglicher bitterer Erfahrung hinlänglich Bescheid, wie es darum bestellt ist und wie es folglich die Worte seiner Oberhirten zu verstehen hat."

Wenn dem wirklich so sein sollte, dann würde es sich hier um ein Musterbeispiel scholastischer Dialektik handeln, wie man Worte gebraucht, um Gedanken zu verbergen.

◆

Kardinal Faulhabers Sylvesterpredigt 1935 ist jetzt von der kath. Wochenschrift „Schönere Zukunft" und dem „Klerusblatt" vom 12. 2. 1936, dem Organ der Diözesan-Priestervereine Bay-

Digitized by Google

erns, im Wortlaut der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Diese Rede ist wieder ein typisches Beispiel der Predigt-Praxis des Kardinals. Bereits in den einleitenden Sätzen ist der Grundakkord des Themas der Sylvesterpredigt über „Die christliche Weltanschauung" deutlich herauszuhören:

„Das Wort Weltanschauung ist in vieler Mund ein Schlagwort, eine klingende Schelle. Früher schon, in vergangenen Jahrzehnten, schämte man sich, das Wort Religion in der Gesellschaft oder öffentlichen Rede auszusprechen, und vertauschte deshalb das goldene Wort Religion mit dem blechernen Wort Weltanschauung. Heute haben führende Stellen es abgelehnt, Weltanschauung gleichbedeutend mit Religion zu nehmen. Es müßte auch nicht sein. Weltanschauung könnte, wie der Name an sich fordert, Weltschau bleiben, Übersicht und Einsicht in die Weltdinge, ohne in die überweltlichen Fragen der Religion einzugreifen. Tatsächlich aber ist heute in der öffentlichen Aussprache das Wort Weltanschauung Deckname für Religion geworden. Man nennt die Kirche ‚eine weltanschaulich-kulturelle Einrichtung'. In keinem Fall darf man sagen: das Weltanschauliche gehöre nicht in die Kirche. Solange Religion auf die Kanzel gehört und das wird sein, solange es Kanzeln gibt, gehören auch Fragen der Weltanschauung auf die Kanzel."

Die bedeutsamste Stelle in dieser Predigt ist jedoch die, wo sich Kardinal Faulhaber über die Stellung der Kirche innerhalb der römisch-katholischen Weltanschauung ausspricht:

„Der Glaube an die Kirche ist das Herzstück der katholischen Weltanschauung. Sonst spricht man mehr von einer christlichen als von einer katholischen Weltanschauung. In vielen Punkten gehen sie miteinander, die christliche und die katholische Weltanschauung. Hier aber steht die katholische Weltanschauung mit dem Bekenntnis zur Kirche und zum kirchlichen Lehramt allein."

Wenn wir diese Sätze recht verstehen, so ist also nicht Christus, auch nicht das Evangelium, sondern die römische Kirche der Mittelpunkt der katholischen Weltanschauung, die eben nur in „vielen Punkten", aber nicht in allen, mit der christlichen Weltanschauung übereinstimmt. — Die Hinwendung des Menschen zur Erde (Blut und Boden), die starke Beherzigung der Nietzsche-Mahnung „Bleibt mir der Erde treu", kann heute auch innerhalb der katholischen Weltanschauung nicht mehr übergangen werden. Es ist daher aufschlußreich, wie diese „Diesseitskultur" in die Weltanschauung der römischen Kirche eingebaut wird. Ein Beispiel hierfür ist der Schlußabschnitt der Faulhaber-Sylvesterpredigt, wo es u. a. heißt:

„Die christliche Weltanschauung verlegt den Schwerpunkt des Lebens in das Jenseits. Trotzdem oder gerade deshalb bietet die christliche Religion auch für das Diesseits die besten Lebenswerte, höhere Lebenswerte, als die rein diesseitig eingestellten Weltanschauungen ... Ob man es zugibt oder nicht, die christliche Religion hat das Angesicht der Erde erneuert, der Menschheit ein neues Herz gegeben statt des Herzens von Stein und auch die Höhenstellung des deutschen Volkes in der abendländischen Kultur geschaffen."

◆

Am 12. 2. feierte Pius XI. sein 14-jähriges Papstjubiläum. Unter seinem Pontifikat ist vor sieben Jahren das weltgeschichtliche Abkommen zwischen dem faschistischen Staat und dem Vatikan abgeschlossen worden, das zur Wiederherstellung des Kirchenstaates führte. Dieses Abkommen ist in diesen Februartagen aufs neue unverändert verlängert worden. Pius XI. hat die Ausgleichspolitik Leos XIII. übernommen, d. h. die Erfordernisse einer durch die technische Entwicklung und das politische Geschehen gewandelten Zeit mit den Dogmen und der hierarchischen Ordnung in Einklang zu bringen, um nicht aus dem Spiel der geistigen Kräfte um die Führung der Völker ausgeschaltet zu werden. Das Papstjubiläum brachte in den katholischen Blättern des In- und Auslandes eine Reihe bedeutsamer Aufsätze über das Papsttum im allgemeinen und die Wirksamkeit des jetzigen Papstes im besonderen. Hier seien nur zwei Stimmen kurz angeführt. Die universale Wirkung

Digitized by Google

Pius XI. kommt in einem Aufsatz der klerikalen Wiener Reichspost in wenigen Sätzen gut zur Darstellung. Es heißt dort u. a.:

„Die Universalität des Papsttums beleuchtet die Tatsache, daß unter den acht Internationalen Eucharistischen Kongressen, die bisher unter Pius XI. durchgeführt und vorbereitet wurden, drei in Europa und von den anderen fünf je einer in Nord- und Südamerika, in Australien, Afrika und Asien stattfanden. Gegenwärtig wird zur nächsten katholischen Heerschau aller Völker der Erde im jungen Philippinenstaate im Fernen Osten gerüstet. Die Missionen sind unter Pius XI. aufgeblüht, obwohl die Gegenwirkungen unter den farbigen Völkern stärker sind als je zuvor. Eine kürzlich veröffentlichte Statistik zeigt, daß im Britischen Weltreiche in den letzten 25 Jahren die Zahl der Katholiken von 12 auf 17½ Millionen stieg. Im Innern Afrikas, im Hochland des Kongo wächst ein katholisches Volk heran. Vielfach tritt jenseits der Meere an Stelle der Missionsarbeit geregelte Seelsorge durch einheimische Priester sowie die Katholische Aktion."

Die Stellung des Papstes und des Papsttums im Gefühlsleben und Denken des kath. Menschen umriß der Trierer Bischof in seiner Predigt zur diesjährigen Papstkrönungsfeier. Nach dem Trierer Bistumsblatt vom 16. 2. führte der Bischof u. a. folgendes aus:

„Wenn wir, katholische Männer, Rom hören, dann ist es, als wenn ein eigener Zauber über unsere Seele käme. Dann wächst in ihr die Sehnsucht: könntest du einmal selbst zu den Füßen des Hl. Vaters knien, um ihm deine Treue und deine Liebe zu bekunden... „Tu es Petrus", du bist ein König, ein König ohne Schwert, ein König ohne Waffen, ein König ohne Armee, aber du bist ein König, der umkleidet ist mit der höchsten Autorität, der Autorität Gottes. Du bist ein König mit einer Krone, die keiner dir gab als Christus, der König der Welt"..

Diese Jubiläumspredigt ist in ihrem Hauptteil eine Verteidigungsrede gegenüber den Angriffen auf das Papsttum, sie schließt daher mit den sehr deutlichen Sätzen:

„Mögen sie schreiben, was sie wollen. Je mehr sie stürmen wider den Felsen Petri, um so fester schließen wir uns um ihn zusammen. Schließen uns zusammen zu einer Armee von Betern und Kämpfern für die Rechte und Freiheit des Hl. Vaters und unsere Kirche ...

Nichts darf uns scheiden vom Heiligen Vater, nicht das Schwert der weltlichen Gewalt, nicht das Wort der haßerfüllten Redner, nicht die vergifteten Federn moderner Schriftsteller; nichts wird uns trennen von Rom, nichts vom Heiligen Vater, nichts von unserer heiligen Mutter, der Kirche ..."

*

Die angelsächsischen Kirchen bereiten für das Jahr 1940 eine internationale Priesterkonvention vor. Wie die in Genf erscheinende Pressekorrespondenz „Kirchenbund" berichtet, ist jetzt ein amerikanischer Arbeitsausschuß gebildet worden, der die Grundfragen, die auf der Priesterkonvention zur Sprache kommen sollen, in vorbereitenden Studien behandeln soll. Die Hauptaufgabe die ihm gestellt ist, ist die Untersuchung der „Möglichkeiten für die Wiedervereinigung der Christenheit". Im Zusammenhang mit dem Aufruf von 29 hohen kirchlichen Amtsträgern der amerikanischen Episkopalkirche an ihre Bischöfe, worin sie für die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche eintreten, gewinnt die Priesterkonvention eine besondere Bedeutung. Die uralten christlichen und kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen treten damit vielleicht in ein neues Stadium.

Die römische Kirche hat sich bis heute beharrlich geweigert, an den Arbeiten zur Wiedervereinigung von protestantischer Seite zu beteiligen, weil es für sie eine Glaubens- und Verfassungseinigung der christlichen Religion „nur auf der Grundlage der von ihr gewahrten und vertretenen wahren Lehre Christi gibt", d. h. mit anderen Worten, daß die römische Kirche ihren universalen Totalitätsanspruch unter allen Umständen aufrecht erhält. Während die römische Kirche sich in organisatorischen Fragen der Wiedervereinigung also absolut zurückhält (die Ostkirchen aus-

Digitized by Google

genommen), entfaltet sie unter den Gläubigen mit religiösen Mitteln eine gewaltige Aktivität. Zu diesen Mitteln zählt in erster Linie die jährliche allgemeine Gebetsoktav vom 18.—25. Januar, die, aus Laienkreisen entstanden, zu einer festen Gewohnheit in der römischen Kirche geworden ist und die päpstliche Anerkennung und Unterstützung gefunden hat. Über Zweck und Ziel der Weltgebetsoktav gibt das „Paulinusblatt", Trier, vom 19. 1. 1936 hinreichend Aufschluß. Dort schreibt Pater Januarius Grewe zu der diesjährigen Gebetsoktav u. a. folgendes:

„Wir denken dabei an die getrennten Brüder, mit denen wir durch das Band des gemeinsamen Glaubens an Christus, den Erlöser aller Menschen, verbunden sind. Unsere ganze apostolische Gesinnung, all unser Beten und Opfern soll in diesem Monat das eine große Ziel haben, daß nach den Jahren der Trennung und Spaltung wieder eines Glaubens Band alle Deutschen umschlinge."

Der durch seine vielen Presseaufsätze bekannte Jesuit Georg Bichlmair legt ebenfalls der Weltgebetsoktav große Bedeutung bei. In einem Leitaufsatz „Im Vorfrühling christlicher Einigung" in der Wiener „Reichspost" vom 21. 1. 1936 schreibt er u. a.:

„Nicht nur Katholiken haben die Hände gefaltet, auch Millionen von Anglikanern, Protestanten und orientalischen Christen haben mitgebetet. In England beteiligten sich im vergangenen Jahr tausend Geistliche der Hochkirche an dem Weltgebetssturm und diese Zahl dürfte für das heurige Jahr nicht geringer geworden sein. Theodor C. Vermilye, der Sekretär des amerikanischen Komitees für die Weltgebetsoktav, gab bekannt, daß der Aufruf zur Gebetsteilnahme an 1500 Bischöfe ergangen sei. Noch vor Beginn dieses Jahres waren bereits über hundert zustimmende Antworten eingelaufen. Der vom Komitee erlassene Aufruf zur Vereinigung mit der römischen Kirche ging durch die Weltpresse und hat überall größtes Aufsehen erregt."

In Wien gibt es einen von dem Jesuiten P. A. Puntigam gegründeten „Eucharistischen Völkerbund im Heiligen Geiste für die Einigung der Menschheit in Christus", dessen Aufgabe es ist, zu dieser Weltgebetsaktion die Gebetstexte und Anweisungen zur Teilnahme an der Gebetsoktav zu versenden. Das Organ desselben, „Der Eucharistische Völkerbund", ist ebenfalls in jesuitischen Händen: Schriftleitung P. Johann Steinmayr S. J.

Römischerseits scheint man die Wege, die der Marburger Theologe und Gründer der deutschen hochkirchlichen Bewegung, Friedrich Heiler, zur kirchlichen Befriedung Deutschlands in seiner Neujahrbetrachtung in der „Kölnischen Zeitung" vom 1. 1. 1936 anstellte, ernst zu nehmen. Dort schrieb er u. a.:

„Wer tiefer gräbt und die unterirdischen Wasseradern des kirchlichen und religiösen Lebens aufspürt, wird zu seinem Erstaunen entdecken, daß in konfessioneller Hinsicht ein tiefgreifender Wandel sich anbahnt; die seit Jahrhunderten getrennten Kirchen sind auf dem Wege zueinander."

Heiler bezeichnet es als begrüßenswerte Wandlung im Protestantismus, daß es evangelische Bewegungen gibt, „die in umgekehrter Weise dem katholischen Kirchenideal zustreben" und eine evtl. Katholizität „im Sinne einer lebensvollen Tradition" vertreten.

Am stärksten sind die Einigungsbestrebungen in anglikanischen Kreisen im Gange. Bichlmair sieht in dieser Tatsache eine besondere Vorsehung, „ich möchte fast sagen eine besondere Belohnung" dafür, daß dieser getrennte Zweig der Christenheit die Lostrennung von Rom eigentlich nicht absichtlich vollzogen hätte. In dem amerikanischen Aufruf zur Weltgebetsoktav heißt es daher sehr bezeichnenderweise:

„Die anglikanische Kirche hat den Bruch des 16. Jahrhunderts nie gewollt. Er wurde ihr durch die weltliche Macht aufgedrängt. Die allgemeinen Konzilien werden von ihr ebenso wie von den Kirchen des Ostens als autoritär bindend angesehen und dadurch ist sie ebenso wie der Osten unwiderruflich gezwungen, jede Stellung des Heiligen Apostolischen Stuhles anzuerkennen, die ihm von den allgemeinen Konzilien zuerkannt wird."

Digitized by Google

Aus alledem geht hervor, daß die Taktik der römischen Kirche Früchte trägt und sie auch weiterhin die organisatorische und dogmatische Initiative in der Annäherungsfrage den ev. Kirchen überlassen wird und die Hand nur denjenigen reicht, die kompromißlos die römische Führung der Christenheit anerkennen. Die deutlichste Antwort in der Frage der Wiedervereinigung hat der Bischof von Nottingham in seinem Fastenhirtenbrief von 1935 gegeben:

„Diejenigen, die außerhalb der kath. Kirche stehen, die aber ernstlich Christus folgen wollen, sehen immer mehr und mehr die Folgen, die eine Lostrennung von Rom haben muß ... Dieser Wunsch nach Wiedervereinigung ist sicherlich etwas, das wir Katholiken dankbar begrüßen müssen ... Die einzige Vereinigung im Glauben, die die kath. Kirche anerkennen kann, ist daher die Vereinigung mit Rom, dem Sitz des Papstes als des alleinigen Oberhauptes der Kirche Christi! Für die von Rom getrennt lebenden Christen gibt es nur den Weg nach Rom."

Abgeschlossen am 17. 2. 1936.

Karl Rosenfelder.

Außenpolitische Rundschau

Es gehört zu den Obliegenheiten des Danziger Völkerbundskommissars, dem Völkerbund alljährlich einen Bericht über die politischen Ereignisse, die sich im Bereich der Freien Stadt Danzig abgespielt haben, zu übermitteln. Der Bericht über das vergangene Jahr war ausgefüllt mit einer heftigen Kritik über die von der Danziger Regierung getroffenen Maßnahmen und machte sich die Vorwürfe der Danziger Oppositionsparteien, bestehend aus Deutschnationalen, Zentrum und den Marxisten, zu eigen, jener Gebilde, deren Tätigkeit nur darin besteht, Zwietracht innerhalb der Danziger Bevölkerung zu säen, um die Arbeit der nationalsozialistischen Danziger Regierung zu behindern. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die Einstellung des Völkerbundskommissars Lester, der sich der gleichen Methoden bediente wie der ehemalige Präsident der Regierungskommission des Saargebiets, Knox, um den Völkerbund nun gegen Danzig mobil zu machen. Als im Sommer des letzten Jahres ein deutsches Kriegsschiff zu einem Besuch in Danzig einlief, fühlte sich Herr Lester bemüßigt, zu dem Empfang, den er zu Ehren der Besatzung veranstaltete, außer den Vertretern der Danziger Regierung auch die Vertreter der Oppositionsparteien einzuladen, eine Maßnahme, die im deutschen Danzig als taktlos empfunden wurde, nachdem die Oppositionsparteien durch ihr Verhalten wiederholt bewiesen hatten, daß sie keinen Wert auf ein gutes Einvernehmen mit Deutschland legen. Daß solche Vorkommnisse nicht dazu beitragen, das Ansehen des Danziger Völkerbundskommissars zu fördern, liegt auf der Hand.

Der Völkerbund hatte sich nun auf seiner Januar-Tagung mit Danziger Fragen zu befassen und dem englischen Außenminister Eden die Berichterstattung übertragen, der in seinen Ausführungen einige Vorwürfe gegenüber dem Danziger Senat erhob, weil einige vom Völkerbundsrat gegebene Empfehlungen nicht nach dessen Wunsch zur Ausführung gelangt waren. Als Vertreter der Freien Stadt Danzig hob Senatspräsident Greiser in seiner Erwiderung hervor, daß lediglich eine Meinungsverschiedenheit zwischen den Juristen des Völkerbundes und denen der Freien Stadt Danzig in zwei Punkten von untergeordneter Bedeutung entstanden sei. Die Unabhängigkeit Danzigs bedinge auch die Achtung vor den richterlichen Entscheidungen. Die in der Denkschrift des Danziger Völkerbundskommissars erhobenen Vorwürfe wies Greiser als vollkommen unbegründet zurück, da sich die Danziger Regierung bei allen Anordnungen streng im Rahmen der Verfassung gehalten habe, die durch den Völkerbund garantiert sei. Nach Abschluß der Debatte fand eine von dem englischen Außenminister vorgelegte Entschließung einstimmig Annahme, die von Danzig verlangt, daß auf Grund eines Gutachtens des internationalen Gerichtshofes vom 4. Dezember 1935 zwei Verordnungen, die das Danziger Strafgesetzbuch und die Danziger Strafprozeßordnung betreffen, wieder rückgängig gemacht werden.

Digitized by Google

Außerdem beschäftigte sich der Völkerbund mit dem Konflikt zwischen der Sowjetunion und Uruguay, der infolge der Unterstützung des kommunistischen Aufstandes in Brasilien durch den russischen Botschafter in Montevideo, Minkin, entstand und zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern führte. Die von der Sowjetunion beim Völkerbund vorgebrachte Beschwerde verfiel der Ablehnung, da der Vertreter Uruguays sich weigerte, die von der Sowjetregierung verlangten Beweise zu liefern, indem er geltend machte, daß diese Frage eine rein innere Angelegenheit darstelle, während der Vertreter der Sowjetunion betonte, daß er die Weigerung Uruguays zur Kenntnis nähme und das Urteil über diese Frage der Weltöffentlichkeit überlasse, womit sich auch der Vertreter Uruguays einverstanden erklärte.

Das Ausscheiden der radikalsozialistischen Minister aus der Regierung Laval führte zum Rücktritt des Kabinetts. Die treibende Kraft, die diese Kabinettskrise verursachte, war Herriot, der sich bei der letzten Tagung der radikalsozialistischen Partei gezwungen sah, den Vorsitz niederzulegen, nachdem es ihm nicht gelungen war, eine einheitliche Linie innerhalb seiner Partei durchzusetzen. Wider Erwarten schnell wurde nach dem Rücktritt Lavals das Kabinett Sarraut ins Leben gerufen, in welchem die Radikalsozialisten sehr stark vertreten sind. Das Amt des Außenministers wurde dem zur Rechten zählenden ehemaligen Ministerpräsidenten Flandin, der als Verfechter einer engen französisch-englischen Zusammenarbeit gilt, anvertraut. Die Antrittsrede, die Sarraut bei der Vorstellung seines Kabinetts vor der Kammer hielt, wies kaum neue Gesichtspunkte auf. Sie befaßte sich zunächst mit den im Frühjahr stattfindenden Kammerwahlen, über deren ordnungsgemäße Durchführung die Regierung wachen werde. Außenpolitisch werde sie sich für eine Bereinigung des italienisch-abessinischen Konflikts durch den Völkerbund einsetzen. Die Aussprache, bei der sich der als Chauvinist bekannte Abgeordnete Archimbaud in haltlosen Verdächtigungen über die deutschen Rüstungen erging, und für seine unwahren Behauptungen ausgerechnet die Sowjet-Presse als Kronzeugen anrief, endete mit einem Sieg der Regierung, der mit 361 gegen 165 Stimmen das Vertrauen ausgesprochen wurde, wofür sich auch die Marxisten Leon Blums einsetzten. Der französische Marxistenführer wurde, als er anläßlich der Beerdigung des Geschichtsprofessors Jacques Bainville, in einem Auto an dem Leichenkondukt vorbeifuhr, von dessen Gefolgschaft, zum großen Teil Mitglieder der Action Française, aus dem Wagen gezerrt und blutig geschlagen, worauf die französische Regierung diese Vereinigung mit sämtlichen angeschlossenen Verbänden kurzerhand verbot.

Gegenwärtig verhandelt die Kammer über die Ratifizierung des Sowjetpaktes, dessen Annahme der als Berichterstatter fungierende Kommunistenführer und Abgeordnete Torres warm empfahl. Wenn auch in der letzten Zeit sich in Frankreich die Stimmen mehrten, die aus der Befürchtung heraus, daß ein Zusammenspiel mit dem Bolschewismus dem französischen Kommunismus einen neuen Auftrieb geben würde, den Sowjetpakt bekämpften und außerdem gegen dessen Ratifizierung den Umstand geltend machten, daß von seiten der Sowjetunion trotz wiederholter Zusage noch immer keine Befriedung der französischen Gläubiger der Zarenanleihe erfolgt sei, so ist doch damit zu rechnen, daß dieser Pakt Paris—Moskau in der Kammer eine Mehrheit erhält. Für sein Zustandekommen haben sich die französischen Außenminister Barthou und Laval besonders eingesetzt, um durch diesen Schachzug, der unter das Motto der von Frankreich stets gepriesenen kollektiven Sicherheit fällt, der angeblich von Deutschland drohenden Gefahr vorzubeugen. Es bedarf keiner besonderen Betonung mehr, daß die von Frankreich auch hier wieder eingeschlagene außenpolitische Marschroute alles andere als einen Beitrag zu einer europäischen Friedenspolitik darstellt.

Das ganze englische Weltreich stand im Zeichen der Trauer um König Georg V., der nach kurzer Krankheit auf seinem Landsitz Schloß Sandringham entschlief. Auch in Deutschland hat der Tod dieses Monarchen, dessen Streben bis zum letzten Atemzug dem Wohlergehen seines Landes galt, eine starke Anteilnahme ausgelöst. Im Gegensatz zu seinem Vater Eduard VII., der eine

Digitized by Google

ausgesprochen politische Persönlichkeit war, trat Georg V. auf politischem Gebiet nur selten hervor. Sein vornehmer und bescheidener Charakter sicherte ihm die Sympathien seines Volkes, das in festlicher Weise mit ihm im letzten Jahre die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums beging. Auch die Trauerfeierlichkeiten in London und Schloß Windsor zeigten die große Verehrung des englischen Volkes für den verstorbenen König.

Als Nachfolger Georgs V. bestieg sein ältester Sohn, der Prinz von Wales, als Eduard VIII., dem in feierlicher Weise die beiden Parlamente den Treueid leisteten, den Thron. Der neue König, der im Ruf eines erfahrenen Sportmannes steht, stand im Weltkrieg an der Front und ergriff nach Beendigung des Weltkrieges die Gelegenheit, um durch verschiedene Reisen in das Ausland und die englischen Kolonien sein Wissen durch eigene Erfahrungen zu bereichern. Durch sein wiederholtes Eintreten für eine Verständigung unter den Völkern erwarb er sich auch außerhalb der Grenzen des englischen Weltreiches viel Freunde, und es ist zu hoffen, daß unter seinem Zepter dieses Ziel immer mehr greifbare Formen annehmen möge.

Nach Abschluß der englischen Beisetzungsfeierlichkeiten fanden in Paris eine Reihe diplomatischer Besprechungen mit den Königen von Rumänien und Bulgarien, dem jugoslawischen Prinzregenten Paul sowie dem österreichischen Vizekanzler Fürst Starhemberg statt. Im Vordergrund dieser Aussprachen standen die Fragen hinsichtlich eines von Paris erstrebten Donaupaktes, bei welchem die Staaten der Kleinen Entente die Garantie für die Sicherheit Österreichs zu verbürgen hätten. Eine große Rolle bei diesen Unterredungen spielte die von den amtlichen österreichischen Stellen so stark geförderte Propaganda einer Restauration der Habsburger Monarchie. Obwohl Fürst Starhemberg sich genötigt sah, die Erklärung abzugeben, daß die Habsburger Frage kein aktuelles Problem für Österreich bedeute, schien man ihm hierin nur wenig Glauben zu schenken. Hinzu kam, daß am Tage seiner Abreise aus Paris auch Otto von Habsburg dort eintraf, um, wie es schien, selbst Erkundigungen über die Aussichten seiner etwaigen Thronbesteigung einzuziehen. Ebenso wie die österreichischen Legitimisten und Klerikalen sehnt das Haus Habsburg-Bourbon-Parma das Zustandekommen des Donaupaktes herbei, denn es sieht darin den ersten Schritt zur Wiedereinführung der Monarchie. Auch bei der Reise des österreichischen Bundeskanzlers Schuschnigg nach Prag wurde dieses Thema angeschnitten, ohne allerdings erschöpfend behandelt zu werden, da man in Prag das Bestreben zeigte, diesbezüglich erst einmal eingehende Informationen in Paris einzuholen. Die dort zur Zeit stattfindenden Besprechungen des tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Hodza werden voraussichtlich eine Klärung in dieser Frage herbeiführen.

Was bei den Pariser diplomatischen Gesprächen auffiel, war die Tendenz, Italien in bezug auf die Donauprobleme mehr und mehr auszuschalten, um an seine Stelle die Sowjetunion treten zu lassen. Die französische Politik läßt sich dabei von dem Bestreben leiten, durch eine stärkere Distanzierung von Italien auf dieses einen Druck auszuüben, um es wieder in die von Frankreich gewünschte, einstweilen aber durchlöcherte Stresa-Front einzubeziehen. — Als sichtbares Ergebnis der Pariser Verhandlungen wurde ein französisch-rumänisches Handelsabkommen unterzeichnet, das Rumänien u. a. in die Lage versetzen soll, jährlich 60 Millionen französische Franken zwölf Jahre hindurch zur Bezahlung französischer Kriegsmateriallieferungen zu verwenden, 80 Mill. zur Abtragung rumänischer Finanzschulden und 15 Mill. zur Bezahlung rückständiger rumänischer Warenschulden.

Die Kämpfe auf dem abessinischen Kriegsschauplatz sind seit Mitte Januar mit großer Heftigkeit entbrannt, wobei sich ihr Schwerpunkt von der Nord- auf die Südfront verlegte. Dem mit starken motorisierten Kräften vorgetragenen Angriff der Truppen des italienischen Generals Graziani bei Dolo gelang es, die abessinische Front zu durchbrechen und trotz des unwegsamen Geländes bis zur Stadt Neghelli, einige hundert Kilometer vorzustoßen, während die Truppen des abessinischen Heerführers Ras Desta in Unordnung zurückfluteten. Von der abessinischen Heeresleitung wurde die bedrohliche Lage an der Südfront recht-

Digitized by Google

zeitig erkannt und in Eilmärschen mehrere Divisionen zur Verstärkung entsandt, denen die Aufgabe zufällt, den weiteren italienischen Vormarsch beim Eintritt ins Gebirge aufzuhalten. Außerdem erhielt der auf dem linken Teil der Südfront stehende abessinische Heerführer Ras Nassibu den Befehl, eine Offensive zu beginnen, die in Gang gesetzt wurde und bei der es den Abessiniern hier und dort gelang, durch geschickte Vorstöße in die Flanke der italienischen Front die rückwärtigen Verbindungen der Graziani-Armee zu bedrohen. Italienischerseits traten an der Süd- und Nordfront wieder starke Bombengeschwader in Tätigkeit, die u. a. auch über dem abessinischen Hauptquartier in Dessie Bomben abwarfen, ohne jedoch großen Schaden anzurichten.

Hinsichtlich der von seiten des Völkerbundes in Aussicht genommenen Ölsperre gegenüber Italien wurde zunächst ein Sachverständigen-Ausschuß, der sich wiederum in Unterausschüssen zergliedert, eingesetzt, der zunächst folgende Fragen zur Beantwortung aufstellte:

1. Verbrauch Italiens und seiner Kolonien an verschiedenen Erdölprodukten a) Verbrauch in normalen Zeiten, b) gegenwärtiger Verbrauch.
2. Versorgung Italiens und seiner Kolonien a) in normalen Zeiten, b) in den letzten Monaten, c) Versorgungsmöglichkeiten einschließlich der Versorgung auf Umwegen, d) Beteiligung der verschiedenen Staaten an der Erdölversorgung Italiens.
3. Vorhandene Vorräte in Italien und in seinen Kolonien; Möglichkeiten der Lagerung anderswo.
4. Transportmittel.
5. Möglichkeiten des Ersatzes von Petroleumerzeugnissen durch andere Stoffe.

Die Ergebnisse dieser Feststellungen werden in Italien mit einem billigen Lächeln quittiert werden, da im Falle einer Verhängung der Ölsperre durch den Völkerbund Italien jederzeit in der Lage ist, seinen Ölbedarf aus amerikanischen Lieferungen zu decken, da Amerika keine Miene zeigt, eine Ölsperre gegen Italien zu unterstützen.

Abgesehen von den Tagungen des Völkerbundes wird die Schweiz als kleines Land nur wenig von den Fragen der europäischen Politik berührt. Ein um so stärkeres Aufsehen erregt es daher, wenn gerade dort sich Dinge ereignen, wie der grauenvolle Mord an dem Landesgruppenleiter der NSDAP. in Davos, Pg. Gustloff, begangen von dem landfremden Juden Frankfurter, der, wie er bei seiner ersten Vernehmung aussagte, durch das Attentat das nationalsozialistische Regime in Deutschland treffen wollte. Während des vierzehnjährigen Kampfes, den der Nationalsozialismus um die Erringung der Macht in Deutschland führte, wurden so oft von Juden Mordüberfälle befohlen, wobei sie selbst im Hintergrund standen und verhetzte Marxisten als ihre Werkzeuge einspannten. Bei dem Meuchelmord in Davos war es der Jude in eigener Person, der aufgepeitscht von den niedrigsten Haßinstinkten hinter der Rampe hervorkam und einen Mann niederstreckte, der ihm nie im Leben begegnet war. Mit dem jüdischen Verbrecher gehören aber auch diejenigen marxistischen und linksbürgerlichen Zeitungen der Schweiz auf die Anklagebank, die durch eine monatelange Lügenhetze gegenüber Deutschland dazu beigetragen haben, eine durch und durch vergiftete Atmosphäre zu erzeugen. Es entspricht keineswegs dem Schweizer Volkscharakter, sich von gewissenlosen und minderwertigen Elementen gegen Staatsbürger eines Nachbarlandes aufputschen zu lassen. Um so mehr ergibt sich aber für die Schweizer Behörden nach dieser Freveltat die Notwendigkeit, solchen Kreaturen das Handwerk zu legen.

Pg. Gustloff, der in nimmermüder Arbeit für seine Volksgenossen im Ausland sorgte, und sich dort als echter Nationalsozialist bewährte, fiel im Dienst für sein Vaterland. Ihm nachzueifern wird unsere vornehmste Aufgabe sein.

In Athen verstarb General Kondylis, durch dessen scharfes Eingreifen es im letzten Jahr gelang, den von Venizelisten angezettelten großen Aufstand niederzuschlagen. Auf seine Initiative war die Volksabstimmung über die Rückkehr des Königs zurückzuführen, die mit einem Treuebekenntnis des griechischen Volkes zu seinem in der Fremde lebenden Monarchen endete. Die nach der Rückkehr König Georgs nach Athen stattgefundenen Wahlen brachten insofern eine große Überraschung, als es der Partei von Venizelos gelang, mehr als 40 Pro-

Digitized by Google

zent der Parlamentssitze zu gewinnen. Ob es gelingen wird, einen Burgfrieden zwischen der monarchistischen und venizelistischen Partei, die in starken Gegensätzen zueinander stehen, herbeizuführen, oder ob im Falle eines Scheiterns eine erneute Volksbefragung stattfinden wird, werden die nächsten Wochen zeigen.

Im fernen Osten ereigneten sich im Grenzgebiet zwischen der Mongolei und Mandschurei bewaffnete Zusammenstöße, wobei es einer japanisch-mandschurischen Abteilung gelang, die über die Grenzstation Olanbotok vorgedrungenen mongolischen Truppen wieder zurückzuwerfen und ihnen Waffen abzunehmen, die zum Teil sowjetrussischen Ursprungs waren. Russischerseits ist man sich infolge der in letzter Zeit wiederholt stattgefundenen Grenzzwischenfälle des Ernstes der Lage im fernen Osten bewußt und trifft mit Hochdruck umfangreiche Maßnahmen zum Ausbau von Verteidigungslinien in dem Raum zwischen dem Baikal-See und Wladiwostok.

Abgeschlossen am 15. Februar 1936.

C. v. Holst.

Auslandsdeutsche Rundschau

Die unter Führung und Einfluß der Actio catholica und anderer antinational-sozialistischer Kreise stehenden Parteien und Verbände in auslandsdeutschen Volksgruppen arbeiten gegen die dort führenden Erneuerungs- und Einheitsbewegungen, die sich zum völkischen Lebensprinzip bekennen, mit der Behauptung, daß „die Lage des außerhalb der deutschen Staaten siedelnden Deutschtums in den letzten drei Jahren eine ernste Wendung" genommen habe. Daran sei nicht nur der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund schuld, sondern der „ideologische Kampf, der sich innerhalb der Volksgruppen entlud. Dieser Kampf hat eine durch fast anderthalb Jahrzehnte aufrechterhaltene Einheit zerstört und eine die verschiedensten Weltanschauungen umfassende gemeinsame Zielsetzung preisgegeben". Die Volksgruppen seien heute „nationalistisch verseucht", die Massengunst gelte „dem Gedanken... des unverhüllten nationalen Hasses" und die Forderungen der „neuen" Minderheitenpolitik „...schweben in der Luft, ihnen fehlt die sittliche und rechtliche Ergründung, die auf eine schulmeisterlich geforderte gegenseitige Hochachtung der nationalen Egoismen beschränkt wird". Ihnen werden die auf „sittlicher und rechtlicher Basis" erhobenen Forderungen entgegengestellt, wie sie in einem Aufsatz: „Das Schicksal der deutschen Minderheiten" im Zentralorgan des sudetendeutschen politischen Katholizismus, „Deutsche Presse", Prag, 12. Jahrg., Nr. 23 vom 23. Januar 1936 umrissen werden: „Nicht die Tatsachen der Gegenwart sind uns richtunggebend, sondern der Glaube an die sittliche Grundlage des eigenen Denkens. Unsere Ideologie eines in sich geeinigten Europa immer wieder zu überprüfen und an ihrem Neuaufbau zu arbeiten, das allein kann die Aufgabe deutscher Minderheitenpolitik sein. Daß wir dabei von unseren Volksgenossen in Österreich Verständnis und Unterstützung erwarten dürfen, ist unsere Zuversicht. Denn der Gedanke des Minderheitenrechtes hat ebenso wie der europäische Gedanke seinen Ursprung im — österreichischen Gedanken."

Daß sich der Volkstumskampf und die Lage der auslandsdeutschen Gruppen in den letzten Jahren verschärft hat, ist nicht zu bestreiten. Die Ursachen hierfür aber erscheinen wesentlich anders, als wie sie von den katholischen Volkstumspolitikern angegeben werden. Auch die zeitliche Fixierung des Beginnes eines verschärften Volkstumskampfes und die Erklärungen hierfür, wie sie in „Westermanns Monatsheften" Oktober 1935 angegeben werden, die schreiben: „Die Errichtung des nationalsozialistischen Staates hat überall den Volkstumskampf außerordentlich verschärft. Die liberal-demokratischen Nutznießer des Versailler Diktates fühlten die Erschütterungen in ihren eigenen staatsführenden Völkern. So versuchte man wieder von den inneren Schwierigkeiten abzulenken, indem man die deutschen

Digitized by Google

Volksgruppen zum Prügelknaben machte", sind ungenau und gehen am Kernproblem vorbei.

Man kann die Verschärfung des Volkstumskampfes nicht mit dem Sieg der nationalsozialistischen Bewegung und der Gründung des neuen Staates in ursächlichen und unmittelbaren Zusammenhang bringen. Daß der geschichtliche Umschwung im deutschen Kernstaat nicht ohne Rückwirkung auf die innere Gestaltung der deutschen Volksgruppen und auf das Verhältnis zwischen ihnen und ihrem Staate blieb, ist wiederholt begründet worden. Für die politische Entwicklung der einzelnen Volksgruppen und die Gestaltung ihres völkischen Schicksals waren primär und ausschlaggebend die Fortsetzung der Bestrebungen in den einzelnen Staaten, aus den Nationalitätenstaaten über alle Achtung der Eigenrechte der Volksgruppen hinweg Nationalstaaten zu machen.

Betrachten wir die volkspolitische Entwicklung des Sudetendeutschtums und sein staatspolitisches Verhältnis zum tschechoslowakischen Staate. Durch die jahrtausendalte gemeinsame Geschichte der Deutschen und Tschechen im Sudetenraum zieht sich wie ein roter Faden der Kampf der beiden Volksgruppen um Herrschaft und Raum. In den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg spielte sich dieser Kampf nicht nur auf parlamentarischem Boden in Wien, Prag und Brünn ab, sondern an den Sprachgrenzen, wo um jeden Stein und jeden Baum gerungen wurde. Die Ausschreitungen in Prag und Kuchelbad waren blutige Fanale in diesem Ringen. Dann kam der Zusammenbruch des Jahres 1918. Das Sudetendeutschtum proklamierte seinen Siedlungsraum als Teilgebiet der Republik Deutschösterreich — unter Berufung auf das Wilsonsche Selbstbestimmungsrecht, während die Tschechen mit allen Mitteln an der Einverleibung der sudetendeutschen Gebiete in den zu gründenden tschechoslowakischen Staat auf den Friedenskonferenzen arbeiteten. In dem Augenblick, in dem über das staatliche Schicksal der Sudetendeutschen zugunsten der Tschechen entschieden war, setzte die Verschärfung des Volkstumskampfes ein, der seit jenem Zeitpunkt mit unverminderter Rücksichtslosigkeit geführt wurde. Und die Verschärfung lag darin, daß die Tschechen die Machtmittel des Staates in ihrem Kampf gegen das Sudetendeutschtum einsetzten. Rang bisher Volksgruppe gegen Volksgruppe, kämpfte von jetzt ab der Staat gegen eine Volksgruppe. Das Tempo dieses Kampfes aber bestimmte die jeweilige staatspolitische Lage. Von ihrer Zielsetzung: „Dieser Staat muß ein Nationalstaat werden!", sind die Tschechen nicht eine Handbreit abgewichen. Diese Parole aber bedeutete Vernichtung des nationalen Eigenlebens der deutschen Volksgruppe.

Dem tschechischen Vernichtungswillen und konzentrischen Angriff des Staates setzte sie 1918 nur die Einheitsfront der Parteien entgegen. Aber die parlamentarische Obstruktion erwies sich als wirkungslos. Für die deutschfeindlichen Gesetze, die dem Sudetendeutschtum Wald- und Ackerboden, Beamtenstellen und Arbeitsplätze, Schulen und den uneingeschränkten Gebrauch seiner deutschen Muttersprache raubten, fand sich im Prager Parlament immer eine Mehrheit. Als die ersten wichtigen volksgruppenfeindlichen Gesetze von der tschechoslowakischen Parlamentsmehrheit legalisiert waren, war auch die Einheitsfront der deutschen Parteien gesprengt. Während die eine Gruppe für die Beibehaltung der oppositionellen Linie eintrat, plädierte die andere für die Preisgabe der Opposition und für einen bedingungslosen Eintritt in die Regierung, um damit einen deutsch-tschechischen Ausgleich einzuleiten. Um es gleich vorweg zu nehmen: die regierungsbereite Gruppe hatte von 1926 bis 1935 die absolute Majorität der sudetendeutschen Parlamentssitze. Die Parteien der katholischen und marxistischen Weltanschauung, Bauern- und Gewerbeparteien, also Zentrums- und Linksparteien, Weltanschauungs- und Standesparteien, die alle im tschechischen Lager Antipoden hatten, versuchten ihr Glück in der Prager Regierung. Ihre Loyalität und Staatstreue konnte selbst von den tschechischen Nationaldemokraten des glühenden Nationalisten Kramarsch nicht überboten werden! Und der Erfolg? Keines der deutschfeindlichen Gesetze wurde aufgehoben, aber eine lange Reihe neuer kam hinzu. Man sagt, ihnen sei durch die Teilnahme der deutschen Par-

Digitized by Google

teien die Spitzen und Härten genommen. Furchtbarer konnte sich die tschechische Vernichtungspolitik nicht auswirken, als daß fast ein Drittel der Sudetendeutschen direkt von der Erwerbslosigkeit betroffen ist und mit ihnen die anderen zwei Drittel hungern und verelenden! Die „Verschärfung" der Lage des Sudetendeutschtums in den letzten drei Jahren erweist sich als die Auswirkung der planmäßigen tschechischen Vernichtungspolitik.

Die Einsichtigen und Verantwortungsbewußten im Sudetendeutschtum erkannten klar, daß nicht die Einheitsfront der Parteien auf die Dauer dem tschechischen Druck standhalten könne, daß weder der Weg der unbedingten Opposition, noch der bedingungslosen Regierungsteilnahme zur Besserung des Volksgruppenschicksals führt, sondern nur eine politische Einheitsfront der Volksgruppe mit einem klaren innenpolitischen Lösungsvorschlag imstande sein kann, das Schicksal zu meistern. Es war daher kein Zufall, daß die sudetendeutsche nationalsozialistische Arbeiterpartei unter Führung der Abgeordneten Jung, Knirsch, Krebs, Patzelt usw., die aus der alten österreichischen Arbeiterpartei vorgegangen waren, in dem Augenblick, in dem der nutzlose Rede- und Zeitungskrieg zwischen „Aktivisten" und „Negativisten", d. h. zwischen Regierungs- und Oppositionsparteien, ausgefochten wurde, die Fahne der sudetendeutschen Autonomie aufrollte und zur Sammlung des Sudetendeutschtums unter diesem Banner aufrief! Je mehr sich das deutsche Regierungsexperiment als erfolglos erwies und die Tschechen ihre Entnationalisierungspolitik fortsetzten, desto rascher vollzog sich die Sammlung des Sudetendeutschtums unter den nationalsozialistischen Fahnen. Die „Völkischen Tage" hatten den Rahmen von Parteiveranstaltungen gesprengt und wurden zu Großkundgebungen für die sudetendeutsche Autonomie. Als die Tschechen erkannten, daß sich von unten her die Sammlung des Sudetendeutschtums unter den Hakenkreuzfahnen vollzieht, setzte bereits 1930 die politische Verfolgung der Partei ein, die im Jahre 1933 mit ihrer Auflösung einen dramatischen Höhepunkt erreichte!

Die Tschechen konnten mit ihrem Schlag allerdings Organisationsformen vernichten, aber nicht den Einigungswillen des Sudetendeutschtums. Gerade das Vorgehen der Tschechen ließ allgemein erkennen, daß es gegen den sudetendeutschen Einigungsgedanken gerichtet war. Es war daher nur eine natürliche Erscheinung, daß das Sudetendeutschtum dem Ruf Konrad Henleins, der nicht in der nationalsozialistischen Bewegung gestanden hat, folgte, als er über die Parteien hinweg zur Bildung einer geschlossenen Sudetendeutschen Heimatfront aufrief. Die Auflösung der sudetendeutschen nationalsozialistischen Partei begründete man damit, daß sie eine Unterorganisation der reichsdeutschen NSDAP. sei, von der man im Prager Außenministerium behauptet, daß sie „eine geheime Organisation sei, die gegen die Selbständigkeit und demokratische Staatsform der Tschechoslowakei gerichtet sei". In Wahrheit wollte man damit die sudetendeutsche Einheitsbewegung treffen. Sie wäre daher auch erfolgt, wenn die deutsche Erhebung im Reiche unter schwarz-rot-goldener Fahne möglich gewesen oder bisher noch nicht erfolgt wäre. Wie die Tschechen hervorragenden Anteil haben, daß 1923/24 die Einheitsfront der Parteien gesprengt wurde, die ihnen für die Dauer doch unangenehm geworden wäre, so führten sie 1933 gegen die werdende Einheitsfront der sudetendeutschen Volksgruppe ihren Schlag und, da sie unter neuer Führung wieder erstand, versuchen die Tschechen sie mit allen Mitteln staatlichen und wirtschaftlichen Terrors auseinanderzusprengen, weil sie eben an eine friedliche Lösung des Nationalitätenproblems auf der Basis völliger Gleichberechtigung nicht herangehen wollen, die jetzt vom Sudetendeutschtum und nicht mehr von Parteien erstrebt wird! Das Streben der Tschechen, die Einheitsfront des Sudetendeutschtums zu sprengen, wird von jenen schwarzen und roten Kräften im eigenen sudetendeutschen Lager unterstützt, die heute klagen, daß sich die Lage der Volksgruppen seit drei Jahren verschlechtert habe und der „ideologische Kampf" die bei allen bestehenden weltanschaulichen

Digitized by Google

Bild Gombosch

Carcassonne in Südfrankreich
Die alte Westgotenburg von Westen gesehen

Digitized by Google

Digitized by Google

Differenzen bisher aufrechterhaltene Einheit zerstöre!

Was sich im Sudetendeutschtum vollzog und in der Tschechoslowakei abspielte, können wir in seiner Grundtendenz in allen deutschen Volksgruppen in allen Staaten, aber auch bei fremden Volksgruppen in fremden Staaten feststellen, in denen „die schulmeisterlich geforderte gegenseitige Hochachtung der nationalen Egoismen" nicht zum Staatsprinzip erhoben worden ist. In allen Staaten, in denen deutsche Volksgruppen leben, wird seit dem Jahre 1918 ein planmäßiger Vernichtungskampf geführt. Man denke an die Bodenenteignungsgesetze im Baltikum und in Polen, die neuerlich durch die Wirtschaftsgesetze in Lettland eine Ergänzung erfahren haben, an die Schulpolitik in Ungarn, an die Maßnahmen in Südtirol usw. Alle Maßnahmen, die in den letzten drei Jahren gegen die einzelnen deutschen Volksgruppen getroffen worden sind, stellen nur eine organische Fortsetzung der Vernichtungsschläge dar, die seit dem Jahre 1918 planmäßig gegen sie geführt worden sind. Aber wie im Sudetendeutschtum, so hat sich auch in den anderen Volksgruppen die Erkenntnis durchgerungen, daß das liberalistische Parteiensystem die Widerstandskraft der Volksgruppe geschwächt hat. Es ist eine in allen Staaten feststellbare Tatsache, daß die Parteien der Staatsvölker im Kampf gegen die nationalen Volksgruppen eine Einheitsfront bildeten, so daß deutsche Parteien der Einheitsfront den Staatsvölkern gegenüberstanden. Aus dieser Erkenntnis heraus aber bildeten sich spontan die Einheits- und Erneuerungsbewegungen in den Volksgruppen, die die Sammlung auf ihre Fahnen geschrieben haben. Es zeugt nur für die blutsmäßige Verbundenheit des Deutschtums in der Welt, daß sich zur gleichen Zeit und im gleichen Tempo jene geistige Wandlung und Einstellung zu den Problemen der Gegenwart vollzog, wie wir es im Deutschen Reich erlebten. In dem Augenblick aber, in dem die Volksgruppen in einer geschlossenen Phalanx den Entnationalisierungsbestrebungen Widerstand leisten, verschärfte sich der Widerstand des Staates. Und so werden die Einigungsbestrebungen in den Volksgruppen, die fast überall zugleich von den Erneuerungsbewegungen getragen werden und die das gesamte Leben der Volksgruppe nach den ewigen Gesetzen von Blut und Boden gestalten wollen, von den Staaten mit wenigen Ausnahmen mit neuem Terror beantwortet.

Es spielte sich eben in den deutschen Volksgruppen in den letzten Jahren das ab, was wir zum Beispiel in Südslawien erlebten, wo in dem Augenblick in dem die kroatische Bauernpartei als geschlossene Volksfront den Kampf um die nationale und kulturelle Gleichberechtigung im Staate führte, die kroatische Partei verschärften Verfolgungen ausgesetzt war. Der Belgrader Hochverratsprozeß verfolgte letzten Endes die gleichen staatspolitischen Tendenzen wie der Brünner Volkssport- und Kownoer Militärgerichtsprozeß. In allen dreien wurde staatliche Macht demonstriert.

Überblicken wir von dieser Warte die Entwicklung der Lage in den deutschen Volksgruppen, so müssen wir feststellen, daß keine gegen sie von den Staaten getroffenen Maßnahmen zu den Behauptungen berechtigen, daß „die Errichtung des nationalsozialistischen Staates" an sich der Anlaß für eine neue Verschlechterung der Lage der deutschen Volksgruppen bildet.

◆

Das Bielitz-Lodzer Kirchenblatt veröffentlicht in einer seiner letzten Ausgaben eine Übersicht über das bedenkliche Anwachsen der Zahl deutscher Schulkinder, die in Polen ohne Deutschtumunterricht aufwachsen. Einzelne Zahlen seien hier genannt. Im Kreise Warschau sind 1168 Kinder ohne Deutschunterricht, 296 ohne jeden Religionsunterricht. Im Kreise Sochaczew sind es 527 und 160 Kinder. Im Kreise Minsk-Mozowiecki sind es 147 ohne Religions- und deutschen Sprachunterricht; im Kreis Skierniewice — 88 ohne Religionsunterricht, Kutno — 127, Lowicz — 75 usw. Hier liegen große Gefahren vor.

In den Mitteilungen der Deutschen Turnerschaft in Polen heißt es, daß sich die Deutsche Turnerschaft und die einzelnen deutschen Sportverbände in Polen auf dem Wege zu einem engeren Zusammenschluß befinden. Jedoch scheint eine vollständige Einschmelzung der ein-

Digitized by Google

zelnen Verbände nicht beabsichtigt zu sein. Die Deutsche Turnerschaft wird bei dieser neuen Organisation, die in eine Reihe von Fachgruppen zerfällt (Turnen, Gymnastik, Leichtathletik, Handball, Wintersport usw.), das Rückgrat bilden. Die Zugehörigkeit einzelner Vereine zu polnischen Verbänden wird durch den deutschen Zusammenschluß in keiner Weise berührt.

♣

Das dänische Siedlungsgesetz, das in der dänischen Presse und im Reichstag wiederholt als eine nationaldänische Maßnahme empfohlen worden ist, und das für Nordschleswig neue 10 Millionen Kronen zu Ausstückungszwecken vorsieht, wurde, nachdem es im Folketing einstimmig angenommen worden ist, vor dem dänischen Landsting behandelt.

Die Äußerungen in der ersten Lesung des Gesetzentwurfes machen Andeutungen, als wünsche man von gewisser Seite eine Beschränkung heimdeutscher Siedlung durch die dänischen Behörden. Seitens der dänischen Abgeordneten aus den verschiedenen politischen Lagern wurde betont, daß, wenn die Deutschen in Nordschleswig auftreten, wie sie es u. a. in der Bodenfrage tun, die dänischen Behörden das Recht haben müßten, sie mit einer gewissen Zurückhaltung anzusehen. Weiter wurde empfohlen, in der Festsetzung des Preises großzügig zu sein, wenn ein Mann Boden verkaufen müsse. Der Anspruch der Deutschen, einen Mann in den Bodengesetzausschuß zu bekommen, wurde von dänischer Seite verneint. Es wurde ein Ausschuß von 15 Mann gewählt.

♣

In der lettischen Presse veröffentlicht der offiziöse „Nordikus" weiterhin Aufsätze, in denen das Deutschtum in Lettland schwer angegriffen wird. Die Aufsätze tragen offenkundig die Tendenz, die neuen Maßnahmen gegen das Deutschtum zu rechtfertigen. So schrieb er in einem Aufsatz:

„Wir (d. h. die Letten) müssen verlangen, daß diejenigen, welche sich als offizielle Vertreter unserer Deutschen ansehen, einmal eine klare und unmißverständliche Antwort auf den Fragenkomplex geben, der mit der Volkstumsideologie verbunden ist. Wir wollen wissen: wer sind unsere Deutschen? Wenn wir eine klare Antwort erhalten, so werden wir selbst eine Kennzeichnung für sie wählen müssen, eine Kennzeichnung dessen, was sie sind."

Auf diese unverschämten Angriffe antwortete die „Rigaische Rundschau" in einem Leitaufsatz, in dem es u. a. hieß:

„Seit Monaten werden in den Spalten der „Jaunakas Sinas" die schwersten Beschuldigungen und Verdächtigungen gegen die deutschen Staatsbürger Lettlands erhoben. Unser Volkstum wird zur Zielscheibe vergifteter Pfeile gemacht, die uns vor aller Augen in unserer nationalen Ehre verletzen sollen. Wir sind die Antwort darauf gewiß nicht schuldig geblieben. Was wir gesagt hatten, haben wir klar und deutlich gesagt, weil uns unsere Selbstachtung die Abwehr der Verdächtigungen und Verunglimpfungen gebot. Unser unsichtbarer Gegner, Herr Nordicus, fährt jedoch fort, in verschiedener Form immer wieder die gleichen Behauptungen aufzustellen und immer wieder neues Mißtrauen gegen unsere Volksgruppe wachzurufen. Nicht genug damit, inszeniert er eine Art Feme, bei der er selbst als vermummter und getarnter Großinquisitor über uns zu Gericht sitzt. Jetzt ist es aber genug des unzeitgemäßen Spieles. Unsere Frage lautet: „Wer sind Sie, Herr Nordicus? Wer gibt Ihnen das Recht, uns unter dem Schutz der Anonymität zu verdächtigen? Wir fordern in aller Öffentlichkeit und mit dem Recht ehrlicher Kämpfer: lüften Sie Ihre Maske. Es geht hier nicht um ein Fastnachtsspiel, sondern um die Beziehungen zwischen zwei Volkstümern, die das Schicksal auf gleichen Boden gestellt hat. Es geht um die Ehre und Würde unseres bodenständigen Deutschtums, die wir nicht gewillt sind, anzutasten und in Frage stellen zu lassen."

♣

Die deutsche Volksgruppe in Estland hat durch ihre Sprecher erklärt, daß sie zu der von der Regierung geplanten Volksbefragung über die Verfassungsreform sich den Vorschlägen der Regierung anschließen werde.

♣

Digitized by Google

Der christlich-soziale Fraktionsführer Mayr-Harting hat in einer Versammlung des sudetendeutschen politischen Katholizismus über die Ziele der sudetendeutschen Politik erklärt, daß sich die Neuordnung der Verhältnisse auf dem Boden der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie verhältnismäßig am leichtesten bewerkstelligen lassen werde. Auch in kultureller Hinsicht könne man namentlich zwischen der Tschechoslowakei und Österreich an eine rasche Annäherung glauben. Wenn auch der politische Weg nicht so leicht zu beschreiten sein wird, so bestehen doch begründete Hoffnungen, daß es zu einer einvernehmlichen Lösung kommen werde. Im Sudetendeutschtum seien bezüglich der Zukunftslösungen verschiedene Tendenzen wahrnehmbar, doch gebe es auch im Gesamtdeutschtum verschiedene Auffassungen. So habe erst vor kurzem der bekannte Wiener Historiker Professor Dr. Heinrich Ritter von Srbik in Vorträgen, die er im Deutschen Reiche gehalten hat, das zweierlei aufgezeigt: den preußischen Imperialismus einerseits und die österreichische Reichsidee andererseits. Der preußische Imperialismus, der im Dritten Reich seine Fortsetzung gefunden habe, sei expansiv und erstrebe die Herrschaft des durch die Preußen repräsentierten Deutschtums zumindest über die deutsche Welt. Die österreichische Reichsidee wünsche ein selbständiges Deutsches Reich mit möglichster Unabhängigkeit aller seiner Glieder.

Ein ähnlicher Trennungsstrich, so führt Dr. Mayr-Harting aus, geht durch das sudetendeutsche Volk zwischen den Altaktivisten und dem übrigen Volk. Die Erhaltung der Selbständigkeit der Tschechoslowakei zunächst innerhalb des neuorganisierten Donauraums, dann innerhalb eines großen mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes sei ohne Krieg zu verwirklichen, während der preußische Imperialismus und seine Lösungsmethoden Krieg bedeuten.

Dr. Heinrich Ritter von Srbik hat an die Schriftleitung des sudetendeutschen Tagblattes „Die Zeit" ein Schreiben gerichtet, in dem er gegen eine solche willkürliche und irreführende Auslegung seines Vortrages Verwahrung einlegt. Das Schreiben von Prof. Srbik hat folgenden Wortlaut:

„Sudetendeutschen Blättern entnehme ich, daß Herr Abgeordneter Dr. Mayr-Harting in einer Rede, die den Eintritt der deutschen Christlichsozialen in die Regierung vertrat, auf einen meiner Berliner Vorträge über Österreichs Stellung in der deutschen Geschichte Bezug genommen und meine historischen Ausführungen über ehemalige Gegensätze im Gesamtdeutschtum zu einer politischen Gegenüberstellung des angeblichen heutigen preußischen Imperialismus und der österreichischen Reichsidee und zu Schlußfolgerungen für das Sudetendeutschtum benutzt hat. Ich stelle fest, daß diese Art der Verwertung geschichtlicher Darlegungen, die durchaus von gesamtdeutschem Bewußtsein getragen waren, zur Polemik gegen die behauptete „Expansionspolitik" des Deutschen Reiches und zur Vertiefung des „Trennungsstriches" im Sudetendeutschtum meinen Überzeugungen vollständig widerspricht und erkläre mit entschiedener Verwahrung, daß die Berufung des Herrn Abgeordneten auf mich ein arges Mißverständnis ist. Herr Professor Mayr-Harting könnte sich durch Einblick in mein Werk „Deutsche Einheit" selbst hiervon überzeugen.

Dr. Heinrich Ritter von Srbik,
Professor an der Universität Wien."

Diese Abfuhr des christlich-sozialen Parteiführers bedarf keiner weiteren Unterstreichung.

Abgeschlossen am 16. Februar.

Dr. Karl Viererbl.

Theater in Berlin

Nach den zahlreichen Premieren des letzten Monats ist an den Berliner Bühnen eine kleine Erholungspause eingetreten. Die Auswertung der neuen Inszenierungen geschieht mehr oder weniger erfolgreich. So bleibt in diesem Monat in der Hauptsache nur über zwei Theater zu berichten.

Zwei neue Aufführungen brachte das

Deutsche Theater

mit Shakespeares „Romeo und Julia" und Shaws „Candida". Problematisch

Digitized by Google

wurde dabei vor allem „Romeo und Julia", weil sich hier Heinz Hilpert, der auch die Regie führte, zu der Übersetzung von Hans Rothe bekannte, die diese schönste Liebestragödie der Weltdramatik bürgerlich verbanalisierte. Gerade hier, wo das dichterische Gefühl in sprachliche Schönheit geprägt werden muß, versagte Rothe vollkommen. Seine geistige und humorlose Intensität reichte nur für einen Kolportagestil aus, der an den Dingen vorbeiredet. Hier wurde besonders klar, daß Hans Rothe unfähig ist, z. B. die Liebe in ihrer Totalität und damit auch in ihrer Ausstrahlung zu erfassen. Was Rothe unter Liebe versteht, sind nur die Intimitäten eines Liebespaares. Er sieht nur das Milieu und kommt daher in seiner Ausdrucksweise nur zu Direktheiten.

Wenn trotzdem die Aufführung einen Eindruck hinterließ und von großem Erfolg begleitet war, so deshalb, weil die Schauspieler wohl den Text Rothes, wenn auch mühsam sprachen, das Spiel jedoch im Charakter der Schlegelschen Übersetzung gestalteten. Die Atmosphäre Shakespeare konnte vom Text Rothe nicht vergewaltigt werden, wenn man auch manche stilistische Unmöglichkeiten wie eine Ohrfeige empfand. Das klassische Liebespaar war mit Angela Salloker und Albin Skoda ausgezeichnet besetzt. Angela Salloker scheint sich immer mehr zu einer wesens- und blutvolleren Gestaltung durchzuringen und die Elisabeth Bergner-Kopie, die ihr der Film aufgezwungen hat, abzulegen. Auch Albin Skoda, der oft Zungenfertigkeit mit Temperament verwechselt, war sehr beherrscht und modellierte seine Worte. Eine Reihe Schauspieler aus dem Reich zeigen sich ebenfalls von ihrer besten Seite, so Christian Kayßler (Stuttgart), Melanie Horeschovisky (München) und Erich Ponto (Dresden). Wilfried Seyferths jugendliche Komik fand verdienten Sonderbeifall.

Die zweite Inszenierung, von Paul Otto geleitet, brachte Bernard Shaws „Candida" in der „autorisierten" Übersetzung des Juden Siegfried Trebitsch. Was man von Shaw zu erwarten hat, weiß man wohl heute allgemein und die ebenfalls allgemein bekannte „Candida" ist dabei das geistig Rubigste. Man kann daher, ohne seine Chronistenehre mißbraucht zu haben, zur Aufführung übergehen.

Und an ihr konnte man seine Freude haben. Käthe Dorsch als Candida war die gütige Frauengestalt zwischen zwei Männern, von denen der eine Ewald Balser den Pastor und angetrauten Ehegatten gab, der über seiner Arbeit und dem Hochgefühl rhethorischer Begabung den Sinn eines Familienlebens vergaß, der andere Albin Skoda war, der als jugendlich melancholischer und übersensibler Dichter seine Weltschmerzgefühle auf die Liebe abwälzte und sich schließlich als Ehestifter leise weinend vertrollte. Die reizvolle Aufführung bereicherte Mar Gülstorff mit einem Herzenshumor, so daß man für sein schurkisches Gemüt beinahe Sympathie empfand. Auch Wilfried Seyferth und Karin Evans gaben in dieser Aufführung ihr Bestes. Ernst Schüttes Bühnenbild paßte sich harmonisch dem Ganzen an. Auch für „Romeo und Julia" hatte er einen Bühnenrahmen entworfen, der von einer zauberischen Stimmung war.

Mit ebenfalls zwei Aufführungen kam auch die

Volksbühne

heraus. Einmal inszenierte Richard Weichert die bürgerliche Tragödie „Maria Magdalena" von Friedrich Hebbel und fand dabei einen Stil, der volle Anerkennung verdient. Er hob das Werk, dessen dialektisch-problematischer Charakter immer eine Inszenierungsfrage war, aus einer allzu bürgerlichen Milieustimmung heraus und stellte sie so wirklich zu einem Problem. Dadurch gelang ihm eine Charakterstudie des Bürgertums überhaupt. Der Versuch nun, auch den Bühnenrahmen diesem Regiewillen unterzuordnen, mißlang hingegen. Traugott Müllers transparente Wände lenkten ab, weil sich immer wieder die Frage nach dem Zweck erhob, die nie beantwortet werden konnte. Beschränkte er sich in der Einrichtung der Stube nur auf die notwendigsten Möbelstücke, so negierte er mit der übrigen Ausstattung diesen Vorteil.

Der Inszenierungscharakter übertrug sich auch auf die Darstellung, die einprägsam und wirkungsvoll war. Paul Wegener als Meister Anton hatte die Schwerfälligkeit, aber auch das innere Feuer, das übertriebene Ehrgefühl über-

Digitized by Google

zeugend zu gestalten. Er war der Prototyp einer Welt, die für einen Glauben starb, der nur ein Aberglaube war. Eine Typisierung des Bürgertums, das anständig in seinem Charakter, aber unwahr in seiner Mentalität war. Eine große Überraschung bot Fita Benkhoff als Klara. Hier hatte der Film und ein nachschwätzendes Publikum aus einer innerlich reichen Schauspielerin eine Komikerin gemacht und diese Tatsache war nun zum A und O einer „öffentlichen" Meinung geworden. Ein Regisseur hat nun den Mut, diese blödsinnigen Schranken eines ebenso blödsinnigen Vorurteils zu brechen und — die Welt entdeckt eine große Schauspielerin. Die Leistung Fita Benkhoffs verdient wirklich alle Anerkennung, denn selbst das noch etwas unruhige Tasten nach der Gestaltungsform, die Zurückhaltung in der sprachlichen Färbung, ist nur ein Beweis für den Gefühlsreichtum dieser Frau. Besondere Erwähnung verdienen noch Alexander Golling, der als Leonhard den übertriebenen Ehrgeiz des Bürgertums verkörpert, und Paul Wagner, der als Sekretär dem Vorurteil hörig ist. Die Aufführung war so ein schöner und ehrlicher Erfolg.

Als zweite Premiere inszenierte Lucie Höflich Molières „Der Tartuffe" in der Übersetzung von Rudolf Blümner. Die Vorstellung einer humorvollen, spielerischen, espritvollen Aufführung wurde aber nicht erfüllt. Wohl gab es Lacher und das Publikum folgte mit Humor den drei Akten (und nicht zuletzt seinen Lieblingen), doch war dieser Erfolg von Schwanks Gnaden. Die Übersetzung ist plump, derb, ja zum Teil sogar humorlos. Sie ersetzt die tänzelnde Tändelei Molièreschen Verse durch eine Prosa, die nur von der Situation lebt. Die Satire wird zu einem Familienschwank. Der Klamauck triumphiert.

Dieser schlechten Vorbedingung hatten sich die Darsteller zu unterwerfen. Wenn auch Lucie Höflich bemüht war, einen feineren Ton durchzuhalten, so mußte sie doch der Holzhammertechnik Blümners Tribut bezahlen. Für den Tartuffe hatte man Theo Lingen eingesetzt, der damit nach langer Zeit wieder auf die Bühne kam. Es war ein starkes Bemühen zu erkennen, das sich auch darstellerisch immer mehr durchzusetzen wußte, wenn er natürlich auch manches schuldig blieb. Ob Lucie Höflich auch stark genug war, diesen bestimmt begabten, durch den Revue-Trara der Scala aber unbedingt ungünstig beeinflußten Schauspieler restlos aus der Verkettung schlechter Angewohnheiten zu lösen, muß fraglich bleiben. Trotz allem aber bleibt zu wünschen, daß die schauspielerische Eigenart Theo Lingens, wenn sie auch vom Verstand herkommt, jene Bühnenfülle wieder erreicht, die durch Mikrophon und Varieté verlorenging. Den stärksten Erfolg, weil ganz auf Vitalität eingestellt, erzielte Jakob Tiedtke als Orgon. Er blieb der Rolle und damit dem Publikum nichts schuldig. Mit Resolutheit und einem kräftigen Mundwerk spielte sich Flockina von Platen als Zofe Dorine in den Vordergrund. Besonders aber an dieser Rolle wurde der Unterschied zwischen Molière und Blümner eindeutig klar. Benno von Arent hat der Aufführung einen sympathischen und zweckmäßigen Bühnenrahmen gegeben.

Mit einer Uraufführung kam das

Rose-Theater

heraus und bot dabei Gelegenheit, die Familie Rose vollzählig auf der Bühne zu sehen. Wolfgang Hillers hat die alte Komödie vom Maitre Pathelin, der jene klassische Redewendung „um auf besagten Hammel zurückzukommen" entstammt, in neue Stegreif-Verse umgewandelt und damit ein spielfreudiges Unterhaltungsstück geschaffen. Zum Teil ist der Humor etwas reichlich gedehnt, doch gibt die „Hammelkomödie" schauspielerisch so viele Entfaltungsmöglichkeiten, daß der Erfolg nicht ausbleiben kann.

Die vier Roses (Paul, Hans, Traute und Loni) entschieden sich allerdings für eine entfesselte Wanderschmiere. Das Requisit triumphierte. Die Lage des Theaters entschuldigt jedoch nicht die zum Teil rohe und peinliche Darstellung.

Der Erfolg von Towarisch veranlaßte

Die Komödie

ein ähnliches Erfolgsstück anzusetzen. Und so schrieben Grete Wilhelm und Hans Wölffer (zugleich auch Regisseur) das Lustspiel „Frau Polenska", das szenisch von einer polnischen Schnapskneipe in ein Luxushotel an der Riviera über-

Digitized by Google

wechselt und figürlich aus der Kneipenbesitzerin eine Großfürstin macht, bis sich herausstellt, daß der adlige Emigrant ein Schwindler ist.

Für diese anspruchslose, allzu anspruchslose Komödie hat man sich Ida Wüst verpflichtet, die nun Abend für Abend und Monat für Monat mit einer schlechten Sache das Publikum begeistert. Gibt es wirklich keine Theaterschriftsteller (wenn schon kein Dichter zu finden ist), der dieser herrlichen Schauspielerin einmal ein gutes Stück schreibt? Es ist trostlos, daß eine begabte Frau sich mit so schrecklichem Zeug abplagen muß. Auch Paul Henckels ist verdammt, den ganzen Abend einen versoffenen Trottel zu mimen. Der Erfolg ist ihnen deshalb doppelt hoch anzurechnen.

Im

Agnes Straub-Theater

hat man „Das Mädchen Irene", das man in der vergangenen Spielzeit im „Deutschen Künstler-Theater" servierte, wieder ausgegraben. Unsere damalige Stellungnahme: „mit dem psycho-analysierten Mutterkomplex eines Mädchens wird man fünf Szenen lang gequält ... und alles für eine abgelegte, mehr sinnliche als sinnvolle Seelentherapie" hat sich auch heute in Nichts verändert, es sei denn das Erstaunen zu vermerken, das man anläßlich dieser Neuaufnahme empfindet.

Wolf Braumüller.

Schrifttumsschau

Das deutsche Schrifttum setzt sich auch wieder im Auslande durch. War es 1933 fast unmöglich, in den Pariser Bücherkarren andere deutsch geschriebene Bücher als die Produkte der Emigranten zu finden und lagen in den Schaufenstern ausschließlich antideutsche Werke in unserer Sprache aus, so hat sich seitdem das Bild wesentlich geändert. Damals bat mich ein holländischer Schriftleiter, ihm wenigstens einmal Titel guter deutscher Bücher zu nennen, da ihm diese in Holland unerreichbar seien. Diese Tatsache trägt zu einem erheblichen Teil Schuld daran, daß der Vorwurf der Kulturlosigkeit gegen das neue Deutschland auch von Kreisen erhoben wurde, die zunächst nicht ablehnend uns gegenüber standen.

Einstweilen sind deutsche Dichter ins Ausland gegangen, Hanns Johst und Blunck besuchten neben anderen einige Hauptstädte der Welt und zeigten literarische Leistungen der Gegenwart. Und auf vielen anderen Wegen der zwischenvölkischen kulturellen Zusammenarbeit kam auch das deutsche Buch wieder in die Welt.

Erstaunlich ist dabei, daß die neueste Dichtung noch fast unbekannt ist. Außer den schon immer vielgelesenen wissenschaftlichen und klassischen Werken hat sich in größerem Umfang nur die Kriegsdichtung draußen durchgesetzt. Das Verhältnis der Übersetzungen ins Deutsche zu den Übertragungen deutscher Bücher in fremde Sprachen ist erstaunlich: Viermal mehr Werke finden von uns den Weg ins Ausland als umgekehrt. Ein genaueres Bild ergibt die Betrachtung des Einflusses des deutschen Schrifttums in den einzelnen Ländern, den wir auf Grund einer Reihe Statistiken im „Buchhändlerbörsenblatt" hier kurz umreißen wollen.

In Frankreich bezieht sich das Interesse für das deutsche Schrifttum fast ausschließlich auf die klassische Dichtung und die Philosophie des deutschen Idealismus. In den letzten Jahren sind neu übersetzt worden: Leibniz, Kant, Hegel, Nietzsche; von Goethe wurden Die Leiden des jungen Werther, Egmont, Clavigo, Faust I. Teil und Iphigenie auf Tauris übertragen; von Schiller: Wallenstein, Don Carlos, Jungfrau von Orleans; von Kleist: Michael Kohlhaas und Prinz von Homburg; weiter: Lessing: Minna von Barnhelm; Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts; Tieck: Novellen; Möricke: Mozarts Reise nach Prag; Raabe: Chronik der Sperlingsgasse. Im schöngeistigen Schrifttum sind erstaunlicherweise nur Dwinger, Jünger und Beumelburg übersetzt worden. Der Stil und der Charakter eines Griese, Busse oder Linke scheint der französischen Haltung der Gegenwart absolut fremd zu sein. Von den politischen Büchern ist bisher nur Hitlers „Mein Kampf" übersetzt worden, noch nicht Rosenbergs „Mythus" und andere führende Werke der Bewegung. Insgesamt macht der Anteil der deutschen Literatur an der Übertragung ins Französische etwa 20% aus.

Digitized by Google

Nach Italien werden Bücher vor allem für die Südtiroler eingeführt, zumal der Südtiroler etwa zehnmal mehr liest als der Italiener. In Süditalien ist der Einfluß des französischen schöngeistigen Schrifttums sehr stark, immerhin machen etwa 25 Prozent der Übertragungen ins Italienische die deutschen Bücher aus. Auch in Italien erstreckt sich das Interesse fast ausschließlich auf klassisches Schrifttum. 128 Bücher sind im Laufe der Zeit übersetzt worden, darunter allein fünfmal Grimms Märchen.

Die kulturelle engere Zusammenarbeit mit Polen findet in der Bucheinfuhr eindeutig Ausdruck: 1935 wurden nach einer Meldung des „Posener Tageblattes" 15 Prozent mehr deutsche Bücher nach Polen eingeführt als 1934. Um 2,5 Millionen Zloty stieg der Wert des Buchimports aus Deutschland, allein 75 Prozent der eingeführten Bücher kommen aus Deutschland.

Erfolgreich kämpfte auch in Spanien das deutsche Buch, es eroberte sich nahezu ein Drittel der Übersetzungen. Hier ist die Tätigkeit des Ibero-Amerikanischen Instituts von besonderer Bedeutung. Bei dieser Gelegenheit verweisen wir auf die Aussetzung eines Studienpreises durch dieses Institut. 1000 Mark sind für eine noch ungedruckte Arbeit bereitgestellt worden, die die Entwicklung des ibero-amerikanischen Kulturbewußtseins behandelt.

Solche Arbeiten dienen mit zur Erhaltung des deutschen Volkstums in der Welt. Der entscheidende Gesichtspunkt bei der Werbung für das deutsche Buch im Auslande darf nicht der wirtschaftliche sein, denn Kultur ist keine Handelsware. Die Ermäßigung der Auslandspreise für deutsche Bücher um 25 Prozent ist infolgedessen in erster Linie im auslandsdeutschen Bereiche auszuwerten. Und dies ist bisher wohl vollständig versäumt worden.

Auch in Deutschland geht die Buchwerbung ständig weiter. Vor der großen Fachbuchwerbung im Frühjahr und in der darauffolgenden Zwischenzeit bis zur Woche des deutschen Buches 1936 wird die Arbeitsgemeinschaft für Buchwerbung ihre Kräfte für das Sport- und Reisebuch einsetzen. Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums zeigt während des ganzen Jahres ihre Buchausstellung „Das wehrhafte Deutschland" in den wichtigsten Städten des Reiches. Zwei Bücher stellt sie gegenwärtig in den Mittelpunkt ihrer Werbung: Burgdörfers „Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich", das vor einem falschen Optimismus warnt, und „Weltgeschichte an der Saar" von Karl Bartz.

Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums war auch zusammen mit der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums an der Tagung der Lektoren der Kommission für Wirtschaftspolitik beteiligt, die am 8. und 9. Februar in Berlin die Grundsätze der Beurteilung des wirtschaftspolitischen Schrifttums festlegte. Bei dieser Gelegenheit wies Bernhard Köhler, der Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik, darauf hin, daß es heute noch sehr oft vorkomme, daß Nationalsozialisten auf Wirtschaftslehren hineinfielen, die auf wesensfremden Voraussetzungen aufgebaut seien. In diesem Sinne betonte Pg. Hederich, der Leiter der Prüfungskommission zum Schutz des nationalsozialistischen Schrifttums, daß es eine Aufgabe seiner Dienststelle sei, das Schrifttum vor Verfälschungen zu schützen. Pg. Hagemeyer, der Leiter der Reichsstelle, kennzeichnete in seiner Rede einen typischen Weg der Verflachung und Verfälschung: Das Herausgreifen von Teilzielen der Bewegung und die Überbetonung oder sogar Überspitzung dieser Teilforderungen zum angeblich letzten Ziele des Nationalsozialismus.

Hellmut Merzdorf.

Zu unseren Bildern

Franz Eichhorst

Ein deutscher Bauern- und Soldatenmaler.

Das Schaffen des Berliner Malers Franz Eichhorst, der vor wenigen Monaten sein 50. Lebensjahr vollendete, gehört zu den gesündesten, ansprechendsten Erscheinungen des deutschen Kunstlebens der Gegenwart. Ein Schüler Georg Kochs und Friedrich Kaltmorgens ist er nie den zersetzenden Kunstrichtungen

Digitized by Google

nach der Jahrhundertwende unterlegen und hat sich ein stets offenes Auge für die Kraftquellen von Natur und Volkstum in der Malerei erhalten.

Stofflich überwiegt das Figürliche, der Mensch. Und hier ist ihm der Krieg zum unauslöschlichen Erlebnis geworden. Seine zahlreichen Frontbilder, von deren Vielseitigkeit und packender Eindringlichkeit man auf den „Einzelausstellungen deutscher Künstler" im Haus der Kunst in Berlin eine klare Vorstellung gewann, gehören zum bedeutendsten, was auf dem Gebiet der Kriegsdarstellung geleistet worden ist. Eichhorst stand von 1914 bis 1918 im Marinekorps an der Westfront. So trägt denn jede Einzelheit den unverfälschten Stempel des Selbsterlebten. Obwohl Eichhorst den Krieg, seine Größe und sein Grauen mit unpathetisch kühlem, fast sachlichem Realismus gestaltet, sind seine Frontbilder doch niemals willkürliche Naturausschnitte. Jedes Gemälde besitzt seinen seelischen und stofflichen Eigenwert, der sich besonders koloristisch ausspricht. Er bevorzugt dunkle Töne und ein scharfes Absetzen des Lichts vom Dunkel. Bezeichnend hierfür ist das hier gebrachte Gemälde der in fahlem Mondlicht versinkenden „Gentport in Brügge", durch die eine müde Batterie rasselt; oder die vom grellen Schein einer Leuchtrakete aus nächtlichem Dunkel gehobene „Kampfpatrouille". Prachtvoll in ihrem ernsten Stimmungsgehalt sind Werke wie der verglimmende Abend der „Feldwache an der Yser" und erschütternd die endlos langen, schweren Leidenswege der Verwundeten durch Schlamm und Dreck, begleitet von krepierenden Granaten.

Was Eichhorst als Bildnismaler an edlem Aufbau und seelischer Verinnerlichung zu leisten vermag, bewies auf der erwähnten Ausstellung das sprechend lebendige Frauenbildnis in Rot, wogegen die trocken und groß gemalten Porträtköpfe der Soldaten seine Fähigkeit als Monumentalmaler unter Beweis stellen sollten. Eine bedeutende Aufgabe nach dieser Richtung ist dem Künstler in einem Wandbild im Schöneberger Rathaus gestellt worden.

Neben der Darstellung des Krieges und der Soldaten, ist es wohl jene der Bauern, seines Lebens und seiner Arbeit, die dem Kunstschaffen von Eichhorst sein eigenes, naturhaft gesundes Gepräge gibt. Häufige nach dem Kriege unternommene Studienfahrten nach Osttirol haben hierbei besonders den Tiroler Bauern in den Mittelpunkt seiner Volksmalerei gestellt und es ist somit nicht allein die satte, kräftige Palette, sondern auch der Stoff, der Verbindungslinien zwischen ihm und Leibl zieht. W. H.

Dr. Hans Maier:

Germanisches Kulturerbe in Spanien

Ein Schimmer tragischer Größe liegt über der germanischen Völkerwanderung, der frühgeschichtlichen Heldenzeit unseres Volkes. Unter den Stürmen eines gärenden Zeitalters, das auf den Trümmern der versinkenden Antike zum Neuaufbau der abendländischen Welt aus nordischer Kraft berufen schien, mußten Ströme edelsten germanischen Blutes scheinbar nutzlos verströmen, um nach der kurzen Blüte machtvoller Germanenreiche fremden Völkern und Staatengründungen Platz zu machen.

Dieser gewaltigen Epoche konnte die frühere Geschichtsbetrachtung, die in den Taten der gewaltsam durch die Wirren der Zeit ihren Weg suchenden kraftvollen Germanenstämme nur das zerstörende Walten roher Barbaren sah, in keiner Weise gerecht werden. Seit der Nationalsozialismus die von der völkischen Vorgeschichts- und Kunstgeschichtsforschung schon vor Jahrzehnten gewonnenen Erkenntnisse über die kulturellen Großtaten der Germanen allgemein bei uns zur Anerkennung gebracht hat, sehen wir aus unserem völkischen Bewußtsein heraus auch dieses Zeitalter in neuem Glanze. Es ist unsere Aufgabe, die gewaltigen schöpferischen Leistungen der Germanen der Völkerwanderung ins rechte Licht zu setzen und den lange vergessenen, leider nur noch in wenigen Resten erhaltenen Spuren ihrer stolzen und wahrhaft edlen Kultur mit größter Liebe und Ehrfurcht nachzuforschen.

Zu den lehrreichsten Zeugnissen dieser Art gehört die westgotische Hinterlassenschaft auf spanischem Boden. Leider ist die Kultur der Westgoten in Spanien bisher kaum bekannt. Literari-

Digitized by Google

sche und inschriftliche Quellen sind nur wenige vorhanden, durch Ausgrabungen nur Gräber untersucht, die meist nur die Ausrüstung des einfachen Mannes enthalten. Der Schatzfund von Guarrazar bei Toledo hat die prächtigen Weihekronen der westgotischen Könige Swinthila und Recceswith sowie kirchliche Kleinodien u. a. zutage gebracht. Aber über viele Fragen, über die Einzelheiten des Grabbaus und der Bestattung, insbesondere über die Siedlungen und über das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben der Westgoten wissen wir noch sehr wenig. Dagegen sind uns vor allem durch das grundlegende Werk von Albrecht Haupt die Reste der hochentwickelten Baukultur der Goten in meisterhafter Weise wieder erschlossen (vgl. NS.-Monatshefte, Januar 1936, S. 100/101). Der Widerstand, den rückständige und einseitig eingestellte archäologische Bauforscher gegen diese Forschungsergebnisse noch heute leisten, hat sie aber noch nicht den richtigen Widerhall in unserem Volke finden lassen.

Es ist daher eine verdienstvolle Tat, daß die NS.-Kulturgemeinde es in Verbindung mit dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte unternommen hat, die Reste gotischer Hochkultur in Spanien allen deutschen Volksgenossen durch einen von ihr aufgenommenen Film lebendig nahezubringen, von dem die ersten Proben in unseren Abbildungstafeln vorgelegt werden. Sämtliche Stehbilder aus diesem Film sind im Besitz des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, der bei der wissenschaftlichen Beratung des Films mitgewirkt hat.

Als Erzeugnisse gotischer Handwerkskunst in Spanien sehen wir Bronzeschnallen und Gürtelschließen des 6. Jahrhunderts, zum Teil in Zellentechnik mit farbigen Einlagen. Die zahlreichen, von den Goten geschaffenen, künstlerisch bedeutenden Bauwerke sind unter der maurischen Herrschaft und in der Folgezeit fast alle vom Boden verschwunden. Aber manche äußerlich wohl unscheinbaren Bauten, meist in abgelegeneren Gegenden, erweisen sich als ursprünglich gotische Schöpfungen, in denen sich die Eigenart, Selbständigkeit und künstlerische Höhe germanischer Formbildung in oft überraschender Weise offenbaren. In vielen Einzelformen sehen wir hier deutlich ein Wiederaufleben der hochgerühmten germanischen Holzbaukunst, die in der zimmermannsmäßigen Ausgestaltung mit Kerbschnitt, durchbrochenen Fenstern und gleichsam „gedrechselten" Säulen die Übertragung der Holzbearbeitung auf Stein erkennen läßt. Musterbeispiele dafür sind die in eigenartiger Weise blattverzierten Kapitelle, die prachtvollen Durchbruchsfenster der Kirchen „San Miguel de Lino" bei Oviedo, „San Salvador" in Val de Dios und „Santullano" in Oviedo, unverkennbar die Übertragung gewiß damals noch vorkommender hölzerner Gitterfenster in Stein. Diese früher wenig beachteten Kunstwerke sind von nicht geringer kunstgeschichtlicher Bedeutung. Bilden sie doch mit ihren Rosetten und ihrem Ranken- und Gitterwerk die klaren Vorbilder ebenso für die Maßwerksschönheit des späteren romanischen und gotischen Baustils wie für die vielbewunderten Arbeiten der maurischen Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts in der Alhambra. Auch der Hufeisenbogen, der schon vor der Maurenzeit in den westgotischen Bauten des 7. Jahrhunderts häufig vorkommt und dessen ursprüngliche Gestaltung in Holz in den späteren nordischen Stabkirchen noch erhalten ist, erweist sich als germanisch. Als eigenartigstes Denkmal germanischen Bauwillens aber sehen wir in der heutigen Kirche Santa Maria in Naranco bei Oviedo die Halle des Westgotenkönigs Ranimir, die in Grundriß, Bauweise und vielen architektonischen Einzelheiten mit den nordgermanischen Fürstenhallen übereinstimmt, zugleich aber auch Bauelemente enthält, die wir in deutschen Domen des Mittelalters wiedererstehen sehen.

Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts ging durch zunehmende Vermischung mit den Einheimischen die angestammte germanische Eigenart im westgotischen Gebiet rasch dem Untergang entgegen. Aber die noch heute ragenden Zeugen westgotischer Kunst im sonnigen Südland zeigen, daß germanische Gestaltungs- und Schöpferkraft der Völkerwanderungszeit nicht nutzlos vertan worden und ganz spurlos untergegangen ist, sondern mit wesentlichen Bestandteilen in der neuen Blütezeit deutscher Baukultur im Mittelalter ihre Auferstehung erlebt hat.

Digitized by Google

Das Buch

Volkskunde

Deutsches Reich — Deutsche Heimat. Hrsg. von der Reichsamtsleitung des NS.-Lehrerbundes im Auftrage des verstorbenen Staatsministers Hans Schemm. Deutscher Volksverlag — München 1935. 230 S., RM. 2,40.

Einen „Marsch in die Heimat" hat Hans Schemm einmal den Nationalsozialismus genannt, und einen Blick in diese deutsche Heimat soll das hinterlassene Werk „Deutsches Volk — Deutsche Heimat" in Wort und Bild geben. Aus 70 000 Aufnahmen sind die besten Bilder ausgesucht, die: Urdeutschland — Das Werden des Volkes — Das Wesen der Heimat — Die deutschen Volksinseln im Osten — Im Banne der Maschinen — Verstädterung und Landflucht — Erwachtes Volk, neue Heimat — lebendig zeigen. Drei Textbeihefte „für Schüler und Schülerinnen im Alter von 12—15 Jahren" — „für Jugendliche, HJ.-Führer und BDM.-Führerinnen" — „für Eltern und Erzieher" prägen in klaren, wesentlichen Zügen das Schicksal deutschen Wesens und Werdens ein.

Der entscheidende Wert dieses Deutschlandbuches liegt in seiner geschlossenen Blickrichtung, die aus innerem Erlebnis heraus wirklichkeitstreue Bilder von der Weite und Tiefe des Deutschtums hinstellt und dadurch wahrhaft erzieherisch wirkt. Besonders willkommen ist die Einfachheit des reichhaltigen Buches und sein billiger Preis, der es — über die Grenzen hinaus — zu einem wahren Volksbuch macht.

Das Buch vom deutschen Volkstum, Wesen — Lebensraum — Schicksal. Hrsg. Paul Gauß. 130 bunte Karten, 1005 Abbildungen und 17 Übersichten. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 1935. 420 S., RM. 20,—.

Das umfangreiche Text-, Bilder- und Kartenwerk will eine zusammenfassende Darstellung vom Wesen, Lebensraum und Schicksal des deutschen 95-Millionenvolkes sein. Dieser Versuch ist weitgehend gelungen durch die klare Zielsetzung des Herausgebers und die Mitarbeit erfahrener Sachkenner. Das Werk gibt in seinem ersten Drittel einen „Allgemeinen Überblick über das deutsche Volk als Ganzes und die sein Leben formenden Kräfte." Ergänzt durch wertvolles Bilder- und Kartenmaterial bieten die Beiträge dieses Teiles eine gründliche Darstellung der Zahl und Verbreitung des Deutschtums in der Welt, der Sprachen- und Stammesgrenzen, der Rassen- und Siedlungsverhältnisse, der deutschen Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Wehrpolitik. — Es ist freilich nicht zu übersehen, daß die kulturgeschichtlichen Darlegungen (von Richard Benz) nicht eindeutig genug sind, und das Bild vom „Herrn Dekan" (Seite 41) unpassend wirkt. — Im zweiten Teil folgt die eingehende „Darstellung der binnendeutschen Landschaften und außendeutschen Volksgruppen, hauptsächlich auf geographischer Grundlage", wobei mit Hilfe ausgewählter Bilder- und Kartenbelege die gegenwärtig wichtigen Volkstumsfragen bevorzugt behandelt werden. Der dritte Teil gibt abschließend ein „Bild der raum- und staatsgeschichtlichen Entwicklung der Deutschen". Darin tritt noch einmal der Grundgedanke des ganzen Werkes deutlich hervor, daß Raum und Reich der Deutschen auf der Kraft des Volkstums beruhen. So erhält „Das Buch vom deutschen Volkstum" über seine Bedeutung als zuverlässiges Quellenwerk hinaus seinen grundlegenden Wert.

„Handbuch der deutschen Volkskunde". (Forts. d. Besprechung i. Febr.-Heft.)

Acht neue Lieferungen (11—18) des „Handbuches der deutschen Volkskunde (herausgegeben von Wilhelm Peßler im Athenaion Verlag, Potsdam 1934/35) erfordern um der Wichtigkeit der behandelten Fragen willen eine aufmerksame Beachtung. Es sei gleich vorausgesagt, daß manche Erwartungen enttäuscht worden

Digitized by Google

sind, wenn auch wieder eine Reihe von wertvollen Beiträgen vorliegt. Paul Zaunert-Kassel und Walter Geisler-Breslau-Riga setzen ihre gründlichen und klaren Darstellungen der deutschen „Stammesentwicklung und Ostbesiedlung" und der „Siedlungsformen" fort.

Georg Fischer-Frankfurt a. d. O. behandelt — Wilhelm Heinrich Riehl folgend — „Die soziale Gliederung und ständische Schichtung des deutschen Volkes und ihre Bedeutung für die Volkskunde". Den inneren Zusammenhang von „Rasse und Volkstum" stellt Hermann Eckardt-Hannover dar. Ergänzend zeichnet Martin Freytag-Münden ein anschauliches Bild vom „Deutschen Volkscharakter".

In der Behandlung des „Volksglaubens" widmet sich Karl Bornhausen-Frankfurt a. M. an Hand zahlreicher Abbildungen besonders der Sinnbilddeutung. Ein ebenso großes Quellen- und Bildmaterial verwerten Alfred Martin-Naubeim in der Darstellung der „Deutschen Volksmedizin", Eberhard Freiherr von Künßberg-Heidelberg in der Betrachtung von „Rechtsbrauch und Volksbrauch" und Ernst Grohne-Bremen in der Untersuchung von „Gruß und Gebärde". In sehr umfangreicher und gründlicher Weise behandelt Adolf Spamer-Dresden von den Erscheinungsformen auf ihre Ursprünge zurückgehend „Sitte und Brauch". Stand und Aufgabe der „Volkskunde an den deutschen Hochschulen" umreißt Martin Wähler-Hannover, während der Herausgeber des Handbuches, Wilhelm Peßler, die Bedeutung der „Volkskundlichen Museen und Vereine" herausstellt.

Eine eingehendere Darstellung als sie durch die — „theoretischen" — Erörterungen Max Hildebert Boehms-Jena gegeben wird, verdiente im Rahmen dieses Handbuches „Das Volkstum des Grenz- und Auslandsdeutschtums". Unbefriedigend ist der Beitrag von Joseph Klapper-Breslau über „Fahrende Leute und Einzelgänger", weil er — nach alter Art — „interessante" Sonderfragen behandelt, und man sich unwillkürlich fragt, wie reiht sich dieser Artikel in den Zusammenhang des Handbuches ein?

Daß die Volksfrömmigkeit in eine evangelische und katholische aufgespalten ist, statt sie von der Volkskunde her einheitlich zu behandeln, wirkt sich unheilvoll aus. Nun erhebt J. P. Steffes-Münster in seiner Darstellung der „Katholischen Volksreligiosität" den unbedingten Totalitätsanspruch der — römischen — Kirche, der das Volkstum nur Dienste zu leisten hat, und übt — höchst bezeichnend — Ernst Rolffs-Osnabrück eine statistische Selbstkritik an der „Evangelischen Volksfrömmigkeit", so daß von dieser eigentlich nichts mehr übrig bleibt.

Durch eine völlige Verengung des Themas kommt schließlich die wichtige Frage „Volkskunde und Erziehung", die Leo Weismantel-Marktbreit behandelt, keineswegs zu ihrem Recht, und man kommt um die Feststellung nicht herum, daß das Peßler'sche Handbuch der deutschen Volkskunde bei allen Verdiensten in wesentlichen Teilen versagt. Einstweilen ist das Erscheinen der zweiten Hälfte des Handbuches abzuwarten.

K. H. Henschke.

Vorgeschichte

Gustaf Kossinna: **Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.** 7. Auflage, durch Anmerkungen ergänzt von W. Hülle. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1936. 301 S., 483 Abb. Leinw. RM. 8.40.

Als eigentlicher Begründer der deutschen Vorgeschichtsforschung, die er von allem Anfang an vom völkischen Standpunkt betrieb, hat Gustaf Kossinna einen der wissenschaftlichen Grundpfeiler aufgerichtet, auf denen unsere nationalsozialistische Weltanschauung ruht. Lesen wir heute die Worte, die er in dem vorliegenden, 1912 zuerst erschienenen Werke über den Gegenwartswert und die nationale Bedeutung der Vorgeschichte schrieb, so erscheinen sie uns geradezu wie eigens für unsere Zeit gemünzt. Bildet doch dieses bekannteste Buch des Altmeisters das erste zu größerer Wirkung gelangte Hauptwerk im Kampf gegen die Lüge von der Unkultur unserer Vorfahren, die Grundlage für die nach dem nationalsozialistischen Umbruch endlich allgemein bei uns durchgesetzte Neuwertung unserer nordisch-germanischen Frühzeit. Jahrzehntelang durch die damals herrschende Richtung der Geschichts- und Altertumswissenschaft auf das heftigste befehdet, hat heute Kossinnas welt-

Digitized by Google

anschaulich-wissenschaftliches Streben im neuen Staate, den er leider nicht mehr erleben durfte, seine schönste Erfüllung gefunden. Daß diese grundlegenden Erkenntnisse in ständigem Kampfe gegen den erbitterten Widerstand der klassisch-archäologischen Forschungsrichtung gewonnen wurden, die durch das Deutsche Archäologische Institut und den mit ihm verbündeten sog. Römisch-Germanischen Kreis vertreten war, muß gerade heute wieder nachdrücklich festgestellt werden. Erhebt doch das mit dieser unvölkischen Tradition belastete und noch heute (1936!) unter maßgebendem jüdischem Einfluß stehende Archäologische Institut gerade augenblicklich sogar den Anspruch auf die zentrale Führung in der deutschen Vorgeschichtsforschung! Mehr denn je gilt es, solchen Ansprüchen der von Kossinna gekennzeichneten Gegnerschaft, die trotz äußerlicher Gleichschaltung in ihrem Widerstand gegen die völkische Wissenschaft verharrt, entschieden entgegenzutreten!

Ein Werk, wie das vorliegende, veraltet nie. Die hier gegebene klare Ausdeutung der Bodenfunde, die Schilderung der germanischen Ausbreitung, die glänzende Darstellung insbesondere der Bronze- und Eisenzeit, behalten ihren unvergänglichen Wert, mag auch die stetig fortschreitende Forschung in Einzelfragen zu neuen Ergebnissen gelangen. Mit Recht hat daher die vorliegende Neuausgabe textlich die klassische Form behalten, die ihr Kossinna selbst zuletzt 1921 gegeben hat. Den neuen Forschungsergebnissen seit den letzten 15 Jahren ist durch Anmerkungen Rechnung getragen, die Werner Hülle am Schluß des Buches in bester Einfühlung in das Werk zusammengestellt hat. Wir wünschen dem Buch, das von der Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums in die Liste der 100 wichtigsten nationalsozialistischen Bücher aufgenommen wurde, weiteste Verbreitung.

Dr. H. Maier.

Jörg Lechler: **5000 Jahre Deutschland.** Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1936. 213 S. RM. 5.80.

Der durch sein schönes und wertvolles Buch „Vom Hakenkreuz" bekannte Verfasser, ein Schüler Gustaf Kossinnas, hat mit diesem anregend geschriebenen Buch einen neuen Weg beschritten, um die deutsche Vorzeit einem größeren Kreis von Volksgenossen lebendig nahezubringen. Die Eigenart und der besondere Reiz des mit 622 Bildern ausgestatteten Werkes besteht darin, daß hier nicht nur in der hergebrachten Weise Fundstücke, Ausgrabungsbilder und Rekonstruktionen gezeigt werden. Lechler stellt vielmehr die unmittelbare Verbindung zur Gegenwart her, indem er in zahlreichen heutigen Gegenständen und Erscheinungen das Fortwirken des nordisch-germanischen Kulturstromes durch die Jahrtausende aufdeckt. In großen Zügen, aber auch mit einer Fülle lehrreicher Einzelzüge, bringt er die Kulturen der jüngeren Steinzeit in Deutschland und die Kultur der Germanen von der Bronzezeit bis zur Wikingerzeit zur Darstellung. Ein kühner Gedanke, wenn er z. B. den germanischen Wagen von Dejbjerg aus dem 4. Jahrhundert v. Zw. dem ersten Automobil von Benz oder ein Wikingerboot einem modernen Panzerschiff gegenüberstellt! Aber die einprägsame Wirkung solcher Vergleiche ist unbestreitbar. Wenn auch die Bildausstattung einige Mängel aufweist, so ist zweifellos dieses Buch wie wenige andere geeignet, der deutschen Vorgeschichte in den Kreisen, die sich bisher noch wenig damit befaßt haben, neue Freunde zu werben.

Dr. H. Maier.

Richard Hennig: **Wo lag Vineta?** Mannus-Bücherei Bd. 53. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1936. 113 S., Karten und Abb. RM. 9.60.

Der Streit um die Lage der sagenberühmten „versunkenen Stadt" Vineta ist in den letzten Jahren wieder mit voller Heftigkeit entbrannt. Unter Auswertung der literarischen Zeugnisse allein ist die schwierige Frage nicht zu lösen, weil die Quellentexte zu widerspruchsvoll und in wesentlichen Teilen nicht einmal verläßlich überliefert sind. Professor Hennig hat einen grundsätzlich neuartigen Versuch zur Lösung unternommen, indem er von verkehrswissenschaftlichen Betrachtungen ausgeht und die Ergebnisse der Ausgrabungen mit heranzieht. Mit überlegener Beherrschung des gesamten geschichtlichen Quellenstoffs

Digitized by Google

und unter Anführung fast aller bisher geäußerten Ansichten zeigt er, daß die Thesen von Hofmeister, Kunkel und Schuchhardt abwegig sind. Die Grabungen in Wollin haben bisher keine Anhaltspunkte ergeben, daß es sich hier um die Jomsburg oder Vineta handelt, vielmehr um eine wendische Siedlung mit nordischem Einfluß. Nach Hennigs scharfsinnigen Untersuchungen, deren Wert durch geringfügige Irrtümer nicht beeinträchtigt wird, ist Vineta an der Peenemündung zu suchen. Von den germanischen Nordmännern als Stütze ihrer politischen Macht im Wendenland erbaut, machte sich Vineta im 11. Jahrhundert selbständig und blühte zu seinem kurzen, märchenhaften Glanz auf, den wir aus Adam von Bremen kennen. Die reiche Stadt war jetzt den Dänen als Rivalin ein Dorn im Auge. Innerhalb von 20 Jahren wurde sie von ihnen viermal erobert und um 1119 wohl gründlich zerstört. Die Trümmer der aufgegebenen Siedlung wurden später vom Meere verschlungen, vielleicht bei der großen Flutkatastrophe von 1304. — Die Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Wikingerzeit auf deutschem Boden, für welche die frühere Geschichtsforschung kein rechtes Verständnis aufgebracht hat.

Dr. H. Maier.

Ernst Petersen: **Wie unsere Urväter lebten.** Eine Bilderreihe aus der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig 1935. RM. 1,80.

Die Erforschung der Vorzeit ist nur dann von bleibendem Wert, wenn ihre Ergebnisse unmittelbar dem ganzen Volk nutzbar gemacht werden können. Von diesem Grundsatz ausgehend, hat der Leiter des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege in Breslau, Ernst Petersen, gemeinsam mit anderen schlesischen Vorgeschichtsforschern eine Reihe von Lebensbildern aus ostdeutscher Vorzeit zusammengestellt, die der Maler Gerhard Beuthner nach wissenschaftlichen Unterlagen geschaffen hat. In 16 farbigen Bildern werden einzelne Abschnitte aus der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens von der Altsteinzeit bis zur Wikingerzeit lebenswahr und eindrucksvoll vor Augen geführt. Dabei wurde erstrebt, zwar einen hinreichenden Einblick in die kulturellen Verhältnisse zu geben, ohne jedoch nach Art mancher unwirklich überhäufter Schulwandbilder eine erschöpfende Darstellung aller Einzelheiten zu bieten. Eingehend behandelt ist namentlich der viel verleumdete germanische Volksstamm der Vandalen, dessen hohe Gesittung in sechs Bildern geschildert wird. Hervorzuheben sind die prächtigen Bilder der vandalischen Fürstenhalle und der Wikingerschiffe, während bei anderen die Gestaltung vom rein künstlerischen Standpunkt aus noch etwas zu wünschen übrig läßt. Das Büchlein kann allen Vorgeschichtsfreunden empfohlen werden. H. M.

◆

„Die Weltgeschichte muß heute neu geschrieben werden." Mit diesen Worten hat Reichsleiter Alfred Rosenberg den historischen Wissenschaften ein Programm gegeben, dessen revolutionäre Bedeutung in den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen der Vorgeschichte und Rassenkunde seine Bestätigung findet.

Die völlige Umwertung des historischen Weltbildes durch die vorgeschichtlichen und rassenkundlichen Forschungen wird besonders dort sichtbar, wo durch die von Kossinna geschaffene siedlungsarchäologische Methode Jahrtausende, die durch keine schriftlichen Überlieferungen bekannt sind, aus vermeintlichem Dünkel barbarischer Unkultur in das „Licht der Geschichte" gerückt wurden und sich trotz des Fehlens schriftlicher Belege als kulturell hochstehend herausstellten.

Für die Wissenschaft bedeutete dies die Entthronung einer bis ins Feinste entwickelten Methode. Die geschichtliche Quellenkunde wurde auf eine völlig neue Basis gestellt. Durch Kossinnas Tat ist das Riesengebiet der materiellen Siedlungshinterlassenschaft und der anthropologischen Funde neben die schriftlichen Quellen getreten. In Zukunft wird also ein Werk über die frühen geschichtlichen Epochen nur dann Wert haben, wenn es auf einer Synthese beider Quellengebiete beruht.

Bezeichnenderweise ist aber bisher mit wenigen Ausnahmen auch im Lager der „Historiker" nur die moderne Vor-

Digitized by Google

geschichtsforschung zu einer solchen Synthese gelangt. Beispielhaft und mustergültig sind hier die Arbeiten des Rigaer Professors Carl Engel.

Als 1934 sein Hauptwerk „**Die Vorgeschichte der preußischen Stämme**" (Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg) erschien, war damit erstmalig die großzügige Zielsetzung der Kossinnaschen Methode für einen deutschen Stamm durchgeführt. Die Geschichte des Landes Ostpreußen seit seiner ersten Besiedlung nach der Eisbedeckung bis zu der Einschmelzung der preußischen Sprach- und Kultureigenart in die deutsche Stammesgemeinschaft ist hier in meisterhafter Konsequenz gelungen. Die Bedingtheit der Kultur durch das Volk und des Volkes durch die Rassenbestandteile, diese Erkenntnis beherrscht den Aufbau des Werkes. Noch stärker ausgeführt wird aber gerade die Rassengeschichte Ostpreußens, für die die nordische Rasse den entscheidendsten Anteil hat, in dem gedrängter und knapper geschriebenen, erst in diesem Jahre im gleichen Verlage veröffentlichten Werk „**Aus Ostpreußens Vorzeit**", das auf dem Boden des großen wissenschaftlichen Gebäudes des eben genannten Buches erwachsen ist und dem dringenden Wunsche genügt, die dort gewonnenen und in allen Einzelheiten belegten Ergebnisse in anschaulicher und volkstümlicher Form weiten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich zu machen.

„Der wichtigsten Forderung", so schreibt Carl Engel selbst in der Vorrede zur „Ostpreußischen Vorzeit", die heute mit gutem Recht an die Vorgeschichtsforschung gestellt wird: Aufschluß zu geben über die Wurzeln unseres Volkstums, bin ich in weitestem Umfang nachgekommen. Klärung der völkischen Verhältnisse in ostpreußischer Vor- und Frühzeit ist das Hauptziel des Buches und dementsprechend überall betont worden. Bei der Behandlung des Stoffes kam es mir nicht auf Vollständigkeit, sondern auf die Hervorhebung der für den Ablauf des geschichtlichen Geschehens wichtigsten Tatsachen an. Aus diesem Grunde sind auch die Denkmäler nur Ausgangspunkt, nicht Ziel der Darstellung. Die „Ostpreußische Vorzeit" ist geboren aus dem Geiste der Heimatverbundenheit, der tiefen Liebe zum altpreußischen Land und seinen Bewohnern. Sie bemüht sich, die Eigentümlichkeit und Wesensart der **ostpreußischen** Vorzeit herauszuarbeiten.

Ostpreußen steht mit der Verwirklichung sozialistischer Zielsetzungen unter der Leitung seines Gauleiters und Oberpräsidenten Erich Koch in der ersten Reihe der deutschen Gaue. An die Seite dieser Leistungen nationalsozialistischer Politiker tritt das Werk des Wissenschaftlers Carl Engel. In einer Zeit, wo Charlatane und Phantasten gerade das Gebiet der deutschen Vorgeschichte mit ihren Produkten überschwemmen, wo haltloses Geschwafel über die „liberalistische Wissenschaft" oftmals alles ist, was man ihr entgegenzusetzen vermag, ist es in Engels Werken gelungen, ganz konkret die neuartige Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben in nationalsozialistischem Geist unter Beweis zu stellen. An der Strenge wissenschaftlicher Wahrheitsforschung, die der nordischen Welt entstammt und nur durch sie bewahrt blieb, wird nie gerüttelt werden dürfen. Engels Werke lassen auch diesen Grundsatz erkennen. Die Arbeit, die der „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte" sich zur Aufgabe gemacht hat, ist um ein wesentliches Stück weiter geführt worden: Der Ausbau der völkischen Vorgeschichtsforschung.

J. Benecke.

Germanenkunde

H. Wagenführ: „**Gefolgschaft**". Der germanische Kampfbund. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

In einer sehr guten Auswahl und Zusammenstellung bringt dies Bändchen das Beste, was uns die Quellen über den germanischen Kampfbund, über Führer und Gefolgschaft zu sagen haben. Der Geist nordischer Waffenehre und Treue spricht in diesen einfachen Gesetzen, Sprüchen und Schilderungen zu unserer Jugend. Gut ausgewählte Bilder geben dem Ganzen einen würdigen Rahmen. Wo nur vom Kampfbund gesprochen wird, da muß Familie und Sippe zurücktreten. Wir sind aber gewiß, daß unsere im Geist der Volksgemeinschaft erzogene Hitlerjugend über

Digitized by Google

dem Vorbild der Gefolgschaft nie den tragenden Grund der Sippe vergessen wird.

Wir freuen uns über ein Buch dieser Art um so mehr, als leider viel Germanenkitsch in Jugendbüchern verbreitet wird. Zu Büchern dieser Art müssen wir auch rechnen „Speerkampf und Jagdzauber" von H. Kutzleb (Verlag Georg Westermann). Dies Buch ist in seiner seichten und oberflächlichen Art ungeeignet, deutschen Kindern die Vorzeit nahezubringen. Ähnliches muß leider auch von dem Buch „Wie Goten kämpfen" von J. Stollreiter (Verlag Georg Westermann) gesagt werden. Sprache und Ausdruck des Verfassers durch das ganze Buch hindurch können uns kein wirklichkeitsnahes Leben erstehen lassen. Ein paar Eddastellen machen es auch nicht.

Schriftenreihe **„Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken"** Hrsg. von Dr. B. Kummer: „Germanenkunde im Kulturkampf" von B. Kummer, „Der nordische Mensch der Wikingerzeit", Beiträge von B. Kummer, G. Saß, K. Rosenfelder, K. Duisberg. „Reaktion oder deutscher Fortschritt in der Geschichtswissenschaft", Beiträge von Dettweiler, E. Achterberg, B. Kummer, E. Seeger. „Weib und Kind am nordischen Ende der Welt" von Ruth Köhler-Irrgang. „Die Goten unter dem Kreuz" von R. Luft. „Germanische Geschichte im Grundriß" von B. Dultz. „Der christliche Hexenwahn" von F. Müller-Reimerdes und „Fraendastömm-Sippe in Not" von G. Saß. Sämtliche im Adolf Klein-Verlag, Leipzig.

In der noch immer nicht verebbten Flut germanenkundlichen Schrifttums ist die von Dr. Bernhard Kummer herausgegebene Schriftenreihe die erfreuliche Gemeinschaftsarbeit eines verantwortungsbewußten, wissenschaftlich und weltanschaulich sicheren Kreises. Neben der Behandlung grundsätzlicher Aufgaben des Fachgebietes steht die Stellungnahme zu zeitgemäßen Fragen der weltanschaulichen Auseinandersetzung, die sich mit zahlreichen Vernebelungs- und Fälschungsversuchen jeder Wissenschaft zu bemächtigen sucht und mit besonderem Eifer die Tatsache einer „Germanenkunde im Kulturkampf" geschaffen hat. Lehrstühle, Schreibtische und Kanzeln werden aufgeboten, um das einst durchs Klosterfenster geschaute und sorgfältig bewahrte Bild unserer Vorfahren wieder lebendig und dauerhaft zu machen. An einer Menge von Beispielen zeigt Kummer die heute von der völkischen und christlichen Reaktion benutzten Mittel zur Erreichung dieses Zieles, das die Wiederbesinnung auf unsere völkische Vergangenheit bekämpft. Die Schriftenreihe zeigt den Widerspruch zwischen Theologie und zünftiger Wissenschaft gegen nationalsozialistische Weltanschauung und fordert zu klarer Entscheidung auf.

Dr. Fritz Wüllenweber: **„Altgermanische Erziehung"** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Wüllenweber gibt mit reicher Quellenbenutzung nach den Sagas ein anschauliches Bild der germanischen Erziehung, die aus Knaben die Männer formte, deren Sinnesart und Lebensformen wir in der Saga bewundern, in denen wir die Rassenseele auch unseres Volkes wiedererkennen. Bei aller verdienten Anerkennung für die sorgfältige und liebevolle Darstellung ist es zu bedauern, daß sich diese Darstellung auf das männliche Geschlecht beschränkt. Allerdings sind die Angaben über die weibliche Erziehung bei den Germanen seltener und schwieriger zusammenzustellen.

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen, Hrsg. von Professor Kindermann. Reihe: „Deutsche Sagen" Band 1, **„Sagen aus dem germanischen Altertum"**, Hrsg. von Professor G. Neckel. Philipp Reclam jun., Leipzig 1935.

Diese Sammlung von Geister- und Hexengeschichten gibt bekannten Stoff in neuer Anordnung. Das Neue darin ist das 15 seitige Vorwort des Herausgebers. Dieses Vorwort aber ist eine bedauerliche Fehlleistung des um die Germanenkunde hochverdienten Gelehrten, der hier seinen früheren Meinungen nicht unerheblich widerspricht. Aus dem germanischen Altertum stammt keine der hier aufgeführten Sagen. Leider ist der Quellen- und Literaturnachweis recht ungeordnet und lückenhaft und bedurfte einer nachträglichen Ergänzung.

Heinz Oeppert.

Digitized by Google

Zeitschriftenschau

Der Kampf um das nordische Erbe ist das Ringen um das neue von Norden gesehene und rassisch bestimmte Geschichtsbild. Dieser Kampf umfaßt alle Gebiete der Wissenschaft und wird offen und versteckt mit den verschiedensten Mitteln geführt. Da ist es unsere Aufgabe, von Zeit zu Zeit die auftauchenden Tarnungs- und Verfälschungsversuche zu beleuchten.

Im Februar-Heft von „Volk und Rasse" nimmt der Schriftleiter eine derartige notwendige Klärung vor. Es handelt sich hier um eine Auseinandersetzung mit Prof. von Eickstedt und seinem Buch: „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit". Dr. Bruno K. Schultz schreibt dazu in „Volk und Rasse", daß „es eine Aufgabe seiner Zeitschrift sei, Entgleisungen und mißverständliche Formulierungen, die in Rassenfragen Verwirrung stiften müssen, im Wortlaut zu zitieren". In dem Buch von Prof. von Eickstedt waren besonders folgende Stellen rassenpolitisch recht bedenklich und gefährlich: „Urorient ist Ureuropa... Die ältesten Kulturschöpfer sind mediterraner Rasse!..." Oder „furchtbar war das Erwachen der glücklichen, heiteren Südmenschheit, als im 22. vorchristlichen Jahrhundert die nördlichen Barbaren einfielen. Eine menschliche Sintflut. Das waren die „Arier", ferner „Der arische Rassenirrtum. Von nun an tritt Überschichtung an die Stelle der einstigen Verdrängung und Kultur schichtet sich über Kultur... dann allerdings bricht sehr oft, allzu oft ein neuer Barbarenhaufen von Norden ein". Nach diesen Zitaten führt Dr. Schultz aus: „Daß solche und ähnliche Äußerungen unseren politischen und weltanschaulichen Gegnern willkommen sind, leuchtet ein. Weil uns die ungewöhnlich warme Besprechung des Buches von v. Eickstedt durch Pater Hermann Muckermann (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Pater Friedrich Muckermann, der die Hetzpropaganda gegen uns in Holland anführt), aufgefallen war, wurde durch Abdruck besonders kennzeichnender Stellen auf diese hingewiesen."

Eine Abrechnung mit den Gegnern auf dem Gebiet der Vorgeschichte hält Dr. K. Ströbel im Januarheft der vom NSLB. Sachsen herausgegebenen Monatsschrift „Politische Erziehung", unter dem Titel „Völkische Vorgeschichtsforschung". Nachdem Dr. Ströbel die grundlegenden Leistungen der völkisch ausgerichteten Vorgeschichtsforschung aufgezeigt hat, nimmt er die Gegenarbeit der Reaktion vor. Es sind vor allem die Kreise um das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz und des Klassisch-Archäologischen Institutes und ihre merkwürdige Arbeitsweise auf dem Gebiete der Germanenforschung. Der neuerdings ausgerechnet vom Archäologischen Institut erhobene Anspruch auf Führung in der deutschen Vorgeschichtsforschung wird scharf zurückgewiesen. Hierbei ist die Feststellung besonders bemerkenswert, daß dieses Institut sich bis heute nicht von jüdischen Elementen befreit hat und seine weltanschaulich in römischer oder orientalischer Blickrichtung festgelegten Kreise auch heute noch in Frontstellung zur völkischen Vorgeschichtsforschung verharren. — Von den weiteren Beiträgen dieses Heftes seien noch genannt A. Maderno „Die Mittelmeerkultur als Schöpfung der nordischen Rasse" und Dr. H. Maier, der die 4000 jährigen Grundlagen der deutschen Kultur behandelt.

Im Januarheft der „Nordischen Stimmen" beleuchtet Dr. W. Freiherr von Gersdorff einen Versuch, durch einen geschmacklosen Roman nun auch noch die germanischen Göttergestalten der alten Mythen zu missionieren und weist eine derartige Verkitschung des Nordens scharf zurück. E. A.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, Thierschstraße 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährlich RM. 3.00 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 7 Jäger 0022

Heft 73 April 1936 7. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

Georg Albert: Der Jesuitenorden / Karl Köhler: Zur Besteuerung der Meßstipendien / Dr. iur. Bockhoff: Ist die Sowjet-Union ein Völkerrechtssubjekt? / Dr. Richter: Wo finde ich den Juden? / Gedichte von Anacker / Kritik der Zeit: Alfred Rosenbergs neues Werk / Eberhard Wolfram: Noch einmal „Index Romanus" / Unsere Monatsberichte / Das Buch.

Digitized by Google

Georg Albert:

Der Jesuitenorden

I. Entstehung, Geschichte und gegenwärtiger Stand

In dem Breve, durch das Papst Klemens XIV. 1773 den Jesuitenorden aufhob, sagte der oberste Lehrer der katholischen Kirche:

„Durch die Pflicht unseres Amtes genötigt, alles auszurotten, was die Ruhe und den Frieden des christlichen Volkes im geringsten gefährden kann; erkennend, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen, wozu sie gestiftet und von so vielen Päpsten bestätigt worden, nicht mehr bringen könne, wie auch, daß die Kirche, solange der Orden besteht, keinen wahrhaften und dauernden Frieden genießt, endlich durch andere Gründe der Klugheit und weisen Regierung der Kirche bewogen, welche Wir in unserem Herzen verschließen: heben wir auf und schaffen ab die Gesellschaft Jesu, ihre Satzungen, Privilegien, Einrichtungen, Ämter, Häuser, Schulen, Kollegien, Hospize, wo immer sie gelegen sind, und bestrafen jeden, der diesem Dekret zuwiderhandelt oder seinen strikten Vollzug hindert, mit der großen Exkommunikation." (Übersetzung nach Veit Andreas, Die Kirche im Zeitalter des Individualismus. Freiburg 1931. S. 240.)

Das sind nicht Worte eines verkommenen Papstes wie Alexanders VI., sondern eines Papstes, der nach einstimmigem Urteil fromm, vorzüglich theologisch gebildet und überaus liebenswürdig war (Mourret-Carreyre, Précis d'Histoire de l'Eglise II, Paris 1924, S. 415). Der Umstand, daß nicht bloß der römische Papst den Jesuitenorden aufgehoben hat, sondern auch eine Reihe von Ländern im Laufe der Geschichte die Gesellschaft Jesu aus ihrem Gebiete verbannt haben, gibt schon die Berechtigung, auf diesen Orden einmal in einem kurzen Überblick hinzuweisen. (Dem ersten Teil, der Entstehung, Geschichte und gegenwärtigen Stand des Ordens behandelt, soll ein zweiter Teil über die Geisteshaltung des Jesuitenordens folgen.)

1. Ignatius von Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

Obwohl Ignatius von Loyola aus einem verarmten Adelsgeschlecht stammte und seine Eltern, Beltràm Yanez de Onaz y de Loyola und Marina Saenz de Licona y de Balda 13 Kinder hatten, hatte doch der 1491 oder 1495 geborene Ignatius oder Inigo wie er sich ursprünglich nannte, reichlich Gelegenheit gefunden, seine Jugend zu genießen. Durch das Entgegenkommen eines Verwandten, des Großschatzmeisters der Königin Isabella von

Digitized by Google

Spanien, Don Juan Velasquez de Cuellar, wurde Ignatius mit der ganzen Ausgelassenheit des höfischen Lebens bekannt. Donna Maria Velasquez de Cuellar hatte es ja verstanden, unter der neuen Königin, einer französischen Prinzessin, ebenso durch die leichtfertigsten Lieder und zweifelhaftesten Tänze sich begeistern zu lassen, wie sie vorher unter der Königin Isabella ergriffen geistlichen Hymnen und heiligsten Gesängen lauschte und rigorose Ansichten über Frömmigkeit und weltliche Lust vertrat.

Diese französische Prinzessin Germana de Foix wurde die „Herzensdame" des Ritters Inigo. So wie er als Page schon vor Erregung zitterte, wenn er der verehrten Königin knieend den Becher kredenzen, ihr beim Weggehen den Mantel tragen und mit der Kerze voranleuchten durfte, so war es für den Ritter eine Selbstverständlichkeit, daß er bei Festlichkeiten nur die Farben der Königin trug und es seine größte Hoffnung war, als Sieger in der Reitbahn ein Spitzentuch von ihr zugeworfen zu bekommen. Da die „Herzensdame" für seine Liebe und Leidenschaft aber unerreichbar war, verband der heilige Ignatius romantische Anbetung der Königin mit der rücksichtslosesten Mißachtung für die Ehre der Frauen, die Opfer seiner Ausschweifungen geworden waren. Toll war der Lebenswandel des Heiligen in diesen Jahren: Galante Abenteuer, wüste Zechgelage und brutale Raufhändel wechselten mit spielerischen Waffenübungen, Jagden und höfischer Tändelei. Sogar zu Diebstahl ließ sich der stolze Ritter hinreißen und als Ordensgeneral gestand er später selbst, er habe sich als junger Ritter nicht geschämt, heimlich einen Diebstahl zu begehen und dann ruhig zuzusehen, wie ein Unschuldiger an seiner Stelle bestraft wurde.

„Hinterlistig, gewalttätig und rachsüchtig", das ist die Charakteristik, die in einer Gerichtsakte von 1515 der Richter dem Heiligen zuteil werden ließ.

Als eine höfische Klatscherei zu einer Entzweiung zwischen der Königin und Donna Maria führte, mußte Ignatius mit seinen Gönnern den Hof verlassen und sich eine neue Beschäftigung besorgen. Er fand sie als Offizier in der Garde des Vizekönigs von Navarra.

Bei der Eroberung der Festung Pamplona durch die Franzosen zerschmetterte eine Kanonenkugel Inigos rechtes Bein. Das lange Krankenlager, das ihn hart am Tode vorbeiführte, brachte die entscheidende Wendung in seinem Leben. Neben Ritter-, Gespenster- und Liebesromanen kam ihm bei der Langweile des Krankenbettes auch das „Leben Jesu" des Kartäusers Ludolf von Sachsen und die „Heiligenlegende" des Jakob de Voragine in die Hände. Ignatius entschloß sich, ein Heiliger zu werden.

In der Einsamkeit von Manresa verfaßte er sein Exerzitienbüchlein, das die Grundlage der ganzen jesuitischen Geisteshaltung wurde. Mit äußerstem Radikalismus ging er an die Verwirklichung seines neuen Zieles:

„Im Kloster zu Monserrat legt er seine Lebensbeichte ab, hält vor dem Altar der heiligen Jungfrau, seiner neuen Dame, die letzte Ritterwacht, hängt im Heiligtum sein Schwert auf, zieht die Offiziersuniform aus, kleidet sich in ein Pilger- und Bettlergewand und begibt sich nach Manresa, abwechselnd ins Obdachlosenheim, in eine Felsenhöhle und in ein Mönchskloster. Täglich betet er sieben Stunden ununterbrochen, und zwar bringt er die ganze

Digitized by Google

Zeit auf den Knien zu. Dreimal täglich geißelt er sich ohne Erbarmen bis aufs Blut. Seine Nahrung besteht in dem Wenigen, was er sich als Almosen an den Türen erbettelt. Auch da wählt er noch aus. Haben ihm gutmütige Menschen Fleisch und Wein gegeben, so rührt er nichts davon an, sondern verteilt es an die Armen, ausgenommen Sonntags. Alle acht Tage wird gebeichtet und kommuniziert, täglich dient er einem Priester bei der heiligen Messe und liest unterdessen die Leidensgeschichte Christi. Auch hört er häufig in der Domkirche die gesungene Vesper an, obwohl ihm der Wortlaut und der Sinn der Psalmen noch unbekannt ist. Er geht immer barhaupt und trägt Haar, Bart und Nägel ungepflegt" (Georg Bichlmair, S. J., Die Jesuiten, Köln 1933, S. 257). Durch verschiedene mystische Erlebnisse (Verzückungen, himmlische Stimmen und Eingebungen) wurde Ignatius auf seinem neuen Weg bestärkt.

Zwar peinigten den durch seine Abtötungen körperlich entsetzlich geschwächten Heiligen die fürchterlichsten Versuchungen, Zweifel und Selbstmordgedanken, aber er schritt auf dem einmal eingeschlagenen Weg weiter, machte eine Wallfahrt nach Jerusalem, lernte noch mit 33 Jahren Latein, vertiefte sich in das Studium der Theologie und faßte den Plan, einen neuen Orden zu gründen. Am 15. August 1534, am Fest Maria Himmelfahrt, legte er mit seinen sechs Freunden, Petrus Faber, Franz Xaver, Jakob Laynez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla und Simon Rodriguez de Azevedo in der Krypta der Dionysiuskapelle am Montmartre in Paris die Gelübde für die neue „Gesellschaft Jesu" ab.

Ziel der sieben Männer war zunächst die Bekehrung der Ungläubigen, sie beschlossen aber, „sich dem Papste für jegliche apostolische Sendung zur Verfügung zu stellen" (Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, II. Bd., Paderborn 1934, S. 141).

Auf dem Wege nach Rom erschien dem heiligen Ignatius in einer Kapelle Gott-Vater, wie er gerade den pilgernden Ignatius seinem kreuztragenden Sohn empfahl. Dieser zog Ignatius zu sich heran und sagte ihm: „Ja, ich will, daß du mein Diener seist!" Gleichzeitig versprach ihm Gott: „In Rom will ich euch gnädig sein" (Koch Ludwig, S. J., Jesuitenlexikon, Paderborn 1934, S. 843).

Am 27. September 1540 bestätigte Papst Paul III. durch die Bulle „Regimini militantis ecclesiae" die Satzungen der Gesellschaft Jesu. Nun konnte Ignatius mit ganzer Kraft an seine Arbeit gehen. Neben seelsorglicher Betätigung wandte er sich besonders der sozialen Arbeit zu. Er betreute Waisenhäuser, gründete ein Heim für gefallene Mädchen und Frauen, das besonders auch die Unterstützung des Papstes und der Kardinäle fand und brachte bis 1547 bereits über 100 Buhlerinnen auf rechte Wege.

Besondere Sorge wandte Ignatius den Juden zu. Er erwirkte durch Papst Paul III. den Erlaß von Gesetzen, durch die den Juden der Übertritt zum Christentum erleichtert wurde, und errichtete zwei Häuser zur Aufnahme von jüdischen Taufbewerbern. Als Ignatius am 31. Juli 1556 starb, zählte sein Orden bereits an 1000 Mitglieder, die in 12 Provinzen organisiert waren: Rom, Toskana, Sizilien, Aragon, Kastilien, Andalusien, Por-

Digitized by Google

tugal, Frankreich, Oberdeutschland, Niederdeutschland, Indien und Brasilien. Die Zahl der Ordenshäuser betrug zu dieser Zeit bereits über 100.

2. Die geschichtliche Entwicklung des Jesuitenordens.

Bald nach dem Tode des hl. Ignatius fand der Jesuitenorden besonders in Deutschland ungeheure Verbreitung. Beim Tode des Stifters gab es erst zwei deutsche Jesuitenniederlassungen. Köln 1544 und Wien 1551. Jetzt folgten Ingolstadt und Prag 1556, München und Augsburg 1559, Trier 1560, Mainz und Innsbruck 1561, Dillingen 1563, Braunsberg 1564, Speyer 1566, Würzburg 1567, Hall 1569, Fulda 1571, Graz 1573, Luzern 1574, Heiligenstadt 1575, Molsheim, Koblenz und Paderborn 1580, Freiburg i. Schw. 1582, Münster 1588, Regensburg 1589, Emmerich und Konstanz 1592. Die Entwicklung der ganzen Gesellschaft Jesu läßt sich durch folgende Zahlen veranschaulichen. (Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche, 5. Bd. Freiburg 1933, S. 330 ff.).

1534	(Stiftung)	7	Mitglieder				
1556	(Tod d. Stifters)	1 000	Mitglieder	101	Häuser	12	Provinzen
1616		13 112	„	559	„	37	„
1749		22 589	„	1 538	„	39	„
1816		614	„				
1837		3 067	„				
1846		4 752	„				
1867		8 584	„				
1888		12 306	„			23	„
1902		15 231	„				
1933		22 936	„			43	„
1935		24 270	„	(„Der Angriff“ vom 13. 2. 1936 nach „La croix“.)			

Der größte Einschnitt vollzog sich im Jesuitenorden durch die Aufhebung 1773.

Am klarsten und auch für einen gläubigen Katholiken erschütterndsten gehen die Gründe, die zur Aufhebung des Jesuitenordens geführt haben, aus dem päpstlichen Breve „Dominus ac Redemptor noster“ hervor.

„Fruchtlos ist geblieben, was Unsere Vorfahren Urban VIII., Klemens IX., Klemens X., Klemens XI., Klemens XII., Alexander VII., Alexander XIII., Innozenz X., Innozenz XI., Innozenz XII., Innozenz XIII. und Benedikt XIV. taten, um den heißersehnten Frieden in der Kirche herzustellen; sie erließen mehrere höchst heilsame Anordnungen sowohl über die Untersagung weltlicher Geschäfte, deren sich die Gesellschaft Jesu angenommen hatte, nicht allein gelegentlich von Missionen, sondern auch ohne diese, als auch über ihre sehr schweren Verunreinigungen und Streitigkeiten mit den Ortsordinarien, den regulierten Orden, den frommen Stiftungen und Körperschaften jeder Art, die in Europa, in Asien und Amerika sich befinden, wodurch das Heil der Seelen in die größte Gefahr geraten ist und die Völker darob ihr Erstaunen

Digitized by Google

laut äußerten; auch was die Deutung und Ausübung heidnischer, in einzelnen Gegenden beobachteter Sitten angeht, setzten sie die Grundsätze beiseite, welche von der allgemeinen Kirche angenommen sind; sie überließen sich der Ausübung und Interpretation von Gesinnungen, welche der Apostolische Stuhl aus Gründen als schädlich und als der besseren Ordnung der Sitten offenkundig schadend erklärt hatte. Endlich haben sie noch in anderen Fragen von nicht minderem Gewicht und solchen, die vorzugsweise für die Erhaltung der Reinheit der christlichen Lehren bestimmt waren, sich verfehlt; in der jetzigen Zeit sowohl, wie in der vor uns gewesenen erhob sich eine Menge von Schwierigkeiten, wie denn auch von solchen allein die Unruhen und Tumulte in den katholischen Ländern und die Verfolgungen der Kirche in mehreren Provinzen Asiens und Europas entsprangen. Endlich wurden unsere Vorfahren von der Gesellschaft in tiefe Betrübnis gestürzt, besonders Papst Innozenz XI. frommen Andenkens, der, von der Notwendigkeit gedrängt, sogar der Gesellschaft untersagen mußte, Novizen aufzunehmen; so auch Innozenz XIII., welcher sich genötigt sah, sie mit derselben Strafe zu bedrohen, und endlich Benedikt XIV., dessen Andenken noch nicht vorüber ist, der die Anordnungen einer Untersuchung der in Portugal gelegenen Häuser und Kollegien der Gesellschaft für unaufschiebbar hielt.

Durch die Pflicht unseres Amtes genötigt, alles auszurotten, was die Ruhe und den Frieden des christlichen Volkes im geringsten gefährden kann; erkennend, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen, wozu sie gestiftet und von so vielen Päpsten bestätigt worden, nicht mehr bringen könne, wie auch, daß die Kirche, solange der Orden besteht, keinen wahrhaften und dauernden Frieden genießt, endlich durch andere Gründe der Klugheit und weisen Regierung der Kirche bewogen, welche Wir in unserem Herzen verschließen; heben Wir auf und schaffen ab die Gesellschaft Jesu, ihre Satzungen, Privilegien, Einrichtungen, Ämter, Häuser, Schulen, Kollegien, Hospize, wo immer sie gelegen sind, und bestrafen jeden, der diesem Dekret zuwiderhandelt oder seinen strikten Vollzug hindert, mit der großen Exkommunikation."

Dem päpstlichen Breve zufolge haben sich also im Laufe der geschichtlichen Entwicklung folgende Mißstände in den Jesuitenorden eingeschlichen, die im zweiten Teil näher zu behandeln sind.

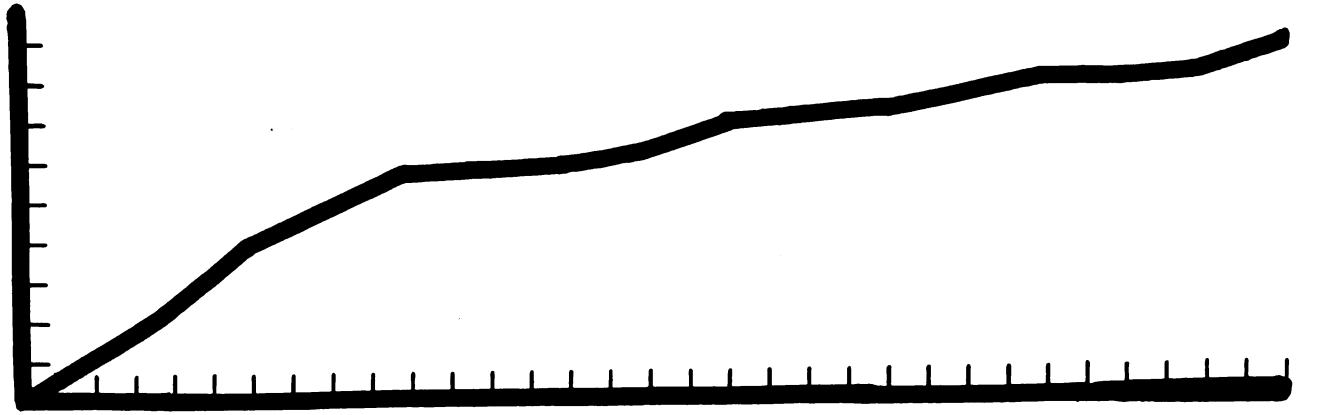
a) Weltliche Geschäfte.
b) Streitigkeiten mit den kirchlichen Behörden, den Bischöfen.
c) Streitigkeiten mit den alten Orden.
d) Streitigkeiten mit kirchlichen Vereinigungen, Stiftungen, Körperschaften jeder Art.
e) Vertretung von Sitten und Lehren, die in Widerspruch zu den allgemeinen kirchlichen Grundsätzen stehen.

Der Papst hat den Jesuiten gleichzeitig folgende Vorwürfe gemacht:

a) Die Jesuiten sind allein schuld an einer Reihe von Tumulten und Unruhen in katholischen Ländern.
b) Die Jesuiten sind schuld daran, daß die Kirche in verschiedenen Ländern verfolgt wurde.

Digitized by Google

Entwicklung der Jesuitenniederlassungen in Deutschland von 1917—1936



1917	1918	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926	1927	1928	1929	1930	1931	1932	1936
0	6	12	20	25	28	29	29	31	35	36	36	38	40	40	41	45

Digitized by Google

c) Der Jesuitenorden ist nicht mehr in der Lage, den Nutzen zu bringen, zu dem er gestiftet und von vielen Päpsten bestätigt wurde.

d) Solange der Jesuitenorden existiert, wird die Kirche keinen wahrhaften und dauernden Frieden genießen.

Am 22. Juli 1774, fast genau ein Jahr nach der Aufhebung des Ordens, starb Papst Klemens XIV. Die Leibärzte des Papstes standen mit dem Krankheits- und Sektionsbefund vor einem Rätsel (Veit a. a. O. S. 243).

Die Gegner des Papstes verbreiteten selbstverständlich das Gerücht, den Papst habe die Strafe des Himmels ereilt, er sei noch vor seinem Ende mit Blödsinn gestraft worden und sei ohne Versöhnung mit dem Himmel gestorben.

Der katholische Theologieprofessor Veit schreibt dazu (a. a. O. S. 242):

„Klemens XIV. mochte wohl fühlen, daß die Unterzeichnung des Aufhebungsbreves sein Tod sein werde, aber daß er nach der Unterschrift ohnmächtig umgefallen sei, den Verstand verloren und ausgerufen habe: ‚Die Verdammung ist mein Erbteil, ich habe es gezwungen getan', ist eine der zahlreichen Verleumdungen, mit denen die Gegner das Andenken dieses Papstes beschmutzt haben."

Der Papst hat mit der Aufhebung des Ordens keinen übereilten Schritt getan. Er selbst sagt: „Um in einer so hochwichtigen Sache möglichst sicher zu gehen, glaubten wir einer langen Zeitfrist zu bedürfen, nicht allein um sorgfältige Nachforschungen anzustellen und mit der größten Klugheit zu prüfen (mit der Prüfung waren beauftragt die Kardinäle Zelada, Carafa, Corsini, Maresfoschi, Negroni und einige Prälaten), sondern auch um den Vater des Lichtes mit fortgesetzten Gebeten um seinen besonderen Beistand zu bitten, wozu sich noch das Gebet und die frommen Werke der Gläubigen, an die wir uns gewandt hatten, anschlossen." (Veit a. a. O. S. 238.)

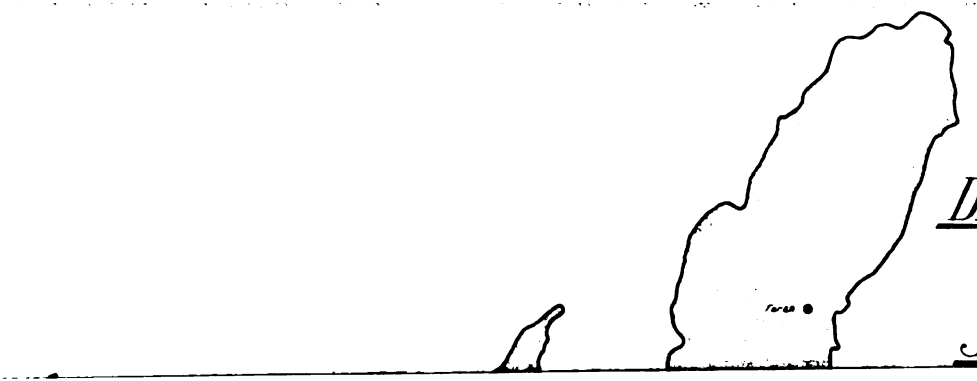
Der Papst war zu diesem Schritt gezwungen durch das Verhalten der Vertreter des Jesuitenordens in den verschiedenen Ländern.

In Frankreich kam es 1756 infolge der Geldgeschäfte des Oberen der französischen Jesuitenmission auf den kleinen Antillen, des Paters La Valette, zu einem großen Krach.

Pater La Valette hatte auf der Insel Dominique große Pflanzungen angekauft, die er mit Sklaven bewirtschaftete und mit deren Erträgnissen (Zucker und Kaffee) er ungeheure Summen verdiente. Der tüchtige jesuitische Geschäftsmann stand dabei mit dem Bankhaus Lioncy et Gouffres zu Marseille in Verbindung.

Unglück (Koch, Jesuitenlexikon S. 1079) und schlechte Spekulation (Veit a. a. O. S. 119) führten zum Zusammenbruch der finanziellen Unternehmungen des Jesuitenpaters. Als bekannt wurde, daß Pater La Valette 1½ Millionen Livres Wechselschuld auf dem Bankhaus Lioncy stehen hatte, meldeten sich plötzlich eine Unmenge Gläubiger mit Wechseln von La Valette, deren Beträge die Verbindlichkeiten der Jesuitenmission auf 4½ Millionen erhöhten, während La Valette sie höchstens auf 2½ Millionen schätzte.

Digitized by Google



Die Deutsche Assistenz des Jesuiten Ordens

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Pariser Ordensprovinz versuchte zuerst die Wechsel einzulösen, besann sich dann aber auf einen anderen Weg und machte einzig und allein Pater La Valette und die Mission Martinique für die Summen haftbar.

Die große Kammer des Pariser Parlaments aber erklärte am 29. Mai 1761 den Ordensgeneral als obersten Verwalter aller Ordensgüter und deren einzigen Eigentümer mit dem ganzen Ordensvermögen für haftbar.

Der Orden suchte sich noch durch eine Auslandsanleihe von 3 Millionen zu retten, aber Schritt für Schritt führte dieser Skandal zur Beschlagnahme seiner Güter 1762 und zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Frankreich 1764.

Institut und Regeln, Morallehre und Handlungsweise der Jesuiten wurden durch Parlamentsbeschluß als sittlich schlecht und gefährlich für Staat und Kirche verurteilt. In Gegenwart aller Pairs und Herzöge erhielt in einer Vollversammlung der Parlamentskammer dieser Beschluß seine Gültigkeit für alle Teile Frankreichs.

Selbst die jesuitischen Beichtväter der königlichen Familie konnten die königliche Bestätigung dieser Beschlüsse nicht verhindern.

In Portugal hatten sich die Jesuiten in einer Weise politisch hervorgetan, daß es (Veit a.a.O. S. 143) ebensowenig übersehen werden kann, wie andererseits die Art der portugiesischen Jesuitenverfolgung unter Pombal abgelehnt werden muß.

Diplomatischer war die Methode, mit der Spanien sich der Jesuiten entledigte. Am 13. April 1767 wurden 6000 spanische Jesuiten auf Schiffe geladen und an der Küste des Kirchenstaates ausgesetzt.

Durch die Kontrolle der Post des päpstlichen Nuntius und dadurch, daß man in den Besitz des vatikanischen Chiffreschlüssels gekommen war, hatten sich politische Anhaltspunkte zu dieser Maßnahme ergeben.

Nachdem noch wegen Verdachts des Hochverrates durch die Regierung Haussuchungen bei den Jesuiten vorgenommen worden waren, hatte der König durch Dekret vom 2. April 1767 die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien angeordnet.

In Deutschland hatte Friedrich II. schon 1757 die Jesuiten aus der Grafschaft Glatz verbannt und sie in seinen Schriften der Verräterei gegen ihn beschuldigt. (In der Denkschrift an den preußischen Geschäftsträger in Rom vom August 1758. Siehe Bach, Urkundliche Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz, 369 ff.)

So sehr man aus einigen Äußerungen Friedrichs II. eine stille Sympathie für die römische Kirche und den Jesuitenorden herauslesen wollte, so sehr war er in Wirklichkeit ein Gegner Roms und der Jesuiten und einzelne positive Äußerungen und Handlungen waren bei ihm einzig aus politischen Erwägungen heraus bestimmt. Zur Aufhebung des Jesuitenordens schrieb Friedrich II.: „Der Papst hat ihnen (den Jesuiten) den Schwanz abgehauen; sie können nun nicht mehr wie die Füchse Simsons dazu dienen, die Ernten der Philister in Brand zu stecken." (K. A. Menzel, Geschichte Schlesiens, III, 639.)

Digitized by Google

Von den Generalen der Gesellschaft Jesu von Ignatius bis zur Aufhebung des Ordens ragen folgende hervor:

Laynez Jakob, ein Jude, der sich auf dem Konzil von Trient besonders im Kampf gegen die Reformation Verdienste um Rom erwarb. Franz Borja, der Urenkel des berüchtigten Papstes Alexander VI. Hauptanlaß zu seiner Umwandlung vom Weltmann zum Büßer war der Tod seiner Gönnerin, der Kaiserin Isabella. Als Herzog von Gandia war er bereits geheimer Jesuit. Aber erst drei Jahre nach seiner Aufnahme in den Orden verzichtete er ganz auf seine weltlichen Ämter und übernahm dafür nicht minder wichtige kirchliche Stellen. Durch Franz Borja allein ist schon der kirchlich anerkannte Beweis erbracht, daß es auch geheime Jesuiten an maßgeblichen Stellen gibt.

Unter dem General Mutius Vitelleschi wurde der berühmte Jesuitenstaat Paraguay errichtet. Ebenso entstand unter seiner Regierungszeit der weibliche Zweig des Ordens, die sogenannten Englischen Fräulein. Mit dem System der Hofbeichtväter hatte dieser General in Frankreich und Savoyen Unglück.

Franz Piccolomini konnte die Bekehrung der Tochter Gustav Adolfs, der Königin Christine, als einen Erfolg des Ordens buchen.

Während der Regierungszeit des ersten deutschen Jesuitengenerals, Nickel Goswin, kämpfte Pascal in seinen „Lettres Provinciales" mit seiner Satire gegen die Gesellschaft Jesu. Ausgerechnet dieser Deutsche kämpfte mit besonderem Fanatismus gegen jeglichen Nationalgeist, der ihm „eine Pest und der Tod der Liebe" war. (Rundschreiben vom 16. 11. 1556.)

Unter dem General Oliva erlebte die weltliche Politik des Ordens eine ganz besondere Blüte. Der Jesuitenkardinal Nidhart war Generalinquisitor und erster Minister in Spanien.

Der Jesuitenkardinal Johann Kasimir II. erhielt vom Papst die Erlaubnis, zweimal hintereinander zu heiraten und wurde polnischer König. Besonders an den deutschen Fürstenhäusern hatten die Bekehrungsversuche der Jesuiten ziemlichen Erfolg.

Der General Charles de Noyelle ließ dem Grafen Starhemberg die höchste Auszeichnung des Jesuitenordens zuteil werden, die innere Anteilnahme an den geistlichen Gütern des Ordens.

Der letzte General des Ordens vor der Aufhebung, Lorenz Ricci, starb als Gefangener in der Engelsburg.

Während der Zeit der allgemeinen Aufhebung der Gesellschaft Jesu fanden die Jesuiten entgegen den Bestimmungen des päpstlichen Breves unter Kaiserin Katharina in Rußland eine Zuflucht. Doch auch in Rußland blieb die Reaktion gegen die Tätigkeit der Jesuiten nicht aus. In Rußland wurden sie vertrieben, als in der übrigen Welt allmählich die Wiederzulassung des Ordens erfolgte.

Als Papst Pius VII. am 7. August 1814 den Jesuitenorden für die ganze Kirche wieder herstellte, vollzog sich doch das neue Wachsen der Gesellschaft nur ganz allmählich und unter ziemlichen Schwierigkeiten. In den verschiedensten Ländern wurde die Gesellschaft Jesu, die sich bald wieder mißliebig ge-

Digitized by Google

macht hatte, wiederholt vertrieben, so in Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland. In Deutschland fand der Jesuitenorden erst 1917 neue Zulassung, nachdem vorher der Zentrumsabgeordnete Erzberger sich mit dem Jesuitengeneral Ledochowski in der Schweiz getroffen hatte.

Auf die gewaltigen Leistungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, die der Jesuitenorden zu allen Zeiten seines Bestehens buchen kann, soll im zweiten Teil grundsätzlich eingegangen werden.

Die Nationalität der Jesuitengenerale.

1.	Loyola de, Ignatius	Spanier (Baske)
2.	Lainez, Jakob	Spanier (Jude)
3.	Borgia, Franz	Spanier
4.	Mercurian, Eberhard . . .	Belgier
5.	Aquaviva, Claudius	Italiener (Neapolitaner)
6.	Vitelleschi, Mutius	Italiener (Römer)
7.	Carrafa, Vincentius	Italiener (Neapolitaner)
8.	Piccolomini, Franz	Italiener (Sieneſe)
9.	Gottifredi, Alexander . . .	Italiener (Römer)
10.	Goswin, Nickel	Deutſcher
11.	Oliva, Johann Paulus . . .	Italiener (Genueſe)
12.	Noyelle de, Charles	Belgier
13.	Gonzalez de Santalla, Thyrſus	Spanier
14.	Tamburini, Michelangelo . .	Italiener (Modena)
15.	Retz, Franz	Tſchechoſlowakei (Deutſchböhme)
16.	Visconti, Ignatius	Italiener (Mailänder)
17.	Centurioni, Aloiſius	Italiener (Genueſe)
18.	Ricci, Lorenzo	Italiener (Florentiner)
19.	Brzozowſki, Thaddäus . . .	Ermländer
20.	Fortis, Aloiſius	Italiener (Veroneſe)
21.	Roothaan, Johann Philipp .	Holländer
22.	Beckx, Petrus	Belgier
23.	Anderledy, Anton Maria . .	Schweizer
24.	Martin, Luis	Spanier
25.	Wernz, Franz X.	Deutſcher
26.	Ledóchowſki, Wladimir . . .	Pole

Aus dieſer nationalen Überſicht der Jeſuitengenerale geht zur Genüge die Internationalität des Jeſuitenordens hervor. Die überwiegende Mehrheit beſteht aus Italienern, die allein elf Generale geſtellt haben. Auffallend dabei iſt die planmäßige Berückſichtigung verſchiedener Nationen ſeit der Wiederherſtellung des Ordens.

Digitized by Google

3. Der gegenwärtige Stand der Gesellschaft Jesu.

Die gegenwärtige Lage des Jesuitenordens kann als ganz gewaltiger Aufstieg bezeichnet werden.

Wenn die Jesuiten auch aus Spanien wieder einmal vertrieben sind und ihre Arbeit in Rußland sich auf stille diplomatische Tätigkeit beschränken muß, so ist dafür ihr Einfluß in der großen Weltpolitik und in der vatikanischen Diplomatie um so größer. Als Bischöfe der römischen Kirche werden heute vorwiegend Männer genommen, die durch eine Jesuitenschule gegangen sind, in der Erziehung des Adels und der Söhne der reichen Leute hat sich der Orden maßgeblichen Einfluß gesichert und auf eine Reihe von Staatsmännern wirkt zur Zeit die Gesellschaft Jesu direkt oder indirekt beratend oder leitend ein.

Die äußere Organisation der Gesellschaft hat eine ungeheuere Ausdehnung angenommen und stellt mit ihrem fast auf die ganze Welt verteilten Netz von Häusern und Einzelposten eine ungeheure Macht dar.

Der äußere Aufbau ist aus nachfolgender Übersicht zu erkennen.

Stand der Gesellschaft Jesu im Jahre 1933.

Sitz des Generals: Rom

			Priester	Mitglieder
1.	Provinz	Rom	140	325
2.	„	Mittelbrasilien	57	160
3.	„	Neapel	131	386
4.	„	Sizilien	111	306
5.	„	Turin	189	349
6.	„	Venedig	214	510
I.	Assistenz	Italien	842	2036
7.	Provinz	Österreich	200	390
8.	„	Südbrasilien	118	294
9.	„	Niederdeutsche	364	735
10.	„	Ostdeutsche	109	340
11.	„	Oberdeutsche	258	581
12.	„	Ungarn	96	268
13.	„	Holland	320	693
	Missionsgebiete: Japan, Dänemark und Schweden			
II.	Assistenz	Germania	1465	3301

Digitized by Google

			Priester	Mitglieder
14.	Provinz	Champagne	460	840
15.	„	Paris (Francia)	408	729
16.	„	Lyon	386	715
17.	„	Toulouse	412	710
III.	Assistenz	Frankreich	1666	2994
18.	Provinz	Aragonien	415	981
19.	„	Argentinien-Chile	177	492
20.	„	Andalusien (Baetica)	194	481
21.	„	Kastilien	382	990
22.	„	Columbien	100	330
23.	„	Leon	305	786
24.	„	Portugal	181	438
25.	„	Mexiko	207	429
26.	„	Toledo	158	446
IV.	Assistenz	Spanische	2119	5373
27.	Provinz	England	481	888
28.	„	Australien	92	187
29.	„	Belgien	846	1596
30.	„	Niederkanada	210	554
31.	„	Oberkanada	68	240
32.	„	Irland	170	391
V.	Assistenz	Englische	1807	3856
33.	Provinz	Kalifornien	147	421
34.	„	Chicago	328	733
35.	„	Maryland-Neuyork	502	1241
36.	„	Missouri	371	849
37.	„	New Orleans	188	386
38.	„	Neu England	284	689
39.	„	Oregon	152	394
VI.	Assistenz	Amerika	1972	4713
40.	Provinz	Tschechoslowakei	106	316
41.	„	Jugoslavien	77	192
42.	„	Großpolen u. Masowien	96	380
43.	„	Kleinp. Polen	143	512
VII.	Assistenz	Slavien	422	1400
		Gesamtzahl der GJ	10353	23673

Digitized by Google

4. Verfassung und innerer Aufbau des Jesuitenordens.

Der Jesuitenorden bedeutete bei seiner Gründung etwas ganz Neues. Durch Abstufung seiner Mitglieder und Häuser, durch den grundsätzlichen Verzicht auf Chorgebet und Ordenstracht, durch seine rein monarchische Regierung ohne Kapitel unterscheidet er sich wesentlich von anderen Orden. Er sollte alle Vorzüge des früheren Ordenswesens systematisch in sich vereinigen. Novalis hat darum von ihm das große Wort geprägt: „Ewig wird diese Gesellschaft ein Muster aller Gesellschaften sein."

Der Ordenszweck der Gesellschaft Jesu besteht nicht in einer bestimmten Einzeltätigkeit, sondern umfaßt universell das ganze Gebiet des „Königsdienstes im Reiche Christi" (Koch, Jesuitenlexikon S. 1808). Die Organisation als solche ist straff militärisch aufgezogen. „Die Betonung des Gehorsams gehört zu den kennzeichnenden Merkmalen jesuitischer Disziplin und Aszese, wie auch die Schulung des Willens mehr als die Ausbildung der Herzenseigenschaften hervortritt." (Koch, Jesuitenlexikon, S. 1810.)

Geschichtlich ist die Verfassung des Jesuitenordens bereits durch den Gründer Ignatius festgelegt, dem Wortlaut nach liegt sie seit dem 4. Ordensgeneral Aquaviva, der den Satzungen die letzte Abrundung gegeben hat, bis ins Kleinste geregelt vor. Immer wurde der Geschäftsgang den jeweiligen Zeitverhältnissen angepaßt. Der Neuzeit wurde durch die Kodifizierung des Kirchenrechts im Jahre 1918 Rechnung getragen.

Der Gesamtorden der Jesuiten ist gegliedert nach Assistenzen, Provinzen und Niederlassungen. Der Sitz der Ordensleitung ist in Rom. Die Niederlassungen teilen sich auf in Profeßhäuser, Residenzen und Kollegien. In den letzteren wird die evangelische Armut nicht so streng gehandhabt mit Rücksicht auf den Zweck der Anstalten.

Die personelle Aufgliederung von oben nach unten ist folgende: der General, die Assistenten, die Provinziale, Rektoren und Superioren, die Professen und geistlichen Koadjutoren, die Scholastiker, die Novizen, die Kandidaten und die Laienbrüder.

Die Auslese der Mitglieder der Gesellschaft Jesu ist von Anfang an eine außerordentlich sorgfältige. Eine langjährige und gewissenhafte Erprobung wird ermöglicht durch die Kandidatur, das Noviziat und Tertiat. Verschiedene Prüfungen der Fähigkeiten, der wissenschaftlichen und sittlichen Fortschritte und Rückschritte lösen einander regelmäßig ab. Dem Noviziat geht ein eigenes wichtiges Examen voraus, von dem die Zulassung abhängt. Die einzelnen Ausbildungsstufen dienen dem Doppelberuf des Ordensmannes und Priesters. Die Ausbildungszeit ist genau vorgeschrieben. Für den Professen beträgt sie mindestens 17 Jahre. Ein bis zwei Jahre werden verwandt auf Rhetorik und humanistische Fächer. Es folgen dann sieben Studienjahre für Philosophie und Theologie. Hierauf noch zehn Prüfungsjahre. Für den geistlichen Koadjutor sind zehn Ausbildungsjahre vorgeschrieben. Das Noviziat dauert zwei Jahre und liegt vor dem Scholastikat, das Tertiat nur ein Jahr und folgt diesem. Durch jeweils 30tägige Exerzitien werden Noviziat und Tertiat eingeleitet. Sonst werden jährlich achttägige Exerzitien ge-

Digitized by Google

macht, außerdem treffen mindestens zweimal drei Einkehrtage für das Jahr, sowie monatliche Geistesammlungen. Neben den gewöhnlichen geistlichen Übungen dienen diese der charakterlichen Vervollkommnung. Eines der wichtigsten Mittel dazu ist auch die beständige schriftliche (graphische) Selbstkontrolle, die jeder vorschriftsmäßig führen muß, um sich Rechenschaft zu geben über Fehler, Vorsätze, Erinnerungen usw. Den Abschluß findet das Studium mit dem wichtigen, der Doktorwürde auf den Universitäten gleichgestellten (s. Koch, Jesuitenlexikon, S. 516) Examen ad gradum, das die Berechtigung zur Erlangung der höchsten Würde im Orden gibt. Professe kann nur werden, wer dieses Examen abgelegt hat. Die rednerische Ausbildung setzt schon sehr früh ein, nämlich vor oder mindestens während des Noviziats. Häufige Disputationen vervollkommnen die schlagfertige Redegewandtheit. In Akademien wird Gelegenheit geboten zur Schulung für gute Lehrvorträge und in Seminarien für wissenschaftliche und schriftstellerische Betätigung. Zwischen dem Philosophie- und Theologiestudium wird meistens eine praktische Tätigkeit eingeschaltet, Erziehung in Kollegien, Studium weltlicher Wissenschaften (Naturwissenschaften, Mathematik, Kunst usw.) auf Universitäten.

Die Leiter der einzelnen Häuser heißen Superioren, Rektoren und Provinziale. Sie stehen unter ständiger Abhängigkeit und Überwachung durch höhere Vorgesetzte und durch den verfassungsmäßigen Stab von Beratern (Konsultoren). (Koch, Jesuitenlexikon S. 1309.)

Die sieben Assistenten des Jesuitenordens sind dem General als Berater zur Seite gegeben.

Der General selbst wird gewählt durch die Generalversammlung, die dem Gewählten „der Zeitlage nach entsprechende Richtlinien und Sonderaufgaben seiner Regierung vorzeichnet" (Koch, Jesuitenlexikon, S. 1309). In seiner Hand ruht die Exekutive des Gesamtordens. Er untersteht nur dem Papst. Alles wird von ihm überwacht. Gesetze werden durch ihn erklärt, Verordnungen getroffen. Auch die Repräsentation nach außen hat er zu übernehmen. Seine Gewalt ist eine rein monarchische. Er entscheidet über Aufnahme und Entlassung, über den Grad der Mitglieder, ob sie zu den feierlichen Gelübden zugelassen werden oder Koadjutoren sein sollen. Alle bedeutenderen Oberen hat er zu ernennen, besonders die Provinziale und Rektoren. Das „geflügelte Wort vom ‚Schwarzen Papst' kann bei der tatsächlichen großen Macht nicht wundernehmen" (Koch, Jesuitenlexikon, S. 657). Er ist auf Lebenszeit gewählt. Bei Krankheit oder Altersschwäche jedoch wird ein Stellvertreter mit dem Recht der Nachfolge durch die Generalversammlung aufgestellt.

Die unterste Stufe nehmen die Laienbrüder ein, welche keine wissenschaftliche Ausbildung genießen, sondern hauptsächlich für häusliche Dienste herangezogen werden.

Von größter Wichtigkeit für die Gesamtorganisation des Jesuitenordens ist das mit peinlichster Genauigkeit geregelte Berichterstattungswesen. Wöchentliche, monatliche, viertel- und halbjährige Lageberichte, sowie Jahresberichte für das Archiv, alle mit bestimmten Terminen zur Einreichung, wech-

Digitized by Google

seln den verschiedenen Zwecken entsprechend ab. Sie enthalten Mitteilungen über Charaktereigenschaften, besondere Fähigkeiten und Eignungen, Lob und Tadel. Dabei gibt Koch zu, daß die Möglichkeit zu falschen Berichten (Denunziationen) besteht (Jesuitenlexikon, S. 195).

Es wird manchmal von geheimen Jesuiten, sog. Affiliierten oder verkappten Laienjesuiten gesprochen (Franz Borja). Es gibt jedoch keine eigene Organisation für diese geheimen Jesuiten, wie wir sie etwa beim Zweiten und Dritten Orden des hl. Franziskus haben. Wohl sind aber die Marianischen Kongregationen und die Vereinigungen ehemaliger Jesuitenschüler meist in unbedingter Abhängigkeit von der Gesellschaft Jesu. Dafür existiert eine Participatio bonorum operum, eine geistige Gütergemeinschaft (Koch, Jesuitenlexikon S. 17). Sie besteht aus Gönnern und Wohltäterinnen, die sich dann „Sohn" oder „Tochter" der Gesellschaft Jesu nennen, wie dies Jakob II. von England und seine Gemahlin getan haben. Zuweilen wird solchen erlaubt, die einfachen Gelübde des Ordens abzulegen.

Auch einen eigentlichen weiblichen Zweig von Jesuiten gibt es nicht. Wohl haben sich schon zur Zeit des Gründers einzelne Frauen nach dessen Namen genannt, doch gibt es „Jesuitinnen" nur insoweit, als einzelne weibliche Genossenschaften, wie z. B. die Englischen Fräulein oder die Frauen vom Heiligsten Herzen Jesu (Dames du S. Coeur), den Geist der Gesellschaft Jesu aufweisen, in Regel und Arbeitsweise ihr gleichen.

Als allgemeine Charakteristik der jesuitischen Verfassung mag zum Schluß das Wort des Jesuiten Koch genügen, der sagt: „Die rückhaltlose Hingabe an das Apostolat im Reiche Christi hat der Verfassung auch ihr negatives Gepräge aufgedrückt" (Jesuitenlexikon S. 1809), d. h. den absoluten Verzicht auf alles, was die unbedingte Einsatzbereitschaft für den Papst in Rom irgendwie hindern könnte.

Digitized by Google

Münchener Bildbericht

Krokus-Wiese bei Saas Grund

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
ILLINOIS

Digitized by Google

Das deutsche Volk wird lieber jede Not und Drangsal auf sich nehmen, als von dem Gebot der Ehre und dem Willen zur Freiheit und der Gleichberechtigung abgehen.

Adolf Hitler
am 7. März 1936

Digitized by Google

Karl Köhler:

Zur Besteuerung der Meßstipendien

Die gehässigen Bemerkungen, welche die vatikanische Presse an die Nachricht von einer Besteuerung der Meßstipendien durch die deutschen Finanzbehörden zu knüpfen für gut fand*, lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine römisch-katholische Einrichtung, über welche breite Volksteile nicht nur im außerkirchlichen, sondern auch im kirchlichen Lager selbst nur wenig unterrichtet sind, auf die Meßstipendien. Man versteht darunter einen Geldbetrag, welcher einem katholischen Geistlichen in der Weise gespendet wird, daß dieser dafür die Verpflichtung übernimmt, eine Messe nach der Meinung des Spenders zu lesen. Da nun solche Spenden oder Stipendien mit der ganzen Entwicklung des Messewesens selbst aufs engste verwoben sind, so läßt sich ihre Entstehung und Verbreitung nur im Zusammenhange mit der Geschichte der Messe verstehen; es bleibt daher dem Leser, der Näheres darüber erfahren will, nichts übrig, als nun auch die Entwicklung der katholischen Messe selbst, wenigstens in ihren allgemeinsten Zügen, in aller Geduld über sich ergehen zu lassen.

In ältester Zeit war es üblich, daß der kirchliche Gottesdienst, eben die Messe, vom Bischofe im Beisein und unter Mitwirkung der Priesterschaft gefeiert wurde, während alle übrigen Gläubigen das Opfermahl unter den Gestalten des Brotes und Weines empfingen. Der Anteil der Gläubigen am gemeinsamen Gottesdienste beschränkte sich jedoch keineswegs auf ihre An-

* Der „Osservatore Romano" Nr. 14 vom 18. Januar 1936 nennt die Verfügung des Reichsfinanzministers vom 5. Dezember 1935 „eine moralische und materielle Schikane . . . Zweck und Sinn der Steuer ist eine zynische Schmähung der Heiligkeit und der Freiheit der Kirche, weil die höchste, heiligste und göttlichste Äußerung der Religion und des christlichen Kultus mit einem beliebigen Geschäft oder einer Arbeitsleistung auf die gleiche Stufe gestellt wird und der Priester in den Augen des Volkes durch den Steuereinnehmer zum „Arbeiter des Altares" herabgewürdigt wird. Die Beeinträchtigung der Freiheit der Kirche besteht darin, daß die Steuer wie jede andere Abgabe (!) darauf hinausläuft, eine Äußerung des religiösen Lebens zu verhindern (!) und zwar das Opfer von Golgatha auf den Altären. Die Juden haben das Opfer von Golgatha nicht besteuert, sie haben dafür gezahlt; es wird besteuert von denen, die die Juden verfolgen."

Im Hinblick auf die letzten Worte könnte man dem Vatikanblatt antworten, daß zwar die Juden keine Steuer erhoben haben, daß aber ein Judas für das Opfer Geld genommen habe. Im übrigen hat der Reichsfinanzhof, auf dessen Urteil vom 15. Mai 1935 sich die Verfügung des Reichsfinanzministeriums stützt, die gleiche Entscheidung getroffen, die für das Gebiet des preußischen Steuereinkommenrechts das preußische Oberverwaltungsgericht bereits vor dem Kriege wiederholt getroffen hat. Die deutschen kirchlichen Behörden haben weder gegen die langjährige Rechtsprechung des preußischen Oberverwaltungsgerichts, noch gegen das Urteil des Reichsfinanzhofs, noch gegen die Verfügung des Reichsfinanzministers jemals Vorstellungen erhoben. Zu den Angriffen des „Römischen Beobachters" bestand daher auch aus diesem Grunde keine Veranlassung.

Digitized by Google

wesenheit und Kommunion. Waren doch sie es, welche die zur Feier erforderlichen Naturalien, eben Brot und Wein, mitbrachten und opferten, die dann während der Messe konsekriert und dadurch kirchlichem Glauben gemäß in den Leib und in das Blut Christi verwandelt wurden. Natürlich beschränkten sich die Spenden der Gläubigen nicht auf den bei der Kommunion von ihnen genossenen Bissen Brot oder Schluck Wein. Der Überschuß kam dem Bischofe und seiner Kirche zugute und war so reichlich, daß sich an den großen Patriarchalkirchen Rom, Alexandria, Antiochia und Konstantinopel mit der Zeit unermeßliche Reichtümer häuften. Als Papst Damasus († 384) den römischen Präfekten Prätextatus zum Christentum bekehren wollte, gab dieser zur Antwort: „Mach mich zum römischen Bischofe, und sofort werde ich Christ!“ So freigebig flossen die Spenden der Gläubigen, daß der römische Bischof Tag für Tag mehr als 1500 Arme, Witwen und Waisen, dazu noch 46 Priester und über 100 Kleriker speisen konnte, obschon es auch nicht an Kargen und Lässigen fehlte, die wieder und wieder ermahnt werden mußten, dem Altare nicht mit leeren Händen zu nahen und sich zu schämen, von der Gabe eines anderen zu kommunizieren. Der Eifer der Gläubigen ward noch in der Weise angespornt, daß ihre Namen in die Kirchenbücher eingetragen und beim gemeinsamen Gottesdienste verlesen wurden; der zelebrierende Priester flehte auf sie Gottes besonderen Segen mit den Worten herab: „Gedenke, o Herr, derer, welche heute dieses Opfer zum Altare gebracht haben.“

Ursprünglich gab es in der christlichen Gemeinde wie nur *einen* Bischof, so nur *ein* Gotteshaus und in diesem nur *einen* Altar, an welchem die sonntägliche Messe gefeiert wurde. Doch war es schon im 2. Jahrhundert üblich geworden, sich nicht nur am Sonntage, sondern auch am Mittwoche und Freitage zu versammeln, wozu in den morgenländischen Kirchen bald auch noch der Sonnabend trat. So war der Schritt zur täglichen Feier der Messe nur mehr ein kleiner, und er wurde durch den Umstand erleichtert und beschleunigt, daß die Messe auch an den Jahrtagen der Märtyrer, bald auch an denen der gewöhnlichen Gläubigen dargebracht wurde; schon Cyprian, Basilius und Chrysostomus pflegten sie täglich zu feiern. Nach wie vor hielt man jedoch an der Gepflogenheit fest, sie in derselben Kirche am selben Tage nur einmal zu begehen, wie es in der griechischen Christenheit noch heute gehalten wird, die auch nur *einen* Altar in der Kirche zuläßt. Im Abendlande wurden dagegen vielleicht schon im 4., sicher im 5. Jahrhundert mehrere Altäre in derselben Kirche errichtet; Karl der Franke warnte vor überflüssigen Altären. Ihre Häufung hing mit der heißen und vertrauensvollen Verehrung zusammen, welche man den Märtyrern widmete. Man ließ es sich ganz besonders im Abendlande angelegen sein, ihre Leiber in der Kirche beizusetzen und ihre Ruhestätte mit einem über ihr aufgestellten Altare zu ehren, um sich hierdurch ihrer besonderen Fürsprache und Hilfe zu versichern. Gab es nun aber in einer Kirche mehrere Altäre, so konnte es nicht ausbleiben, daß es bei der bisherigen *einen* täglichen Messe sein Bewenden nicht hatte. Die Mehrheit der Altäre zog vielmehr von selbst auch eine Mehrheit täglicher Messen nach sich, wenn man zunächst auch noch immer den Grundsatz wahrte,

Digitized by Google

daß auf einem Altare nur einmal des Tages zelebriert wurde und dem Altare, dessen sich der Bischof bedient hatte, am selben Tage kein einfacher Priester nahen durfte. Selbstverständlich ließ sich, wenn der Bischof nicht mehr nur sonntags, sondern Tag für Tag zelebrierte, auch der alte Brauch nicht mehr aufrechterhalten, daß sich die Gemeinde um seine Meßfeier scharte; nur mehr sonntags versammelte sie sich um ihn und nur dies galt ihnen als Pflicht, während ihnen die Teilnahme an der Feier der Wochentage freigestellt blieb. So hatte man denn eine im wesentlichen zwar vollständig gleiche, aber doch zweifach verschiedene Meßfeier: eine gemeinsame, öffentliche, mit einer gewissen Weihe umgebene, sozusagen amtliche, die vom Vorsteher am Sonntage begangen und von der Gemeindespende bestritten wurde; und eine im Gegensatze zur ersteren mehr schlichte und gewissermaßen private der Priester an den Wochentagen. Diese Privatmesse blieb auch nicht mehr wie der sonntägliche Hauptgottesdienst an die Hauptkirche und an deren Hauptaltar gebunden, sondern konnte auch an den Seitenaltären, ja außerhalb der Kirche, in Oratorien, sogar in den Wohnungen der Gläubigen stattfinden. Gerade diese Privatmessen waren es nun aber, die für die Entwicklung der Meßspenden von ausschlaggebender Bedeutung wurden. Der bischöfliche bzw. später pfarrliche Gemeindegottesdienst wurde für die Christenheit, näherhin für die Gemeinde insgesamt und das ewige und zeitliche Heil aller ihrer Mitglieder dargebracht. Die Privatmesse dagegen konzentrierte den unermeßlichen Segen, der sich aus dem heiligen Opfer auf die ganze Christenheit ergoß, auf eine einzelne Person und ihr besonderes Anliegen; in diesem Sinne wurde sie von dem mit ihr betrauten Priester auf den Wunsch des oder der Gläubigen gefeiert, von welchem oder von welchen er mit der herkömmlichen Spende bedacht wurde. Obschon also diese ihrem Wesen nach auf die mit der Meßfeier seit ältester Zeit verbundene Opferspende zurückgeht, so läßt sich doch näherhin mit Fug und Recht sagen: die Geburtsstunde der Privatmesse war die Geburtsstunde des Meßstipendiums.

Die Kirche unterließ es zu keiner Zeit, die unbeschreibliche Segensfülle der Messe in den überschwänglichsten Worten zu preisen, und sie tat es in klassischer, für alle späteren Jahrhunderte wenigstens im Abendlande vorbildlicher und entscheidender Weise durch den Mund des Papstes Gregors des Großen, eines ihrer verehrtesten und beliebtesten Lehrer († 604). Nach Gregor aber rettet besonders das Meßopfer die Seele vor dem ewigen Untergange. „Welcher gläubige Christ", ruft er ekstatisch aus, „möchte zweifeln, daß sich zur Stunde des Opfers auf des Priesters Geheiß die Himmel öffnen, Engelchöre jenes Geheimnis Christi umschweben, das Höchste sich vermählt mit dem Niedrigsten, das Irdische sich eint mit dem Himmlischen und mit dem Sichtbaren das Unsichtbare?" Konnten schon solche Worte aus dem Munde eines so allgemein gefeierten Kirchenvaters, in der Folgezeit auf unzähligen Kanzeln und in unzähligen Schriften unzählige Male wiederholt, ihren tiefsten Eindruck auf gläubige Gemüter nicht verfehlen, so wirkten womöglich noch stärker seine Erzählungen von den großartigen Wundern, welche das Meßopfer da und dort nicht nur zur Sicherung des ewigen Seelenheiles, sondern auch zur Befreiung aus irdischer Not und Bedrängnis hervorgebracht

Digitized by Google

haben sollte. Das waren nun freilich reine Legenden, welche aber vom Papste im vollen Brustton so ehrlicher Überzeugung vorgebracht wurden, daß sie das ganze Mittelalter hindurch für geschichtliche Wahrheit gehalten und als unwiderlegliche Beweise der Göttlichkeit des heiligen Opfers angesehen wurden, ja vielfach heute noch werden. Stand es aber so mit der Messe, wie hätte dann die Christenheit nicht eben zu ihr in allen ihren bedrückenden Angelegenheiten mit unerschütterlichem Vertrauen ihre Zuflucht nehmen sollen? So erfreuten sich denn eben im Zeitalter Gregors des Großen, im 6. und 7. Jahrhunderte, die sog. Votivmessen, die nach dem Wunsche der Gläubigen, nach ihrem votum, gelesen wurden, ganz ungemeiner Beliebtheit, und wie Pilze aus dem Erdboden schossen zugleich fromme Stiftungen und Vermächtnisse empor, in welchen reiche Leute ihr ganzes Besitztum und Vermögen oder auch größere oder geringere Bestandteile davon, Grundstücke, Höfe und Häuser Kirchen, Klöstern und geistlichen Bruderschaften vermachten, auf daß aus ihren Erträgnissen Seelenmessen zu ihrer und ihrer Angehörigen Ruhe für ewige Zeiten gelesen würden. Daher spielten gerade die Messen für die Verstorbenen unter allen Votivmessen die hervorragendste Rolle. Aber auch den Lebenden sollte ja doch das heilige Opfer zustatten kommen, und so gab es Votivmessen für die mannigfachsten Bedürfnisse, Bedrängnisse und Verhältnisse des häuslichen und öffentlichen Lebens, um Frieden, um gutes Wetter, um Gedeihen der Feldfrüchte, um Abwendung und Beendigung der Kriegsgefahr oder verderblichen Seuchen, besonders auch in den verschiedenen Kümmernissen des ehelichen und weiblichen Lebens, um Kindersegen, eine glückliche Geburt usw. Natürlich wurden solche Votivmessen von den Priestern immer nur auf besonderes Verlangen und gegen die herkömmliche Spende der Bittsteller gelesen: das goldene Zeitalter der Meßstipendien war angebrochen. An der alten Gepflogenheit, während der Messe die bekannten Naturalien auf den Altar zu legen, wurde noch viele Jahrhunderte lang und in manchen Gegenden noch bis fast in die Gegenwart herein festgehalten. So ermahnte Papst Gregor VII. auf einer römischen Synode 1078 die Gläubigen, bei der Messe zu opfern; eine ungarische Synode vom Jahre 1092 verpflichtete sie, drei Brote und eine Kerze zu spenden. Auch Ähren, Trauben, Öl und Weihrauch wurden bei der Opferung, während welcher Psalmen gesungen wurden, gereicht, anderes wurde dem Bischofe oder Pfarrer ins Haus getragen. Es ließ sich aber auf die Dauer doch nicht verkennen, daß die Ablieferung solcher Dinge während des Gottesdienstes mancherlei Störung verursachte, überdies mußte die Aufbewahrung von Genußmitteln, die raschem Verderben unterlagen, Schwierigkeiten bereiten. So kam seit dem 6. Jahrhundert allmählig der Brauch auf, die Naturalien durch Geldspenden zu ersetzen. Der Löwenanteil an Meßgaben fiel nun allerdings unbestreitbar den Klöstern zu, wovon Tausende von Urkunden beredtes Zeugnis ablegen. Doch gingen auch die Weltgeistlichen nicht leer aus. Der um die Herstellung der schon damals gesunkenen Kirchenzucht verdiente Bischof Chrodegang von Metz († 766) gestattete seinen Klerikern ausdrücklich, die für eine Messe empfangene Geldspende für sich zu behalten und nach Belieben zu verwenden. Die Priester hätten nun da Engel sein müssen, die sie zu keiner

Digitized by Google

Zeit waren, wenn sie sich die für sie so erfreuliche Einrichtung der Meßstipendien nicht in jeder Weise eifrigst zu Nutzen gemacht hätten. Ohnehin seufzten sie zum guten Teile in einer äußerst traurigen wirtschaftlichen Lage, ohne daß von kirchlicher oder staatlicher Seite das Geringste für sie geschehen wäre; was blieb ihnen anderes als die Selbsthilfe übrig? Unwissend zum Gotterbarmen, waren die armen Teufel bettelarm, halb verhungert und oft nicht imstande, ihre Blöße zu bedecken; mußte doch eine Kölner Synode vom Jahre 1279 verordnen, kein Priester dürfe ohne Strümpfe und Schuhe zelebrieren. Es gab zahllose Priester, deren einziger Lebensunterhalt der Ertrag aus den bei ihnen bestellten Messen bildete, der daher für sie eine Lebensfrage im vollen Sinne des Wortes war. So waren sie um den geringsten Verdienst wie um ein Himmelsgeschenk froh, jagten einander die Meßbestellungen ab und unterboten sich gegenseitig. Man konnte nicht von ihnen erwarten, daß sie in der Wahl ihrer Mittel zur Erlangung von Meßgeldern sehr zimperlich sein würden. Wurden sie zu Beichtvätern auserkoren, so legten sie ihren Beichtkindern zur Buße eine bestimmte Anzahl von Messen auf, die sie dann selbst lasen; sie drangen in Sterbende, Jahrtage zu stiften oder den nötigen Betrag für dreißig oder auch nur sieben Messen, je nach der wirtschaftlichen Lage des Kranken, auszuwerfen. Immer wieder mußten die Synoden gegen solche Machenschaften einschreiten, der beste Beweis, wie sehr diese im Schwunge waren. Die Bischöfe vermochten aber schon aus dem einfachen Grunde nicht durchzudringen, weil sie es an dem nötigen Ernste meist fehlen ließen und es ihren Geistlichen zwar untersagten, die Laien zu Meßstiftungen zu zwingen, es ihnen aber gestatteten, den Gläubigen mit gutem Rate zuzusetzen. Aus Habsucht, um vom Meßstipendium nichts abgeben zu müssen, lasen Geistliche ihre Messen ohne Ministranten; solche Einsiedlermessen, missae solitariae, wurden schon von der Reformsynode zu Mainz 813 mit dem Hinweise darauf verboten, daß dann ja das Dominus vobiscum des Priesters keinen Sinn habe. Manche halfen sich damit, daß sie ihre eigenen unehelichen Söhne, ihre spurii, zu Ministranten nahmen, was von den Synoden ebenfalls als unstatthaft erklärt wurde. Man las auch Messen nach verbrecherischen Meinungen; war es doch gar nicht so selten, daß Leute ihre Feinde dadurch wähnten aus dem Wege räumen zu können, daß sie Totenmessen für sie halten ließen. Da zu manchen Zeiten an manchen Orten Priestermangel herrschte, so mußte ein und derselbe Priester mit der Seelsorge über zwei benachbarte Gemeinden und infolgedessen mit der Befugnis betraut werden, den Gottesdienst am selben Tage am einen wie am anderen Orte, also zweimal, zu feiern, zu binieren; auch wenn die Kirche zu klein war, um die Menge der Gläubigen zu fassen, durfte der Priester binieren, was schon Papst Leo I. († 461) als alte Gewohnheit bezeichnete. Zur Bination konnte auch der Umstand veranlassen, daß auf denselben Tag zwei kirchliche Feste fielen, die man beide begehen wollte, z. B. ein Fest des Herrn und das eines Heiligen; oder wenn mit einem Feste eine Toten-, eine Braut- oder sonst eine Votivmesse zusammentraf. Aber auch von solchen Fällen ganz abgesehen, war es, was heutzutage nur mehr zu Weihnachten und Allerseelen gestattet ist, auch an verschiedenen anderen Tagen gebräuchlich, die Messe zu

Digitized by Google

wiederholen, so an Neujahr, am Gründonnerstag, Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Peter und Paul. Der hl. Ulrich von Augsburg zelebrierte an manchen Tagen dreimal, Papst Leo III. († 816) sogar sieben-, ja neunmal. Ein heiligmäßiger Einsiedler berief sich, als er eines Tages vier Messen las, auf einen göttlichen Befehl (1191). Der hl. Norbert († 1134), der hl. Bischof Libentius von Bremen († 1013), der hl. Klausner Aibert († 1140) lasen Tag für Tag ihre zwei Messen; Mönche von Mehrerau und St. Gallen verpflichteten sich, am Todestage eines Bruderschaftsmitgliedes je drei Messen zu zelebrieren. Wie hätten denn nun, wenn hohe Kirchenfürsten und sogar Heilige mit so leuchtendem Beispiele vorangingen, einfache Priester zurückbleiben können? „Übertriebene Frömmigkeit" dürfte es allerdings nur in den seltensten Fällen gewesen sein, was ihren Eifer anspornte; beschuldigte sie doch Erzbischof Walram von Köln offen der Habsucht (1335), und auch eine Synode zu Regensburg (1287) klagte darüber, daß sie ohne rechtlichen Grund, nur des Gewinnes halber, binierten. Zwar verbot Innozenz III. (1198—1216) die Bination, und seine Nachfolger taten dasselbe. Aber auch hier rückten sie dem Mißbrauche niemals strenge zu Leibe, da sie den „Notfall" stets offen ließen, der zur weitesten Auslegung verführte. Was dagegen in vielen Gewissen schwere Bedenken erregte, das war das alte Verbot der Nüchternheit, welches offenbar verletzt wurde, wenn bei mehrmaliger Wiederholung der Messe die Kommunion unter beiden Gestalten ebenso oft genossen werden mußte. Spanische Priester halfen sich nun in dieser Verlegenheit auf die Weise, daß sie bei der Bination nur einmal, nämlich in der letzten Messe, kommunizierten; die 12. Synode von Toledo (681) untersagte nun nicht etwa die Wiederholung der Messe, sondern nur die Unterlassung der Kommunion in den früheren Messen. Einen ähnlichen Weg schlug man in Frankreich ein, wo vom 11.—14. Jahrhundert eine eigenartige Sitte herrschte, welche bald auch in Deutschland Eingang fand. Hatte nämlich ein Priester etwa drei Stipendien zu erledigen, so las er nicht etwa nacheinander drei vollständige Messen, sondern nur dreimal den Anfang bis zur Opferung und den Schluß von der Kommunion an, während er die Hauptteile der Messe, nämlich Opferung, Wandlung und Kommunion, für alle drei zusammen nur einmal vollzog. Solche Messen hatten gleichsam ein zweifaches, dreifaches, vierfaches Gesicht und wurden deshalb missae bifaciatae, trifaciatae, quadrifaciatae genannt. Auch sie waren kirchlich geduldet; so ist uns ein Vertrag aus dem Jahre 1181 überliefert, worin ein Priester unter Zustimmung zweier Erzbischöfe zweigesichtige Messen auf sich nahm. Zwar wurden nun auch die missae bifaciatae verboten. Aber derselbe Kirchenfürst, der dies tat, der Bischof Odo von Paris (1196—1208), ein Freund des Papstes Innozenz III., bot den Priestern zur gleichen Zeit auch schon einen höchst willkommenen Ersatz mit der Befugnis, trockene Messen zu lesen, so viele sie wollten. Diese gingen in der Weise vor sich, daß der Priester zwar in den liturgischen Gewändern an den Altar trat und die ganze Messe samt allen Zeremonien vollzog, Wandlung und Kommunion aber ausließ; da sie also gleichsam ohne Kraft und Saft waren, so wurden sie trockene Messen, missae siccae, genannt. In Frankreich wohl schon im 9. Jahrhundert zu Hause, waren sie

Digitized by Google

von den Theologen wie von der Kirche als rechtmäßiger Gottesdienst anerkannt und auch in Rom selbst zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Übung. Wegen ihrer leichten Verwendbarkeit auch in den Wohnungen der Gläubigen, an Sterbebetten, bei Pilgerzügen und Wallfahrten, waren sie sehr beliebt; auch als Schiffsmessen konnten sie dienen, ohne die Gefahr eines Verschüttens des heiligen Kelches selbst bei hohem Wogengange zu bergen, und da sie überdies ohne Rücksicht auf das Gebot der Nüchternheit zu jeder Zeit begangen und beliebig wiederholt werden konnten, so gewährten sie zu einträglicher Stipendiumernte reiche Gelegenheit. So erhielten sie sich denn auch wenigstens in Frankreich bis über die Reformation hinaus, fanden aber in Deutschland keinen Anklang. Gewiß hieße es entschieden zu weit gehen, wollte man die den erwähnten Meßformen zugrunde liegenden Bestrebungen samt und sonders lediglich auf schnöde Geldgier zurückführen. Tatsache ist es aber auch, daß an verschiedenen Orten mit den Meßstipendien sofort auch die Messen ein Ende nahmen. Schon die Synode vom Lateran 1215 beschwerte sich darüber, daß die Häufigkeit des Zelebrierens abnehme und Geistliche höheren wie niederen Ranges kaum viermal im Jahre die Messe feierten, also das ganze Jahr über nicht mehr so oft, wie sie es früher nicht selten an einem einzigen Tage getan. Die Synode von Toledo 1324 gab sich denn auch schon mit einer viermaligen, die von Tarragona 1317 mit einer dreimaligen, die von Ravenna sogar schon mit einer einmaligen Zelebration im Jahre zufrieden.

Die Mißstände, welche mit dem Meßstipendienwesen verbunden waren, schrieen zum Himmel und waren wieder und wieder Gegenstand ernster Klagen und Anklagen. Der englische Kardinal Robert Pulleyn († 1150) erklärte, Messen um eines zeitlichen Vorteiles willen lesen, heiße, Christum wie ein Judas verschachern. Der spanische Franziskaner Alvaro Pelajo († 1352) sprach vom fleischlichen Altare seiner Zeit, auf welchem der Sohn Gottes mit Füßen getreten werde. Die Kirche sei übervoll von Altären, Messen und Opfern, aber zugleich von Mordtaten und Verbrechen aller Art; so viele Messen werden um Geld gelesen, gekauft und verkauft und sind doch nichts anderes als die Deckmäntel schändlichster Missetaten, so daß der Leib Christi bei Klerus und Volk in Mißachtung gerät. So hätte man erwarten mögen, die Kirche, durch die Reformation in ihren Grundfesten erschüttert, im Konzil von Trient (1545—63) mit einer Revision ihrer Lehre und tief zerrütteten Zucht beschäftigt, werde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, durchgreifende Maßregeln, wenn nicht zur gänzlichen Abschaffung, so doch zu einer gründlichen Besserung der im Bereiche des Gottesdienstes eingerissenen ärgerlichen Verhältnisse zu treffen. Das Konzil unterließ es denn auch nicht, in seiner 22. Sitzung den Angriffen der Reformatoren gegenüber aufs feierlichste für den Opfercharakter der Messe als der unblutigen, vom Gottmenschen selbst eingesetzten und angeordneten Erneuerung des blutigen Opfers am Kreuze einzutreten. Im übrigen gab es sich jedoch mit allgemeinen, durch die Erfahrung vieler Jahrhunderte als gänzlich unwirksam erwiesenen Verboten abergläubischer Bräuche, sowie habsüchtiger, simonistischer und erpresserischer Stipendienforderungen zufrieden. So blieb in Wirklichkeit alles beim alten,

Digitized by Google

Franz Eichhorst: Studienkopf

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht einmal ein ausdrückliches Verdikt der trockenen Messen erfolgte. Die Privat- und Votivmessen wucherten nach wie vor in üppigster Weise fort und mit ihnen die Meßstipendien mit all ihren Schäden. Im Anschlusse an die von dem franziskanischen Scholastiker Duns Scotus († 1308) vorgetragene Lehre unterschied die neuere Theologie eine dreifache Meßfrucht: eine allgemeine, die der gesamten Kirche zukommt, fructus generalis; eine besondere für den zelebrierenden Priester und die andächtigen Besucher, fructus specialis; und endlich eine mittlere, dem Priester kraft seines Amtes vorbehaltene, also dienstliche, fructus medius s. ministerialis. Und diese letztere allein ist es nun, die der Priester der heutigen kirchlichen Lehre gemäß demjenigen zuwendet, appliziert, für welchen er auf Grund des ihm gereichten Meßstipendiums das Meßopfer darbringt. Es handelt sich also hier unbestreitbar um eine gegenseitige Leistung, bei welcher der eine Teil, der Priester, Göttliches, der andere Teil, der Laie, Zeitliches, eben das Meßgeld, spendet. Nach kirchlichem Recht begründet nun aber eben die Hingabe göttlicher Dinge um zeitlichen Vorteil das Verbrechen der Simonie, das mit dem Kirchenbanne bedroht ist. Nun erklärt sogar der hl. Thomas von Aquin, Simonie wäre gegeben, wenn das Geld gleichsam der Preis für die Messe wäre; da es aber nur als Beitrag zum Unterhalte des Priesters aufzufassen sei, so könne es mit dem Vorwurfe der Simonie nicht belastet werden. Kirchlicherseits wird das Meßgeld auch gern als ein dem Priester gereichtes Almosen gekennzeichnet, mit dessen Annahme sich dieser zur Lesung einer Messe bzw. Zuwendung des aus der Messe fließenden fructus ministerialis verpflichtet. Ihre innere Rechtfertigung soll die Meßspende nach kirchlicher Auffassung in dem naturrechtlichen, vom Apostel Paulus formulierten Satze finden, daß, wer dem Altare diene, vom Altare auch leben dürfe (1. Kor. 9, 13). Nun liegt aber auf der Hand, daß von einem Almosen zum Unterhalte des Priesters überall da gar keine Rede sein kann, wo der Priester eine festbesoldete Stellung genießt, denn hier ist die vom Apostel erhobene Forderung bereits so völlig erfüllt, daß für ein Almosen oder für einen Unterhaltsbeitrag zugunsten des Priesters seitens der Gläubigen kein Raum mehr bleibt, da diese seinen Lebensunterhalt mit ihren öffentlichen Abgaben ohnehin schon bestreiten. Dazu kommt, daß die Priester in heutiger Zeit meist in wirtschaftlichen Verhältnissen leben, die der Almosen wahrlich nicht mehr bedürfen. Hält aber die vielgerühmte naturrechtliche Begründung der Meßspende als eines Almosens offenbar in keiner Weise Stand, so läßt sich ihr simonistischer Charakter nicht mehr ernstlich bestreiten. Wenn von kirchlicher Seite gleichwohl steif und fest immer wieder behauptet wird, das Meßstipendium sei ein wesentlicher Bestandteil des priesterlichen Lebensunterhalts, so ist damit einerseits die Ansicht des Staates, daß es sich hier um einkommensteuerpflichtige Einkünfte handelt, gerechtfertigt, andererseits aber verfolgt eine solche Behauptung die durchsichtige Absicht, den Vorwurf der Simonie hintanzuhalten, und ist ein Faustschlag ins Antlitz der Wahrheit. Und wenn die Kirche das Meßstipendium vom Begriffe der Simonie ausgenommen wissen will, so beweist dies lediglich, daß sie die Simonie hier eben nicht zugibt, nicht aber, daß diese nicht vorliegt. Die edelsten und frömmsten Seelen sahen das ganze

Digitized by Google

Mittelalter hindurch bis herauf in die neue Zeit im Meßgelderunwesen ein schnödes Kauf- und Verkaufs-, kurz ein Handelsgeschäft, ein sakrilegisches Schachern mit Christi Blut. Nicht etwa nur Wikliff und die Hussiten sowie die Reformatoren verwarfen die Meßstipendien als verdammliche Simonie, sogar Ignatius von Loyola wollte von ihnen nichts wissen und untersagte sie seinen Jüngern. Tatsächlich nimmt jedoch der Jesuitenorden Meßstipendien usw. an, seitdem er sich im 19. Jahrhundert von Gregor XVI., Pius IX. und Leo XIII. die „Erlaubnis" hierzu hat geben lassen. Die Altkatholiken haben bald nach ihrer Trennung von der Romkirche Meßstipendien und Stolgebühren abgeschafft. Gewiß ist es nach kirchlichem Recht nicht ins Belieben des Priesters gestellt, die Meßgeldtaxe zu bestimmen, die vielmehr ortsüblich geregelt oder vom Bischofe festgelegt ist. Trotzdem sind gewisse Vereinbarungen zwischen Priester und Meßbesteller nicht zu vermeiden; gerade solche Abmachungen sind nun aber schon simonistisch, wie das Konzil von Reims 1583 erklärte. Nur wo das Meßgeld aus freien Stücken angeboten wird, kann es vom Geistlichen mit gutem Gewissen entgegengenommen werden; sobald mehr als die übliche Taxe gefordert oder ein bestimmter Preis ausbedungen wird, ist der Priester auch schon in die Schlingen der Simonie verstrickt. Und eine Taxe für das in der Messe dargebrachte Blut Christi, — welch durch und durch unwürdiger, jedes religiöse Gefühl empörender Gedanke! Simonistischen Geist atmet es, nur um des Meßgeldes willen zu zelebrieren; und doch — fiele es weg, so würden zahllose Priester das Messelesen wenn nicht vollständig einstellen, so doch ganz erheblich beschränken, (wie das ja auch der eingangs erwähnte „Osservatore Romano"-Artikel als Folge der Meßstipendiensteuer befürchtet); kein Kenner der Verhältnisse wird dies im Ernste bestreiten wollen. Wenn nun von kirchlicher Seite gar noch behauptet wird, selbst reiche Geistliche, die doch weder eines Almosens, noch eines Unterhaltsbeitrages bedürften, sollten auf das Stipendium nicht verzichten und im Falle seiner Verweigerung auch ihrerseits die Messe verweigern, um nicht, wenn sie eine Ausnahme bilden wollten, eine so notwendige Einrichtung zu gefährden und im öffentlichen Urteile herabzusetzen, so richtet sich eine solch frevelhafte Behauptung von selbst; wenn je eine, ist sie der Ausfluß schlimmsten simonistischen Geistes.

Nach kirchlicher Lehre ist die Messe ein Lob-, Dank-, Sühne- und Bittopfer und als solches der wirksamste Gottesdienst in all den zahllosen Anliegen, in welchen der gläubige Christ Gott für empfangene Wohltaten Lob und Dank zu sagen, für begangene Sünden um Verzeihung zu bitten und in all den unzähligen Nöten des persönlichen wie häuslichen Lebens um seine Hilfe anzuflehen hat. Daher können alle möglichen freudigen und traurigen Erlebnisse Anlaß zu einer Meßspende werden. Sind die Zeiten gut, so ergibt sich die Opferfreudigkeit von selbst. Sind sie schlecht, herrschen Krankheiten, Seuchen, Mißwachs oder gar Kriegsgefahr, so geben all die furchtbaren Opfer, die der Tod einheimst, überreiche Gelegenheit, Messen lesen zu lassen, um vom drohenden Unglücke verschont zu bleiben oder dem Herrn über Leben und Tod die Seelenruhe hingeschiedener Angehörigen zu empfehlen. Daher häufen sich besonders in Klöstern und Wallfahrtskirchen, aber auch an Bis-

Digitized by Google

tumszentralen, so massenhafte Meßbestellungen an, daß die einheimische Geistlichkeit beim besten Willen nicht mehr imstande ist, sie alle selbst zu erledigen, und sie daher nach auswärts verschickt, wo Mangel an Messen ist. Auf diese Weise gehen Jahr für Jahr ungeheure Summen ins Ausland, wie ja auch aus manchen Devisenprozessen zu ersehen ist. Eine bestimmte Meßstipendiensammelstelle in Berlin z. B. leitete an ausländische Orden, die in wirtschaftlicher Bedrängnis waren, unter Umgehung der Devisenbestimmungen massenhaft deutsche Gelder, u. a. an eines dieser Klöster in Holland monatlich einen Betrag von 1000 RM. Zuweilen treiben unternehmende Geistliche einen schwunghaften Handel, indem sie Messen zu hohen Taxen einsammeln und dann mit gutem Gewinne an Amtsbrüder oder Klöster versenden, welche sie um billigere Taxe übernehmen. Es kommt sogar vor, daß sich Priester Meßintentionen gegen Bücher, Wein oder sonstige Waren schicken lassen oder Messen nach Meinung künftiger Besteller lesen. Das kirchliche Recht belegt den Handel mit Meßstipendien mit der dem Papste reservierten Exkommunikation; ein Hintertürchen zum Entschlüpfen bleibt aber für solche, die es verstehen, immer noch offen. Selbst das sonst mit dem Kirchenbann bedrohte Einsammeln von Meßstipendien ist nämlich gestattet, wenn nur der Schein förmlichen Handels vermieden und nicht der eigene Vorteil, sondern ein gutes Werk beabsichtigt ist. So darf z. B. die Zentralleitung des Kindheit-Jesu-Vereins Messen sammeln und an Geistliche weitergeben oder diesen statt des Geldes Bücher, Zeitschriften und ähnliches überweisen. Wer aus einem Kloster seinen Meßwein bezieht, darf unbedenklich zu dessen Bezahlung eine entsprechende Anzahl Messen zur Zelebration annehmen. Geistliche, welche nicht im unmittelbaren kirchlichen Verkehre mit den Gläubigen stehen und von diesen daher auch nicht mit Meßstipendien versehen werden, wenden sich um solche an Pfarrämter, Klöster oder an den Bischof. Selbst hohe Prälaten, geistliche Beamte und Professoren verschmähen es durchaus nicht, sich mit Meßstipendien zu versorgen und so einen nicht unerheblichen Nebenverdienst zu verschaffen. Daher ist nicht einzusehen, warum in all den Ländern, in welchen Nebenverdienste zur Besteuerung herangezogen werden, ausgerechnet die Meßstipendien eine Ausnahme bilden sollen. An die Jagd vieler Geistlicher nach hochwertigen Dollar-Stipendien in neuester Zeit sei nur nebenbei erinnert.

Es ist nicht zu leugnen und wird auch von kirchlicher Seite zugegeben, daß die Entwicklung von den Naturalgaben zu den Meßgeldern keinen Fortschritt, sondern eine beklagenswerte Entartung darstellte. Gereichten diese schon in den mittelalterlichen, religiös noch verdauungsfähigeren Jahrhunderten vielen Seelen zum Anstoß, so sind sie, wie die Stolgebühren überhaupt, in unseren gerade religiös so äußerst empfindsamen und nervösen Zeiten zahllosen Menschen erst recht zum schweren Ärgernisse geworden. Sogar ein mexikanisches Konzil war schon im Jahre 1585 darauf bedacht, die Sorge für die Stipendien eines Bezirkes einer eigenen Amtsperson anzuvertrauen; ebenso trug die Synode von Almaria in Umbrien 1595 kein Bedenken, den Geistlichen die Annahme von Meßgeldern nachgerade zu verbieten und anzuordnen, die Gläubigen sollten ihre Bestellungen in eine geschlossene Kassette

Digitized by Google

werfen, die nur vom Bischofe geöffnet werden könnte. Was man von solchen Versuchen auch denken mag, sie bekunden die erfreuliche Einsicht in die Existenz des Übels und den Entschluß zur Abhilfe. Und das ist immer schon viel; denn die guten Wege kommen meist nur aus Mangel an gutem Willen nicht zustande. Eine vollständige Abschaffung der Stipendien wäre, solange der Rahmen des kirchlichen Dogmas und Brauchtums besteht, ohne Zweifel verfrüht. Dagegen spricht schon eine ernste religionspsychologische Erwägung: viele Menschen haben nun einmal das Bedürfnis, zu opfern, und wenn sie als Laien das Meßopfer nicht selbst darbringen können, so möchten sie doch, wie es einst in der Urkirche geschah, auf irgendeine Weise dazu etwas beitragen, um es mit Grund irgendwie als ihr Opfer betrachten zu können. Sodann wird es wohl auch heute noch und vielleicht künftig noch mehr priesterliche Existenzen geben, die vom Meßopfer leben müssen. Nur könnten vielleicht die Synoden von Mexiko und Almaria Fingerzeige nach der Richtung geben, in welcher eine Gesundung vielleicht zu erwarten wäre. Jedenfalls bilden die Meßstipendien kein Ruhmesblatt in der Geschichte des römisch-kirchlichen Gottesdienstes, und die vatikanischen Schreiber hätten wahrlich allen Grund, reumütig an ihre Brust zu klopfen mit den Worten: nostra culpa, nostra maxima culpa.

Literatur: Papst Benedikt XIV., „De synodo dioecesana", Roma 1806; Kardinal J. Bona, „Rerum liturgicarum libri duo", Colon. Agr. 1674; Bischof K. J. Hefele, „Konzilien-Geschichte", 2. Aufl.; Prälat A. Franz, „Die Messe im Mittelalter", Freiburg 1902; Pfarrer St. J. Neher, „Die Bination", Regensburg 1874; Pfarrer O. Link, „Meßstipendien", Regensburg 1901.

Digitized by Google

Das Deutschland Adolf Hitlers ist heute schon stark, stärker als es je ein Deutschland der Vergangenheit war, – vielleicht nicht stärker durch die Zahl der Bataillone, der Geschütze und der Flugzeuge, aber unendlich stärker in der Einheit und Kraft seines Glaubens und Wollens.

Generaloberst von Blomberg
am 8. März 1936

Digitized by Google

Dr. iur. Ernst-Hermann Bockhoff:
Gerichtsreferendar und Inhaber des Diploms der Deutschen Hochschule für Politik.

Ist die Sowjet-Union ein Völkerrechtssubjekt?

I.

Angesichts der erhöhten diplomatischen und revolutionären Aktivität der Sowjets in aller Welt, besonders aber in Anbetracht der großen Führerrede vor dem Reichstag vom 7. März, erscheint es notwendig, die Frage nach der Völkerrechtssubjektivität der Sowjet-Union zu stellen und grundsätzlich aufzurollen. Denn das Doppelgesicht der Sowjet-Union nimmt nicht nur *politisch und weltanschaulich allein* unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Faßt man die Sowjets beim Portepee, dann hagelt es nur so von feierlichen Bekenntnissen zum „Prinzip der Nichtintervention". Sie bezeichnen die ihnen „tragikomischerweise" „unterschobenen" Absichten zugleich als „komplette Mißverständnisse". Wir kennen diesen Betrug und sind der Auffassung, daß es allmählich an der Zeit ist, sich mit diesem Doppelgesicht auch *völkerrechtlich* zu beschäftigen. Angesichts der grundsätzlichen Bedeutung der Frage nach der Völkerrechtssubjektivität der Sowjet-Union für die Betrachtung zukünftiger völkerrechtlicher Einsichten und Beweisführungen gilt es somit, etwas tiefer auszuholen, um die Grundproblematik auf der ganzen Front aufzurollen, nicht aber zuletzt, um den Gegnern den Vorwurf einer billigen Oberflächlichkeit zu ersparen. Wir müssen uns daher grundsätzlich über den Begriff der Völker-Rechts-Subjektivität klar werden, um dann erst an Hand der gewonnenen Grundsätze die Sowjet-Union als *politisches* Gebilde *rechtlich* beurteilen zu können.

II.

Was bedeutet nun „Völkerrechtssubjektivität"? Wir verstehen darunter die Fähigkeit, Träger von Rechten und Pflichten in der Rechtsgemeinschaft der Völker zu sein. Völkerrechtssubjekte sind also die Völker, die sich als Glieder der Gemeinschaftsordnung der Völker betrachten. Bei der Frage, wer Rechts- und Pflichtenträger im Völkerrecht sein kann, legen wir rassisch-völkische Gesichtspunkte ebensosehr zugrunde, wie bei jener Frage, wie das Recht zwischen den Völkern selbst seinem Inhalte nach juristisch zu gestalten ist. Damit machen wir das völkisch-rassische Denken zum entscheidenden „Legitimitäts- und Legalitätsgrundsatz" im Rechtsleben der Völker. *Völkerrechtssubjektivität und Mitgliedschaft innerhalb der rassegesetzlich begriffenen Völker-Gemeinschaft bedeutet also inhaltlich dasselbe.* Wer diese Gemeinschaft der Völker von Grund auf verneint und sich außerhalb ihrer, nach völkischen Grundsätzen inhaltlich bestimmten rechtlichen Bereiche stellt und damit zu erkennen gibt, daß er keinen Wert darauf legt, als ein bewußtes Glied dieser Rechts- und Pflichtenordnung angesehen zu werden, kann auch folgerichtigerweise nicht Träger

Digitized by Google

ebenderselben Rechte und Pflichten sein, die gerade und ausschließlich in der Ordnung dieser Gemeinschaft begründet sind. *Solche Völker und Staaten können niemals Völkerrechtssubjekte sein.* Denn wir sehen diese Rechtsgemeinschaft als eine Gemeinschaft wesentlicher, bestimmter, rassisch abgeschlossener, ihrer politischen Einheit bewußter Nationalkörper, nicht aber als eine neutrale Gesellschaft formal zusammengekoppelter staatlicher Organisationsformen, deren politische und lebensgesetzliche Inhalte für uns bei der rechtlichen Betrachtung ihres Gemeinschaftslebens grundsätzlich „dahingestellt" bleiben könnten. Sähen wir in der Völker-Rechtsgemeinschaft nur eine Summe von „Staaten an sich", die bestimmte „ziviliatorische Voraussetzungen" erfüllen, deren *politische Prinzipien* uns jedoch als Völkerrechtler juristisch grundsätzlich nichts angehen, so gäbe es hier in der Tat keine Fragen. In diesem Rechtsbegriff der Gemeinschaftsordnung der Völker können daher nicht die „Staaten an sich" die Träger der Rechte und Pflichten der Gemeinschaft sein, da sie als sachliche Organisationsformen keine *eigenständigen, wesenhaften* Gebilde sind. Mit dem Hinweis auf die *Tatsache*, daß es sich jeweils um Staaten handelt, ist noch nichts über deren *rechtliche* Eigenschaften gesagt. Wir sprechen daher bewußt nicht von einer *Staaten-Gesellschaft*, sondern von einer *Völker-Gemeinschaft*. Im Völkerrecht sind die Staaten für uns nur technische Mittel und Organisationsformen bestimmter Völker zum Zwecke der inneren Gestaltung ihrer politischen Einheit sowie der Bekundung ihres geschlossenen Einheitswillens nach außen. Sie sind *rein technische* Organisations- und Machtformen, durch die die Völker sich als Einheiten verbürgen, schützen und sich gegenüber anderen, ebensolchen rassisch-völkischen Einheiten bewußt abgrenzen. *An den Staaten interessiert uns immer nur ihr völkischer Inhalt, niemals die Tatsache ihrer bürokratischen Organisation.* Nur deshalb können wir die Behauptung aufstellen, daß nicht die Staaten an sich, sondern nur die Völker selbst als rassisch geschlossene Einheiten die eigentlichen Völkerrechtssubjekte sind. In jedem Falle werden somit die *Völker* berechtigt und verpflichtet, d. h. die politischen Einheiten bewußt völkischer Menschen, nicht aber die Staaten, die ja auch in der Regel nur begriffen werden als neutrale juristische Verbandspersonen und damit als die äußerlich-formalen Gesamtheiten unabhängiger Einzelwesen. *Nur lebendige Personengemeinschaften* können Träger von Rechten und Pflichten sein, *nicht aber staatliche Organisationsformen.* Dieser „Etatismus" im Völkerrecht wie auch im Staatsrecht ist im letzten *unnatürlich und unlogisch.* Denn das *staatliche Denken* ist der Ausdruck einer grundsätzlich unvölkischen, von Blut und Rasse losgelösten, rein bürokratisch-institutionellen Einstellung zu den Fragen der Politik, d. h. der praktischen Gestaltung unseres völkischen Gemeinschaftslebens nach innen wie nach außen. Die auf dem Grundsatz der Koexistenz und Koordination beruhende Völkergemeinschaftsordnung ist zugleich und allein der Träger der Völkerrechtsgemeinschaft und bestimmt damit auch ihren *rechtlichen Umfang.* Das Recht dieser Ordnung ist nichts anderes als der besondere Ausdruck jenes lebendigen Verhältnisses, in dem die Völker mit-

Digitized by Google

einander leben und verkehren nach dem Grundsatze der reinlichen und peinlichen Trennung und gegenseitigen Achtung ihrer souveränen Machtbereiche. Die Fähigkeit zur Völkerrechtssubjektivität setzt daher die Anerkennung des Prinzips der völkischen Selbstbeschränkung als das entscheidende Grundprinzip des Völker-Rechts voraus. Dieses Prinzip ist das innere Legitimitätsprinzip der Gemeinschaftsordnung der Völker und damit auch die juristische Legalitätsgrundlage ihrer Rechtsordnung. Die Frage also, ob jemand völkerrechts widrig handelt, ja im letzten Mitglied dieser Rechtsordnung sein kann, setzt somit die grundsätzliche Anerkennung dieses Prinzips voraus. Die Staaten und Völker, die von vornherein dieses Prinzip verleugnen, bekunden damit ihren Willen, sich aus dieser Rechtsgemeinschaft auszuschließen. Sie schließen sich auch solange und insoweit aus, als sie diesen fundamentalen völkerrechtlichen Grundsatz von Grund auf verleugnen. Zwar schließt eine einzelne Übertretung dieses Prinzips, also die Völkerrechtswidrigkeit einer Handlung nicht auch die Völkerrechtssubjektivität des deliktisch Handelnden aus, solange er sich durch seine politische Existenz grundsätzlich nicht schon aus der Völkerrechtsgemeinschaft ausgeschlossen hat. Jene grundsätzliche Völkerrechtswidrigkeit der politischen Existenz eines bestimmten staatlichen Gebildes aber ist es, die zugleich über ihre Fähigkeit zur Völker-Rechts-Subjektivität entscheidet. Im einzelnen fordert nun dieses Prinzip der völkischen Selbstbeschränkung von den Staaten die Anerkennung des Rechtes aller Völker auf Eigenständigkeit, auf artgemäße politische Existenz, auf Grund und Boden, Ehre, Achtung und Gleichberechtigung. Es fordert die entschiedene Ablehnung des rasselosen, unvölkischen, internationalen Imperialismus, die Absage an alle unvölkischen Assimilierungsbestrebungen, die Anerkennung der kulturellen Selbstverwaltung völkischer Minderheiten, die vorbehaltlose Anerkennung der innerstaatlichen und völkerrechtlichen Souveränität ebenso wie der natürlich begründeten und gerechtfertigten Dynamik des Völkerlebens überhaupt. Von dieser Grundeinstellung verkünden wir daher auch die Völkerrechtswidrigkeit der imperialistischen Interventionspolitik. Wir sehen also, daß das Völkerrecht in erster Linie ein Inbegriff sittlicher Grundsätze ist. Man kann es geradezu als ein System solcher Grundsätze und -rechte bezeichnen. Es ist keine Summe, nicht die äußerliche Addition unterschiedslos registrierter und zusammengekoppelter Paragraphen. Diese sind nur technische Mittel und haben den wahren, spezifisch juristischen Grundrechten der Völkergemeinschaft zu dienen und mit den sittlichen Grundsätzen, d. h. den inneren Ordnungsgesetzen des zwischenvölkischen Gemeinschaftslebens übereinzustimmen. Es handelt sich bei jener Forderung nach völkischer Selbstbeschränkung somit nicht um ein „nur" ethisches, moralisches, kulturelles, politisches, soziales „Postulat", sondern um einen echt juristischen Grund-Satz bei der Beurteilung der Völkerrechtsmäßigkeit bestimmter politischer Staatbestände schlechthin. Die Bereiche des Moralischen, Ethischen, Sittlichen, Kulturellen, Politischen liegen nicht außerhalb des Rechtsbegriffes im Völkerrecht, sondern sind gerade in erster Linie sein unmittelbarer Inhalt und die wesentliche Voraussetzung für

Digitized by Google

Bild Marlo

Schafherde im Frühling

Digitized by Google

LINOIS

Digitized by Google

die Existenz eines Völkerrechts überhaupt, sowohl in der Theorie wie in der politischen Praxis. Man kann daher auch im Völkerrecht nicht vereinbaren, was man will! Heutzutage glaubt man tatsächlich vereinbaren zu können, was gerade zweckmäßig erscheint. Ob es sich um sittliche oder unsittliche Abmachungen, ja sogar Gewaltandrohungen handelt, bleibe sich juristisch am Ende gleich. Man glaubt dann, von den Völkerrechts-Subjekten die Achtung aller dieser Abmachungen und ihre grundsätzliche Anerkennung als verbindliche Rechtssätze verlangen zu können. Juristisch intakt sei das auf jeden Fall, so meinen sie. Ob das politisch richtig sei, sei eine andere Frage, die jedenfalls nicht die Frage der „juristischen Intaktheit" betreffe. Diese Auffassung kann man nur deshalb vertreten, weil und insoweit man eine rein formale, äußerliche, inhaltlose, völlig grundsatz- und wesenlose Vorstellung von dem hat, was völkerrechtsmäßig und völkerrechtswidrig ist. Wir sehen hier die gegenwärtige ethische Krise des Völkerrechts in ihrer ganzen Tiefe! Die liberalen Rechtsformalisten können sich die Rechtsgemeinschaft der Völker nicht als eine ganz bestimmte, von sittlichen Prinzipien getragene und zusammengehaltene, lebendige, zwischenvölkische Ordnung vorstellen, die von Grund auf zerstört werden muß, wenn man ihre inneren Ordnungsgesetze mißachtet, d. h. diese nicht zugleich auch als die juristische Legitimitäts- und Legalitätsgrundlage des Völkerrechts anerkennt. Diese Formaljuristen vernichten daher das Wesen desselben Rechts, auf das sie sich immer mit Nachdruck berufen, besonders dann, wenn sie auf die „Heiligkeit der Verträge" pochen, mit welchem Satz sie meistens nur die Unsittlichkeit und Rechtswidrigkeit ihrer Vertragsinhalte oder auch ihre Vertragsbrüche verbergen und juristisch legalisieren wollen. Voraussetzung für die Völkerrechtsmäßigkeit eines Vertrages ist, daß erstens der Vertragspartner überhaupt als ein Völkerrechtssubjekt anzusprechen ist, zweitens, daß der Vertragsinhalt den inneren Rechtsprinzipien des Völkerrechts nicht widerspricht. Auch selbst im Falle, wo der Vertragsinhalt völkerrechtsmäßig ist, aber einem Partner die Völkerrechtssubjektivität grundsätzlich abzusprechen ist, genügt nicht von seiten dieses Nichtmitgliedes der Völkerrechtsgemeinschaft die Erklärung seines Willens, den völkerrechtsmäßigen Vertragsinhalt erfüllen zu wollen. Denn entscheidend ist allein, ob dieser Staat infolge der besonderen Art seiner politischen Existenz überhaupt in der Lage ist, das auch rechtlich zu können! Es kann also nicht jeder völkerrechtsverbindliche Verträge abschließen und nicht alles, was vereinbart wird, ist völkerrechtsmäßig. Es gibt Verträge, die von Grund auf sittenwidrig, d. h. völkerrechtswidrig, somit nichtig sind, ohne daß ihre Nichtigkeit oder auch ihre Anfechtbarkeit auf Normen, Paragraphen und sonstige Einzelbestimmungen formal-logisch begründet zu werden braucht. Andere Verträge sind nach anfänglicher Gültigkeit infolge der Nichterfüllung des Vertragsinhaltes durch einen Vertragspartner nichtig geworden, d. h. in ihrer Rechtsverbindlichkeit für den anderen, durch den Vertragsbruch getroffenen Partner erloschen. Von einer „Heiligkeit der Verträge" kann also nur insoweit

Digitized by Google

gesprochen werden, als es sich erstens überhaupt um einen rechtswirksamen Vertrag zwischen zwei Völkerrechtssubjekten handelt und im Falle, wo ein solcher rechtswirksamer Vertrag vorliegt, nur solange, als dieser Vertrag noch rechtsverbindlich, d. h. noch nicht von einem Vertragspartner infolge Nichterfüllung seiner Vertragspflichten erloschen ist. Auch dieser Satz von der „Heiligkeit der Verträge" hat ein inneres, sittliches Rechts- und Gerechtigkeitsprinzip. Es ist daher auch juristisch falsch, ihn als allgemeinen Grundsatz zur Legalisierung rechtsunwirksam gewordener Verträge zu mißbrauchen. Nur „Verträge" sind „heilig" zu halten. Es hieße die Rechtswissenschaft auf den Kopf stellen, wollte man diesen Satz als moralischen Deckmantel gebrauchen, um eindeutige, logisch begründete Vertragsbrüche damit zu decken — und „heilig" zu erklären. Die sittliche Grundordnung des gesamt-völkischen Lebens muß in der Tat wieder aus der Versenkung ihrer juristischen Bedeutungslosigkeit hervorgeholt und zum rechtsbeherrschenden Hauptgrundsatz erhoben werden. Der liberale Rechtspositivismus knüpft immer nur an Normen-Tatbestände an, die unterschiedslos, ohne jede innere, kritische Bewertung rein formal-logisch aufeinander bezogen werden. Wir machen aber die Völker-Rechts-Subjektivität abhängig von fundamentalen Grundbedingungen, d. h. von weltanschaulichen Einstellungen. Völkerrecht in diesem Sinne ist nicht voraussetzungslos, sondern im Gegenteil voraussetzungsbedingt. Die Liberalen machten nun zwar die Völkerrechtssubjektivität nicht von weltanschaulichen Einstellungen abhängig. Denn der Sinn ihres „Liberalismus" besteht ja gerade darin, von vornherein auf alle weltanschaulichen Festlegungen und Voraussetzungen zu verzichten. Aber trotzdem stellen auch sie gewisse Vorbedingungen und Tatsachen im Sinne „zivilisatorischer Voraussetzungen", z. B. etwa, ob die Völker eine „freie innere Verfassung" haben (vgl. Artikel 1 VS.), oder ob sie sich sonst „zivilisiert" benehmen können (vgl. Artikel 22 VS.), ob sie z. B. Warmwasserheizung oder Klosetts mit Wasserspülung kennen. Damit werden diese liberalen Vorbedingungen der Völkerrechtssubjektivität, was ihre grundsätzliche Ausrichtung anbelangt, wohl am treffendsten gekennzeichnet. Da nun die Sowjets diese Bedingungen erfüllen, werden sie selbstverständlich von den „Zivilisierten" als Völkerrechtssubjekte anerkannt! Alles andere ist für sie rechtlich „irrelevant", d. h. es kann „dahingestellt bleiben". Außerhalb der Völkerrechtsgemeinschaft stehen nach dieser Auffassung nur die „unzivilisierten", „barbarischen" Völker, die im Namen der Humanität bekriegt und mit den Segnungen der Menschheitsgüter beglückt werden dürfen. Die „zivilisierten" Staaten haben daher auch ein völkerrechtliches Recht auf Einmischung in die innen- und außenpolitischen Angelegenheiten dieser „Barbaren-Völker". Von solchen Grundeinstellungen werden allen Ernstes die völkerrechtlichen Ausführungen der Gegenwart bestimmt. Das gehört zum selbstverständlichen ABC der „Juristen vom Fach". Darüber geht kein Wort verloren. Indem wir z. B. 1914 vom Weltfreimaurer- und Judentum als „Barbaren" und „Feinde der

Digitized by Google

Ziviliſation" erklärt wurden, ſtellte man uns hors de la loi. Wir waren einfach keine Völkerrechtsſubjekte mehr, ſondern infolge unſerer politiſchen und „barbariſchen" Exiſtenz allein ſchon völkerrechtswidrige Gebilde, die man zur Rettung der Humanität und zur Sicherung der Ziviliſation bekriegen und ausrotten durfte! „Safe for democracy": das war der Schlachtruf der Demokraten. Daß die Welt demokratiſch zu ſein hatte, das war ein ſelbſtverſtändlicher völkerrechtlicher Grundſatz! Früher ſtanden die „Heiden" außerhalb der Rechtsgemeinſchaft der Völker, die chriſtlich begriffen wurde. „Heiden-Völker" waren keine Völker-Rechtsſubjekte. Sie durften zur größeren Ehre Gottes bekriegt und ausgerottet werden. Zu allen Zeiten iſt alſo die Völkerrechtsſubjektivität durch beſtimmte, inhaltlich feſt umgrenzte Gemeinſchaftsvorſtellungen gekennzeichnet worden. Wenn wir heute unſere völkiſchen Gemeinſchaftsgrundſätze in radikaler Weiſe dem Völkerrecht unterlegen, ſo iſt dieſer Vorgang nicht neu. Wir erlebten den Bruch vom chriſtlichen zum humanitär-liberalen Völkerrecht. Gegenwärtig erleben wir den entſcheidenden Umbruch vom humanitär-liberalen zum völkiſch-raſſiſchen Völkerrecht der Zukunft. Das Bewußtſein des geſchichtlichen Augenblicks, unſer inſtinktſicherer Blick für die mathematiſche Geſetzmäßigkeit des ſich mit unwiderſtehlicher, revolutionärer Kraft abwickelnden geiſtesgeſchichtlichen Prozeſſes gibt uns heute den Mut, den entſcheidenden Bruch mit der Vergangenheit in der Gegenwart zu wagen.

Betrachten wir nun das bolſchewiſtiſche Völkerrecht ſelbſt, ſo ſtellt es ſich nur als eine folgerichtige Fortentwicklung jenes menſchheitlich-humanitären Völkerrechts des auf halbem Wege ſtehen gebliebenen, unbeſtändigen, internationalen Liberalismus dar. Wir ſind uns auch völlig darüber klar, daß die Völkerrechtswidrigkeit des bolſchewiſtiſchen Syſtems niemals von der Grundlage einer liberalen Völkerrechtsauffaſſung aus bewieſen werden kann. Denn die Richtigkeit unſeres völkiſch-raſſiſchen Denkens kann ja nicht von dieſem geiſtigen Standort aus bewieſen, ſondern muß im Gegenteil von ihm aus immer wieder bis in die Wurzel verneint werden. Liberalismus und Bolſchewismus können ſich im Grunde gar nicht widerlegen, ſondern müſſen ſich immer wieder in ihren entſcheidenden Prinzipien von neuem beſtätigen. Wir müſſen daher die Ebene des liberalen, humanitären, ziviliſatoriſchen, internationalen, pazifiſtiſchen, formaljuriſtiſchen, ſeiner ſämtlichen ethiſchen Inhalte beraubten Völkerrechts verlaſſen und uns auf eine völlig neue Ebene ſchwingen.

Die breite Erörterung dieſer Gedanken iſt gerade im Rahmen dieſes Themas notwendig, da wir nur im klaren Bewußtſein unſerer eigenen Theſen und in der klaren Erkenntnis der Theſen der anderen ein ſachlich gerechtfertigtes Urteil darüber abgeben können, ob die oben von uns für die Völkerrechtsſubjektivität inhaltlich gekennzeichneten Vorausſetzungen bei der Sowjet-Union vorliegen oder nicht. Darüber hinaus können wir dann auch

Digitized by Google

die Gründe sichtbar werden lassen, die eine klare Beurteilung dieser Frage bisher verhinderten und schuld sind an den Mißverständnissen und grundlegenden Irrtümern, durch die heute noch die wahren Frontenstellungen verwirrt und verdeckt werden.

III.

Wenn wir im folgenden von der Sowjet-Union sprechen, so sprechen wir nur von dem bolschewistischen Staatssystem, das ein gegenwärtiger Machtfaktor in der internationalen Politik ist, nicht aber vom russischen Volke, auf das die folgenden Erwägungen und rechtlichen Folgerungen nicht zu beziehen sind. Wofür kämpft nun die Sowjet-Union? Welches Bild stellt sie theoretisch und politisch in der Gesamtheit der Völker dar? Darauf gibt es nur eine Antwort: Das Endziel der gesamten Sowjetdiplomatie ist die Errichtung einer internationalen bolschewistischen Weltrepublik. Wenn wir uns im folgenden berechtigt fühlen, das Sowjetsystem vom russischen Volke juristisch abzutrennen mit der Behauptung, daß dieses System nicht als eine völkische Organisationsform der politischen Einheit dieses Volkes angesehen werden kann, so deshalb, weil diese Behauptung von uns gar nicht erst bewiesen zu werden braucht, da sie von den Vertretern dieses Systems selbst im Grunde nicht abgestritten und auch öffentlich in Theorie und Praxis zugegeben wird. Denken wir dabei an die Komintern-Kongresse, auf denen Stalin jedesmal beim Erscheinen stürmische Huldigungen bereitet werden. Dieses System betrachtet sich auch selbst nicht als die nationale Organisationsform des russischen Volkes, sondern grundsätzlich als einen Teil und zwar den entscheidenden, ja, als die Keimzelle der kommenden bolschewistischen Weltrepublik. Wenn die Sowjets am Völker-Rechtsverkehr teilnehmen, so nicht als Vertreter des russischen Volkes, sondern als Agenten eines bewußten Teiles dieser für sie auf russischem Boden bereits als Wirklichkeit bestehenden bolschewistischen Weltrepublik. Ihre gesamte „legale" und „illegale" Tätigkeit in der Außenpolitik — wie will man diese Begriffe hier überhaupt noch scheiden — dient der ausschließlichen Verwirklichung dieses Ideals. Jeder Pakt, jeder Vertrag, den sie abschließen, ist ein Mittel zu diesem Zweck. Als Vertragspartner zeichnet daher niemals das russische Volk, sondern dieser als politische Wirklichkeit bereits bestehende Teil der internationalen Bolschewistenrepublik.

Am 5. März 1936 (Nr. 65 S. 20) schreibt der „V. B." über das Revolutionssystem des internationalen Bolschewismus: „Die nachfolgend aufgeführten Umsturzorganisationen erscheinen in allen Ländern, wenn auch mit den entsprechenden nationalen Varianten und sind nichts anderes als geschickt getarnte Zweigstellen der Komintern, welche von Moskau aus geleitet werden.

1. Die „Kommunistische Partei" als „Sektion der Kommunistischen Internationale". Sie unterteilt sich wieder in a) Junge Pioniere, und

Digitized by Google

b) Jungkommunistische Liga. In Frankreich heißen sie „Union der französischen Jugend", und in der Schweiz und Tschechoslowakei „Rote und blaue Falken".

2. „Liga sozialistischer Freidenker". Sie ist der sowjetrussischen Gottlosenbewegung angeschlossen und kämpft für dieselben Ziele der religiösen Bolschewisierung.

3. „Liga gegen den Krieg". Diese Antikriegsbewegung ist in Wirklichkeit nur die Vorbereitung zum Bürgerkrieg. Der berüchtigte Kommunist Ferrie hat das auf dem Kongreß der Liga in Amsterdam klar umschrieben: „Wir müssen dem glorreichen Beispiel Rußlands von 1917 folgen und den imperialistischen Krieg in einen Bürgerkrieg umwandeln".

4. „Liga gegen den Imperialismus".

5. „Pazifistische Antikriegsbewegung". In ihr eingeschlossen ist die „Antikriegsbewegung der Lehrer" als selbständig für sich wirkende Gruppe.

6. „Freunde der Sowjetunion". Sie erstrecken sich bis weit in die bürgerlichen Kreise.

7. „Arbeiter-Bildungs-Liga". Sie umfaßt a) „Arbeiter-Theater-Bewegung", b) „Kino", die Filmabteilung der Liga, und c) „Linke Theater-Bewegung".

8. „Arbeits-Untersuchungs-Ausschuß".

9. „Nationale Arbeitslosen-Bewegung".

10. „Internationale Arbeiter-Hilfe".

11. „Internationale Hilfe für Klassenkampf-Gefangene". Sie ist eine Unterabteilung der „Internationalen Roten Hilfe".

12. „Fortschritts-Liga" und „Weltliga für Sexualreform".

13. Studentische Bewegung. Ihr Kampforgan ist die „Studentische Avantgarde".

14. Die „Gilde kämpfender Kooperativen" hat bäuerlichen Charakter und arbeitet meist auf dem Lande.

15. „Nationale Minderheiten-Bewegung" und der „Rat für bürgerliche Freiheit".

16. „Internationale Frauenliga gegen Krieg und Faschismus" findet Unterstützung bei den pazifistischen, bürgerlichen und katholischen Frauenligen.

17. „Hilfskomitee für die Opfer des deutschen Faschismus".

18. „Neue Weltbruderschaft" mit sektiererisch, freimaurerischen Tendenzen.

19. „Künstler-Internationale" und „Schriftsteller-Internationale" nebst „Marx-Erinnerungs-Bibliothek" und „Arbeiterschule".

20. „Liga gegen koloniale Unterdrückung" und „Internationale Liga gegen Imperialismus" betreiben die Revolutionierung der Kolonien und asiatischen Völker.

Digitized by Google

21. „Gesellschaft zur Förderung kultureller Beziehungen zu der U.d.S.S.R.". Sie ist erst jetzt in volle Aktion getreten und gibt die französisch geschriebene Zeitung „Journal de Moscou" heraus. Diese Zeitung wird in alle Länder an besondere Adressen verschickt, wobei eine rot gedruckte Notiz beigefügt wird: „Wollen Sie über die Verhältnisse in U.d.S.S.R. unterrichtet sein und wünschen Sie regelmäßig Bücher, die dort erscheinen, dann hören Sie die Übertragung des Sowjetradios von Moskau, Leningrad und Odessa zu nachfolgenden Sendestunden". Folgen die Zeitangaben. „Die Übertragungen finden von Moskau statt in Deutsch, Französisch, Englisch, Tschechisch, Holländisch, Spanisch, Portugiesisch, Schwedisch, Ungarisch. Von Leningrad in Deutsch, Schwedisch, Finnisch, Lettisch, Estnisch, Norwegisch und Esperanto. Odessa sendet Griechisch". Auf der 6. Seite des „Journal" werden die Adressen angegeben, wo man die Zeitung und weitere Zeitungen und Zeitschriften beziehen kann und zwar in allen Ländern. Für Frankreich ist „Humanité" und für die Schweiz „Le Travail", das Blatt des Genfer Staatspräsidenten Nicole, angegeben."

Folgerichtigerweise betrachten die Sowjets daher auch ihre Vertragspartner nicht als geschlossene, nationale Körperschaften, d. h. als souveräne Völker und Staaten, mit denen sie auf dem Fuße der Gleichberechtigung verkehren wollen. Mit ihren Verträgen und Pakten wollen sie auch nicht das Verhältnis zwischen sich und den Partnern grundsätzlich auf Dauer regeln. Sie betrachten den Vertragspartner nicht als auf dem Fuße der Gleichberechtigung mit ihnen stehend, sondern als Beuteobjekt, als einen im voraus bereits beschlagnahmten Teil der kommenden Weltrepublik. Sie tun das bona fide, d. h. in dem Bewußtsein und der theoretischen „Überzeugung", damit rechtmäßig zu handeln. Die verübten Verbrechen, Attentate und Bombenanschläge sind für sie völlig juristisch intakte Etappen auf dem Wege zu ihrem rechtmäßigen Ziele. Die Organisierung des internationalen Terrors ist der eigentlich entscheidende Ausdruck ihrer spezifisch bolschewistischen Rechtsbegriffe. Als Inhaber dieses „Rechtes auf Verwirklichung der Weltrevolution" stellen sie sich souverän über alle Völker und Staaten. Für die Angst- und Protestrufe der verzweifelten Staatsmänner haben sie nur ein höhnisches Lächeln übrig. Sie wissen ja, worum es geht. Sie haben tatsächlich im Geiste bereits die ganze Welt für sich beschlagnahmt und versuchen, mit allen Mitteln ihr subjektives Besitzrecht zu verwirklichen. Wer sich gegen die eigene Gefangennahme, gegen die Revolutionspropaganda, gegen die Bombenattentate, gegen die marxistische Terror- und Zersetzungsarbeit ihrer unterirdischen Organisationen wehrt, verletzt ihr bolschewistisches, international verankertes Jagdrecht. Die Bombenattentate sind für sie eine völlig normale, rechtmäßige Betätigung dieses Jagdrechtes. Sie haben „völkerrechtlich" und „staatsrechtlich" bereits von den Staaten mittels einer vorwegnehmenden Besitzkonstruktion Besitz ergriffen. Ihr bolschewistisches Staatsrecht ist zugleich ihr Völkerrecht und umgekehrt. Das ist der bezeichnende

Digitized by Google

juristische Vorgang: sie identifizieren ihr bolschewistisches Staatsrecht mit dem Völkerrecht, d. h. sie erweitern es zum Völkerrecht! Sie betrachten sich als die eigentlichen Souveräne aller Staaten und Völker, nicht nur im geheimen, nein, sie erklären das offen. Sie höhnen in ihren Reden und Pressekommentaren über die besorgten Volksführer, die es „immer noch" wagen, sich gegen ihre Weltsouveränität aufzulehnen. Sie finden das unbegreiflich und völkerrechtswidrig, wenn jemand es wagt, die Rechtmäßigkeit ihrer Weltsouveränität anzuzweifeln. Was kümmert sie Uruguay! Sie fordern vom Völkerbund die Legalisierung ihrer Bombenattentate! In ihren Ministerien haben sie Ressorts für alle Staaten. Sie unterhalten Hochschulen zur technischen und politischen Ausbildung der Bombenleger und Attentäter für den Straßenkampf. Mißglückte Revolutionen sind ihnen nur Episoden, Bagatellen im weltrevolutionären Kampf, für den sie sich auf Jahrzehnte vorbereiten und einrichten. Das ist die sichtbare Organisierung des Welt- und Tyrannenhasses des ewigen Ahasver, des Jahwe des alten Testamentes, der aus den düsteren Donnerwolken Sinais heraustritt, um seine Art gegen die Menschheit zu schleudern. Die Sowjets haben von den Völkern tatsächlich bereits programmatisch Besitz ergriffen und betrachten es nunmehr als ihr „gutes Recht", alles zur Verwirklichung ihres rechtmäßigen Besitzanspruches zu tun. Die Revolutionspropaganda ist ihnen eine legale Methode zur Eroberung der Gewalt im Rahmen dieses, auf dem Boden ihres politischen Regiments bereits verwirklichten, Systems der bolschewistischen Weltrepublik. Daher fühlen sie sich berechtigt, Befehle an die einzelstaatlichen Sektionen der kommunistischen Internationale zu erteilen. Womit könnte sonst die Existenz der Moskauer Dritten Internationale erklärt werden? Sie bestimmen die Richtlinien der Politik aller kommunistischen Abgeordneten in den Einzelstaaten. Sie ernennen diese und berufen sie ab. Sie fordern Rechenschaft von ihnen für die Befolgung ihrer Befehle vor dem obersten Tribunal ihrer Gerichtshöfe. Dieses gewaltige Netz des juristisch funktionierenden, bolschewistischen Revolutions- und Propaganda-Apparates klappt wie ein Automat: das Gerippe, das Staatsgefüge der Weltrepublik, ist bereits errichtet. Die Soldaten zum Schutze dieses von Moskau geleiteten internationalen Staatsgefüges stehen überall im Kampf. Von Polen bis nach Asien, bis zum Stillen Ozean, bebt ein Millionenreich, stampfen Millionen bewaffneter Soldaten, brausen Millionen Flugzeuge, rattern Hunderttausende von Tanks, arbeiten die geschäftigen Diplomaten und Agenten mit öffentlich registrierten Beistandspakten zur Ermöglichung ihrer Ziele, mit geheim erteilten Mordbefehlen und Kriegserklärungen für die Verwirklichung dieses messianischen, vom Welthaß des ewigen Juden diktierten bolschewistischen Zukunftsbildes. „Alle Völker sollst du fressen", — sagte das nicht jener Gott der Juden? Wir erleben heute im Bolschewismus die wörtliche Erfüllung dieses alttestamentlichen Mordbefehls! Und die Verbündeten und Partner der „Verträge" und Beistandspakte merken nicht, daß sie mithelfen, die unheimliche Ekrasitbombe zum platzen zu brin-

Digitized by Google

gen. Die Anmaßung der Sowjets besteht darin, daß sie ihre Absichten nicht einmal abstreiten, sondern offen zugestehen. Und die totgeweihte Welt verhandelt mit ihnen auf dem Fuße der Gleichberechtigung!

IV.

Die Bolschewisten haben, wie wir sehen, ein eigenes völkerrechtliches Legitimitätsprinzip. Die heilige Allianz verkündete das dynastische Prinzip als Legitimitätsprinzip des Völkerrechts, der Liberalismus das liberal-demokratische Ideal als das juristische Legitimitätsprinzip ihres Völkerrechts. Im „Heiligen Römischen Reich" galt das Ideal der christlichen Völkergemeinschaft als völkerrechtlicher Grundsatz und in der Gegenwart sehen wir die Abwandlung des liberal-demokratischen Legitimitätsprinzips zum bolschewistischen Weltrecht. Die Sowjets setzen von sich aus nämlich das Fortschritts- und Menschheitsideal des humanitären Liberalismus mit ihrem bolschewistischen Menschheitsideal gleich und legen es von ihrer marxistischen Klassenkampftheorie her aus. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die französische Revolution von 1789, jene letzte große Weltrevolution, zugleich der eigentliche Beginn dieses Bolschewisierungsprozesses ist, der sich von da an mit logischer Folgerichtigkeit über Liberalismus, Parlamentarismus, über die konstitutionelle, parlamentarische Monarchie zur sozialen Demokratie, zum sozialistischen Klassenstaat, bis zur letzten Endstation des grauenhaften Planes der klassenlosen, internationalen, bolschewistischen Weltrepublik abwickelt. Die bolschewistische Weltrevolution beschließt daher erst den Kreislauf der Revolutionen, die mit dem Jahre 1789 in Gang gesetzt wurden und seither Europa und die ganze Welt in Spannung halten. Seit 1789 lebt die Welt unter den fortwährenden Erschütterungen dieser großen, heute nach 150 Jahren noch nicht beendeten Revolution. Die völkische Revolution unserer Tage hat die geschichtliche Aufgabe, diesem andauernden, zur letzten Auflösung aller Bindungen führenden Revolutionszustand ein Ende zu bereiten und die Welt vor dem bolschewistischen Chaos zurückzuretten.

Da nun die Sowjets alle Auffassungen von Recht und Unrecht, Gesetz und Moral, Sittlichkeit und Gerechtigkeit auf den Kopf stellen, indem sie sich nicht als ein nationales Staatsgebilde betrachten, sondern Tag für Tag für sich das Recht beanspruchen, mit ihren Ekrasitbomben die Welt auseinanderzusprengen, kann mit ihnen keine Rechtsgemeinschaft gepflegt werden! Mit Verbrechern und Terroristen kann man keine Gemeinschaft bilden. Sie müssen jede Gemeinschaft von Grund auf auseinandersprengen. Es ist nicht zufällig, daß dieses System einen internationalen Bankräuber als Außenminister hat. Es ist klar, daß auch der Völkerbund durch das Erscheinen der Sowjets als Mitglied in seiner Staatengesellschaft von Grund auf verändert werden mußte. Es ist daher notwendig, diese Tatsache politisch, weltanschaulich und rechtlich in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen und sie völkerrechtlich aufzurollen. Wir werden dabei deutlich erkennen, wie die durch das Erscheinen der Sowjets bedingte

Digitized by Google

Fahrt durch Schweden

Blick auf den Siljanſee in der mittelſchwediſchen Landſchaft Dalarne, das „Blaue Auge“ im Bauernland Dalarne

Aufnahmen: Dr. Wülker

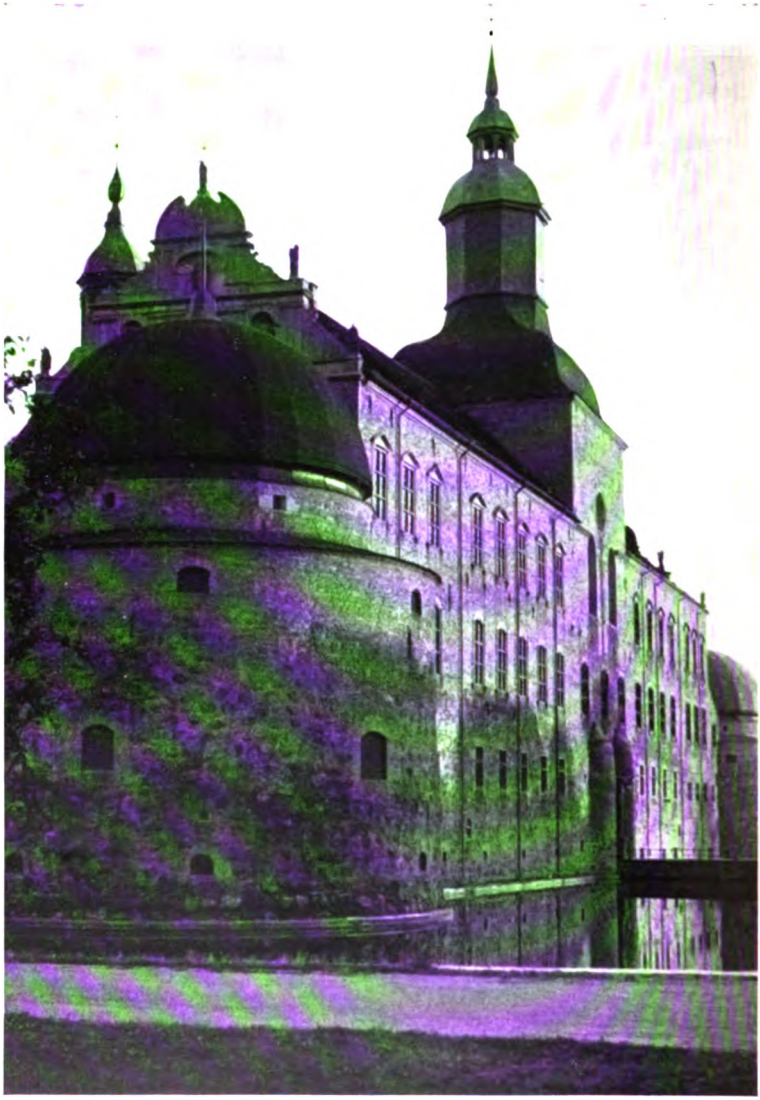
Digitized by Google

An der Westküste Schwedens.
Felsenküste und Schären vor Strömstadt

Digitized by Google

Felsige Heidelandschaft
ist das Kennzeichen von Bohuslän an der Westküste Schwedens

Digitized by Google



Das Stammſchloß des Königshauſes Waſa in Vadſtena,
von Guſtav Waſa erbaut, Vorbild des ſchwediſchen „Waſaſtiles“

Digitized by Google

Veränderung des europäischen Gleichgewichts entsprechend des Genfer Staatensystems schon aus rechtstheoretischen Gründen folgerichtig eintreten mußte. Wir werden dann auch den inneren Grund erkennen, warum der Führer in seiner letzten großen Rede es für geschichtlich notwendig hielt, Deutschland als ein Element der Ordnung zurückzuführen in eine neue Bundesgemeinschaft der europäischen Völker. Wir wissen dann auch klar um die Voraussetzungen, die erfüllt werden müssen, damit wir die Mitarbeit und Verantwortung für die Aufgaben eines neuen, reformierten, auf neuen Grundsätzen aufgebauten „Bundes der europäischen Völker" tragen und übernehmen können. Unsere Bereitschaft zum Wiedereintritt in den Völkerbund erfordert auch und gerade im Rahmen dieses Themas Klarheit über jene Frage, ob das Versailler Staatenbündnis, das sich im Völkerbund organisierte und in einer Weise gedanklich und rechtlich konstruiert ist, daß es in der Lage war, ein System wie die Sowjet-Union zu schlucken, zugleich die Grundlage für eine neue europäische Ordnung abgeben kann. Der Führer hat das in seiner letzten Rede mit Recht verneint, indem er bei dem Angebot unserer Rückkehr in den Völkerbund die Erwartung einer juristischen Abtrennung der Völkerbundssatzung vom Versailler Diktat und der Lösung der Kolonialfrage aussprach. Damit übte er eine entscheidende Kritik an dem gegenwärtigen Völkerbundssystem. Gerade deshalb, weil er dieses System in seiner Unmöglichkeit erkannt hat, mußte er beim Wiedereintritt Deutschlands die Erwartung einer Bereitschaft der übrigen Staaten zu einer grundsätzlichen Reform des Völkerbundes aussprechen. In diesem Bestreben befinden wir uns glücklicherweise in Übereinstimmung mit England und Italien, die beiderseits seit Jahren eine grundlegende Reform verlangen. Wenn wir dabei es als notwendig empfinden, uns über die Grundsätze einer Reform und Neuorganisation des Völkerbundes klar zu werden, so berühren wir dann auch zwangsläufig unser Thema. Denn es ist offensichtlich, daß dann alle jene Einstellungen und Auffassungen über Politik und Recht einer höheren Vernunft und Einsicht weichen müssen, die den Versailler Völkerbund notwendigerweise juristisch so konstruieren mußten, daß er tatsächlich in der Lage war, ein völkerrechtswidriges Staatsgebilde wie die Sowjet-Union als Mitglied in sich aufzunehmen, ohne damit sogleich seine Existenz aufgeben zu müssen. Es ist eine einfache juristische Tatsache, daß die Sowjet-Union durch ihre Aufnahme in den Völkerbund von diesem selbst und damit auch von den einzelnen Staaten als vollwertiges Völkerrechtssubjekt anerkannt worden ist. Das folgt klar aus der demokratischen Organisation des Genfer Staatensystems wie auch aus der Satzung selbst, die auf der liberalen Gleichheitsthese beruht. Es ist daher unvermeidlich, daß wir uns mit unserer Beweisführung, aus der heraus wir aus rechtslogischen Gründen der Sowjet-Union die Völkerrechtssubjektivität abzuerkennen gezwungen sind, in einen fundamentalen Gegensatz zu allen bisherigen Völkerrechts-

Digitized by Google

auffassungen und damit auch zu den formal-demokratischen Grundlagen des gegenwärtigen Völkerbundssystems von Versailles stellen müssen. Dieses dem Versailler Diktat angehängte System, dessen grundlegende Reform der Führer in seiner Rede forderte, war, wie wir wissen, ein Instrument des Weltfreimaurer- und Judentums und verdankte ihm seine geistige und politische Existenz. Da er ein „Bund" sein sollte, mußte er auch irgendein und wenn auch noch so beschränktes Einheitsprinzip und eine gemeinsame geistige und politische Ausrichtung haben, das die Bundesmitglieder zusammenhielt. Dieses gemeinsame Bundes-Ideal war die Liberal-Demokratie (vgl. Art. 1 VS.). Der Universalitätsanspruch aber war das innere juristische Legitimitätsprinzip für die praktisch-politische Tätigkeit dieses Bundes (vgl. z. B. Art. 17 VS.). Beide Prinzipien sind heute bereits praktisch aufgegeben. Deutschland ist nationalsozialistisch geworden und ausgetreten, Japan ebenso, in Italien der Faschismus, U.S.A. haben ihm von vorneherein nicht angehört, in Österreich ein autoritärer, von mittelalterlich-kirchlicher Ständeauffassung getragener Faschismus. Der Völkerbund ist heute kein universales Gebilde mehr, noch ist er es je gewesen, noch liegt ihm ein gemeinsames Bundesideal zugrunde, das die Mitglieder innerlich miteinander verbündet und verknüpft und aus dem heraus die Bundespflichten und -rechte bestimmt werden. Indem die Sowjet-Union in diesen „Bund" ihren Einzug hielt, mußte logischerweise der letzte Rest seiner inneren, geistigen und politischen Einheit zerstört werden und die Ebene der völlig weltanschaulichen Neutralität, d. h. praktisch das chaotische Neben- und Durcheinander politischer und weltanschaulicher Begriffe, von denen jede die andere von Grund auf verneint, zur letzten und sogar zur juristischen Legitimitäts- und Legalitätsgrundlage dieses Systems gemacht werden. Nach welchen Grundsätzen soll aus einem solchen Bund heraus noch Recht d. h. Bundes-Recht gesprochen werden? Durch das Auftauchen der Sowjet-Union in der europäischen Staatengemeinschaft ist der Völkerbund in seinem innersten Mark erschüttert und mußte in seiner allerletzten Substanz notwendigerweise zerstört werden. Dieses System als Ausführungsorgan der Friedensdiktate zum Zwecke der Ewigkeitserklärung ihres politischen, territorialen und auch moralischen Status-quo war ein rein organisatorisches Zweckgebilde. Anstatt eines Bundes der europäischen Völker wurde ein Bündnis der Siegerstaaten gegen die Besiegten mit dem Anspruch auf Ewigkeitsdauer geschaffen. Dieses System kann nach dem Erscheinen der Sowjets nur noch auf der Ebene einer völligen weltanschaulichen und politischen und juristischen Neutralität bestehen. Die Grundlagen und lebensgesetzlichen Forderungen einer Gemeinschaft müssen um so tiefer geschraubt werden, je größer die Gegensätze in der Gemeinschaft selbst sind. Je weniger innere Berührungspunkte die Glieder einer Gemeinschaft miteinander haben, desto mehr muß von dem Einheitsideal dieser Gemeinschaft abgestrichen werden, um überhaupt noch

Digitized by Google

zu irgendeiner Gemeinsamkeit der Plattform zu gelangen. Wie sieht nun die geistige und juristische Plattform des gegenwärtigen, vom Führer für reformbedürftig erklärten Genfer Staatensystems aus? Es ist tatsächlich auf der letzten Stufe vor dem Auseinanderfall in das juristische und politische Nichts angelangt. Weiter kann es nicht mehr gehen. Dieses System kann nur noch auf der Ebene einer Jurisprudenz bestehen, die alle Rechts- und Gerechtigkeitsprinzipien bewußt und mit der letzten Logik des — unjuristischen — Scharfsinns aus sich heraushält. Es muß sich allein darauf beschränken, die auseinanderstrebenden Mitgliedsstaaten auf das Wort „Versailles" zu verpflichten und damit auf die neutrale Ebene der nackten und halsstarren Paragraphen-Jurisprudenz und muß darin den letzten Zweck und die einzige innere Berechtigung dieses Systems erblicken. In dem Augenblick, wo das Wort „Versailles" nicht mehr zieht, muß der „Bund" der Sieger auseinanderfallen. Darüber hinaus muß er sofort logischerweise rechtlich und politisch gesprengt werden, sobald er sich über diese neutrale Ebene der Formal-Jurisprudenz erheben und versuchen sollte, offiziell die Erörterung über sittliche Rechts- und Gerechtigkeitsprinzipien zu eröffnen. Dann würde sofort die bestehende, nur mühsam verdeckte innere Gegensätzlichkeit der Bundesmitglieder offenbar werden. Das bolschewistische Staatssystem konnte daher nur infolge dieser grundsätzlich liberalen, weltanschaulichen Neutralität geschluckt werden. Wir haben eine andere Bundes-Vorstellung, da wir wieder konkret-europäisch denken können. Der Führer hat in seinen großen außenpolitischen Reden der letzten drei Jahre uns und der ganzen Welt den Gesamtaufriß einer neuen europäischen Völker-Rechts-Ordnung aufgezeigt. Auch hat Alfred Rosenberg des öfteren in umfassenden Ausführungen — man denke an den Vortrag „Krisis und Neubau Europas" — das Bekenntnis zu einem konkret-europäischen Staats- und Völker-Rechtsdenken abgelegt. Wir haben ein positives Bundesideal, während das Versailler Staatensystem nur ein negatives hatte. Das Angebot des Führers zum Wiedereintritt in den Völkerbund muß daher als ein Ruf zu einer inhaltlichen, politischen und juristischen Neugestaltung dieses Genfer Staatensystems begriffen werden. „Kollektive Sicherheit" innerhalb dieses Systems von Versailles, jenes hohlen Fasses ohne jeden Inhalt, ohne Boden und Deckel? Wir haben das Recht, die juristische Natur dieses Systems mit dem Willen zur letzten Wahrheit und Klarheit und damit auch zur Entwirrung der verwirrten Fronten festzustellen. Dieses Versailler System kann keine Sicherheit bieten, da es keinen substanzhaften Kern mehr hat, der etwas sichern könnte und auch selbst gesichert werden könnte. In diesem System kann man gar nichts „kollektivieren", da alle, aber auch die primitivsten Grundsätze für eine solche Kollektivität fehlen.

Alfred Rosenberg hat Recht, wenn er spricht von der „kollektiv organisierten Friedensbedrohung" der Kollektivisten innerhalb des Versailler Systems. Sichert die Kollektivität der wahren Ge-

Digitized by Google

meinschaft der Völker in und außerhalb des Genfer Staatensystems vor der Unsicherheit und dem Anarchismus dieses kollektiven Versailler Bündnissystems. Diese Kollektivgemeinschaft ist keine Friedens-, sondern eine Kriegsgemeinschaft zur Vernichtung aller wesentlichen Voraussetzungen für eine wahre Kollektivität, d. h. für eine wahre Rechtsgemeinschaft sicherer und gesicherter Völker. Wir sind uns darüber klar, was es bedeutet, einem Staate aus logischen Gründen die Völkerrechtssubjektivität absprechen zu müssen. Aber vor der Logik der Realitäten kann es kein Zurück geben. Wir sind uns bewußt, damit die Sowjet-Union außerhalb jeder Rechtsgemeinschaft zu stellen. Aber damit erklären wir sie nicht zum Beuteobjekt imperialistischer Staaten, wie das einer christlichen oder liberal-humanitären Rechtsauffassung im Falle einer Verneinung der Völkerrechtssubjektivität entsprechen würde. Aber jenes Prinzip der völkischen Selbstbeschränkung gilt nur gegenüber dem russischen Volke, nicht aber gegenüber dem Sowjetstaate. Jede politische Unterstützung dieses Staates ist von vornherein völkerrechtswidrig. Jeder Pakt mit ihm muß logischerweise nichtig, d. h. rechtsunwirksam sein. Seine Bestimmungen brauchen von den übrigen Staaten nicht als Rechtssätze anerkannt werden. Sind diese Helfershelfer nicht schlimmer zu beurteilen als die Täter? Wir müssen somit dem Sowjetstaat aus rechtslogischen Gründen die Fähigkeit absprechen, Träger von Rechten und Pflichten in der Rechtsgemeinschaft der Völker zu sein. Zum anderen kann der Sowjetstaat auch nicht das russische Volk selbst völkerrechtlich verpflichten, da dieses als völkische Tatsache von sich aus schon auf der Ebene der Völker-Rechtsgemeinschafts-Ordnung liegt, die jedoch von dem völkerrechtswidrigen Sowjetsystem nicht erreicht und rechtswirksam betreten werden kann. Wir brauchen diesen Staat nicht einmal „hors de la loi" zu erklären, da er sich selbst kraft seiner politischen Existenz außerhalb der Rechtsgemeinschaft gestellt hat. Er hängt völlig in der Luft und kann auch von den Völkerrechtssubjekten nicht rechtswirksam erreicht werden. Er hat sich von allen organischen Verwurzelungen losgelöst. Selbst wenn man trotzdem behaupten wollte, daß das russische Volk der Träger der imperialistisch-expansiven Politik wäre — was wir aber entschieden bestreiten — so könnte es sich nur insoweit und solange völkerrechtlich betätigen, als es sich darauf beschränken würde, nach den strengen Regeln und Grundsätzen des Völkerrechts sein völkisches Schicksal zu gestalten. Da dies aber niemals der Fall sein kann — es tritt ja dann selbst als Träger dieser völkerrechtswidrigen Politik auf —, könnte es in diesem Falle ebensowenig Anteil haben am Völkerrechtsverkehr. Damit wird die Rechtmäßigkeit der gesamten außenpolitischen Tätigkeit der Sowjet-Union von vornherein und von Grund auf theoretisch in Frage gestellt.

Digitized by Google

V.

Gegenüber dem Sowjet-System gibt es daher auch nicht den Begriff einer völkerrechtswidrigen „Intervention". Zwar ist nach völkischer Rechtsauffassung jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates, die nicht mit der berechtigten Sorge um die Wahrnehmung des Schutzes der eigenen Hoheitsrechte im Rahmen der Einrichtung der völkerrechtlich erlaubten Selbsthilfe gedeckt werden kann, als völkerrechtswidrig zu bezeichnen. Es handelt sich hierbei um solche Einmischungen, die zu dem Zwecke erfolgen, einen fremden Staat zu einem bestimmten, den egoistischen, rechtlich nicht geschützten Interessen des sich einmischenden Staates entsprechendem Verhalten zu veranlassen. Solche Einmischungen bezeichnen wir mit Recht als völkerrechtswidrige Interventionen. Es ist aber die Frage, ob gegenüber dem Sowjetsystem eine solche völkerrechtswidrige Intervention überhaupt juristisch möglich ist, d. h. die Frage, ob die außenpolitischen Abwehrmaßnahmen gegenüber der diplomatischen Tätigkeit dieses Systems durch die völkerrechtliche Einrichtung der erlaubten Selbsthilfe gedeckt werden können. Dies ist nach dem bisher Gesagten grundsätzlich zu bejahen. Zwar wäre ein solches „Einmischungsrecht" nicht aus humanitären oder religiösen Gesichtspunkten herzuleiten, da „Humanität" und „Religion" keine völkerrechtlichen, sondern nur staatsrechtliche Güter darstellen. Zum anderen handelt es sich hierbei auch juristisch nicht um „Einmischungen", die ja voraussetzen, daß es sich um Angelegenheiten handelt, die den rechtlich nichts angehen, der sich in sie „hineinmischt". Denn es handelt sich hierbei, völkerrechtlich gesehen, nur um die Geltendmachung eines eigenen Rechtes auf Sicherung der eigenen völkischen Hoheitsrechte und auf Abwehr aller Angriffshandlungen auf diese. Da das Sowjetsystem ein völkerrechtswidriges Revolutionssystem von Grund auf ist, nicht aber als ein nationales Souveränitätsgebilde angesprochen werden kann, können alle von den einzelnen Staaten ergriffenen Abwehrmaßnahmen zur Unschädlichmachung dieses Systems durch die Einrichtung der völkerrechtlich erlaubten Selbsthilfe begründet werden! Die Völker haben somit das Recht, aus Gründen der Selbsterhaltung und Notwehr mit allen Mitteln, die die Einrichtung der völkerrechtlich erlaubten Selbsthilfe gestattet, sich außenpolitisch gegen die Sowjetpropaganda zu wehren. Der bolschewistische Staat handelt, wie wir sahen, innerhalb der Gemeinschaftsordnung der Völker bewußt als Keimzelle der Weltrevolution und einer künftigen, „die ganze Erde umspannenden neuen Gemeinschaftsordnung" (vgl. E. A. Korowin: „Das Völkerrecht der Übergangszeit" in Internationalrechtliche Abhandlungen, 1929). Diesem Staatszweck entsprechen seine auswärtigen Beziehungen. Der russische Staat „appelliert über die Köpfe der herrschenden Klassen hinweg an die arbeitenden Klassen". Daher auch die Bestimmungen der sowjet-russischen Verfassung vom 6. Juli 1923, wonach einem zur „Arbeiterklasse" oder zum „Bauerntum, das keine fremde Arbeit benutzt", zu rechnenden Nichtrussen ohne jede erschwerende Formalität die russi-

Digitized by Google

schen Bürgerrechte zuzuerkennen sind. „Die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken ist bewußt nicht nationale Gemeinschaftsbindung, sondern geschlechtsloser Klassenstaat. Staatsziel ist, als Übergang zur staatenlosen sozialistischen Gesellschaft zu dienen." „Die russische Staatsrechtswissenschaft bekennt sich auch offen zur rechtlichen Zulässigkeit einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates, wenn sie zu einem die „Geburtswehen einer neuen Welt, d. i. zunächst des sozialistischen Klassenstaates erleichternden Eingriffs werden könnte" (Schecher, Außenstaatsrecht 1933, S. 11). Die Beteiligung Rußlands am internationalen Handelsverkehr bezeichnet man als „Ökonomik einer Übergangszeit". Durch die Funksprüche: „An alle!", durch Agitatoren, Druckschriften, Flugblätter, durch die Entfesselung aller minderwertigen Instinkte in den einzelnen Völkern, durch Propagierung und Aktivierung der atheistischen Gottlosenbewegung, durch planmäßige Aufhetzung und Mobilisierung der Arbeitermassen gegen ihre staatlichen Ordnungen treibt die Sowjet-Union, dieses Identitätsgebilde der dritten Internationale, eine von Moskau einheitlich geführte Weltpropaganda mit dem Ziele der Vernichtung aller Staaten und Volksordnungen zum Zwecke der Errichtung ihres rassenlosen, bolschewistischen Weltstaates. Solange diese bolschewistische Urzelle besteht, muß jeder andere Staat logischerweise das völkerrechtliche Grundrecht haben, Maßnahmen zu ergreifen, die auf die Beseitigung und Unschädlichmachung dieses internationalen Revolutionssystems gerichtet sind. Denn die Existenz dieses Systems und die damit notwendigerweise verbundene internationale Propagandatätigkeit zur systematischen Untergrabung der Fundamente aller Staatsordnungen stellen einen andauernden völkerrechtswidrigen Zustand des Angriffs gegen die einzelnen Staatsordnungen dar. Für den Begriff des „Angriffs" kann heute daher nicht mehr infolge der Wandlung der Mittel und Methoden zur Durchsetzung bestimmter Interessen und vermeintlicher Rechte eine unmittelbare Gewaltanwendung verlangt werden. Man kann auch mit organisierten moralischen Diffamierungsfeldzügen einen Großangriff gegen die Ehre eines Volkes und ebenso mit einer internationalen Boykottpropaganda einen Angriff gegen seine Brotfreiheit unternehmen. Auch hier taucht das Problem des Angreifers auf. Auch darüber muß die völkerrechtliche Aussprache eröffnet werden. Ob nun die einzelnen Staaten es für angebracht halten, dieses völkerrechtliche Grundrecht geltend zu machen, spricht nicht dagegen, daß ein solches Recht besteht. Auch der Grundsatz der Souveränität der Völker steht, wie wir bereits an anderer Stelle darlegten, dieser Auffassung nicht entgegen. Der Souveränitätsbegriff setzt die Existenz von Staaten als bewußten Gliedern einer auf der Grundlage der rassischen und völkischen Unterscheidung und Selbstbeschränkung beruhenden Völkergemeinschaftsordnung voraus. Die Sowjetunion ist nicht nur nicht als ein solcher Staat anzusprechen, sondern legt Tag für Tag Wert auf die Feststellung, daß sie nicht als Glied einer Völkergemeinschaft erscheinen, sondern im Gegenteil diese beseitigen und zerstören will. Man muß somit gegenüber dem

Digitized by Google

Sowjetsystem die Möglichkeit einer völkerrechtswidrigen Einmischung von Grund auf verneinen. Die außenpolitischen Abwehrmaßnahmen erscheinen juristisch als völkerrechtlich erlaubte Selbsthilfe!

VI.

Wir sehen, daß mit dem Erscheinen der Sowjets als einer staatlichen Großmacht alle bisherigen europäischen Begriffe über die Grundsätze des Zusammenlebens der Völker auf den Kopf gestellt worden sind. Mit normalen Begriffen, normalen Mitteln und Methoden und auf einer normalen Ebene kann man den Sowjets völkerrechtlich gar nicht begegnen. Denn mit Terroristen „aus Überzeugung" kann man nicht politisch und erst recht nicht rechtlich verkehren. Unsere Grundbegriffe sind ihren Auffassungen in jeder Beziehung genau entgegengesetzt. Nicht einen einzigen gemeinsamen Berührungspunkt gibt es, in dem wir mit ihnen einig wären. Ihre gegenwärtige Beteiligung am internationalen Rechtsverkehr müssen wir somit als rein faktische Tatbestände ohne jede rechtliche Eigenschaft begreifen. Wer auf ihre Taktik spekuliert, muß das tun mit der Erfahrung und Einstellung eines Kriminalisten, der ein Interesse daran hat, die Spuren von Attentätern genau zu verfolgen. Wehe dem, der sich mit ihnen auf eine neutrale, gleichberechtigte Ebene begibt. Mit Recht hat daher der Führer in seiner Unterredung Ende Februar mit Bertrand de Jouvenel den französisch-sowjetrussischen Beistandspakt als „bedauerlich" bezeichnet, durch den „sachlich eine neue Lage" in Europa geschaffen würde. Mit einem ernsten, sich der geschichtlichen Tragweite dieses Paktes bewußten, von ehrlichem Friedenswillen beseelten leidenschaftlichen Appell wandte er sich wieder einmal an das französische Volk: „Sind Sie sich denn in Frankreich bewußt, was Sie tun? Sie lassen sich in das diplomatische Spiel einer Macht hineinziehen, die nichts anderes will, als die großen europäischen Völker in ein Durcheinander zu bringen, aus dem diese Macht allein den Vorteil zieht. Man darf die Tatsache nicht aus den Augen verlieren, daß Sowjet-Rußland ein politischer Faktor ist, dem eine explosive revolutionäre Idee und eine gigantische Rüstung zur Verfügung steht. Als Deutscher habe ich die Pflicht, mir über eine derartige Lage Rechenschaft abzulegen. Der Bolschewismus hat bei uns keine Aussicht, durchzudringen, aber es gibt andere große Völker, die weniger als wir immun gegen den bolschewistischen Bazillus sind." Wenn die Sowjets daher Verpflichtungen auf sich nehmen und sogar erfüllen, so darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß sie es nur im Bewußtsein taktischer Notwendigkeiten, niemals im Bewußtsein einer rechtlichen Verpflichtung tun. Jede Unterschrift, die sie leisten, ist von fragwürdigem Wert und für den Vertragspartner ein neuer Sargnagel. Wenn es ihren weltrevolutionären Zielen dient, werden sie nicht zögern, sich über alle Abmachungen hinwegzusetzen. Man kann sie daher nicht mit normalen Maßstäben messen, da sie Verbrecher aus Überzeugung sind! Allen Völkern und Staaten erklären sie täglich den Krieg und wir haben auch keine Zeit mehr zu verlieren, das theoretische Feld zu ebnen für die juristische Beurteilung

Digitized by Google

ihrer doppelzüngigen Politik, damit wir uns eines Tages nicht wieder selbst juristisch mit unseren eigenen Theorien ins Unrecht setzen. Wir benötigen kühne Strategen im Rechtskampf gegen die Weltrevolutionäre. Merken wir denn nicht, daß die Völkerrechtszerstörer uns mit unseren eigenen neutralen und formalen Rechtsbegriffen die Gurgel zudrücken? Es wird Zeit, daß wir ihren Januskopf entlarven, ihn juristisch festnageln und aufhören, gerade im Völkerrecht, wo es um Lebensschicksale von Völkern geht, mit der liberalen Trennung von Recht als einer „rein" formalen Politik, als einer „nur" weltanschaulichen Ordnung, die außerhalb des Juristischen liege, die Grundlagen des Rechts selbst zu zertrümmern! Damit geben wir unserem Todfeind nur die Waffen in die Hand, mit denen er uns erschlägt. Dann verüben wir nicht nur theoretisch, sondern am Ende auch praktischen Selbstmord.

Für die souveränen Völker aber gibt es heute nur zwei Möglichkeiten: entweder sie behandeln den Sowjetstaat nach den Methoden der formalen Jurisprudenz weiter als Mitglied der Völkerrechtsgemeinschaft und lassen damit durch dieses System die Gemeinschaft der Völker in ihren rechtlichen Grundlagen zerstören oder sie stellen die Weltrevolutionäre außerhalb ihrer Rechtsgemeinschaft, nachdem jene sich selbst „hors de la loi" erklärt haben und täglich Wert darauf legen, nicht als Mitglied der wahren Völkergemeinschaft betrachtet zu werden. Die Welt hat die Wahl. Die Geschichte wird ihr keine lange Bedenkfrist mehr zur Entscheidung geben.

Digitized by Google

Franz Eichhorst: Studie eines Verwundeten

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Forderung unserer Zeit ist innere Härte! So wie der politische Sieg nur durch Kompromißlosigkeit erfochten wurde, so wird auch der kulturelle Sieg des Nationalsozialismus nur durch innere Unerschütterlichkeit erstritten werden.

Alfred Rosenberg

Digitized by Google

Dr. Hans Richter:

Wo finde ich den Juden?

Das neue Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre hat mit einem Schlage und grundsätzlich die Judenfrage in Deutschland geregelt und nach Jahrhunderten eines teils offenen, teils geheimen Kampfes mit dieser Neuordnung klare Zustände und geordnete Beziehungen zwischen Deutschen und Juden geschaffen. Was die „Antisemitenpetition", die 1880 Bismarck vorgelegt wurde — damals schon hatten 250 000 Judenkenner und Judengegner diese Bittschrift unterzeichnet — nicht erreichen konnten, worum Stöcker, H. Henrici, Liebermann von Sonnenberg, Bernhard, Förster, Adolf Bartels, Theodor Fritsch u. a. gekämpft hatten, das ist nach der historischen Reichstagssitzung vom 15. September 1935 Wirklichkeit geworden. Nur ein autoritäres Regime, das die Judenfrage von der Wurzel aus kennt, das auch sonst in keiner Form und durch keinerlei Zwischenverbindungen mehr an das Judentum gebunden ist, konnte so umsichtig und radikal die gesetzliche Scheidung zwischen Deutschen und Juden aussprechen und somit die Kulturfähigkeit des deutschen Volkes auf Jahrhunderte sicherstellen. Die Ausscheidung des jüdischen Elementes aus der deutschen Kulturarbeit setzt jedoch voraus, daß man außer der genauen Kenntnis der Judenfrage die Träger des Judentums selbst kennt. Man muß wissen, wer Jude ist, muß insbesondere auch das in mannigfachen Formen getarnte Judentum zu erfassen wissen, um zu verhindern, daß wieder auf verborgenen Kanälen zerstörendes Fremdgut in den Neubau der deutschen Kultur übernommen wird, eine Möglichkeit, die durch ihr bloßes Vorhandensein für bestimmte Kreise Anreiz genug ist, sich ihrer vorsichtig und in der Maske des Biedermannes zu bedienen. Durch die Schaffung des Rasseamtes, durch die Einführung des Arier-Paragraphen, durch die berufsständischen Reichsfachschaften, durch parteiamtliche Dienststellen ist unter bestimmten Voraussetzungen und in der Hauptsache für in Deutschland lebende Zeitgenossen heute schon die Möglichkeit der Identifizierung gegeben. Schwieriger wird der Nachweis jüdischer Abstammung, wenn es sich um Verstorbene oder Ausländer handelt. Trotzdem stehen wir auch hier nicht vor einem vollständig neuen Beginnen, da in den letzten Jahrzehnten gerade auf diesem Gebiet wertvolle Vorarbeiten und Untersuchungen geleistet und brauchbare literarische Hilfsmittel geschaffen worden sind. Selbst wenn diese Werke noch nicht in erwünschtem Maße vollständig und fehlerfrei sind, so ist das Zusammentragen des Materials und seine erste zielbewußte Sichtung doch schon eine sehr verdienstvolle und anerkennenswerte Leistung, wenn man in Betracht zieht, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen diese Arbeiten vorgenommen wurden und wenn man sich weiterhin die geringen technischen Möglichkeiten und Mittel vergegenwärtigt, mit denen diese ersten Pioniere arbeiten mußten. Rasseamt, Statistiken usw. standen ihnen nicht zur Verfügung und seit 1919 war ihnen mit dem § 130 der Reichsregierung: „Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu

Digitized by Google

offenbaren. Die Behörden haben nur soweit das Recht, nach der Zugehörigkeit einer Religionsgemeinschaft zu fragen, als davon Rechte oder Pflichten abhängen oder eine gesetzlich angeordnete statistische Erhebung dies erfordert" noch eine weitere Möglichkeit der Feststellung genommen worden. Sie waren in der Hauptsache auf ältere Werke, Befragungen usw. angewiesen, somit auf Quellen, die für systematische Arbeit nicht gerade sehr tauglich waren. Um so mehr ist der Versuch zu werten, trotz all dieser Hindernisse diese notwendige und wahrhaft völkische Arbeit zu leisten.

Welche hauptsächlichen deutschen Hilfsmittel zum Nachweis jüdischer Abstammung oder jüdischer Versippung stehen uns nun heute zur Verfügung?

Das bekannteste Nachschlagewerk ist wohl das vom Altmeister der völkischen Bewegung Theodor Fritsch herausgegebene „Handbuch der Judenfrage. Die wichtigsten Tatsachen zur Beurteilung des jüdischen Volkes" (Leipzig: Hammer-Verlag), das jetzt in der 38. Auflage und seinem 171.—180. Tausend vorliegt. Seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1887 als „Antisemiten-Katechismus", der noch unter dem Pseudonym Thomas Frey herausgegeben wurde, hat es im Laufe der Jahrzehnte mancherlei notwendige Verbesserungen und Ergänzungen erfahren. Mit der vorliegenden Ausgabe ist es auf den neuesten Stand gebracht worden, und stellt zur Zeit durch die Wissenschaftlichkeit und die Mannigfaltigkeit seiner Aufsätze ein brauchbares Hilfsmittel zur Reinigung des deutschen Kulturlebens vom jüdischen Einfluß in jeder Form und auf allen Gebieten dar. Geringe Fehler und Irrtümer, die bei der äußeren Lage der Dinge natürlicherweise auch in dieser verbesserten und überarbeiteten Auflage noch vorhanden sind, können den Wert dieses Nachschlagewerkes nicht herabmindern. Es wird auch ein leichtes sein, durch zweckmäßige Mitarbeit aller für diese Fragen mitverantwortlichen amtlichen Stellen in Zukunft diese Irrtümer sorgfältig zu verbessern, so daß wir im „Handbuch" ein zuverlässiges Unterrichtswerk für weitere Kreise des deutschen Volkes sehen können, zumal der Prozentsatz fehlerhafter Angaben früherer Ausgaben nach Ausführungen des Verlages nur sehr gering war (1300 : 26). War das „Handbuch" in der Vergangenheit ein ausgesprochenes Kampfbuch, das u. a. die parlamentarische Judenherrschaft der deutschen Republik und die Vorherrschaft des Judentums im deutschen Kulturleben brandmarkte, so wird es infolge der veränderten politischen und kulturellen Verhältnisse in Deutschland in Zukunft mehr historischen und wissenschaftlichen Charakter tragen und für spätere Geschlechter eindrucksvolle und nützliche Aufklärungsarbeit leisten.

Der erste Teil des „Handbuchs" umfaßt rassische und geschichtliche Darstellungen. Eine „Rassenkunde des jüdischen Volkes" auf der Grundlage der Günther'schen Forschungen, eine „Geschichte des Judentums" von Heinrich Wolf, ein umfassender Aufsatz „Die jüdische Lehre" und eine Darstellung der „Jüdischen Organisationen und Parteien" schaffen zunächst die notwendigen Grundlagen zum allgemeinen Verständnis der Judenfrage. Dann erst wird in einem zweiten Teil unter dem Titel „Das Judentum in der deutschen Kulturgemeinschaft" reiches Tatsachenmaterial zur Frage der Überfremdung Deutschlands durch die Juden gebracht und der erschreckend weitreichende

Digitized by Google

Einfluß des Judentums in Politik, Kirche, Presse, Wirtschaftsleben, Kunst, deutschem Schrifttum, Philosophie, Medizin usw. nachgewiesen. Zwei weitere Kapitel zeigen „Das Judentum im fremden und eigenen Urteil" und bringen die „Geschichte des Antisemitismus". Alles in allem ist das „Handbuch" ein umfassendes Lehrbuch und Quellenwerk, das durch ein durchgearbeitetes Namen- und Schlagwortregister leicht zu benutzen ist und dessen bibliographische Angaben zu den einzelnen Abschnitten wertvolles Schrifttum zu weiteren Untersuchungen nachweist.

Ein weiteres Nachschlagewerk ist der „Semi-Kürschner" oder „Literarisches Lexikon der Schriftsteller, Dichter, Bankiers, Geldleute, Ärzte, Schauspieler, Künstler, Musiker, Offiziere, Rechtsanwälte, Revolutionäre, Frauenrechtlerinnen, Sozialdemokraten usw. jüdischer Rasse und Versippung, die von 1813—1913 in Deutschland tätig oder bekannt waren. Unter Mitwirkung von völkischen Verbänden, von Gelehrten, Künstlern, Geistlichen, rechts stehenden Politikern, Juristen, Agrariern, Handwerkern, Industriellen, Kaufleuten, von Männern und Frauen des In- und Auslandes", herausgegeben von Philipp Stauff (Berlin-Groß-Lichterfelde: Selbstverlag von Ph. Stauff, 1913; vergriffen).

Dieses Werk ist, wie schon der Name sagt, kein allgemeines Nachschlagewerk über Fragen des Judentums wie das „Handbuch der Judenfrage", sondern ein ausgesprochenes Judenlexikon, das in alphabetischer Anordnung die bekanntesten Juden, Halbjuden, Getaufte usw. anführt. Es ist den deutschen Fürsten gewidmet und die Widmungsadresse zeigt den ganzen Umfang der jüdischen Vorherrschaft schon im kaiserlichen Deutschland. Unter anderem heißt es da:

„Dies Buch redet von heiliger Not, von der Not des Volkes, das durch blutsfremde Mächte innerhalb der Landesgrenzen Eurer von Gott gewollten Führung entwunden wird. Denn die Lassalle, Marx und Singer haben mit ihren, Völker und Fürsten trennenden und beide zugleich vernichten wollenden Lehren schon ein Drittel des deutschen Reichstags in Händen. Jüdische Zeitungen und Bücher reißen tagtäglich in deutscher Sprache herab, was uns die Väter und Ahnen an Gut und Gabe schenkten. Man spottet unserer besten Empfindungen, der Liebe zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Land, zu Weib und Kind, man spottet unserer Ehre, Sitte und der Treue zum Staat und spottet unseres Glaubens, indem man höhnend sich dabei auf die unerschütterliche deutsche Geduld verläßt. Jüdische Veranstaltungen, Warenhäuser und Banken vernichten den Mittelstand, fluchwürdiger Mädchenhandel wuchert mit unserm Fleische, und in Theatern und Hallen grinst uns nur noch das entgegen, was aus Oberflächlichkeit, Lüsternheit und Barbarei geboren, mit deutscher Kunst nichts mehr zu tun hat."

Wahrlich ein sehr eindrucksvoller zeitgeschichtlicher Beitrag zur Judenfrage und ein aufklärendes geschichtliches Kulturdokument. Jedoch „Vom Kaiser und den Königen bis hinunter zu den Herzögen Mitteldeutschlands: Kein deutscher Fürst hat im Jahre 1913—1914 geantwortet; denn diejenigen, die den Ruf ausgestoßen hatten, waren eben bloß völkisch gewesen und

Digitized by Google

ſtanden nicht im Rechten Winkel oder im allgemeinen Notzeichen" („Sigilla Veri" Einleitung). Das Volk aber hatte das ſo notwendige Buch freudig aufgenommen, ſo daß ſchon 1915 die Auflage vergriffen war.

Der „Semi-Kürſchner" war zunächſt nur als ein literariſches Nachſchlagewerk geplant geweſen und wuchs ſich erſt allmählich zu einem umfaſſenderen Lexikon aus, das auch Wirtſchaftler, Politiker, Wiſſenſchaftler aller Diſziplinen mit in ſein Aufgabenbereich einbezog. Das Lexikon bringt ungefähr 7000 Biographien und einige tauſend Namen. Aus dem urſprünglichen Ziel des Werkes heraus ſind die Angaben und Nachweiſe bezüglich des deutſchen Schrifttums am reichhaltigſten und ſicherſten, obwohl noch manche Fehler unterlaufen ſind — ungefähr 1½% falſche Angaben —, die jedoch, ſoweit der Herausgeber Kenntnis davon erhielt, in Nachträgen und in den entſprechenden Jahrgängen der „Deutſch-Sozialen Blätter" verbeſſert und veröffentlicht wurden. Wertvoll an den lexikographiſchen Angaben ſind neben dem jüdiſchen Abſtammungsvermerk die Hinweiſe auf die Quellen, auf Vermögensverhältniſſe, auf Kompagnions uſw. So iſt es immerhin möglich, bei genügender Vorſicht und Nachprüfung auch internationale Geld- und Geſchäftsverwandtſchaften jüdiſcher Prägung feſtzuſtellen und Klarheit in das Netz von Querverbindungen, in denen dieſe Gegenraſſe Meiſter iſt, zu bringen.

Auch dieſes Werk iſt trotz mancher Vorbehalte ſowohl hinſichtlich der Stoffzuſammenſtellung und der Zielſetzung als eine wertvolle Pionierarbeit für die Klärung und quellenmäßige Unterbauung des völkiſchen Gedankens anzuſehen. Leider iſt das Werk nicht einheitlich in der äußeren Anordnung — es iſt kein durchgehendes Alphabet vorhanden, ſondern die einzelnen Unterabteilungen haben in ſich alphabetiſche Anordnung — ſo daß das Fehlen eines Generalregiſters eine fühlbare Lücke iſt. Eine Neuauflage konnte infolge äußerer Gründe (Krieg, Revolution, Geldmangel) erſt 15 Jahre ſpäter unter großen äußeren und inneren Schwierigkeiten erſcheinen.

Stauff ſelbſt hatte ſchon erkannt, daß eine Erweiterung und Ergänzung des „S.K." nötig war und hatte für die zweite Auflage geplant, auch das Altertum, das Mittelalter, alle Erdteile und alle Raſſen bei ſeinen Arbeiten zu berückſichtigen. Als er 1923 ſtarb, war in Zuſammenarbeit mit anderen Gelehrten und Praktikern gute Vorarbeit geleiſtet worden, ſo daß nach mehrjähriger Tätigkeit 1929 die zweite Auflage mit dem erſten Band erſcheinen konnte. Aus dem einbändigen, ſich in der Hauptſache nur auf Deutſchland beſchränkenden „S.K." iſt das Judenlexikon „Sigilla Veri (Ph. Stauff's Semi-Kürſchner)", ein „Lexikon der Judengenoſſen und -gegner aller Zeiten und Zonen, insbeſondere Deutſchlands, der Lehren, Gebräuche, Kunſtgriffe und Statiſtiken der Juden ſowie ihrer Gaunernamen, Trugnamen und Geheimbünde uſw." geworden. Herausgegeben wird es von E. Ekkehard unter „Mitwirkung gelehrter Männer und Frauen aller in Betracht kommenden Länder im Auftrage der ‚Weltliga gegen die Lüge' in Verbindung mit der ‚Alliance chrétienne arienne (Erfurt: U. Bodung Verlag, 1929 ff.). Es iſt zur Zeit das umfaſſendſte und weitreichendſte Quellen- und Nachſchlage-

Digitized by Google

werk zum Verständnis der jüdischen Gegenrasse und vermittelt eine wissenschaftlich einwandfreie, auf angegebenen Quellen gestützte Kenntnis des Standes und Einflusses des Judentums in der gesamten Welt und auf allen Gebieten menschlicher Betätigung. Es handelt sich bei diesem umfangreichen Werk nicht um eine antisemitische Zweckarbeit, sondern um das Ergebnis ernster, wissenschaftlicher Bemühungen. „Das Buch faßt, wie ein Arzt die Bazillen, die Juden sine ira et studio, als eine Naturerscheinung, deren Eigenart studiert werden muß, bevor sie richtig in das große Ganze eingeordnet werden kann." Hinsichtlich des Umfangs, der Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Genauigkeit der Angaben ist der alte „S.A." um ein Vielfaches übertroffen und aus den ungefähr 300 Seiten des Stauff'schen Judenlexikons ist ein Universalwerk ganz großen Stils, ein umfassendes Handbuch für alle Fragen des Judentums geworden. Von den sechs geplanten Bänden in Lexikonformat liegen zur Zeit vier vor, die auf zirka 5000 Seiten die Buchstaben A—Pollack umfassen. Leider ist mit dem Erscheinen der Schlußbände und eventuellen Nachträgen für die nächste Zeit nicht zu rechnen, da der Verlag mit geldlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es wäre sehr verdienstvoll, wenn sich heute Privatleute und amtliche Stellen fänden, die die baldige Fortführung dieses einzigartigen Quellenwerkes sicherstellten. Jeder, der mit der Judenfrage zu tun hat, sei es in amtlicher Eigenschaft oder als Rasseforscher, Bevölkerungspolitiker, Statistiker, Arzt, Bibliothekar usw., weiß diese Fundgrube des Wissens zu schätzen. Wenn auch noch manche Irrtümer und Lücken vorhanden sind, die „S.V." bedeuten ihrer Anlage und Ausführung nach trotzdem eine unübertreffliche theoretische und praktische Arbeitsleistung, die methodisch und stoffmäßig unerreicht und in der Vergangenheit und in der gesamten übrigen Welt ohne Vorbild ist. Das Lexikon bringt die Juden, die wo und wann eine Rolle spielen, ihr Leben und ihre Tricks, ferner Bastarde und Judengenossen, die Nichtjuden, die von den Juden als Juden ausgegeben werden, Judenkenner, eine umfangreiche Namenskunde, insbesondere die jüdischen Lug- und Trugnamen und eine sehr aufschlußreiche Judäographie. Eine ausführliche Einleitung berichtet über Plan und Inhalt des Werkes und bringt den schon im „S.A." veröffentlichten Aufsatz von Gr. v. Glasenapp „Der Charakter der Israeliten", außerdem die Arbeit von A. Schickedanz „Die Juden eine Gegenrasse", die klar das Verhältnis von Judentum und Gastvolk in Geschichte und Gegenwart schildert. Weiterhin bringt eine größere Literaturzusammenstellung die wesentlichsten Schriften zur Judenfrage und der völkischen Gegenbewegung.

Mit einem starken Instinkt für Wert, Sicherheit und Reichweite sogenannter „Schlüsselstellungen" begabt, hat es der Jude bald verstanden, sich durch Geldverbindungen und Heiraten in bis vor kurzem meist nur adeligen und altbürgerlichen Kreisen vorbehaltene Berufe einzuschleichen, um von hier aus mit allen vorhandenen Möglichkeiten seine eigennützigen Rasseziele zu verfolgen. Aber auch nach dieser Richtung hin waren die völkischen Kreise auf der Hut. 1912 erschien im Kyffhäuser-Verlag in Weimar ein aufsehenerregendes Nachschlagewerk, das unbestechlich die personellen und rassischen Verhältnisse im gesamten hervorragenden Adel aufdeckte und in dieser damaligen Führerschicht einen

Digitized by Google

sehr hohen Prozentsatz jüdischer Abstammung oder Versippung feststellen konnte. Der „Semi-Gotha. Weimarer historisch-genealogisches Taschenbuch des gesamten Adels jehudäischen Ursprungs“ (herausgegeben von dem österreichischen Baron W. Pickl v. Witkenberg) war ein erster Versuch, alle „im Mannesstamm aus jüdischem Geblüt, d. h. aus dem echt orientalischen Rassetypus, der ... Juden oder Hebräer hervorgegangenen Adelsfamilien von einst und jetzt“ ohne Rücksicht auf Konfession und Blutzumischung, nur vom Rassestandpunkte aus festzustellen und nachzuweisen. 1913 erschien ein zweiter, stark erweiterter und verbesserter Jahrgang und der 1914 erschienene dritte Band mit dem Titel „Semigothaisches, genealogisches Taschenbuch ari(st)okratisch-jüdischer Heiraten mit Enkel-Listen“ war eine Zusammenstellung aller adligen Ehen mit vollblutjüdischen und gemischtblütigen Frauen und wies bereits 2000 judaisierte Adelsfamilien auf. Die Veröffentlichung des „S.G.“ war eine national-völkische Tat und der wissenschaftliche und praktische Wert dieser Taschenbücher wird durch geringfügige Irrtümer, Fehlangaben usw. nicht verringert, wenn man bedenkt, daß eine genaue Nachprüfung z. B. des zweiten Jahrgangs ergeben hat, daß von den 1250 aufgeführten Familien nur etwa 100, d. h. 8% als zu Unrecht aufgenommen bezeichnet werden konnten.

Zu diesen bisher aufgeführten umfassenden Nachschlagewerken kommen von völkischer Seite noch Arbeiten und Zusammenstellungen, die sich mit dem Einfluß der Juden auf einzelnen Gebieten befassen, insbesondere auf dem des deutschen Schrifttums und der Musik. Hier hat vor allem Adolf Bartels verdienstvolle Arbeit geleistet. Seine „Deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart. Bd. 1: Die Alten, Bd. 2: Die Jüngeren, Bd. 3: Die Jüngsten“ (Leipzig: Haessel-Verlag, 1912 ff.), die 1897 erstmalig unter dem Titel „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ (Leipzig: Avenarius) erschienen ist, scheidet zum erstenmal grundsätzlich aus literargeschichtlichen und weltanschaulichen Gründen Deutsche und Juden im deutschen Schrifttum und schafft so besonders für die letzten Jahrzehnte einen brauchbaren Judennachweis. Seine große, dreibändige „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig: Haessel, 1924 ff.) gibt auch für die mittelalterliche Literatur und für die Blütezeiten deutscher Dichtung u. a. der Klassik und Romantik wertvolle Hinweise. Sehr wichtig und methodisch und bibliographisch brauchbar ist ferner auch seine 1925 erschienene Arbeit „Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft“, die sich in Teil I und II mit der Notwendigkeit und der Möglichkeit der Feststellung jüdischer Herkunft auseinandersetzt und hier grundsätzlich zu der Forderung einer national-völkischen und rasseseelischen Literaturgeschichtsschreibung Stellung nimmt. Teil III behandelt „Das Judentum in der deutschen Literatur“ und bringt ungefähr 1200 Verfasser jüdischer Abstammung. Man hat die Schriften Bartels' als antisemitische Haßprodukte hingestellt und ihnen jeden wissenschaftlichen und rassestatistischen Wert abgesprochen. Sicherlich, Bartels hat sich des öfteren in seinen Angaben geirrt und das auch immer öffentlich zugegeben — man vergleiche seine Berichtigungen im „V.B.“ 1934 und Anfang 1935 — aber immerhin ist auch

Digitized by Google

hier der Prozentsatz zwischen richtigen und fehlerhaften Angaben so gering (in der Schrift „Jüdische Herkunft...“ z. B. nach Bartels 1200 : 8), daß er den Wert dieses Werkes als Unterrichtsquelle im wesentlichen nicht vermindern kann.

Ein begrenzt zuverlässiges Nachschlagewerk auf dem Gebiete der Musik ist das im Hans-Brückner-Verlag, München, erschienene „Musikalische Juden-ABC“ (unter Benutzung authentischer Unterlagen herausgegeben von Christa Maria Rock und Hans Brückner). Nach einer Einleitung von Ch. M. Rock, die ungefähr 50 der international bekanntesten Musiker in Einzelschilderungen unter die Lupe nimmt, beginnt das eigentliche ABC, eine Aufstellung von beinahe 4500 jüdischen Musikern, Komponisten, Dirigenten, Textdichtern, Musikkritikern, Verlegern, Intendanten, Theaterdirektoren, Emigranten, sowie ihrer Decknamen und Pseudonyme. Die Vorarbeiten zu diesem Werk reichen weit zurück. Umfangreiches Forschen in Bibliotheken, systematische Benutzung schon vorhandener Quellen und Nachschlagewerke, Presseerzeugnisse usw. haben nach zehnjähriger Arbeit dieses Handbuch geschaffen, das mit seinem ersten Nachtrag vom Mittelalter bis in unsere heutige Zeit reicht. Dieses Werk würde noch zweckmäßiger und für den allgemeinen Gebrauch praktischer sein, wenn neben den gemachten Angaben wie Geburts- und Sterbetag, Geburts- und Sterbeorten, genauen Anschriften auch ihre hauptsächlichsten Werke wie bei den üblichen Lexika aufgeführt wären. Die soeben erfolgten Berichtigungen und Nachträge haben die Zuverlässigkeit des Werkes erhöht.

Als für unsere Zwecke bedingt verwendbar ist auch das „Deutsche Musiker-Lexikon“, herausgegeben von Erich H. Müller (Dresden: W. Limpert Verlag, 1929) zu nennen, das grundsätzlich jedenfalls die Konfessionen bezeichnet und dadurch in manchen Zweifelsfällen Aufklärung geben kann.

Neben diese von völkischer Seite geschaffenen Werke treten nun noch als ergänzende Hilfsmittel die vom Juden selbst in der Hauptsache für jüdische Bildungszwecke herausgegebenen, meist sehr umfangreichen und mit Hilfe eines großen Mitarbeiterstabes (das „Jüdische Lexikon“ z. B. zählt 250 jüdische Gelehrte und Schriftsteller der Welt als Mitarbeiter) veröffentlichten jüdischen Lexika, Enzyklopädien und Biographien. Der biographische und weltanschauliche Inhalt dieser Werke ist den Absichten der Herausgeber und dem engeren Zweck des Werkes entsprechend jüdisch-national, so daß für unsere Arbeiten nur die rein statistischen Angaben von Wert sind. Bei dem augenblicklichen Stand der deutschen Quellenwerke sind diese sehr ausführlichen und weitreichenden Handbücher besonders für internationale Feststellungen sehr brauchbar, zumal es sich in den meisten Fällen nicht um reine Juden-Lexika, sondern um umfangreiche allgemeine Nachschlagewerke des jüdischen Wissens handelt.

Unter bestimmten Einschränkungen immer noch brauchbar, wenn auch oft unzuverlässig und bezüglich des wissenschaftlichen Wertes auch von jüdischer Seite abgelehnt sind A. Kohuts „Berühmte israelitische Männer und Frauen in der Kulturgeschichte der Menschheit. Lebens- und Charakterbilder aus Vergangenheit und Gegenwart“

Digitized by Google

(Leipzig: A. H. Payne, 1900—1901), ein umfangreiches, zweibändiges und je 430 Seiten umfassendes biographisches Handbuch aller in Kunst und Wissenschaft, Theater, Presse usw. hervorgetretenen Juden.

Ein ähnliches national-jüdisches, biographisches Unternehmen stellt S. Winingers „Große jüdische National-Biographie" dar, ein Monumentalwerk in sechs Bänden und einem Nachtragsband (Czernowitz: 1925 ff.), das auf etwa 5000 Seiten in alphabetischer Anordnung das Leben von über 11 000 jüdischen Männern und Frauen aller Zeiten und aller Länder beschreibt.

Ein weiteres fünfbändiges Quellenwerk schuf sich das jüdische Nationalbewußtsein in dem „Jüdischen Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens" (Berlin: Jüdischer Verlag, 1927 ff.), das bewußt populärwissenschaftlichen Charakter trägt und im Gegensatz zu den „Sachlexika christlicher Gelehrter", die „bei religiös-problematischen Gegenständen oft jede objektive Wirkung vermissen lassen", geschaffen wurde.

Das Hauptwerk jüdisch-lexikographischer Arbeit in deutscher Sprache ist die „Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart" (Berlin: Eschkol-Verlag, 1928 ff.), ein fünfzehnbändiges, zur Zeit noch nicht fertiges Gegenstück zur zwölfbändigen amerikanischen „The Jewish Enceclopedia" (New York und London: Funk und Wagnalls Comp.). Auf je 600 zweispaltigen Seiten wird uns hier in echt jüdischer Selbstverherrlichung das Lob des auserwählten Volkes gesungen. Beide zuletzt genannten Werke sind ausgesprochen von der Idee der Kultur des Judentums beherrscht. Sie nehmen in keiner Weise Bezug auf die Stellung des Judentums zu seinen Gastvölkern. Immerhin sind alle diese Lexika als Nachschlagewerke und als Hilfsmittel zur Feststellung des Judentums brauchbar und geben oft in anderen Quellenwerken vergeblich gesuchte Aufklärung in Fragen der rassischen Abstammung. Insbesondere sind das „Jüdische Lexikon" und Kohuts „Berühmte israelitische Männer . . ." mit ihren vielen Abbildungen und Porträts eine Fundgrube rassenkundlicher Beispiele. Für alle diese jüdischen Nachschlagewerke ist jedoch bei der Benutzung ebenfalls Vorsicht geboten, da nicht immer die nötige Gründlichkeit und wissenschaftliche Ehrlichkeit vorhanden ist.

Außer diesen großen Quellenwerken sind nun noch als ganz bescheidene Hilfsmittel das „Philo-Lexikon" (Berlin: Philo-Verlag, 1935) und das „Jüdische ABC" (Berlin: Verlag Erwin Löwe, 1935), zwei kleinformatig einbändige Handbücher des jüdischen Wissens zu nennen.

Zusammenfassend ist zum Schluß zu sagen, daß aus theoretischen und praktischen Gründen ein starkes Bedürfnis nach einem wissenschaftlich einwandfreien und brauchbaren, umfassenden Lexikon zur Judenfrage besteht. Die methodischen und stofflichen Grundlagen hierzu sind bereits in den „Sigilla Veri" gegeben, deren Ausbau und eventuelle Berichtigung eine der kulturellen Aufgaben der nächsten Zukunft sein muß, um die gesetzgeberischen Maßnahmen der Regierung zur deutschen Rassen- und Kulturpolitik durch genaue Kenntnis ihrer geschichtlichen, politischen und psychologischen Voraussetzungen und Grundlagen wirksam zu machen.

Digitized by Google

Vorfrühlingsnacht

Die Fensterladen klappern laut;
Unruhig ist die laue Nacht.
O, wie es tropfentönig taut!
Der wilde Föhn ist aufgewacht...

Ich höre, wie es stöhnt und knackt;
Ich lieg' und schlafe nimmer ein —
Das Blut schlägt ungestümen Takt,
Und gärt wie tiefdurchsonnter Wein.

In Wipfeln donnert Sturmgesang,
Der mir ein junges Glück verheißt —
Mein Herz ist wie ein Glockenstrang,
An dem der Glöckner Frühling reißt!

Heinrich Anacker

Digitized by Google

Die Bäume daheim

Die Bäume, die ich ganz klein gesehn
Vor vielen, vielen Jahren,
Nun ragen sie über mein Elternhaus
Mit ihren Wipfeln schon weit hinaus,
Kaum wissend, wie zart sie einst waren.

Und jedesmal, wenn ich wiederkomm,
Bestaun ich, wie sehr sie gewachsen,
Und spüre: das Leben bleibt niemals stehn;
Vom Aufgang zum Niedergang muß es sich drehn,
Und kreisen um ewige Achsen.

Doch Bäume haben ein fernes Ziel —
Nur wir sind so schnell am Ende.
Kaum daß wir uns liebend dem Frühling geweiht,
Schlägt hallend die Stunde: erfüllt ist die Zeit,
Und wir geben uns schweigend die Hände.

Ergriffen schau ich im Krongezweig
Der Sterne mattleuchtenden Schimmer,
Und weiß: wenn ich einst in dunkler Truh
Schon lange bei meinen Eltern ruh —
Die Bäume wachsen noch immer . . .

Heinrich Anacker

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Alfred Rosenbergs neues Werk*)

Im Jahre 1934 erschienen Alfred Rosenbergs Reden und Aufsätze von 1919 bis 1933 in einem Band „Blut und Ehre. Ein Kampf für deutsche Wiedergeburt". Der Band ist ein lebendiges Zeugnis des Weges, den der Wächter der nationalsozialistischen Weltanschauung unbeirrbar und instinktsicher in den Jahren der Kampfzeit gegangen ist, die ihn von den Anfängen der Bewegung an stets an der Seite des Führers gesehen haben.

Soeben legt Thilo v. Trotha als 2. Teil von „Blut und Ehre" eine Auswahl der Reden und Aufsätze vor, die Alfred Rosenberg seit der Machtübernahme als der Beauftragte des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. gehalten und geschrieben hat. Diese Betrauung gab Alfred Rosenberg Gelegenheit, zu allen Fragen des kulturellen Neubaus und der weltanschaulichen Ausrichtung und Durchformung der Schulungs- und Erziehungsarbeit grundsätzlich Stellung zu nehmen. Als Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP. arbeitete Alfred Rosenberg in immer neuen Zusammenhängen die Grundgedanken der nationalsozialistischen Außenpolitik des Friedens und der Ehre heraus und zeigte die unlösbare Verknüpfung von Weltanschauung und Außenpolitik auf. So steht diese zweite Epoche seines Schaffens im Dienste der „Gestaltung der Idee", — jener uns alle verpflichtenden Aufgabe, die Alfred Rosenberg als Leitgedanke seinem neuen Werk vorangestellt hat.

Im Anfang der Sammlung steht die programmatische Rede „Der Kampf um die Weltanschauung", mit der Alfred Rosenberg seinerzeit in der Kroll-Oper seine Tätigkeit als Beauftragter des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. begonnen hat. „Wenn ein Nationalsozialist das Braunhemd anzieht, hört er auf, Katholik, Protestant, Deutschkirchler usw. zu sein, er ist dann ausschließlich ein kämpfendes Glied der gesamten deutschen Nation". „Der Streit um die Dogmen ist für uns zu Ende, das große Ringen der Werte hat seinen Anfang genommen". „Heute, an einer Jahrtausendwende, können wir erklären, daß, wenn Herzog Widukind im 8. Jahrhundert unterlag, er im 20. Jahrhundert in Adolf Hitler für immer gesiegt hat". Diese Sätze aus jener Rede sind zu Leitsätzen geworden für die Beurteilung der sich seit der Machtübernahme ergebenden weltanschaulichen Lage. Allen „Tarnungen und Verfälschungen", sowie allen „Zentrumsversuchen" hat Alfred Rosenberg in seiner Abrechnung mit dem Bischof von Münster im Juli 1935 als unveräußerliche Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung gegenüber gestellt: Freiheit des Gewissens, germanisches Ehrgefühl und Schutz des gesunden Blutes.

Die weltanschauliche Auseinandersetzung der letzten Jahre ging wesentlich um die Neuwertung der deutschen Geschichte. Gerade in diesem Kampf wurden Alfred Rosenbergs Reden richtungweisend. Im großen Remter der Marienburg entwickelte er in Anknüpfung an das Schicksal des deutschen Ordens das Wesen des nationalsozialistischen Ordensgedankens. Kurze Zeit darauf ergriff er bei einer Niedersachsenfahrt an nicht minder bedeutsamer Stätte das Wort; seine Rede zu Verden a. d. Aller weckte ein vielstimmiges Echo mit den prophetischen Worten: „Heute reitet wie vor tausend Jahren wieder Herzog Widukind durch die Wälder und Täler Deutschlands, ruft uns zwar nicht zum kriegerischen Kampf, aber für die Überwindung aller Gegensätzlichkeiten innerhalb des deutschen Volkes, zum Kampf für ein Denken, fest verwurzelt in Blut und Boden".

Auf der Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte stellte Alfred Rosenberg der Lehre des Ex-oriente-lux die Entwicklungslinien der arteigenen nordischen Kultur gegenüber; gerade die Betonung der Einheit des nordischen Wesens bedeutet einen entscheidenden Beitrag

*) Alfred Rosenberg „Gestaltung der Idee": Blut und Ehre, 2. Bd. Reden und Aufsätze von 1933—1935. Herausgegeben von Thilo v. Trotha, Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, 1936, Lwd. RM. 4,80.

Digitized by Google

zur Stärkung der Einheit des europäischen Lebensgefühls und damit zur Befriedung Europas. Diesem Gedanken gab Alfred Rosenberg bereits auf der Reichstagung der Nordischen Gesellschaft zu Lübeck Ausdruck, als er von der Schicksalsgemeinschaft der Völker des Ostseeraums sprach, die im besonderen Maße die schöpferischen Kräfte der nordischen Kultur gegen den Kommunismus zu verteidigen haben. Das wahre Gesicht des Bolschewismus entwickelte Alfred Rosenberg in einem Leitartikel des „Völkischen Beobachter" vom 26. 7. 1934, über das russisch-französische Militär-Bündnis und in seiner Rede auf dem Parteitag 1935 über „den Bolschewismus als Aktion einer fremden Rasse".

Grundsätzliche Ausführungen über die nationalsozialistische Außenpolitik überhaupt, stellen Alfred Rosenbergs große Reden vor der Diplomatie und der Presse des Auslandes auf den Empfangsabenden des Außenpolitischen Amtes dar: „Die Weltanschauung in der Außenpolitik" und „Nationalsozialismus und Ausland". Ausgehend von dem mehr und mehr sich vollziehenden Wandel vom universalistischen Denken zum nationalsozialistischen Denken kommt Alfred Rosenberg zu dem Schluß, daß allein das Nationalbewußtsein als tragende Kraft der Völker imstande ist, „wirkliche Achtung zwischen verschiedenen Kulturen und Staaten" zu begründen.

Eine weitere Gruppe von Reden könnte man unter die Schlagzeile fassen: Bauern, Arbeiter und Soldaten. Vor der Wehrmacht betonte Alfred Rosenberg, daß die nationalsozialistische Weltanschauung mit der Herausstellung der germanischen Charakterwerte der Ehre und der Zucht „die große Bruderschaft von Wehrmacht und Volk" begründe; den 1. Mai bezeichnet Alfred Rosenberg als das große Bekenntnis zur seelischen und geistigen Gemeinschaft aller Schaffenden, und im Bauern sieht er den Schirmer des Urquells für die Erneuerung des deutschen Lebens und den Hüter des kostbarsten Volksvermögens.

Reden über die Aufgabe der deutschen Frau, über die deutsche Jugend und über Fragen der Wissenschaft und Erziehung bilden eine weitere Gruppe. Wahrhafte Erziehung ist für Alfred Rosenberg entscheidend Erziehung des Charakters. „Eine Weltanschauung und eine Kultur sind genau so stark wie der Wille der Träger, diese Weltanschauung zu verteidigen, und wenn sich für die Verteidigung einer Weltanschauung keine Menschen mehr finden, dann ist diese Weltanschauung auch gestorben".

Die Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde in Düsseldorf 1935 gab Alfred Rosenberg Gelegenheit zu einer scharfen Auseinandersetzung mit jener „Kunst", die alle jene Werte verneint, die unsere Bewegung und ihre Weltanschauung getragen haben und tragen. Demgegenüber muß dem deutschen Menschen, wie Alfred Rosenberg auf dem Parteitag 1934 ausführte, „die Welt des Auges" wieder erschlossen werden, damit er eine eigene Weltanschauung zu gestalten vermag.

Unser Geschlecht befindet sich am Anfang des gewaltigen Ringens um die Formgebung unserer Weltanschauung, um die „Gestaltung der Idee". Alfred Rosenberg hat in seinem neuen Werk die grundsätzlichen Fragestellungen dieses Kampfes aufgezeigt und die Wege zum Neubau gewiesen. An uns ist es, die innere Härte zu zeigen, die allein befähigt, diesen Kampf erfolgreich durchzustehen. M. J.

Eberhard Wolfram:

Noch einmal „Index Romanus" *)

„Index Romanus" heißt ein Buch, das Prof. Dr. theol. et phil. Albert Sleumer, Studiendirektor i. R. im Jahre 1905 herausgab, das bereits in der 9. Auflage vorliegt und in alphabetischer Folge ein „Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher, desgleichen alle wichtigsten fremdsprachlichen Bücher seit dem Jahre 1750" enthält.

Allein wichtiger als dieses Verzeichnis ist die in einer langen Einleitung dargelegte Verteidigung und Propaganda der römischen Indexidee überhaupt. Wie ein auf der 1. Seite des Buches in lateinischer und deutscher Sprache abgedrucktes „huldvolles Schreiben" des Kardinals Merry del Val Auskunft gibt, hat der Verfasser sein Buch dem dama-

*) Siehe Folge 10 Januar 1936 der NS.-Monatshefte

Digitized by Google

ligen Papst Pius X. persönlich überreichen lassen. Der Papst dankt für die Gabe und lobt die Absicht des Herrn Prof. Sleumer, unter seinen deutschen Landsleuten die Kenntnis des römischen Index und seine Grundlagen zu verbreiten und „dies um so mehr, als es zur Zeit nicht an solchen gebricht, die in ihrer Aufreizung anderer gegen den römischen Index nur allzu deutlich zu zeigen scheinen, daß sie über diese Einrichtung, wodurch die Kirche ihre Kinder vor Irrtümern schützt, gänzlich im unklaren sind."

Die Gründe, mit denen Sleumer für den römischen Index in die Schranken tritt, sind die in der römischen Rhetorik üblichen, nämlich: es gäbe auch einen staatlichen Index, der das Lesen gewisser Bücher verbietet und „was dem Staate recht ist, das ist der Kirche billig" (S. 48). Ja die Kirche habe eine weit höhere Aufgabe als der Staat, „nämlich die Menschen zur ewigen Seligkeit zu führen und infolgedessen hat sie nicht nur das gleiche Recht wie der Staat, die ihrem Wirken Verderben drohenden Bücher zu verurteilen, sondern vor allem auch noch eine weit ernstere Verpflichtung hierzu" (S. 49). Mit anderen Worten, der römische Index mit all seinem Drum und Dran wird als ein geradezu von Gott selbst im kirchlichem Hirtenamt gegebener Auftrag dargestellt, den zu befolgen die Gläubigen streng verpflichtet seien. Sleumer weist darum auch ganz eindringlich in seinen Ausführungen darauf hin, daß die Indergesetze als Gebote anzusehen sind, die unter schwerer Sünde die Gewissen der Gläubigen verpflichten (S. 113 ff.).

In ähnlichen Gedankengängen bewegt sich auch ein Artikel des Berliner Kirchenblattes vom 23. 2. 1936, der in Erwiderung auf unseren Aufsatz in der Januarfolge über den „Index der römischen Kirche" glaubte, für den römischen Index eine Lanze brechen zu müssen. Der Artikelschreiber des Berliner Kirchenblattes trifft das Wesen der im genannten Aufsatz der NS.-Monatshefte am römischen Index geübten Kritik in keiner Weise, denn mit dem Hinweis, daß man den römischen Index nur mit den Augen der Kirche betrachten dürfe, sowie mit der Bezugnahme auf das staatliche Bücherverbot wird der aufgestellte Satz, „daß der Index der römischen Kirche eine Kampfansage gegen alles ist, was nicht den Bischof von Rom als Stellvertreter Gottes ansieht", so wenig widerlegt als mit dem Versuch, den genannten Aufsatz in den NS.-Monatsheften mit der Bewertungsetikette „Aufklärung" zu versehen.

Nicht die Tatsache, daß die römische Kirche für ihre Gläubigen Warnungssignale aufstellt ist der springende Punkt in dem genannten Artikel über die Inderfrage, sondern das „Wie". Darum ist es auch nicht angängig, die römische Indergesetzgebung aus dem staatlichen Bücherverbot ableiten zu wollen, denn schließlich liegen Zweck und Aufgabe des Staates und der Kirche, mögen sie auch periphere Berührungspunkte haben, doch auf grundsätzlich verschiedenen Ebenen. Daraus folgt, daß sowohl die Voraussetzungen, als auch Durchführung und Methoden staatlicher und kirchlicher Bücherverbote nicht die gleichen sein können.

„Was dem Staate recht ist, ist der Kirche billig" heißt aber, staatspolitische Maßstäbe in die sakrale Sphäre der Kirche herübernehmen zu wollen. Und dagegen hat sich das deutsche Empfinden immer wieder zur Wehr gesetzt. Auf den römischen Index angewendet heißt das: der deutsche Mensch kann wohl verstehen, daß eine religiöse Organisation vor Büchern und Schriften warnt, welche mit dem Geiste dieser religiösen Organisation nicht im Einklang stehen, aber nie und nimmer wird er begreifen, daß diese Warnung unter Androhung von schwerer Sünde und Exkommunikation erzwungen wird. Nicht von liberaler Geisteshaltung her, sondern aus Ehrfurcht vor dem Religiösen ist daher der Widerspruch aus dem deutschen Lebensraum gegen den römischen Index nie zur Ruhe gekommen.

Von anderen Äußerungen nach dieser Richtung abgesehen, ist hierfür die sogen. „Münsterer Inderbewegung" aus dem Jahre 1907 ein nicht uninteressantes Zeugnis. In Münster hatten sich treu gesinnte Katholiken, darunter auch der nachmalige Zentrumskanzler Graf Hertling, zusammengetan, um sich mit einer Bittadresse an den damaligen Papst Pius X. zu wenden, zwecks Abänderung der Indergesetzgebung. Bereits 1869 war von Trier aus eine ähnliche Adresse um Abschaffung des Index an das Vatikanische

Digitized by Google

Konzil gerichtet worden. Allein ehe sichs die Männer von Münster versahen, wurde von Rom aus die ganze Angelegenheit aufs tote Geleise gebracht, indem die ultramontane Presse ein förmliches Kesseltreiben gegen die „laikale Anmaßung" aus Münster veranstaltete. Der praktische Erfolg der „Münsterer Inderbewegung" war nicht nur gleich null, sondern Pius X. hat vielmehr in seiner Antimodernistengesetzgebung die Zügel der Inderbestimmungen noch straffer angezogen und durch das neue kirchliche Gesetzbuch vom Jahre 1918 sind die Inderbestimmungen als feste Canones für immer in das römische System eingebaut worden. Ein Auszug aus der genannten Münsterer Adresse, die wohlgemerkt streng gläubige katholische Männer zu ihren Urhebern und Verfassern hat, mag zeigen, wie berechtigt unsere Kritik ist.

„... Trotz aller unverkennbaren Vorzüge der Inder-Zensurierung im planmäßigen Verteidigungswerk der Heiligen Kirche und des Heiligen Glaubens gewinnt das Gewicht der Erwägungen in unserer Zeit mehr und mehr an Gründen g e g e n die Zweckmäßigkeit des geltenden Index librorum prohibitorum ... Und so wächst in der Tat die Zahl der gerecht urteilenden, glaubenstreuen Katholiken, welche das Inderverfahren als äußerst gefahrvollen Gebrauch der kirchlichen Autorität empfinden, zumal da sie erkennen müssen, wie wenig das summarische Inderverfahren den sehr verschiedenartigen geistigen Bedürfnissen und Reifeverhältnissen der Völker und der Einzelpersonen gerecht werden kann. Der Vater wird wohl dem unmündigen Kinde, nicht aber dem erwachsenen die Namen der Bücher vorschreiben, die gefahrbringend und bei Strafe zu meiden sind. Ein Verfahren, das sich dieser Grenzen nicht bewußt bleibt, läßt die Allgemeinheit leiden unter dem, was nur den Unmündigen und Ungesunden frommt. Die Glaubensvertiefung und Glaubensfestigkeit der denkenden Elemente ist jedenfalls bei den Katholiken germanischer Sprache und Herkunft viel zu groß, als daß hier je eine begründete Besorgnis gegen die Wirkungen der ungehinderten freien Forschung aufkommen könnte.

Es kann Dir nicht entgangen sein, Heiligster Vater, wie sehr im Ringen um die höchsten Güter der Menschheit, zumal aber im theologisch-philosophischen Geisteskampfe der Gegenwart jedes starre Befehlen und Gebieten den Betroffenen und seine Anhänger in die Gefahr verbitterter Unversöhnlichkeit und geistiger Verkümmerung bringt, in Gefahren also, die bei liebevoller Führung und Anleitung zum Heile der Seelen zu meiden wären ... Unvergeßlich bleiben uns hier die Worte Seiner Heiligkeit Papst Leos XIII., wonach nur e i n e s für die Wissenschaft und für den Irrtum hinsichtlich der ewigen Wahrheiten notwendig ist, und das ist die Zeit zur Selbstbesinnung und zur Rückkehr. Klarer dürfte auf den Weg der Geduld und der ruhigen Zuversicht im Dienst des Friedens und der Wahrheit selten hingewiesen sein. Und doch gehen die kirchlichen Kreise der allzu Eifrigen andere Wege. Ja, der Eifer dieser Kreise wächst nicht selten zu einem wahrhaft beklagenswerten Unheil für die große Sache, für die heiligsten Interessen der Kirche an und erkühnt sich nur zu oft, die Indizierungsgründe und Folgen lieblos und sehr dem Geiste Christi und seiner Kirche zuwider gegen den Betroffenen zu übertreiben und gewissenlos, pharisäisch auszuspielen.

Besonders bedenklich ist da die summarische Indizierung ganzer Werke, obwohl nur einzelne Stellen den inneren Grund der Verurteilung bilden. Ja vielfach sind es nur wenige Stellen, Sätze, Druckseiten oder Kapitel und Paragraphen, die zur Indizierung und Ausschaltung großer Werke mit hohen positiven Werten Anlaß geben. Und diese umfassenden Werke, ja die Lebenswerke tiefgründiger Forscher und wahrhaft christlicher Vorkämpfer sind nur zu oft um so stärker gefährdet, je mehr ihr aktueller Gegenwartswert im Geisteskampfe die Denunziationsbegier ängstlicher, kurzsichtiger Gemüter anregt und die Denunziation selbst zum planlosen Zufall für die höheren Interessen der Weiterblickenden macht... Eine schwere Beeinträchtigung der Schaffens- und Forscherfreude der Besten, eine Begünstigung des Mittelmäßigen dürfte nur zu leicht die ungewollte, aber unabwendbare Folge sein.

Nur die kummervolle Sorge um die Zukunft der Heiligen Kirche treibt uns, Heiligster Vater, zur ehrfurchtsvoll vertrauenden Aussprache mit Dir, nur diese Sorge treibt uns, Dir anzuver-

Digitized by Google

trauen, wie sehr der geltende Index librorum prohibitorum mit niederdrückender Schwere auf weiten Kreisen der geistigen Kämpfer im heutigen Katholizismus lastet. Und so schenke uns weiter Gehör!

Es ist den in Ehrfurcht Unterzeichneten nicht entgangen, daß selbst Bischöfe angesichts der Anklagen bei der Indexkongregation ratlos dastanden, ja, daß ihr kirchliches Imprimatur durch die Indexverurteilung hinfällig wurde. Vom Glaubensleben durchdrungene, treubesorgte und anhängliche Katholiken haben schon seit Bellarmins Tagen die innere Berechtigung der mit zunehmender Bücherfülle stets lückenhafter werdenden Indexverurteilungen bezweifelt und die allgemeinen Glaubens- und Sittengesetze für ausreichend gehalten.

Auch haben viele, und zwar leider nicht ganz zu Unrecht, von jeher befürchtet, daß die seit Bellarmins Tagen nicht seltener gewordenen sachlichen Widersprüche, welche in der anfänglichen Verurteilung und späteren ausdrücklichen oder stillschweigenden Freigabe der angeklagten Werke, wenn auch nur scheinbar, zum Ausdruck kommen, die Geister in ihrem Vertrauen zur kirchlichen Autorität verwirren, Lieblosigkeiten nähren und schließlich dem Ansehen der Heiligen Kirche selbst schaden werden.

Schwere Zweifel muß die Frage erregen, ob eine Einrichtung im wohlverstandenen Interesse der Heiligen Kirche liegt, die dem Wahrheitsdrang des Forschers völlig gegenstandslose Anklagen auf allgemeine Glaubenszerstörung einbringen kann und es jedem Angreifer gestattet, sich bei seinem Vorgehen gegen verdiente Männer hinter der kirchlichen Autorität zu bergen . . .

Voll ernster, schwerer Sorge vertrauen wir, Heiligster Vater, Dir auch diese Dinge an. Im Gewissen aber sind wir verpflichtet, mehr noch zu sagen . . . Kein Indexdekret schützt den Einzelnen mehr vor der steigenden Flut, so daß selbstverantwortliches Handeln jedes einzelnen zur heiligen Pflicht wird.

Gleichwohl aber kann für die Erfüllung dieser heiligen Pflicht die rechte Schulung, Aneiferung und Stählung der gebildeten, treugläubigen Katholiken nicht erreicht werden, wenn der Index ihnen das Studium der Literatur und der Wissenschaften weithin erschwert, wenn selbst unentbehrliche Werke, wie Kants Kritik der reinen Vernunft namentlich verboten werden, wenn also selbst inmitten der Geisterschlacht das geistige Fastengebot des Index gilt.

Freilich ist auch für den Index eine umfassende Dispenserteilung vorgesehen. Allein die Index-Dispensvollmacht steht keineswegs dem Beichtvater zu, obwohl nur ihm die Seelenverfassung und Reife des Dispenssuchers bekannt ist. Die Dispensvollmacht ist vielmehr ausschließlich an die bischöflichen Behörden erteilt.

Das also eingerichtete Dispensverfahren entbehrt aber, wie ohne weiteres ersichtlich, jeder wahren Kontrolle durch die kirchlichen Organe, wirft also doch schließlich die Verantwortung ohne jede geistige Führung ganz ausschließlich auf das Gewissen des Dispenssuchers. So ist das Dispensverfahren und folgerichtig auch das ganze übrige Indexsystem in seiner gegenwärtigen Gestaltung seinem tieferen Grunde nach für die Leitung der Seelen an sich gegenstandslos. Kann bei dieser Sachlage die Befürchtung noch unterdrückt werden, daß die ganze Indexeinrichtung trotz der bewährtesten Vorsichtsmaßregeln und trotz der unantastbarsten Lauterkeit der Indexrichter Gefahr läuft, in ihrer Endwirkung auch ein Kampfmittel zu sein, ein Kampfmittel, das schließlich doch geeignet ist, bestimmte Parteien und Strömungen zu fördern und zum Schaden wahrer Wissenschaft und edler Kampfesformen übermächtig auszustatten?

. . . Ja, das Index-Dispenssystem mutet dem geistigen Arbeiter und Berufsschriftsteller zu, nur für einen beschränkten Leserkreis Dinge zu bearbeiten, die eine allseitige allgemeine Klarstellung aus wissenschaftlichen Gründen unbedingt erfordern, die alle Fachgenossen und weit darüber hinaus die gebildete katholische Welt beschäftigen und zur Meidung der Isolierung und des trägen Stillstandes beschäftigen müssen. Und weiter führt das Indexdispenssystem zur Arbeit für einen Leserkreis, der nach wenig Jahren allein schon dadurch einem schweren Konflikt mit seinem Gewissen verfällt, daß er die während des Dispenses erworbenen verbotenen Bücher beibehält und etwa ihres wissenschaftlichen Wertes wegen füglich nicht beseitigen kann! Nicht anders ergeht es demjenigen, dessen Bücherbesitz

Digitized by Google

Bild Georg Ebert

Damwild in der Sonne

Digitized by Google

Digitized by Google

nachträglich vom Index betroffen wird. Eine Vernichtung oder anderweite Entfernung solcher Werke kann billigerweise doch niemandem zugemutet werden, der sich im Gewissen dem Inhalt des Buches gewachsen fühlt. Dispenserteilung und Dispensverlängerung erscheinen hier nur zu sehr als reine Formsache, als rein äußerlicher unkontrollierbarer Akt der bischöflichen Behörde.

... Das alles muß aber mit innerer Notwendigkeit auch bei den treuesten Anhängern der Heiligen Kirche die unabwendbare Gefahr einer praktischen Vernachlässigung des ganzen Indexverbotes herbeiführen. Das ist aber um so bedenklicher, je höher die Autorität steht, die beachtet sein will, und je schwerer die Strafen sind, mit denen diese Autorität droht.

Viele treubesorgte Kinder der Kirche fürchten so mit Recht aus dem Vorschieben einer so hohen Autorität auf praktisch derart undurchführbare und gewagte Positionen, wie sie der Index stets von neuem wieder schafft, in unserer erregten Zeit eine schwere Schädigung des kirchlichen Ansehens nur einer veralteten Einrichtung zuliebe ...

Schwere Sorgen haben wir Dir anvertraut, Heiligster Vater! Nur die Besten aus Kleriker- und Laienkreisen, Männer von unantastbarer lauterer Gesinnung und Liebe zur Kirche haben uns in allem beraten. Und so sind auch unsere folgenden Anträge, Vorschläge und Bitten allseitig gewissenhaft geprüft und von wahrhaft kirchlichem Geiste getragen ...

Da steht voran die Bitte, Du wollest, wenn irgend möglich, die namhafte Indizierung einzelner Werke mit rückwirkender Kraft im Vertrauen auf die allgemeinen Glaubens- und Sittengebote, im Vertrauen auf die zeitgemäß umgestalteten Decreta generalia Indicis, im Vertrauen auch auf die aus eigener Kraft sich durchringende, selbständig werbende Kraft der Wahrheit für immer und ganz beseitigen. Jedenfalls aber möge unter weitherzigster Revision der bisherigen Entscheidungen die dauernde Gewähr für die Zukunft geschaffen werden, daß die namentlichen Indexverurteilungen auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben und möglichst ganz außer Brauch kommen.

Sodann wollest Du, Heiligster Vater, falls die völlige Beseitigung der namhaften Indexverurteilungen nicht angängig sein sollte, grundsätzlich alles das aus den Indexdekreten für immer beseitigen, was *zumal dem germanischen Volksgewissen* aufs allertiefste widerspricht, und das ist vor allem die Verurteilung ohne Anhörung des Angeklagten, die Geheimhaltung der Indizierungsgründe möglicherweise selbst vor dem Verurteilten und endlich die Verpflichtung des Verurteilten zum Schweigen ohne die gleichzeitige Anordnung der Schweigepflicht für sämtliche kirchliche Gegner des Verurteilten ...

Endlich bitten wir Dich ehrfurchts- und vertrauensvoll, Du wollest die besondere Indexstrafe der Exkommunikation dauernd beseitigen und die Befolgung der revidierten und gemilderten Indexdekrete zur schlichten Gewissenspflicht machen mit der Maßgabe, daß an Stelle der persönlich fremden bischöflichen Behörde der mit dem Beichtkinde persönlich vertraute Beichtvater, wie beim Fastengebote, Träger aller Dispensvollmachten für jeden einzelnen Dispenssucher wird ...

Die Laienbewegung, von der Du, Heiligster Vater, hier in Sachen der Indexfrage Kenntnis nimmst, geht aus von den katholischen Provinzen Deutschlands. Sie kommt, wie im Jahre 1869 die sogenannte Trierer Laien-Adresse, aus dem katholischen Herzen Deutschlands, aus Westfalen zunächst und aus den Rheinlanden. Und wie jene Trierer Adresse an das Vatikanische Konzil, so ist auch die gegenwärtige Bittschrift unterzeichnet von Deutschlands kirchentreuen Söhnen und weit darüber hinaus von den bestgesinnten Katholiken germanischer Herkunft und Sprache. Vertreter jener Stämme also wenden sich ehrfurchtsvoll, vertrauend an Dich von denen Dir und der Heiligen Kirche eine angeborene tiefgegründete Treue und Liebe aus innerster Überzeugung dargebracht wird. In dieser angestammten Überzeugung und Treue zu Christus und Christi Statthalter aber stehen wir zusammen mit allen wahrhaft kirchlichen Männern vergangener Jahrzehnte, welche die Trierer Bittschrift um Abschaffung des Index librorum prohibitorum und damit auch unsern bescheideneren Antrag auf Beseitigung der namentlichen Indizierungen mit unterschrieben oder aber nachträglich gebilligt haben ..."

Digitized by Google

Verantwortlich unterzeichnet war diese Adresse von folgenden Herren: Landtagsabgeordneter Schmedding, Justizrat Hellraeth, Professor Dr. Plaßmann, Professor Ordinarius der Kgl. Universität Dr. Schwering und Zentrumspolitiker Dr. ten Hompel, alles Männer, denen gewiß die Forderung des Artikelschreibers im Berliner Kirchenblatt nicht abgesprochen werden kann, daß sie den römischen Index „mit den Augen der Kirche" gesehen haben und die ganz bestimmt erhaben sind über den Verdacht liberalistischer Aufklärung.

Im Jahre 1907 erging die Münsterer Indexadresse und im Jahre 1908 erschien Sleumers Buch „Index Romanus" in der ersten Auflage. Ausdrücklich erhält Sleumer wie eingangs erwähnt als Anerkennung seiner Arbeit ein „huldvolles Schreiben" des damaligen Kardinalstaatssekretärs Merry del Val, worin der Papst seiner Freude Ausdruck verleiht, daß den Deutschen die Kenntnis des römischen Index und seiner Grundlagen beigebracht werde, „um so mehr, als es zur Zeit nicht an solchen gebricht, die in ihrer Aufreizung anderer gegen den römischen Index nur allzu deutlich zu zeigen scheinen, daß sie über die Einrichtung, wodurch die Kirche ihre Kinder vor Irrtümern schützt, gänzlich im unklaren sind."

Sollte zwischen der Münsterer Indexadresse einerseits und Sleumers Buch mit seiner auffallend starken Propaganda für den römischen Index andererseits, wofür er zu alledem noch mit einem „huldvollen Schreiben" belohnt wird, kein Zusammenhang bestehen?

Nach den Gepflogenheiten der Kurie wird nämlich nicht jeder Autor für sein Buch mit einem huldvollen Schreiben des Kardinalstaatssekretärs ausgezeichnet. Jedenfalls kann Sleumers Buch den Anspruch erheben, den elementaren Durchbruch deutschen und religiösen Empfindens über den römischen Index, wie er in der Münsterer Adresse in kirchlich einwandfreiester Form zum Ausdruck kam, im Sinne und zugunsten der römisch-kurialistischen Auffassung abgebogen zu haben. Und man braucht wirklich kein Kind der liberalen Aufklärung zu sein, sondern befindet sich in guter Gesellschaft gläubiger Katholiken, wenn man den römischen Index ablehnt und als deutsch empfindender Mensch der Meinung ist: „Der römische Index erweist sich innerhalb und außerhalb der Kirche als ein Werkzeug um alle Widerstände gegen die kurialistische römische Weltanschauung mit geistigen Gewaltmethoden niederzuringen und alle anders geartete religiöse, philosophische und weltanschauliche Sicht, ja sogar nur eine andere Auffassung innerhalb derselben kirchlichen religiösen Bindung, unter Anwendung schwerster Gewissensbelastung und Furchterzeugung zu unterdrücken."

Unsere Monatsberichte

Zur weltanschaulichen Lage

In den letzten Wochen vor Ostern steht die römische Kirche im Zeichen der Fastenhirtenbriefe, in denen die einzelnen Bischöfe ihren Diözesanen Erklärungen, Ermahnungen und Richtlinien für ihre Verhaltensweise geben. Fastenhirtenbriefe pflegen meist getreue Spiegelbilder der Sorgen des oberen Klerus zu sein. Die diesjährigen deutschen Fastenhirtenbriefe gehen mehr oder weniger auf den Inhalt der letzten beiden Hirtenbriefe der Fuldaer Bischofskonferenz vom Januar 1936 ein; sie befassen sich also noch einmal mit dem Ehesakrament, der konfessionellen Mischehe und dem „Neuheidentum". In einzelnen Fällen ist aber über diesen Rahmen hinausgegangen worden. So ist der Fastenhirtenbrief des Bischofs von Hildesheim zu einer kleinen Broschüre angewachsen, die den Titel „Klare Grundbegriffe" trägt und in der grundsätzlich Stellung genommen wird zu den Begriffen Glauben, Religion und Christentum einerseits und zu den Begriffen Nation, Volk und Rasse andererseits. So sehr in dem Hirtenschreiben des Bischofs Machens die „irdischen" Begriffe Nation, Volk und

Digitized by Google

Rasse gewürdigt werden, ist die Zweitrangigkeit dieser Werte dem Gläubigen sehr nachdrücklich dargelegt worden. Folgende Sätze lassen nichts an Klarheit zu wünschen übrig:

„Das letzte und höchste Ziel des Menschen ist nicht das Vaterland, sondern Gott, der es uns gab und uns im Jenseits ein ewiges, himmlisches Vaterland aufbewahrt, gegen das das irdische nur ein Schatten ist.

Das letzte und höchste Ziel des Menschen ist nicht das Volk oder die Volksgemeinschaft, nicht der Staat, sondern Gott, der alle Völker schuf und zudem über aller Volksgemeinschaft die Gemeinschaft aller Menschen in der Einheit des Glaubens und der Sakramente, in der einen, heiligen Kirche und unter einem einzigen Oberhaupt begründen und alle Menschen in Christus und in seiner Gnade zu einem übervölkischen Gottesreiche fest zusammenfügen wollte, das keinerlei Gefahr, wohl aber Förderung und Segen für alle irdischen Reiche bedeutet.

Das letzte und höchste Ziel des Menschen ist nicht die Rasse, sondern Gott, der allen Rassen ihren Ursprung gab und Schöpfer aller edlen Rasseeigenschaften ist. Es ist zugleich derselbe Gott, der alle ohne Ausnahme beten lehrte: „Vater unser", der seinen Sohn als Lösegeld für die Sünden aller Menschen hingegeben, der alle durch St. Paulus aufruft, den alten Menschen auszuziehen, der durch seine fleischlichen Gelüste dem Verderben anheimfällt (Eph. 4, 22)."

Der Bischof von Trier glaubt, seine Gläubigen vor den Gedanken der Entkonfessionalisierung und einer deutschen Nationalkirche warnen zu müssen:

„Eine gewaltsame sogenannte Entkonfessionalisierung bringt nur neues Unglück, die innere Verschärfung der so bedauerlichen religiösen Gegensätze und die langsame Entchristlichung des öffentlichen Lebens.

Ihr wißt auch, daß gewisse Kreise in wachsendem Maße sich Mühe geben, eine deutsche Nationalkirche zu errichten. Wer das wahre Wesen des echten Christentums kennt, der weiß, daß dieses ein ebenso übervölkisches Gepräge trägt und tragen muß wie die Persönlichkeit und Lehre Christi."

Nach einem Hinweis, daß „Religionsausübung sich nicht auf den Kirchenraum beschränkt" erläutert Bischof Bornewasser den Begriff Religion und kommt u. a. zu der Feststellung: „Religion ist Einsatz für die Wahrheit und die Freiheit der Kirche, selbst bis zum Einsatz des Blutes, wenn es in Gottes Plan und Willen liegen sollte." Überhaupt ist dieser Hirtenbrief bemüht, darzulegen, daß Bekenntnis zu Gott gleichzeitig auch Bekenntnis zur römischen Kirche und zu ihrem Oberhaupt sei: Zum Schluß des ersten Teils des Hirtenbriefs „Das Gottesreich der Kirche" wird der Satz des Augustinus zitiert: „Es gibt keinen größeren Reichtum und keinen größeren Schatz als den katholischen Glauben."

◆

Immer häufiger werden jetzt die Aufrufe des katholischen Klerus zur Teilnahme an Exerzitien für Wehr- und Arbeitsdienstpflichtige. In einem besonderen Schreiben des Bischofs Schmitt von Fulda an seine Diözesanen heißt es u. a.:

„In einer meist andersdenkenden Umgebung gilt es oft unter erschwerten Umständen, seinem Glauben und seiner Kirche die Treue zu halten und das Leben eines katholischen Christen zu führen. Kein katholischer Jungmann sollte diesen neuen Lebensabschnitt beginnen, ohne sich vorher in den Exerzitien noch einmal für seine religiösen Aufgaben gefestigt zu haben. Erfahrene Seelsorger werden wieder in den Tagen vom 19. bis 22. März eigene Exerzitien halten für die Rekruten des Arbeitsdienstes und die Freiwilligen der Wehrmacht. Möge das Beispiel der 700 Rekruten, die im vergangenen Herbst an den Exerzitien in unserer Diözese teilgenommen haben, den jetzigen Rekruten Vorbild und Anregung sein! Alle Jungmänner unserer Diözese, die vor ihrer Einberufung stehen, lade ich selbst als ihr Bischof, der sich der heiligen Verantwortung für das Seelenheil jedes einzelnen bewußt ist, auf das herzlichste zur Teilnahme an den kommenden Exerzitien ein. Helft auch Ihr, katholische Eltern, wieder mit, daß Euer Sohn

Digitized by Google

diesen Exerzitien für die Rekruten des Arbeitsdienstes und die Freiwilligen der Wehrmacht nicht fern bleibt!"

Im Berliner Kath. Kirchenblatt vom 16. 2. 1936 ist folgender aus dem Text herausgehobener „Gestellungsbefehl" zu lesen:

„Alle zum 1. April dieses Jahres zur Wehrpflicht, zum Arbeitsdienst und zur Landhilfe Einberufenen melden sich umgehend auf unserem Pfarramt."

◆

Die beiden französischen Kardinäle Verdier und Baudrillart sind zu Ehrendoktoren der Universität Prag ernannt worden, womit die französisch-tschechische Freundschaft erneut zum Ausdruck gebracht worden ist. Doch darf man hierbei die vatikanische Verklammerung dieser Freundschaft nicht außer acht lassen; vor einem Jahr wäre es noch unmöglich gewesen, daß französische Kardinäle solche tschechische Ehrung in Empfang hätten nehmen können. Wie das französische Klerikerorgan „La Croix" vom 25. 2. 1936 meldet, ist sogar wegen „der hohen Stellung der Gelehrten" davon abgesehen worden, daß der Empfang der Diplome wie üblich in der verleihenden Universität stattgefunden hat. Es ist vielmehr eine Abordnung der Prager Universität unter Führung des Rektors nach Paris gereist, um dort die Überreichung der Urkunden vorzunehmen. Es ist sicher auch kein Zufall, daß Kardinal Baudrillart der Rektor des „Katholischen Instituts" in Paris immer wieder auf solche Weise geehrt wird. Wie anläßlich der jüngsten Kardinalsernennungen schon einmal erwähnt, zeichnete sich Baudrillart im Weltkriege in einem nicht mehr zu überbietenden Deutschenhaß aus. — Die „Schönere Zukunft" vom 5. 3. 1936 bringt nach Meldungen tschechischer Blätter Nachrichten über die weltanschaulichen Wandlungen Masaryks, des zurückgetretenen tschechischen Staatspräsidenten. Noch 1921/22 hat Masaryk für eine Trennung von Kirche und Staat gearbeitet. Heute nun soll er, wenn er nicht an seinem Werk über Rußland (!) arbeitet, ausschließlich religiöse Bücher lesen und sich mit der „Legende des heiligen Wenzel" von Krista beschäftigen. Eines der tschechischen Blätter berichtete, daß der Expräsident seinen bisherigen atheistischen Standpunkt vollkommen aufgegeben habe und den Weg zur Kirche suche. Ein anderes Blatt, der „Slowak", meldet, daß „die Schwester der verstorbenen Frau des Präsidenten Masaryk Klosterfrau in Frankreich ist, während die Schwester des jetzigen Präsidenten Benesch Oberin des Klosters Borazdovice ist". — Diese Nachrichten werfen ein Licht auf manche Hintergründe, die zu der Wandlung der Beziehungen zwischen dem tschechischen Staat und dem Vatikan beigetragen haben.

◆

Am 2. März beging der Kardinalstaatssekretär Pacelli seinen 60. Geburtstag, der in der gesamten katholischen Weltpresse eingehend gewürdigt worden ist. Eugenio Pacelli ist neben dem Papst der verantwortliche Lenker der Regierung der römischen Weltkirche. „Der Kardinalstaatssekretär ist der Außenminister, in gewissem Sinne auch der Ministerpräsident des Papstes. In seinem Ressort leitet er die päpstliche Diplomatie ... Als einziger von den Kardinälen wohnt er von Amts wegen im Vatikan, nur ein Stockwerk unter den Gemächern des Papstes." (Kath. Kirchenblatt Berlin, Nr. 9 vom 1. 3. 1936). Die Tatsache, daß Pacelli volle 12 Jahre (1917—1929) Papstgesandter (Nuntius) in Deutschland war, verdient es schon, daß wir den Werdegang dieses Mannes und seine Verdienste um die römische Kirche kurz skizzieren.

Der jetzige Kardinalstaatssekretär entstammt einer alten römischen Patrizierfamilie, die schon lange im Dienste des Vatikans steht. Sein ältester Bruder Francesco „war der erfolgreichste Vertrauensmann des Vatikans bei den langwierigen Verhandlungen, die 1929 zum Abschluß der Lateranverträge führten und hat auch bei der Ausformung des Staatsrechtes der Vatikanstadt führend und maßgebend mitgewirkt." Bereits mit 23 Jahren wurde Pacelli zum Priester geweiht, nachdem er die Gregorianische Universität besucht hatte. Noch unter Leo XIII. ist er in den Dienst des päpstlichen Staatssekretariats getreten; 1911 wurde er Untersekretär, 1912 Sekretär der „Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten", einem der wichtigsten Ämter des Vatikans. Im Mai

Digitized by Google

1917 übernahm dieser ausgezeichnet vorgeschulte vatikanische Diplomat die Münchener Nuntiatur.

Schon drei Jahre darauf (1920) wurde Pacelli als erster apostolischer Nuntius beim deutschen Reich beglaubigt und siedelte in der Folgezeit nach Berlin über, wo er bis zur Ernennung zum Kardinal im Jahre 1929 blieb. Er begann seine politische Mission als deutscher Nuntius im Zusammenhang mit dem erfolglosen Friedensschritt des Papstes im Jahre 1917 und endete sie mit dem Abschluß des preußischen Konkordats von 1929.

Durch ein Schreiben vom 7. Februar 1930 wurde Pacelli von Pius XI. mit dem höchsten Amt der römischen Weltkirche betraut, das der Papst zu vergeben hat. In der Zeit seines Wirkens als Kardinalstaatssekretär fallen die Ausführung des Lateranvertrages mit Italien, das deutsche Reichskonkordat, der Konkordate mit Österreich und Jugoslawien, ferner der Friedensschluß mit der Tschechoslowakei und der Eucharistische Weltkongreß von Buenos Aires 1934, bei dem Pacelli als Sondergesandter des Papstes anwesend war. Die Ernennung zum Papstlegaten ist immer eine besondere Ehrung. Pacelli war auch bei den großen Abschlußfeierlichkeiten des „Heiligen Jahres" in dem südfranzösischen Wallfahrtsort Lourdes (April 1935) als Gesandter des Papstes anwesend. Bei der Schlußansprache in Lourdes hat sich Pacelli u. a. damals eindeutig gegen den Rassegedanken ausgesprochen:

„Diese Gegnerschaft gegen das Kreuz wird von denjenigen auf die Spitze getrieben, die, indem sie das Dogma von der Sündhaftigkeit leugnen, die Idee der Erlösung als eine Beleidigung der menschlichen Würde zurückweisen. Mit ihrem Anspruch auf Verkündung einer neuen Weisheit sind sie in Wirklichkeit nur beklagenswerte Plagiatoren, die uralte Irrtümer neu drapieren. Es nützt ihnen nichts, sich um die Fahnen der sozialen Revolution zu scharen, denn sie sind von einer falschen Auffassung der Welt und des Lebens geleitet. Ob sie nun vom Aberglauben vom Blut oder von der Rasse besessen sind, so beruht doch die eine wie die andere Philosophie auf Grundsätzen, die dem christlichen Glauben zuwiderlaufen. Bei diesen Grundsätzen kann die Kirche mit ihnen in keinem Fall zusammengehen" (nach den „Basler Nachrichten" vom 29. 4. 35).

Weitere Auszeichnungen, die Pius XI. seinem Staatssekretär zuteil werden ließ, sind die Ernennung zum Erzpriester der vatikanischen Basilika und damit zum obersten Würdenträger des Domkapitels von St. Peter und schließlich zum Camerlengo der römischen Kirche. Als Camerlengo steht Pacelli die Wahrung der Interessen des Heiligen Stuhles in der Zeit der Erledigung des Päpstlichen Stuhles zu.

Nach den neuesten Zeitungsmeldungen ist für den nächsten großen internationalen Eucharistischen Kongreß in Manila (Philippinen) ebenfalls Pacelli als Sondergesandter des Papstes in Aussicht genommen.

*

Das wichtigste Ereignis in der evangelischen Kirche ist die Tagung der Nationalsynode der Bekennenden Kirche in Bad Oeynhausen vom 17. — 22. Februar 1936. Es war die längste Synode der letzten Jahre. Ihr Zweck war, eine Einigung zwischen den radikalen Brüderräten und der gemäßigten Opposition der lutherischen Landesbischöfe herbeizuführen, nachdem die Reichsbruderratssitzung vom 3. Januar in Berlin zu einer offenen Spaltung der beiden Richtungen geführt hat. Nach den Zeitungsmeldungen scheint auf dieser Synode eine vorläufige Einigung zustande gekommen zu sein, nachdem der hannoversche Landesbischof Marahrens, der sich bereits früher in einem Brief an den Reichsminister Kerrl positiv zur Arbeit der Kirchenausschüsse ausgelassen hatte, die Synode und damit die Bekenntnisfront verließ. Ferner ist eine neue Leitung der Bekenntnisfront gebildet worden. Der neue Reichsbruderrat besteht aus 25 Mitgliedern, wozu die Synode 6 Mitglieder, die Altpreußische Union 8, die Bayrische Landeskirche 2, Württemberg 1, Hannover 1, die übrigen Landeskirchen insgesamt 7 Mitglieder entsenden. Zu den von der Synode ernannten Mitgliedern gehören Prof. von Soden (Marburg), Reichsgerichtsrat Flor (Leipzig), Pfarrer Asmussen, Präses Humburg, der Führer der Rheinischen Be-

Digitized by Google

kenntniskirche, ferner die beiden Dahlemer Pfarrer Riethmüller und Müller. Pfarrer Niemöller steht an der Spitze der von der Altpreußischen Union abgeordneten Mitgliedern des Reichsbruderrats. Wichtig ist, daß an Stelle des bischöflichen Elements das synodale in den Vordergrund rückt und den Kurs der Bekenntniskirche bestimmt. Die am 3. Januar in Berlin zum Vorschein gekommene Opposition innerhalb der Bekenntnisfront war im wesentlichen eine bischöfliche. In den von der Oeynhausener Synode gefaßten Beschlüssen wird an der Bezeichnung „Vorläufige Kirchenleitung" festgehalten, ebenso erklärte man sich prinzipiell für die Beibehaltung der Konfessionsschule und der Unabhängigkeit von Kirche und Staat.

◆

Wie der „Reichsbote" vom 1. 3. 1936 meldet, sind die Bekenntnispfarrer Dibelius, Niemöller und Jacobi zu Ehrendoktoren der Theologischen Fakultät der evangelischen Synode von Nordamerika ernannt worden. Es ist dies das erstemal, daß die evangelische Synode von Nordamerika Deutschen die theologische Doktorwürde verliehen hat.

◆

Die 7. Verordnung zur Durchführung des Gesetzes zur Sicherung der Deutschen Evangelischen Kirche bestimmte die Bildung einer Kirchenregierung für die braunschweigische evangelisch-lutherische Landeskirche. Durch die 8. Verordnung wurde ein Landeskirchenausschuß für die evangelisch-lutherische Landeskirche Schleswig-Holstein eingesetzt. Eine weitere Verordnung bildete für die evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers eine Kirchenregierung, in der Landesbischof D. Marahrens den Vorsitz führt.

Abgeschlossen am 18. März 1936.

Karl Rosenfelder.

Außenpolitische Rundschau

Am 27. Februar wurde der Pakt zwischen Frankreich und der Sowjetunion mit 353 zu 164 Stimmen von der französischen Kammer ratifiziert. Dieses Militärabkommen trägt eine eindeutige Spitze gegen Deutschland, von dem sich Frankreich, dessen Ostgrenze einem riesigen Festungswall gleicht, „bedroht" sieht. Das Märchen von einer deutschen Bedrohung wurde von französischer Seite im Verlauf der letzten fünfzehn Jahre stets dann wieder gebraucht, wenn es galt, die von Frankreich betriebene Bündnispolitik zu rechtfertigen. Daß man deutscherseits nun, nachdem Frankreich durch seinen Vertrag mit Moskau klar zu verstehen gegeben hat, daß es eine Einkreisungspolitik gegen das Reich betreibt, gewillt ist, dieser Tatsache Rechnung zu tragen, gleichzeitig aber auch bestrebt ist, den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten, das bewies die unvergleichliche Rede des Führers vor dem deutschen Reichstag am 7. März, in der er die Wiederherstellung von Deutschlands Gleichberechtigung verkündete.

In dieser Rede, die aus der Tagespresse allgemein bekannt ist, erklärte der Führer, die deutsche Regierung habe sich daher entschlossen, der französischen Regierung und den übrigen Signatarmächten des Locarnopaktes ein Memorandum überreichen zu lassen, in dem folgende Feststellungen getroffen werden:

1. „Es ist unbestritten, daß sich der französisch-sowjetische Vertrag ausschließlich gegen Deutschland richtet.
2. Es ist unbestritten, daß Frankreich in ihm für den Fall eines Konflikts zwischen Deutschland und der Sowjetunion Verpflichtungen übernimmt, die weit über seinen Auftrag aus der Völkerbundssatzung hinausgehen und die es selbst dann zu einem militärischen Vorgehen gegen Deutschland zwingen, wenn es sich dabei weder auf eine Empfehlung oder überhaupt auf eine vorliegende Entscheidung des Völkerbundsrates berufen kann.
3. Es ist unbestritten, daß Frankreich in einem solchen Falle also das Recht für sich in Anspruch nimmt, nach eigenem Ermessen zu entscheiden, wer der Angreifer ist.
4. Es steht somit fest, daß Frankreich der Sowjetunion gegenüber Verpflichtungen eingegangen ist, die praktisch darauf hinauslaufen, gegebenenfalls so zu handeln, als ob weder die Völkerbundssatzungen noch der Rheinpakt, der auf diese Satzungen Bezug nimmt, in Geltung wären."

Digitized by Google

„Dieses Ergebnis des französisch-sowjetischen Vertrages wird nicht damit beseitigt, daß Frankreich darin den Vorbehalt gemacht hat, zu einem militärischen Vorgehen dann nicht verpflichtet sein zu wollen, wenn es sich durch ein solches Vorgehen einer Sanktion seitens der Garantiemächte Italien und Großbritannien aussetzen würde. Diesem Vorbehalt gegenüber bleibe schon die Tatsache entscheidend, daß der Rheinpakt nicht etwa auf Garantieverpflichtungen Großbritanniens und Italiens, sondern primär auf den im Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland festgelegten Verpflichtungen beruht.

Es komme deshalb allein darauf an, ob sich Frankreich bei der Übernahme dieser Vertragsverpflichtungen in jenen Grenzen gehalten hat, die ihm im Verhältnis zu Deutschland durch den Rheinpakt auferlegt worden sind. Das aber müsse die deutsche Regierung verneinen."

Weiter wird in dem Memorandum geltend gemacht, daß Frankreich sich schon jetzt an die von ihm geleistete Unterzeichnung des Pakts mit der Sowjetunion vom 2. Mai 1935 als gebunden ansehe. Gegenüber einer solchen Entwicklung der europäischen Politik könne die deutsche Regierung nicht untätig bleiben. Die deutsche Regierung habe bei den Verhandlungen des letzten Jahres stets betont, alle aus dem Rheinpakt sich ergebenden Verpflichtungen so lange zu halten und erfüllen zu wollen, als die anderen Vertragspartner ihrerseits bereit sind, zu diesem Pakte zu stehen. Diese selbstverständliche Voraussetzung könne jetzt als von seitn Frankreichs nicht mehr als erfüllt angesehen werden, da Frankreich trotz der ihm von Deutschland immer wieder gemachten freundschaftlichen Angebote und friedlichen Versicherungen unter Verletzung des Rheinpaktes mit einem ausschließlich gegen Deutschland gerichteten militärischen Bündnis mit der Sowjetunion geantwortet habe. Damit habe der Rheinpakt von Locarno seinen inneren Sinn verloren und aufgehört zu existieren. Deutschland sehe sich auch seinerseits nicht mehr an diesen erloschenen Pakt als gebunden an. Die deutsche Regierung sehe sich nunmehr gezwungen, der durch das französisch-sowjetische Bündnis geschaffenen Lage zu begegnen, die dadurch verschärft werde, als der Vertrag seine Ergänzung in einem genau parallel gestalteten Bündnisvertrag zwischen der Tschechoslowakei und der Sowjetunion gefunden habe. Im Interesse des primitiven Rechts eines Volkes auf Sicherung seiner Grenzen und Wahrung seiner Verteidigungsmöglichkeiten habe die deutsche Reichsregierung mit dem 7. März 1936 *die uneingeschränkte Souveränität des Reichs in der demilitarisierten Zone des Rheinlandes wiederhergestellt*. Um jedoch jeder Mißdeutung ihrer Absichten und des rein defensiven Charakters dieser Maßnahmen vorzubeugen, sowie ihrer stets gleichbleibenden Sehnsucht nach einer wirklichen Befriedung Europas zwischen gleichberechtigten und gleichgeachteten Nationen Ausdruck zu verleihen, erkläre sich die deutsche Regierung bereit, auf der Grundlage neuer Vorschläge folgende Vereinbarungen für die Aufrichtung eines Systems der europäischen Friedenssicherung zu treffen.

1. „Die Deutsche Reichsregierung erklärt sich bereit, mit Frankreich und Belgien über die Bildung einer beiderseitigen entmilitarisierten Zone sofort in Verhandlungen einzutreten und einem solchen Vorschlag in jeder Tiefe und Auswirkung unter der Voraussetzung der vollkommenen Parität von vornherein ihre Zustimmung zu geben.
2. Die Deutsche Reichsregierung schlägt vor, zum Zweck der Sicherung der Unversehrbarkeit und Unverletzbarkeit der Grenzen im Westen einen Nichtangriffspakt zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien abzuschließen, dessen Dauer sie bereit ist, auf 25 Jahre zu fixieren.
3. Die Deutsche Reichsregierung wünscht England und Italien einzuladen, als Garantiemächte diesen Vertrag zu unterzeichnen.
4. Die Deutsche Reichsregierung ist einverstanden, falls die Königlich Niederländische Regierung es wünscht, und die anderen Vertragspartner es für angebracht halten, die Niederlande in dieses Vertragssystem einzubeziehen.
5. Die Deutsche Reichsregierung ist bereit, zur weiteren Verstärkung dieser Sicherheitsabmachungen zwischen den Westmächten einen Luftpakt abzuschließen, der geeignet ist, der Gefahr

Digitized by Google

plötzlicher Luftangriffe automatisch und wirksam vorzubeugen.

6. Die Deutsche Reichsregierung wiederholt ihr Angebot, mit den im Osten an Deutschland grenzenden Staaten ähnlich wie mit Polen Nichtangriffspakte abzuschließen. Da die Litauische Regierung in den letzten Monaten ihre Stellung dem Memelgebiet gegenüber einer gewissen Korrektur unterzogen hat, nimmt die Deutsche Reichsregierung die Litauen betreffende Ausnahme, die sie einst machen mußte, zurück und erklärt sich unter der Voraussetzung eines wirksamen Ausbaues der garantierten Autonomie des Memelgebietes bereit, auch mit Litauen einen solchen Nichtangriffspakt zu unterzeichnen.

7. Nach der nunmehr erreichten endlichen Gleichberechtigung Deutschlands und der Wiederherstellung der vollen Souveränität über das gesamte deutsche Reichsgebiet, sieht die Deutsche Reichsregierung den Hauptgrund für den seinerzeitigen Austritt aus dem Völkerbund als behoben an. Sie ist daher bereit, wieder in den Völkerbund einzutreten. Sie spricht dabei die Erwartung aus, daß im Laufe einer angemessenen Zeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen die Frage der kolonialen Gleichberechtigung sowie die Frage der Trennung des Völkerbundsstatuts von seiner Versailler Grundlage geklärt wird."

Nach der Bekanntgabe des Memorandums wandte sich der Führer an die Abgeordneten des Reichstags, indem er auf die geschichtliche Stunde hinwies, in der deutsche Truppen unterwegs seien, um ihre künftigen Friedensgarnisonen in den westlichen Provinzen des Reiches zu beziehen. Er sprach das heilige Bekenntnis aus, vor keiner Macht und vor keiner Gewalt in der Wiederherstellung der Ehre des Deutschen Volkes zurückzuweichen und lieber in schwerster Not ehrenvoll zu erliegen, als vor ihr zu kapitulieren. Er bekannte sich zu dem Grundsatz, nun erst recht für eine Verständigung der Völker Europas und insbesondere für eine Verständigung mit unseren westlichen Nachbarn einzutreten. Er glaube, daß nunmehr nach drei Jahren der Kampf um die deutsche Gleichberechtigung als abgeschlossen angesehen werden könnte und dadurch die erste Voraussetzung für die seinerzeitige Zurückziehung Deutschlands aus der europäischen kollektiven Zusammenarbeit weggefallen sei und Deutschland wieder bereit sei, zu dieser Zusammenarbeit zurückzukehren. „Wir haben", so fuhr der Führer fort, „in Europa keine territorialen Forderungen zu stellen. Wir wissen vor allem, daß alle die Spannungen, die sich entweder aus falschen territorialen Bestimmungen oder aus den Mißverhältnissen der Volkszahlen mit ihren Lebensräumen ergeben, in Europa durch Kriege nicht gelöst werden können."

Am Schluß seiner Rede hob der Führer in eindringlichen Worten hervor, daß er sich nie als Diktator, sondern stets nur als der Beauftragte des Volkes gefühlt habe. Er richtete die Bitte an das deutsche Volk, ihm und seinen Mitarbeitern die Zustimmung zu seinen Entschlüssen und Maßnahmen zu erteilen, wozu er die Auflösung des Reichstages verfüge. Mit einem Appell an das deutsche Volk, ihm durch die Kraft seines Willens auch weiterhin die eigene Kraft zu verleihen, schloß der Führer seine immer wieder von ungeheurem Beifall aufgenommene historische Rede, die in ganz Deutschland ein begeistertes Echo auslöste.

Die bedeutenden Ausführungen des Führers ließen die Welt aufhorchen. Während man in England, Italien, Spanien, Holland, in Polen und Ungarn die Beweggründe, die den Führer zu seinem Schritt veranlaßt haben, zu würdigen verstand, erwies sich die französische Einstellung als ablehnend. Am Tage nach der Führerrede fand in Paris unter dem Vorsitz des Staatspräsidenten Lebrun ein Kabinettsrat statt, nach dessen Beendigung ein amtliches Kommuniqué herausgegeben wurde, in welchem gesagt wurde, daß der Ministerrat das deutsche Memorandum als unannehmbar befunden habe. Gleichzeitig wurde der Beschluß gefaßt, hinsichtlich des Locarnopaktes den Völkerbund anzurufen, und außerdem in eine Beratung mit den Signatarmächten des Locarnovertrages zu treten.

Im englischen Unterhaus gab der englische Außenminister Eden eine Erklärung zu dem deutschen Memorandum ab, in dem er ausführte, daß die britische

Digitized by Google

Regierung die Ansicht der deutschen Regierung über die Wirkung des französisch-sowjetischen Paktes nicht teile. Es läge jedoch kein Grund für die Annahme vor, daß die Maßnahmen Deutschlands als eine Drohung mit Feindseligkeiten anzusehen seien. Die britische Regierung würde die Vorschläge des Führers objektiv prüfen mit dem Ziel, festzustellen, bis zu welchem Grade sie ein Mittel darstellen, mit dessen Hilfe die erschütterte Struktur des Friedens gestärkt werden könne. Die Ausführungen des englischen Außenministers wurden durch den Ministerpräsidenten Baldwin nochmals unterstrichen. Dieser hob hervor, daß die englische Regierung keine Möglichkeit außer acht lassen würde, die zu einer Besserung der Lage führen könne.

Diese Ausführungen standen in einem bemerkenswerten Gegensatz zu der Rede, die der französische Ministerpräsident Sarraut im Rundfunk hielt, in der er wieder die alten Argumente von der Furcht vor einem plötzlichen deutschen Angriff auftischte, ohne jedoch auf die Ausführungen des Führers vor dem Reichstag näher einzugehen. „Frankreich wolle nicht, daß Straßburg im Bereich der deutschen Kanonen liege", rief Sarraut aus. Daß jedoch eine große Anzahl ungeschützter deutscher Rheinstädte im Bereich französischer Kanonen liege, wurde von Herrn Sarraut wohlweislich verschwiegen. —

Die in Paris stattgefundenen Beratungen der Unterzeichner und Garantiestaaten von Locarno, bei denen Großbritannien durch die Minister Eden und Lord Halifax sowie den Pariser Botschafter Clerk, Italien durch seinen Pariser Botschafter Cerrutti, Belgien durch den Ministerpräsidenten van Zeeland, Frankreich durch die Minister Flandin und Paul-Boncour vertreten waren, waren von kurzer Dauer und wurden ebenso wie die in Genf vorgesehene Sitzung des Völkerbundsrates nach London verlegt. — Die Locarnoverhandlungen in London, die hinter verschlossenen Türen stattfanden, führten bisher noch zu keinem Ergebnis.

Auf der Tagung des Völkerbundes in London sprach nach einleitenden Worten des englischen Außenministers Eden der französische Außenminister Flandin, der sich bereit erklärte, durch den Haager Schiedsgerichtshof prüfen zu lassen, ob der Locarnovertrag mit dem französisch-sowjetrussischen Pakt vereinbar sei. Für Belgien sprach Ministerpräsident van Zeeland, der für sein Land die Zustimmung der vollen Mitarbeit zum Wiederaufbau der internationalen Beziehungen gab. Von dem Generalsekretär des Völkerbundes wurde an Deutschland eine Einladung übersandt, um an der Prüfung der Mitteilungen über den Locarnovertrag seitens der Regierungen Frankreichs und Belgiens durch den Rat teilzunehmen.

In Beantwortung dieser Einladung, erklärte sich die Deutsche Regierung grundsätzlich bereit dieselbe anzunehmen unter der Voraussetzung, daß ihr Vertreter bei der Beratung und Beschlußfassung gleichberechtigt sein würde. Ferner hob die Deutsche Regierung in ihrer Antwort hervor, daß sie die in dem deutschen Memorandum enthaltenen Vorschläge als eine Einheit betrachte, deren Bestandteile nicht voneinander getrennt werden dürften. Infolgedessen könne die Deutsche Regierung nur dann an den Ratsverhandlungen teilnehmen, wenn sie die Gewißheit erhalte, daß die in Frage kommenden Mächte bereit sind alsbald in Verhandlungen über die deutschen Vorschläge einzutreten.

Die Wahlen in Spanien brachten den Linksparteien erhebliche Erfolge, deren Anhänger, aufgestachelt durch bolschewistische Agenten, in den Provinzen und Städten einen Terror ausüben, ohne daß es die Regierung bisher wagte, die bewaffnete Macht gegen die Unruhestifter einzusetzen. Brennende Kirchen und Klöster, Überfälle auf Druckereien und rechtsgerichtete Politiker, das sind die Vorboten, durch die sich der Bolschewismus ankündigt. Bei diesen Ausschreitungen und Plünderungen wurden unermeßliche Werte vernichtet. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß die bolschewistischen Blätter in Moskau die Ereignisse in Spanien begeistert begrüßen. Falls es der Regierung Azana nicht gelingen sollte, dem immer stärker werdenden kommunistischen Terror Einhalt zu gebieten, ist damit zu rechnen, daß sie durch eine marxistische Diktatur abgelöst werden wird.

Auf dem abessinischen Kriegsschauplatz waren den italienischen Truppen an der Nordfront große Erfolge beschieden.

Digitized by Google

Durch konzentrisch angesetzte Angriffe, denen ein starkes Artilleriefeuer voranging, gelang es, die von den Abessiniern befestigten Höhenzüge des Amba Aradam zu nehmen. Die unter Einsatz von starken Kräften vorgetragenen Angriffe zwangen die abessinischen Truppen zum Rückzug, der an einigen Teilen der Front in eine Flucht ausartete, wobei die Fliehenden durch italienische Bombengeschwader verfolgt wurden, die ihnen schwere Verluste zufügten.

Der vom Völkerbund eingesetzte Dreizehner-Ausschuß richtete an Italien und Abessinien einen dringenden Appell, sofort im Rahmen des Völkerbundes Verhandlungen mit dem Ziel der baldigen Einstellung der Feindseligkeiten unter Wiederherstellung des Friedens zu eröffnen. Beide Regierungen erklärten sich zu einer grundsätzlichen Annahme einverstanden. Vorderhand ist jedoch von einer Einstellung der Feindseligkeiten noch keine Spur zu merken, im Gegenteil, nehmen die Ausmaße der Kampfhandlungen immer mehr zu, und es hat den Anschein, daß man italienischerseits bestrebt ist, noch vor dem Eintritt der Regenzeit den abessinischen Armeen eine vernichtende Niederlage beizubringen.

Wenige Tage nach den in Japan stattgefundenen Parlamentswahlen unternahmen Teile der in Tokio stationierten Regimenter unter Führung ihrer Offiziere einen Aufstand, bei dem eine Reihe führender japanischer Politiker der älteren Generation erschossen wurden. Als Beweggründe zu ihrem Vorgehen wurde von den Aufständischen die Unzufriedenheit geltend gemacht, über die von den älteren Staatsmännern betriebene Politik, die ihre Verankerung im Parlament und nicht in der Armee finde. Nach langwierigen Verhandlungen mit den Aufständischen gelang es durch einen Befehl des Kaisers, die normale Lage wiederherzustellen. Eine Anzahl von Offizieren, die sich weigerten, die von ihnen besetzten Gebäude zu räumen, endeten durch Harakiri. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, an Stelle des im Verfolg des Putsches zurückgetretenen Kabinetts ein neues zustande zu bringen, übernahm schließlich der Außenminister Hirota die Regierungsbildung. Sein Programm sieht eine friedliche Zusammenarbeit nach außen und einen ausgleichenden Kurs nach innen vor. Außerdem sind, um die Armee zufriedenzustellen, umfassendere Reformen auf wirtschaftlichem und sozialpolitischem Gebiet geplant, sowie strenge Maßnahmen, um die Disziplin im Heer wieder zu stärken.

Abgeschlossen am 15. März 1936.

C. v. Holst.

Auslandsdeutsche Rundschau

Zu den interessantesten Ergebnissen der am 19. Mai des Vorjahres stattgefundenen Parlamentswahl in der Tschechoslowakei gehörte die Tatsache, daß als Folge der hemmungslosen Agitation und des mit Rußland abgeschlossenen Wehrbündnisses die Kommunisten in den tschechischen und vor allem slowakischen Gebieten große Stimmengewinne zu verzeichnen hatten, daß sie aber in den sudetendeutschen Gebieten dagegen überall schwere Verluste erlitten. Sie teilten damit das gleiche Schicksal, wie die Partei des sudetendeutschen politischen Katholizismus, die Christlich-Soziale Volkspartei, die bei dieser Wahl ebenfalls den Verlust von mehr als der Hälfte ihrer Stimmen und Mandate hinnehmen mußte. So unglaublich es auf den ersten Blick erscheinen mag, so entspricht es doch den Tatsachen, daß sich zwischen dem sudetendeutschen politischen Katholizismus und dem Bolschewismus eine Annäherung vollzogen hat, und zwar auf der Grundlage der beiderseitigen Gegnerschaft gegen das nationalsozialistische Deutschland.

Fast zur gleichen Zeit, in der die unter kommunistischer Führung stehende marxistische Volksfront in Spanien Klöster und Kirchen in Brand steckt, Nonnen schändet und Priester mordet und die neue Madrider Regierung keinen Anlaß sieht, gegen diese verbrecherischen Elemente einzuschreiten, veröffentlicht das Zentralorgan des sudetendeutschen politischen Katholizismus „Deutsche Presse“ in Prag eine Reihe von Aufsätzen, in denen sie nicht nur die Lage in der Sowjetunion im rosigsten Lichte schildert, sondern allen Ernstes die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit für den Bolsche-

Digitized by Google

wismus erörtert. So schrieb das Blatt in Nr. 33 des 12. Jahrgangs in einem Aufsatz „Sowjetrußland, Komintern und Katholizismus", daß sich in der Sowjetunion in den letzten zwei Jahren sehr viel gewandelt habe. Sie habe nicht nur große wirtschaftliche Erfolge aufzuweisen, sondern es hat sich in ihr ein geistiger Umbruch vollzogen, der „zur Rückkehr der Sowjets zur Ehe als ewige Keimzelle jeder menschlichen Ordnung führt". Das sei die erste Kapitulation der Bolschewisten vor dem Wirken göttlicher Gesetze gewesen. „Der Wiederherstellung der Ehe", so schreibt das Blatt, „folgt die Neuorientierung in der Frage der Kindererziehung. Die Autorität und das erste Recht der Eltern auf das Kind stehen wieder im Vordergrund, die Stellung des Kindes in der Schule, sowie das Unterrichtswesen erfuhr eine Neuordnung, die ja auch vom „Osservatore Romano", dem Blatt des Heiligen Vaters, als begrüßenswert bezeichnet wurde. Auch die Herausbildung eines neuen Eigentums- und Erbrechtes gehört in dieses Kapitel. Entspringt das alles nur Zweckerwägungen? Ich glaube nein... In diesem Wandel des Lebens des russischen Volkes manifestiert sich der triumphale Sieg göttlicher Ideen über das weltanschauliche Wollen des historischen Materialismus! Die russische Seele sucht offenbar nach neuen Werten geistiger Zielsetzung und dieses seelische Suchen tendiert zu Bezirken neuer Religiosität. Wenn man sich in Moskau entschlossen hat, z. B. das bisherige Gottlosenmuseum in ein Museum für Religionsgeschichte umzuwandeln, oder wenn der Sekretär der KP. der Ukraine sich in einem Artikel in der „Prawda" für die Wiedereinführung der Baumfeste einsetzt, oder wenn die kirchlichen Trauungen sich häufen, dann sind das alles sehr ernsthaft zu wertende Anzeichen eines tiefgehenden und ernsten geistigen Umbruchs im russischen Volk. Der Weg Moskaus nach dem Westen Europas zurück zu den Regionen des abendländischen Kulturkreises, hat sicherlich zutiefst seinen Ausgangspunkt in den außerordentlichen Veränderungen, die sich in der geistigen Grundhaltung des russischen Volkes, besonders in den letzten zwei Jahren vollzogen."

Im weiteren Verlauf des Aufsatzes verweist das katholische Blatt, daß die Komintern im 7. Weltkongreß eine taktische Schwenkung vollzogen hätte und daß die von Dimitroff verkündete neue Generallinie nichts weiter als die Gleichschaltung mit der Zielrichtung der sowjetrussischen Außenpolitik sei. Allerdings hätten sich die Beschlüsse, die auf dem Kongreß gefaßt wurden, nicht überall durchgesetzt, so daß sich mancherorts ein Aufbäumen gegen den „zentristischen Opportunismus Dimitroffs" geltend macht, was zu ernsthaften Störungen im außenpolitischen Kielwasser der Sowjets führt. Und nun teilt das Blatt mit, daß die wichtigsten Sektionen der Komintern heute überall als „die Verteidiger der bürgerlichen Demokratie" auftreten und eine Volksfront gegen die faschistischen Diktaturkräfte erstreben, besonders in bezug auf die Lage in Deutschland, weshalb sie auch eine Einbeziehung der Katholiken wünschen. Das Programm für diesen Kampf aber hätten die Kommunisten wie folgt formuliert:

„Wiederherstellung der Demokratie und Aufhebung des Parteienverbots,

volle Glaubens- und Gewissensfreiheit,

absolute Selbständigkeit aller konfessionellen Verbände,

Aufhebung der Kommissarwirtschaft in den Caritasorganisationen,

Freilassung der verhafteten katholischen Priester, Ordensbrüder und Nonnen usw."

Dieses Programm findet das Blatt „begrüßenswert". Und nun gibt es seine eigenen Wünsche bekannt:

„Wenn die Kommunisten verlangen, daß die Katholiken, besonders aber die christlichen Arbeiter, ihnen Glauben schenken, dann sollen sie sich in Rußland (die russische Kommunistische Partei ist Mitglied der III. Internationale, Stalin sitzt im Direktorium der Komintern) für die Erfüllung folgender Forderungen einsetzen und sie vor allem durchführen:

1. Volle Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit auf dem gesamten Territorium der UdSSR.

2. Erlaubnis zur Schaffung religiöser Organisationen.

3. Garantie für die Durchführung und Einhaltung obiger Forderungen durch den

Digitized by Google

Abschluß eines Konkordats mit dem Hl. Stuhl.

4. Aufgabe der religions- und kirchenfeindlichen Propaganda der Komintern in allen Ländern.

Auf dieser Basis wäre vielleicht eine Verständigung in einigen Punkten mit den Kommunisten möglich. Es würde auch dann noch sehr vieles die katholische Lehre von der Weltanschauung der Kommunisten trennen, die Austragung dieser Gegensätze aber im freien geistigen Kampfe möglich. Wollen die Kommunisten also eine ernsthafte Diskussion mit uns, dann sollen sie obige Forderungen in der Sowjetunion zunächst erfüllen". Angesichts dieser Einstellung ist es selbstverständlich, daß die sudetendeutsche Partei des politischen Katholizismus nicht nur alle Maßnahmen des tschechischen Staates begrüßt, die sich gegen das Deutsche Reich richten, d. h. also, den neuen Rußlandkurs billigt, sondern sich mit den Bolschewiken in einer Front im Kampf gegen die Sudetendeutsche Partei als der Sammelbewegung des Sudetendeutschtums stellt.

Eine große Diskussion im deutschen und tschechischen Lager hat die Rede Konrad Henleins über die Kulturaufgaben des Sudetendeutschtums ausgelöst, die er am 23. Februar in Prag gehalten hat. Unter den zahlreichen Vertretern sudetendeutscher Kulturorganisationen, diplomatischer Vertretungen der Hochschulen, der in- und ausländischen Presse, konnte der Vorsitzende dieser Tagung auch eine Reihe geistlicher Würdenträger begrüßen, so z. B. Domprobst Prälat Dr. Franz, Kanonikus Dr. Gebert, Monsignore Donath, ferner Direktor Josef Zak. Bischof Dr. Weber. Weihbischof Dr. Remiger und Prälat Helmer hatten Entschuldigungsschreiben gesandt.

Konrad Henlein führte bei dieser Tagung u. a. aus:

„Der Wahlsieg des 19. Mai 1935 hat unserer Bewegung auch nach den Grundsätzen, die das politische und gesellschaftliche Leben im tschechoslowakischen Staate formen und bestimmen, die Verantwortung für sämtliche Lebensbereiche des Sudetendeutschtums auferlegt. Ziel unserer Politik muß daher die Verwirklichung einer auf allen Gebieten handelnden Volksgemeinschaft sein, deren Urgrund das Volkstum, deren Sinn die Sicherung aller materiellen und kulturellen Lebensgrundlagen des Sudetendeutschtums ist. Weil aber Kultur der sichtbare und geformte Ausdruck der schöpferischen Kräfte eines Volkstums ist, wird die Sammlung und die Ausrichtung aller aus dem neuen Gemeinschaftsgefühl und -Bewußtsein aufbrechenden Kräfte und die Durchdringung aller Schaffensgebiete mit seinem Geiste zur vornehmsten Aufgabe unserer nun im Sudetendeutschtum führenden politischen Bewegung.

Heute wissen wir auch, daß der Arbeiter mit einbezogen sein muß in das kulturelle Schaffen seines Volkes und wir anerkennen freudig, daß er nicht nur das unveräußerliche Recht, sondern die Pflicht hat, an den geistigen Gütern seines Volkes lebendig und Neues schaffend Anteil zu nehmen wie jeder andere Volksgenosse.

In unseren Tagen geht eine Welt zu Ende, deren Leitgedanke das von allen Bindungen freie Individuum war. Die neue Welt, die um ihren Durchbruch ringt, weiß wieder, daß der Mensch nur in Verbundenheit mit anderen Menschen schaffen kann, sie weiß aber auch, daß die tiefsten Gesetze des Lebens der Menschheit und der Welt nicht freie Erfindungen menschlicher Laune sind, sondern unabänderliche Urgesetze des Lebens schlechthin. Die sittlichen Gesetze der Menschen und Völker, die im Ewigen verankert sind, können nicht durch Gewalt gebrochen werden. Wer für das Recht seines Volkes, das von Gott geschaffen ist, kämpft, führt einen guten Kampf und braucht sich vor keiner Gewalt beugen.

Da das Bekenntnis zu unserer völkischen Bewegung eine unbedingt ethische Grundhaltung in allen Bereichen des Lebens erfordert, haben wir damit auch eine neue Voraussetzung für eine Verlebendigung des Religiösen innerhalb des Sudetendeutschtums geschaffen und damit eine Aufgabe erfüllt, die allen religiösen Bekenntnissen zugute kommt.

Wir wenden uns gegen jede Herabsetzung und Verächtlichmachung der Religion. Wir treten für ein reibungsloses Nebeneinander der religiösen Bekenntnisse ein. Einen Kulturkampf lehnen wir ab und verurteilen jeden

Digitized by Google

Versuch ihn zu entfesseln, von welcher Seite immer er unternommen wird.

Vom Staate verlangen wir, daß er den Religionsunterricht an Volks-, Bürger- und Mittelschulen sicherstelle. Wir verlangen vom Staate, daß die zivilrechtliche Gültigkeit der kirchlichen Eheschließungen aufrecht erhalten werde. Wir unterstützen alle Bestrebungen, die der Erhaltung der Ehe und Familie dienen.

Eng verbunden mit dem Göttlichen ist die Kunst, die das tiefste Erleben des Volkes zu ewigen Sinnbildern gestaltet. Kunstwerke sind gleichermaßen Ausdruck und Spiegelung der Zeit, wie des Zeitlosen und Ewigen. Die Eigenart der deutschen Kunst lag immer in ihrer besonderen Beseeltheit. Der seelische Gehalt allein macht freilich noch nicht das Kunstwerk aus, sondern seine Gestaltung in edler und vollendeter Form."

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen beschäftigte er sich dann mit den Aufgaben der Dichtkunst, der Musik, des Films, des Rundfunks und der Wissenschaft für das gesamte Sudetendeutschtum und forderte zum Schluß volle Freiheit der nationalen Erziehung.

Die tschechische Presse sah in diesem Bekenntnis zur kulturellen Verbundenheit des Sudetendeutschtums mit dem gesamten deutschen Volk eine Unloyalität dem tschechischen Staat gegenüber, und es fehlte nicht an Stimmen, die von der Regierung entscheidende Schritte gegen die Sudetendeutsche Partei verlangten. Von deutscher Seite waren es vornehmlich die Marxisten und die katholischen Blätter, die an dem Kulturprogramm Konrad Henleins heftige Kritik übten. Aber auch im völkischen Lager fehlt es nicht an Widerspruch gegen gewisse Formulierungen in der Rede.

◆

Wie berichtet, hatte im Zusammenhang mit den neuen Gesetzen über die Handels- und Industriekammer Lettlands u. a. auch die Große Gilde vom lettischen Finanzminister die Weisung erhalten, sich aufzulösen. Ihr Eigentum, darunter die kunsthistorisch wertvollen Häuser der Großen Gilde mußten entsprechend dem neuen Gesetz auf die neuen Kammern, bzw. die Stadtverwaltung von Riga übergehen. Wie die Blätter jetzt melden, hat die Große Gilde gegen die Ernennung eines Liquidators durch den lettischen Finanzminister beim Senat Lettlands eine Klage angestrengt. Die Klage der Großen Gilde soll am 23. März zur Verhandlung anstehen. Wie hierzu verlautet, begründet die Große Gilde ihre Klage mit dem Hinweis, daß sich ihre Ziele und ihre Tätigkeit satzungsgemäß in keiner Weise mit der Tätigkeit und dem Ziel einer Handels- und Industriekammer decken, mithin ihre Auflösung zu Unrecht angeordnet worden sei.

Der lettländische Senat hat die Berufungsanklage gegen fünf junge Deutschbalten verhandelt, denen vorgeworfen wurde, an einer geheimen Organisation in Lettland beteiligt zu sein, die staatsfeindliche Ziele verfolge. Das Appellationsgericht als zweite Berufungsinstanz hatte das erstgerichtliche Urteil gemildert. Nun hat der Senat als dritte Instanz das Urteil der zweiten Instanz bestätigt, womit das Urteil Rechtsgültigkeit erlangt hat.

◆

In Litauen wurde ein Vereinsgesetz erlassen, nach dem die Vorstände der Vereine die litauische Sprache in Wort und Schrift beherrschen müssen und nur litauische Staatsbürger in die Vereinsvorstände gewählt werden dürfen. Auch die Bücher der Vereine müssen in litauischer Sprache geführt werden. Wie gemeldet wird, hat der litauische Kommandant von Vilkowischky durch eine Verfügung das Mitglied des Hauptvorstandes des Kulturverbandes der Deutschen Litauens Thomas Reder in Rybarten, der gleichzeitig Vorsitzender des dortigen Kirchenrates ist, mit 300 Lit Geldstrafe oder 3 Wochen Arrest bestraft. Reder wird die „Aufhetzung" der deutschen Elternschaft der örtlichen Volksschule zur Last gelegt. Bekanntlich forderten vor einiger Zeit die deutschstämmigen Eltern der Rybarter Volksschule deutschen Sprach- und Religionsunterricht. Daß auch Reder sich dafür einsetzte, scheint nun zur Begründung dieser Strafmaßnahme ausgenutzt zu werden.

◆

Während der Tagung des polnischen Senats in der zweiten Märzwoche er-

Digitized by Google

griffen auch die deutschen Senatoren Haspach und Ingenieur Wiesner das Wort zu Ausführungen über das Verhältnis der deutschen Volksgruppe in Polen zum polnischen Staat. Senator Haspach wies darauf hin, daß das neue Wahlgesetz für die 1,5 Millionen Seelen zählende starke deutsche Volksgruppe nicht einmal die Entsendung eines einzigen Abgeordneten in den Sejm ermögliche. Durch besondere Ernennung seitens des Staatspräsidenten seien zwei deutsche Senatoren in den polnischen Sejm gekommen. Die deutsche Volksgruppe müsse anerkennen, daß die Zentralbehörden sich ihr gegenüber wohlwollender und verständnisbereiter als früher einstellen, doch fehle meistens bei den untergeordneten Behörden noch das Verständnis dafür, daß die Deutschen genau so vollwertige Staatsbürger seien wie die Polen. Keine der legalen Deutschtums-Organisationen könnten irgendwelcher illegaler Betätigung bezichtigt werden. Wenn wirklich die nationalen Volksgruppen und das polnische Staatsvolk gemeinsam die wirtschaftliche Not überwinden wollten, dann müßten ferner die Pressekampagne gegen die deutschen Volksgruppen ebenso aufhören, wie die ungerechte Enteignung deutschen Grundbesitzes. Genau so wie die Polen im Auslande im geistigen Zusammenhang mit ihrem Muttervolke leben, so kann es kein Wunder sein, daß auch die deutsche Volksgruppe sich zu den weltanschaulichen Ideen ihres Kernvolkes bekennt. Die Volkstumstreue müsse jedem Deutschen im Auslande zugebilligt werden.

Nach einer Beschwerde, daß in Oberschlesien nachweislich aus nationalpolitischen Gründen deutsche Arbeiter entlassen worden seien, erklärte Senator Wiesner, daß der Weltanschauung seiner Partei entsprechend das polnische Staatsvolk allein über die Staatsform zu entscheiden habe. Dem Verzicht auf Mitgestaltung des staatlichen Lebens stelle sich aber der Anspruch auf ein erhöhtes kulturelles Leben und Recht entgegen. So müsse die deutsche Volksgruppe die größtmöglichste Freiheit zur Schaffung deutscher Schulen und vor allem deutschbewußter Lehrer erstreben. Das polnische Volk genießt in der Kulturwelt den Ruf eines freiheitliebenden Volkes und könne deshalb auch seinerseits allen seinen Staatsbürgern die Freiheit der Sprache und des kulturellen Lebens gewähren.

Aus Südtirol wird berichtet, daß das italienische Reichsgesetzblatt für das Jahr 1938 allein 1041 Dekrete enthält, in denen die Umtaufung von Familien und Einzelpersonen von deutschen Namen in italienische Namen gefordert wird. So wurden nun auch neue Gasthofumbenennungen vorgenommen. Daß die Änderungen unter starkem staatlichen Druck erfolgen, beweist die folgende Begebenheit. In St. Leonhard wurden zum Winterhilfswerk nur jene Familien zugelassen, die sich ihren Namen verwelschen ließen.

Durch den Zusammenbruch der Banca del Trentino wurden besonders die Bauern von Kurtatsch arg betroffen. Es muß damit gerechnet werden, daß es zur Zwangsversteigerung von 20—30 Bauern in dieser Gegend kommen würde. Nach der neuesten Gesetzgebung über die Zwangsversteigerung kommen als neue Besitzer nur Italiener in Betracht. Ferner wird versucht, gleichsam eine Auswanderung deutscher Bauern zu organisieren. Italienische Beamte gehen von Hof zu Hof und suchen Holzarbeiter nach Rhodos zu werben. Nach ihren Schilderungen erwarten dort den Auswanderungslustigen eine Fülle von Verdienstmöglichkeiten. Auch dieses Werben trägt zur Entwurzelung des Deutschtums bei.

Abgeschlossen am 16. März.

Dr. Karl Viererbl.

Theater im Reich

Immer wieder kann man feststellen, daß die Bühnen im Reich mit ganzem Einsatz an der theaterpolitischen Aufbauarbeit des neuen Deutschland tätig sind. Trotz ihrer nicht immer rosigen Lage und der noch von gestern stammenden Publikumsmeinung, daß das Theater der Nachbarstadt ja weit besser spiele als das eigene, ist man stets aufs Neue über die Leistungen, die hier hervorgebracht werden, erstaunt. Nicht allein, weil man genügsam geworden ist bei all dem, was man über sich ergehen lassen mußte, bekennt man sich gerne zu den tätigen Kräften außerhalb Berlins, sondern weil man weiß, was es heißt, Vorurteilen

Digitized by Google

zu begegnen, Rückschläge der Vergangenheit wieder wettzumachen, mit Mitteln auszukommen, die, wie z. B. in Zwickau, einfach lächerlich sind. Und man ist erfreut darüber, wenn man die eng verbundene Gemeinschaftsarbeit zwischen Theater und Gemeinde sieht, wenn man sieht, wie das Volk wieder regen Anteil an den kulturpolitischen Bestrebungen des Theaters nimmt. Man sollte Leute, die allzu intellektuell immer wieder auf Berlin hinweisen, einmal entgegenhalten, daß es für ein Theater, das eine oder mehrere Größen des Theaters oder Films bei seiner Premiere ankündigt, in einer Vier-Millionen-Stadt leicht ist, einen Monat lang allabendlich tausend Plätze zu füllen. Womit aber mehr gedient ist, mit einer Star-Sensation, die oftmals nicht das hält, was man ihr angedichtet hat oder die selbst bei großem Können über die Dürftigkeit eines Stückes nicht Herr zu werden vermag, sich finanziell über Wasser zu halten, oder mit bescheidenen Mitteln, aber einem Arbeitseifer und einer Bereitwilligkeit entgegen allen Unannehmlichkeiten, eine gute Ensembleleistung und damit ein Verdienst für die Theaterkultur geschaffen zu haben, brauchen wir hier wohl nicht mehr zu erörtern. Die Anerkennung über ihren Wert wird immer jene Bühne erhalten, die sauber, zielbewußt und im steten Ringen mit sich selbst bemüht ist, über die einfache Unterhaltung hinaus eine Leistung zu vollbringen, die einmal dem nationalsozialistischen Kulturwillen entspricht, zum andern aber auch den Gesetzen des Theaters gerecht wird.

Eine besondere Leistung in diesem Sinne brachte in

Hamburg

das Staatliche Schauspielhaus mit Friedrich Hebbels „Kriemhilds Rache" in der Inszenierung von Jürgen Fehling. Hier ist eine eingehende Arbeit an die Gestaltung eines schwierigen Werkes gesetzt worden, die sich durch den großen Erfolg auch wirklich belohnt sah. Fehling hat mit der ihm eigenen — und in diesem Falle sogar mit der dem Dichter verwandten — Eigenart nicht nur ein Trauerspiel für die Bühne hergerichtet, sondern er hat all seine Kraft daran gesetzt, mit diesem dritten Teil der Nibelungen-Trilogie auch den Heldenmythos dieses gewaltigen Epos sichtbar und lebendig zu machen. Neuer Geist strömte aus dieser Aufführung und selbst dort, wo sich dieser Wille noch nicht durchsetzen und entfalten konnte, war er jedoch spürbar. Schon allein die Regie des Wortes war ein Beginnen, das man nur begrüßen konnte, wenn man auch gleichzeitig bekunden muß, daß man daraus kein Schema machen kann und darf. Was hier im Februar-Heft an der Eberhard-König-Aufführung in Köln und an der Grabbe-Aufführung in Dortmund noch zu bemängeln war, das ist von Fehling in Hamburg in Angriff genommen worden. Die Erkenntnis, daß man eine Sprache wie die Hebbels in seinen „Nibelungen" nicht mit den sonst üblichen Mitteln zur Gestaltung bringen kann, ließ ihn den Versuch machen, jedes einzelne Wort zu formen, auf sich allein zu stellen. Und dieser Versuch ist ihm geglückt. Wie Quadern türmte sich Wort auf Wort und die Weite des Bühnenraumes, die gleichzeitig eine Weite, eine ausladende Größe in der Bewegung zuließ, gab diesem Quaderbau Entfaltungsreichtum. Über eines aber kam dabei Fehling nicht hinweg: die Eigenart dieser Wortregie, die übergroße Versinnbildlichung der Bedeutung des Wortes, mußte den dramatischen Fluß hemmen. Dies wurde besonders in den letzten Bildern deutlich. Die aufgezwungene, äußerliche Ruhe bei dieser gepeitschten inneren Aufgewühltheit schuf eine Beklemmung, ja beinahe eine Müdigkeit. Dazu kam, daß das Bühnenbild von Karl Gröning in diesem Teil beinahe halsbrecherisch war. Auf dem schwankenden Laufsteg eines hunnischen Pfahlbaus trugen die Burgunder ihren Heldenkampf aus, Gröning war bühnenbildnerisch etwas zu weit gegangen. Man muß sich hüten, die Ausnützung des ganzen Bühnenraumes bei verhältnismäßig verschwindend geringer Dekoration zu einer überspitzten Angelegenheit zu machen. Diese Gefahr aber besteht sehr stark.

Erstaunlich war bei dieser Aufführung ferner die Hingabe der Schauspieler. Es ist in den letzten Jahren wohl selten ein Stück gespielt worden, das eine derartige Kraftanforderung an die Schauspieler stellte, wie diese Inszenierung. Bei aller Größe der Regie war zur Gestaltung eine ungeheure Beherrschung in Sprache

Digitized by Google

wie Bewegung erforderlich. Dies vier Stunden durchzuhalten war allein schon eine körperliche Leistung, die Bewunderung verdient. Gustav Knuth als Hagen gab dazu einen Beweis seines schauspielerischen Könnens, der zur Gläubigkeit an das dramatische Theater aufrief. Er gab dieser herrlichen Figur der deutschen Literatur vielfältiges Leben und hob sie zu jenem Heroismus empor, dem wir stets beim Lesen des Nibelungenliedes ergeben sind. Auch Annemarie Holtz setzte sich vollgültig für ihre Rolle als Kriemhild ein, aber hier fehlte die physische Kraft, wohl auch, weil die Erkenntnis über die Größe dieser Figur, über dieses zum Menschen gewordene Schicksal, noch nicht restlos war. Dies hemmte auch Werner Hinz als Gunther, er konnte den König noch nicht ausfüllen. Hingegen war Karl Wüstenhagen als Etzel jene lebenskräftige Herrschergestalt aus dem Bewußtsein einer Macht. Er wies den rassischen Unterschied auf und zeigte, was ihm zum König noch fehlt, ja fehlen muß, das königliche Geblüt.

In eine ganz andere Welt führte die Aufführung von „Traumulus" im Thalia-Theater. Und man muß sagen, daß Paul Mundorf als Regisseur es weit besser verstanden hat, den dichterischen Gehalt, der unweigerlich in dieser tragischen Komödie von Arno Holz und Oskar Jerschke liegt, herauszuholen als es der Film getan hat. Wenn der Inhalt dieses Stückes für heute auch eine Erinnerung an die Zeit unserer Väter darstellt, so ist doch in der dramatischen Form, die ja bekanntlich den Naturalismus mit einleiten half, eine Genialität zu verspüren, die mit dem späteren Tendenzwollen noch nichts gemein hat. Was in dem thematisch und milieuhaft verwandten „Blauen Engel" rein erotische Spekulation im Zerrspiegel einer Schutzmannsmoral darstellt, ist hier doch in den Bereich des Menschlichen im höheren Sinne gerückt. Dies wird besonders in der Entwicklung des Landrats von Kannewurf deutlich, die auch menschlich viel umfassender ist, als sie der Film einseitig herausstellt.

Die Rolle des Traumulus spielte Ernst Leudersdorff (gleichzeitig als Jubiläumsrolle für seine 20jährige Zugehörigkeit zum Thalia-Theater). Und auch hier muß man sagen, daß Leudersdorff seinem großen Kollegen Jannings nicht nachzustehen braucht. Leudersdorff hat diese Rolle mit so viel Liebe ausgestaltet und gibt sie mit einem solchen Reichtum des Herzens, daß sie uns, trotz ihrer Vergangenheit, nahe berührt. Dazu zeichnet Leudersdorff ein feines, zurückhaltendes und immer angenehmes Spiel aus. Die Rolle des Landrats erfüllte Willy Maertens mit der Größe, von der wir eben gesprochen haben. Die Bühnenbilder von Johannes Schroeder waren dabei eine feine und ruhige malerische Unterstreichung.

In der Inszenierung von Carl-Heinz Schroth war ferner noch „Ingeborg" von Curt Goetz zu sehen. Der relative Lustspielton in Handlung wie Sprache mit jenem typischen Schluß, bei dem man sich denken kann, was man will, erfordert hier keine problematische Betrachtung. Die Aufführung selbst war von großer Sauberkeit, dabei witzig und spritzig in ihren Szenen und Szenchen und von dem ausgezeichneten Schauspieler Willy Maertens wie von Carl-Heinz Schroth mit Stimmung und Humor dargeboten. Die Darstellung, zu der Edith Wien als leicht mondäne und daher geistig etwas verarmte Ingeborg gehört, machte viel Freude.

Eine Aufführung von Bedeutung brachte in

Dresden

das Sächsische Staatstheater mit dem dramatischen Gedicht „Alpenzug" von Felix Lützkendorf. Der Held dieser Ballade ist die Südensehnsucht des Deutschen, verkörpert in Konrad von Staufen, Herzog von Schwaben. Man ist angetan von dem dichterischen Wollen dieses Werkes, aber der Eindruck, der sich beim Lesen ergibt, findet sich auf der Bühne nur spärlich wieder ein. Die Phantasie, die das Thema beim Lesen auslöst, wird bei der Aufführung beengt, es ergeben sich plötzlich Grenzen, die man vorher nicht empfunden. Der Grund liegt hierbei wohl in dem Stilgegensatz, den das Stück aufweist. Dabei sind die ausgesprochen lyrischen Szenen wesentlich stärker als die dramatischen, da diesen die Spannung fehlt. Wenn sich nicht Wechsel-Gespräche ergeben, wie z. B. in den Papstszenen dann verflüchtigt sich allzu rasch der geistige Druck. Trotzdem muß die dichterische Leistung Lützkendorfs anerkannt werden. Seine Begabung muß aber stärkeren Ausdruck finden.

Digitized by Google

Bild Georg Ebert

Ecclesia am Bamberger Dom

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Georg Kiesau inszenierte das Werk allzu opernhaft und ließ dadurch die Schwächen noch deutlicher werden. Und auch das Bühnenbild von Adolf Mahnke war diesem Regiewillen zu sehr untertan. Heinz Klingenberg als Konrad besaß die Jugendlichkeit dieses Staufers, seinen Glauben und seinen Willen, aber er spielte ihn beinahe zu klug, zu monumental im Hinblick auf Beweglichkeit und Aktivismus. Er hätte das Leuchten seines Gesichtes auch auf seine Handlungen übertragen müssen. Die Stärke der Aufführung bildeten die Stützen des Theaters: Luis Rainer, Bruno Decarli und (hier allerdings leicht übertreibend) Paul Hoffmann.

Ebenfalls die Uraufführung eines jungen begabten Dramatikers zeigte in

Guben

das dortige Stadttheater mit dem Schauspiel Walther von der Vogelweide „Das Reich" von K. G. Walter Best. Hier ist Herr Walther nicht der Minnesänger üblicher Vorstellung, sondern der politische Mensch, der Revolutionär, der Sänger des Reiches, der die Straße des Vaterlandes zieht und vom Reich der Deutschen kündet. Zwischen ihm und der Herrschernatur Otto des Welfen und all jener, die vorgeben, duldsam zu sein, in Wirklichkeit aber sich scheuen, die Geruhsamkeit am warmen Ofen aufzugeben, liegt der Konflikt dieser, im geistigen Sinne politischen Dichtung. Es fehlt dem Werk vielleicht noch an einer strafferen Zusammenfassung, trotzdem bekennt man sich gerne zu ihm, das einer lauteren Gesinnung entsprungen ist.

Intendant Hans Fiala leitete selbst die Regie und bot im Rahmen seines kleinen Theaters eine vollwertige Aufführung. Besonders die Titelrolle war mit Otto Krone vorzüglich besetzt. Ein Schauspieler, der für größere Aufgaben heranwächst. Auch Rudolf Köppler als Otto war, von einigen schematischen Augenblicken abgesehen, eine gute Leistung. Mit sparsamen Mitteln gab Walter Schmelcher anständige Bühnenbilder.

Für die kulturelle Höhe eines finanziell wie räumlich sehr beschränkten Theaters im Zentrum einer schwer um ihr Brot arbeitenden Bergwerksindustrie legte das Stadttheater in

Zwickau

beredtes Zeugnis ab. Am Nachmittag wie am Abend ein volles Haus, wenn auf dem Theaterzettel „Torquato Tasso" von Goethe und „Struensee" von Otto Erler stehen, ist ein Geschehen, das wirkliche Beachtung verdient. Und wenn man sich gleichzeitig versichert, daß man wenige Kilometer entfernt bei größerer Bewegungsfreiheit mit Schönthan/Schlichts „Im bunten Rock" und einer umfangreichen Operettenserie Kulturpolitik treibt, dann kann man mit der Anerkennung, die man diesen Leuten auszusprechen sich verpflichtet fühlt, nur hoffen, daß diese arbeitsvolle Tat auch ihren Lohn finden möge.

Peter Otten, der in beiden Fällen Regie führte, hat die Werke mit voller Hingabe und bei schöner Herausarbeitung der Grundprobleme zur Darstellung gebracht. Und die einfachen Arbeiter, die im Theater saßen, waren beidemale von der Dichtung angesprochen, ja ein Arbeiter, der neben mir saß, fragte mich, ob man den Text dieses schönen Stückes („Tasso") auch kaufen könne. Braucht es da noch einen Beweis für die kulturelle Erziehungsaufgabe des Theaters? Es standen dem Regisseur auch schauspielerische Kräfte von persönlicher Eigenart zur Verfügung, so Josef Ruhland, der den Tasso wie auch den König Christian in „Struensee" spielt. Ein wandlungsfähiger Schauspieler mit plastischem Gestaltungsvermögen. Gute Bühnenbilder hatte zu beiden Aufführungen Ullrich Stenzel entworfen.

Im Märzheft haben wir über die Uraufführung der „Hammelkomödie" in der Neufassung von Wolfgang Hillers im Berliner Rose-Theater berichtet. Nun brachte sie auch die

Deutsche Landesbühne

als Wanderbühne zur Aufführung. Willy Eberhardt, der Regie führte, ist dabei völlig von der derben Inszenierung Paul Roses abgerückt und hat sie mehr in die Linie einer Hans-Sachs-Komödie gestellt. Das lustige Stegreif-Spiel gewann dadurch sehr und auch die einzelnen Figuren kamen viel besser zur Entfaltung. Ludwig Baschang, Carl Willi Voigt, Georg Georgi und Liesel Eckhart schufen dabei mit spielerischer Freude einen heiteren, beschwingten Abend. Das Bühnen-

Digitized by Google

bild von Hans H. Kuhnert jr. verdient dabei ein Sonderlob. Die Aufführung bewies darüber hinaus die Höhe dieser Wanderbühne.

...und in Berlin

In Berlin neigt sich die Spielzeit allmählich ihrem Ende zu. Die Theater, die auch den Sommer über spielen, suchen bereits nach dem Saison-Erfolg. Von Bedeutung war hingegen in der

Volksbühne

am Horst-Wessel-Platz die Uraufführung von Hermann Burtes Schauspiel „Warbeck". Burte hat dieses dichterische Werk, das in einer früheren Fassung bereits 1920 aufgeführt worden war, neu bearbeitet. Der Inhalt ist ein Demetrius-Stoff; Warbeck, der angebliche Herzog von York, sucht sein Recht auf den englischen Königsthron zu erreichen. Heinrich VII. hält ihn jedoch für einen Schwindler und Hochstapler. König Jakob IV. glaubt hingegen an Warbeck und stellt ihm sein Heer gegen England zur Verfügung. Und hier beginnt die Problematik des Stückes: nach kurzer Zeit zieht sich Warbeck aus dem Kampf zurück, da er, überzeugt von seiner königlichen Abstammung und seinem Recht auf den Thron, um seine Durchsetzung kein Blutvergießen will. Er scheut den Kampf und selbst die Abkehr Jakobs kann ihn von seinem Glauben, nicht mit Macht, mit dem Geist das Reich zu erobern, abbringen. Dadurch wird Warbeck zu einem Schwächling und auch Burtes Bemühen, Teilnahme für diesen Helden im Geist zu erwecken, verstärkt nur noch mehr die gefühlsmäßige Abneigung gegenüber Warbeck. Dabei steht außer Frage, daß es sich hierbei um ein dichterisches wie dramatisches Werk von hohem Wert handelt.

Die Regie von Gerhart Scherler wurde dem Werke größtenteils gerecht. Nur in der Besetzung wurde die Problematik des Werkes noch mehr betont. Heinrich George lieh der Gestalt Heinrichs VII. seine Lebendigkeit und war glaubhaft und überzeugend. Matthias Wiemann als Warbeck unterstrich hingegen die leichte Dekadenz dieser Figur und hob sie daher noch stärker ab. Kraftvoll und männlich war Alexander Golling als Jakob IV. Die Stimmung der Dichtung traf Traugott Müller mit seiner Bühnenausstattung im höchsten Maße.

Ziemliche Zurückhaltung empfand man hingegen im

Deutschen Theater

gegenüber der Hilpert-Inszenierung von Schillers „Kabale und Liebe". Nicht allein, daß der Rotstift unerklärliche Striche machte, Hilpert stellte die Darstellung auch außerhalb des Schillerschen Wollens und vermittelte so an Stelle eines bürgerlichen Trauerspiels mehr ein intrigenhaftes Unterhaltungsstück einer „besseren" Gesellschaftsschicht. Dadurch verlor das Werk jeden höheren revolutionären Gehalt und wurde wesenlos, weil ihm seine Voraussetzung genommen war.

Die Aufführung unterstrich dies noch und war weder in Angela Salloker als Luise, noch in Ernst Karchow als Präsident, noch in Theodor Loos als alter Miller irgendwie abweichend von der Auffassung, die Hilpert sich zurechtgelegt hatte. Auch Paul Klinger als Ferdinand mußte sich, wohl mit schwerem Herzen, dem Ganzen einfügen. Warum spielte man Schiller, wenn man vielleicht etwas anderes meinte?

Wohl die beste Aufführung, die in den letzten beiden Jahren vom

Theater des Volkes

herausgebracht worden ist, war die Brügmann-Inszenierung von Ibsens „Peer Gynt" in der Nachdichtung von Dietrich Eckart. Wohl konnte Brügmann seine spielerische Eigenart nicht völlig verleugnen und gab mit Ballettszenen zuviel des guten, jedoch zeigte die Aufführung eine schöne Geschlossenheit, die den dichterischen Wert der Eckartschen Bearbeitung hervorhob, gleichzeitig aber auch den naturalistischen Pferdefuß der Ibsenschen Vorlage deutlich werden ließ.

In der Darstellung war Herbert Hübner als Peer eine schöne Leistung. Er zeigte in den lyrischen Stellen bestes Können. Schwerer hatten es die übrigen Mitwirkenden, die mit den unglücklichen Ausmaßen dieses Hauses nicht fertig zu werden wußten. Eine ganz ausgezeichnete Arbeit leistete Ludwig Hornsteiner mit seinen Bühnenbildern. Eine

Digitized by Google

seltene Fülle von Stimmung und malerischer Beschwingtheit hob immer wieder die Szene.

Mit einer humorvollen und sprühenden Inszenierung von Nestroys „Einen Jux will er sich machen" wartete Jürgen von Alten im

Schillertheater

auf. Der Reichtum an Farbe, an innerer Herzlichkeit und ja sogar an Shakespeareschem Humor ist diesem Dichter der Wiener Volksposse eigen. Aus der Freude am Gestalten, aus der Lust an den Figuren entwickelte er seine fröhlichen Spiele, die später dann vom jüdischen Intellekt zu sentimentalen Schwänken umgebogen worden sind. Jürgen von Alten war auch mit großem Fleiß an der Arbeit und Jorg Jarosch brachte diesmal in seine Bühnenbilder eine größere Lebendigkeit und malerischen Schwung.

Harald Paulsen, dieser köstliche, von innen heraus schöpfende Schauspieler, Karl Hellmer, ein Komiker von der Eigenart Valentins, doch stets persönliche Note zeigend und Hilde Körber, als vorlauter aber nicht minder witziger Lehrbub Christopherl war das frische Kleeblatt, das den Erfolg der Aufführung herbeiführte.

Seine 25. Premiere widmete das

„Theater in der Saarlandstraße"

dem Hauptmannschen Drama „Michael Kramer". Man hat dabei vielleicht gehofft, einen ähnlichen Erfolg wie im Vorjahre mit „College Crampton" zu erreichen, jedoch was hier zurückblieb, war nur das quälende Gefühl über eine gequälte Angelegenheit und die brennenden Kerzen am Sarge des jungen Kramers konnte man ruhig als die Sterbekerzen des Naturalismus überhaupt nehmen. Selbst eine Kraft wie Paul Wegener konnte diese Feststellung nicht hinwegräumen. Allerdings blieb die Regie von Franz Sondinger nicht nur dem Werk sondern auch dem Theater viel schuldig.

Über Siegmund Graffs Lustspiel „Anna und Adalbert", das nun in Berlin im

Theater am Schiffbauerdamm

herauskam, berichteten wir bereits anläßlich der Leipziger Aufführung. Fritz Wendel, der Regie führte, holte sich für die männliche Titelrolle Helmut Käutner, der diese ebenfalls in Leipzig dargestellt hatte, so daß auch hier nichts Neues zu berichten ist. Wenn die Aufführung auch einen geschlossenen Eindruck hinterließ, so tat die Direktion doch gut daran, den immer noch währenden Kassenerfolg von Böttchers „Krach im Hinterhaus" auch weiterhin auszunutzen.

Dem Hausgeist Sardou blieb man auch mit Sudermanns „Schmetterlingsschlacht" im

Renaissance-Theater

treu. Halb als Parodie, halb mit übertriebenem Ernst, so kam die Angelegenheit, die so feierlich mit der sentimentalen Lüge spielt, zur Aufführung und selbst so gute Schauspieler, wie Margarete Kupfer oder Hermann Speelmans (der übrigens viel zu gesund für ein solches Stück der Rührung ist) konnten von der inneren Unwahrheit dieser Komödie aus der Vorkriegszeit nichts verschleiern.

Bleibt noch mit der Uraufführung von Liliane Wieds Schauspiel „Die Wanderkönigin" das

Agnes-Straub-Theater

zu nennen. Die Verfasserin kam mit diesem „Christine von Schweden"-Stück jedoch über eine Durchschnittsleistung nicht hinaus. Und daran mußte sich auch die Aufführung halten, wobei Agnes Straub die Wanderkönigin spielte und Hans Kettler als beste Leistung die Rolle Karls X. gab. Der jungen deutschen Dramatik ist mit dieser Uraufführung kein Dienst geleistet worden. Die Annahme des Stückes scheint ja auch andere Gründe gehabt zu haben.

Wolf Braumüller.

Berliner Musikleben

Trotz einer gleichbleibend verwirrenden Fülle von Veranstaltungen ist das Ergebnis für den rückblickenden Betrachter auf musikalischem Gebiet in den letzten beiden Monaten gering. Die vielen Solistenkonzerte und selbst die im allgemeinen dem neuen Schaffen aufgeschlosseneren Kammermusikvereinigungen halten sich unentwegt an das „bewährte Alte", d. h. der Mut zum Neuen ist kaum vorhanden, weil man meist nachteilige Aus-

Digitized by Google

wirkungen für den Besuch und damit für den finanziellen Ertrag der Konzerte fürchtet, wenn man Werke lebender Musiker aufführt. Eine Ausnahme sind neuerdings gelegentliche Programmnummern, die eine Kost einbeziehen, die deshalb besonders delikat erscheint, weil noch nicht recht entschieden ist, ob sie zulässig ist oder nicht. Da wittern manche Kreise etwas wie eine kleine Sensation, und das bedeutet vielleicht Zugkraft. Wenn man selber unter Umständen auch kaum ein Verhältnis zu gewissen atonalen Verirrungen hat, so bringt man sie eben dieses Beigeschmacks wegen. Wir denken da an die Bläservereinigung der Staatsoper, die Hindemiths „Kleine Kammermusik" für 5 Bläser spielte. Wie verkennt mancher doch immer noch in künstlerischen Dingen die Haltung des Nationalsozialismus! Wenn aus gewichtigen Gründen einmal eine Musik wirklich nicht aufgeführt werden sollte, dann gibt es bei den ausgezeichneten Möglichkeiten der Überwachung unseres Kulturlebens viele Wege, um ihr Erscheinen zu verhindern. Im Falle Hindemith ist von einem Verbot nie die Rede gewesen. Aber was seinerzeit geltend gemacht wurde, ist heute noch nicht überholt. Selbst der begabteste Künstler hat nicht mehr ohne weiteres einen Freibrief auf individualistisches Ausleben, wenn seine Schöpfungen und seine Äußerungen überhaupt sich nicht nur nicht den Notwendigkeiten des kulturellen Aufbauprogrammes einfügen, sondern sogar als Verirrung oder Zersetzungserscheinung gelten müssen. Dann ist es für uns eine Selbstverständlichkeit, daß er bei uns nicht offiziell herausgestellt wird. Und wenn in einem solchen Zusammenhang erklärt wird, daß für einen oder den anderen eine Bewährungsfrist gegeben wird, innerhalb deren er seine Fähigkeit und seinen guten Willen zur positiven Mitarbeit beweisen kann, so ist das eine Großzügigkeit, die bisher kein Staat der Erde Menschen gegenüber gezeigt hat, die seinen Grundsätzen entgegenstehen. Im Falle Hindemith sind es gerade diejenigen seiner Freunde, die weniger ihm zuliebe als aus irgendwelchen Auflehnungsgefühlen seine älteren Werke spielen, die ihm damit einen rechten Bärendienst erweisen. Daß das meiste dieser Musik ausgesprochen schlecht klingt, läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen. An Hindemiths Fähigkeiten und auch an den Werten, die in manchen seiner Werke beschlossen sind, zweifeln wir gar nicht. Aber das alles wiegt nicht auf, daß die künstlerische Grundhaltung falsch war, aus der er schuf und daß infolgedessen auch vieles unterlaufen ist, das von unserem Standpunkt als zersetzend oder sogar als staatsfeindlich angesehen wird (Sancta Susanna, Lindberghflug, Das Lehrstück!).

Also nicht *gegen* Hindemith, sondern für einen *anderen* Hindemith, wie ja überhaupt die Ausrichtung der schaffenden Künstler eine wichtige Aufgabe ist, falls die noch in der Systemzeit groß gewordene Generation in ihrer Auswirkung nicht zu ihrem eigenen Schaden einfach ausfallen soll. Es ist ja wirklich nicht so, wie es die um das Gedeihen *unserer* Kultur so verdächtig besorgten Emigranten darstellen, daß dadurch eine nicht mehr auszufüllende Lücke in unserer Entwicklung entstehen würde, wenn eine nicht mehr beeinflußbare Generation zu einem guten Teil übergangen und ausgeschaltet wird. Wenn wir andererseits mit einem gewissen Ausfall rechnen müssen und also um so mehr von den jungen kommenden Kräften eine andere Haltung erwarten, muß mit besonderer Sorgfalt darüber gewacht werden, wer die werdenden Begabungen unterweist und ihnen die entscheidenden Anregungen übermittelt. Die Personalpolitik der Musikhochschulen sieht in dieser Hinsicht jedoch recht bedenklich aus. Während auf der einen Seite einem ausgeprägt völkischen Stil das Wort geredet wird, der aus den rassischen Voraussetzungen der Nation geboren wird, muß man dann zusehen, wie umstrittene Persönlichkeiten im deutschen Schaffen auf die besten Talente einen Einfluß ausüben, der für viele der jungen Menschen bestimmend sein wird. Es bedeutet kein Werturteil, wenn man Hindemith, Höffer oder gar Mitglieder der Novembergruppe (alles Leute, die ehemals „Schrittmacher des Verfalls" waren) in der heutigen Lage nicht als die berufenen Erzieher der kommenden Musikergeneration betrachtet. Der Staat muß sich nun einmal vorwiegend an die Hüter des Erbes halten, auch auf die Gefahr hin als rückständig zu gelten; denn die Erfahrung lehrt, daß die gründliche Vermittlung des handwerklichen Rüstzeugs

Digitized by Google

einem großen Mann stets das Wertvollste gewesen ist, weil er dadurch in die Lage versetzt wird, sich selbst am ehesten zu finden. Dazu kommen die Persönlichkeitswerte des Lehrers, der eben als Charakter und nicht als Lehrbuchersatz bleibende Einwirkung erzielt.

Kommen wir auf die Tatsache der unzureichenden Berücksichtigung des neuen Schaffens in den Konzertsälen zurück. Da stellt sich als Hemmnis eine Einrichtung heraus, die zum wirtschaftlichen Schutz der Schaffenden ins Leben gerufen wurde: die Stagma. Es ist für viele begeisterte Freunde lebender Musiker nicht möglich, zu den an sich schon hohen Veranstaltungskosten noch die nicht unbeträchtlichen Stagmagebühren zu tragen, und so beschränkt man sich notgedrungen auf „freie" Werke, d. h. auf solche, deren Komponisten bereits länger als 30 Jahre tot sind (neuerdings ist die Schutzfrist auf 50 Jahre erhöht worden, allerdings nicht mit rückwirkender Kraft). Wir wollen uns durchaus nicht gegen die Notwendigkeit der Stagmagebühren aussprechen, denn sie bilden die Voraussetzung für die Existenzsicherung der schöpferischen Menschen. Es wäre nur zu erwägen, ob in einer Form, die einen Mißbrauch ausschließt, wenigstens für die Werke reichsdeutscher Komponisten eine Ablösung dieser Summen durch den Staat oder die Berufsorganisation für wirtschaftlich schwache Konzertveranstalter geschaffen wird (für Ausländer würde dieses Verfahren schwierige und sicher zu zeitraubende Vorbereitungen zur Folge haben). Es kommt ja in erster Linie darauf an, daß der Verbreitung zeitgenössischer Musik — für die sich alle verantwortlichen Stellen mit großem Aufwand einsetzen — keine Hemmungen durch einen noch nicht ausreichend beachteten, aber ungemein wichtigen Umstand bereitet werden.

Die Berliner Staatsoper hat als Erstaufführung die „Zaubergeige" von Werner Egk herausgebracht. Das Werk ist in kurzer Zeit ein bemerkenswerter Erfolg geworden, d. h. die deutschen Bühnen interessieren sich in überraschendem Maße dafür. Wir lernten jetzt eine Umarbeitung kennen, die aus einem Märchenspiel mehr eine Moraloper macht. Nach allem was Egk bereits geschrieben hat, darf er als eine der großen Hoffnungen der deutschen Musik gelten; aber vorläufig sind noch manche Einschränkungen am Platz. Uns will scheinen, daß seine mit Dissonanzen gepfefferte Musik eine Richtung nimmt, die ihn über Augenblickserfolge schwerlich hinaus gelangen lassen wird. Das wird bestätigt durch das übertriebene Lob derjenigen Kreise, die stets das Angekränkelte dem Gesunden vorgezogen haben. Das Ziel Egks war die Schaffung einer Volksoper, und das ist hier nicht gelungen. Man wird an den Schwanda des Juden Weinberger erinnert, der mit seiner raffinierten Kopie einer Volksoper schon mehr auf Wirkung in die Breite abzielte. Egk ist dagegen ein eigenständiger Musiker, der sicher Werte schaffen kann, falls die Besinnung und Läuterung sich einstellt, die im Sinne der aus einer neuen Weltanschauung erwachsenen künstlerischen Forderungen erwartet werden darf. Als Schriftsteller hat sich Egk in dieser Richtung schon außerordentlich hellhörig erwiesen. Die gesunde volkstümliche Note wird in der „Zaubergeige" leider noch überdeckt von den Eierschalen einer unrühmlichen Zeit unserer Musik, die mit „Jonny spielt auf" und der „Dreigroschenoper" gekennzeichnet ist.

In der Staatsoper gab es mit dem Komponisten am Dirigentenpult, mit den phantasievollen Bühnenbildern Rochus Glieses und in der sauberen Regie Rudolf Hartmanns eine herrliche Aufführung. Aus dem Ensemble ragten hervor Jaro Prohaska als Kaspar und Erna Berger als Gretl. — Weniger befriedigte die Neueinstudierung von Verdis „Rigoletto", weil sich Josef Gielen als Gastregisseur und Leo Pasetti-München als Bühnenbildner in der Anlage des Werkes vergriffen hatten. Aus einer naiven italienischen Musikoper hatte man Shakespeare-Tragik machen wollen. Durch eine Stimmung, die eher zu „Macbeth" gepaßt hätte, beraubte man die Oper ihrer Schlagkraft. Trotzdem vermochten Maria Cebotari und Marcell Wittrisch in den Hauptrollen den Gesamteindruck zu retten, denn mehr als im äußeren Rahmen liegt der Schwerpunkt bei Verdi stets in den Singstimmen.

Der Genfer Dirigent Ernest Ansermet musizierte in einem der großen Philharmonischen Konzerte Mozart und Beethoven gut, Berlioz (die Liebesszene aus „Romeo und Julia") unübertrefflich. Der

Digitized by Google

jugoslawische Dirigent Lovro von Matačič überzeugte (ebenfalls in einem Konzert mit den Philharmonikern) als Musiker von Format. Er spielte Bruckner und vermittelte nachhaltige Eindrücke von der Musik seiner Landsleute Gotovac und Baranović, die prachtvolle Meister sind, weil sie ganz in ihrem heimatlichen Volkstum wurzeln. — In großer Zahl konzertierten Sänger. Erna Sack vermochte ihren Ruf nicht zu bestätigen. Die Koloraturen waren unrein und weder von der Stimme, noch von der Künstlerin als Persönlichkeit nahm man besondere Erinnerungen mit. Der Reiz liegt hier ausschließlich in der Schönheit der hohen Töne. Die Reklame stand in einem Mißverhältnis zur Leistung. Weshalb ist die Werbung auf dem Gebiet der Kunst eigentlich vogelfrei? Vorbildlichen Ziergesang hörte man bei Miliza Korjus. Die halsbrecherischsten Passagen wirken bei dieser Stimme niemals — wie sonst leider oft — peinlich, weil hier ein Gesangswunder seltener Vollkommenheit vorliegt.

Eine großartige Tat vollbringt mehr in der Stille der chilenische Pianist Claudio Arrau. Er spielt an 12 Abenden das gesamte Klavierwerk Johann Sebastian Bachs auswendig. Acht Abende sind vorüber, und jeder bedeutete ein wirkliches Erlebnis, denn Arrau beherrscht und durchdringt Bach und zwar den unverfälschten Bach ohne jegliche Zutaten. Die unerhörte Klaviertechnik, die musikalische Gestaltung und das Gedächtnis des Künstlers sind gleichermaßen rühmenswert. Diese Abende sind ein Höhepunkt des Konzertwinters. — Ein schönes Bekenntnis des Volkes zu einem seiner größten Geister bildet der bisherige Erfolg des alljährlichen Beethovenzyklus' des Philharmonischen Orchesters. Eine Folge hervorragender Dirigenten ist dafür gewonnen, und kürzlich ereignete es sich, daß Hunderte von Musikfreunden keine Karten mehr erhalten konnten. Selbst in der Pause standen die Unentwegten noch wie eine Mauer, weil sie auf den günstigen Zufall hofften, mit dessen Hilfe sie vielleicht doch noch Einlaß finden könnten. Weisbach, Sieben, Siegel sind einige der zugkräftigen Namen, die eine werkgerechte Ausdeutung Beethovens gewährleisten.

Die Zusammenhänge zwischen Musik und Rasse sind zwar in den großen Grundlinien klargestellt; aber die Erkenntnis läßt sich zum Nutzen der weiteren Entwicklung und für die Praxis nur schwer auswerten, solange die zahlreichen Einzelfragen nicht ausreichend geklärt sind. Einen wichtigen Beitrag dazu liefert das Märzheft der Monatsschrift „Die Musik" (Max Hesses Verlag), der einzigen Musikzeitschrift mit einer kompromißlosen kulturpolitischen Ausrichtung. In Aufsätzen berufener Mitarbeiter werden aktuelle Themen erörtert: Musik zwischen den Völkern und Rassen; Mendelssohn, Mahler und wir; Opernideale der Rassen und Völker u. a. Den unüberbrückbaren Gegensatz zweier Rassen in der Kunstauffassung veranschaulicht Rudolf Sonner in der Betrachtung „Kultur — Rasse — Musik" in der Gegenüberstellung einer Äußerung des Juden Arnold Schönberg und einer Formulierung Alfred Rosenbergs.

Schönberg sagt in seiner Harmonielehre in seiner talmudischen Art:

„Wenn man verstanden hat, sucht man die Gründe, findet die Ordnung, sieht die Klarheit. Sie ist zufällig da, nicht gesetzesmäßig, nicht notwendigerweise. Und was wir als ihre Gesetze erkennen wollen, mögen vielleicht nur Gesetze sein, nach denen wir erkennen, ohne darum Gesetze zu sein, die das Kunstwerk erfüllen mußte. Daß wir sie im Kunstwerk zu sehen glauben, kann ähnlich dem sein, daß wir uns im Spiegel zu sehen meinen, obwohl wir doch nicht drin sind. Das Kunstwerk vermag das zu spiegeln, was man hineinsieht."

Dagegen eine Formulierung Alfred Rosenbergs:

„Die Musik — mit ihr jede andere Kunst — ist eine Umdeutung der „Welt", eine Aneignung, eine Darstellung der Seele in der stillsten Stille eines Fra Angelico und Raabe bis zur Wildheit eines Michelangelo und Beethoven. Der Künstler geht von innen nach außen, der Empfänger von außen — vom geschaffenen Werk — nach innen, um zum Erlebnis zu gelangen, das den Künstler bei der Urschöpfung des Werkes erfüllte. Das ist der einzige echte Kreislauf des „ästhetischen Gefühls", und des Kunstwerks höchste Aufgabe ist, die formende Tatkraft unserer Seele zu steigern,

Digitized by Google

ihre Freiheit der Welt gegenüber zu festigen, ja, diese zu überwinden."

In einem soeben erschienenen musikerzieherischen Werk, das jetzt schon weite Verbreitung gefunden hat, lesen wir die folgenden Sätze:

„Nichts ist falscher als anzunehmen, man höre den musikalischen Ton oder den musikalischen Sinnzusammenhang einer Melodie oder einer Harmonie mit dem Ohre ... Der Ton als akustische Erscheinung hat, wie wir aus der Physik wissen, die Luft nötig, um in der sinnlichen Welt als dem entsprechenden Bereich vernehmbar zu werden. Was wir dann aber am Ton als Musikalisches erleben, hat mit diesem Vorgang nichts mehr zu tun.

Der physische Schall berührt nur das physische Sinnesorgan des Ohrs. ... In diesem Sinne muß das Ohr wirken wie ein großer Filter, der das, was physisch ist am Tone, auffaugt und absondert und ihn also gereinigt zurückwirft in das geistig-seelische Wesen des Menschen.

Nicht — so könnte man in einer gewissen Zuspitzung sagen — der Ton oder die Töne, nicht das, was sinnlich erklingt, ist die Welt des Musikalischen, sondern das, was nicht erklingt, was zwischen den Tönen webt. Ein einziges Phänomen in der Musik gibt es, das uns hier den Weg weist: die Pause."

Was uns hier entgegentritt, das ist Begriffsscholastik, wie sie in der Musikwissenschaft der Halbjude Ernst Kurth vor einiger Zeit auf den Schild gehoben hat. Es ist das verhängnisvolle „Substanzdenken" in der Musik (wie es Heinrich Schole genannt hat), die Verdinglichung psychischer Vorgänge, die uns in der Erkenntnis keinen Schritt weiter bringt, sondern die für einen an sich vielleicht unerklärbaren Vorgang verworrene Begriffe setzt, die Erkenntnis vortäuschen. Es liegt grundsätzlich auf derselben Linie, ob das Mittelalter den Menschenleib als sündig erklärt und alle Freuden des Daseins mit dem Makel der Sündhaftigkeit behängt oder ob man einen einfachen Vorgang, wie den des Hörens (den man jederzeit an sich nachprüfen und beobachten kann), mit einer billigen Pseudometaphysik zu umkleiden, um das Hören selbst als etwas geringwertiges (weil materiell gebundenes) abzustempeln. Die Wahrnehmungspsychologie lehrt, daß wir grundsätzlich nur auf dem Weg über unsere Sinneswerkzeuge mit der Umwelt in Verbindung kommen, gleichgültig ob es sich um Hören, Fühlen, Sehen handelt. Die Verarbeitung der Eindrücke ist an bestimmte Funktionen des Gehirns und des Nervensystems gebunden. Aus diesem Grunde allein wird allerdings normalerweise niemand den Schluß ziehen, daß die Welt des Musikalischen eigentlich das sei, was nicht erklingt und vor allen Dingen nicht etwas, das zwischen den Tönen liegt. Zur mittelalterlichen Diffamierung der Erscheinungswelt schlechthin ist es von diesem Ausgangspunkt nicht weit, ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Fragwürdigkeit der angeführten Formulierungen. Es geht „nur" um einen Prinzipienstreit der Wissenschaft. Die Denkart, aus der solche „Lehrsätze" entspringen, ist noch völlig von der Macht des Mittelalters überschattet, und um die Überwindung des Mittelalters geht schließlich heute unser Kampf.

Dr. H. Gerigk.

Ecke der Schriftleitung

In Anbetracht der zahlreichen Wahlkundgebungen für Ehre, Freiheit und Gleichberechtigung des deutschen Volkes, die den vollen Einsatz der nationalsozialistischen Bewegung erfordern, erübrigt sich in dieser Folge der Monatsbericht „Aus der Bewegung". — Zu den Bildern von Franz Eichhorst verweisen wir auf die Ausführungen von W. Hartmann im Märzheft. — Der Aufsatz von Georg Albert über den Jesuitenorden wird im Maiheft mit dem 2. Teil zum Abschluß gebracht.

Digitized by Google

Das Buch

Gregor Heinrich:

Vom Dreißigjährigen . . . !

Es gibt wohl kaum eine Landschaft Deutschlands, die nicht von Verheerung und Blutsnot durch jenen unseligen Krieg betroffen wurde, den wir den Dreißigjährigen nennen. Gustav Frenssen hat ihn sogar in den Folgen für seine holsteinische Heimat als Hundertjährigen bezeichnet. In seiner „Chronik von Barlete" lesen wir, wie die Landschaft seit 66 Jahren in guten Zuständen war, bis eines Tages die Kaiserlichen unter Wallenstein einbrachen: war sie bisher reich, glücklich, ja übermütig, so wurde sie binnen einem halben Jahre arm, verschuldet und verschmutzt. Was der Krieg in Mecklenburg, einem Haupt-Durchzugslande fremder Völker, angerichtet hat, das erschließt Emil Hinrichs in seinem Büchlein „Wir Niedersachsen", da er die rassische Herabwürdigung der germanischen Bauernschicht auf die Hörigkeitsstufe der Wenden als Folge des Dreißigjährigen darstellt. Blutopfer und Untergang der Bauernhöfe — in solchen Zeichen stand das niederdeutsche Mecklenburg, so auch war es im Schwarzwald, in Mainfranken, Schlesien, bis Böhmen. Darum können wir wohl mit Hinrichs sagen, daß jener Krieg das fürchterlichste Verhängnis war, das je das deutsche Volk heimgesucht hat. Die Bevölkerung kam von zwölf auf fünf Millionen Köpfe herunter.

Welche schweren Erinnerungen binden jeden Deutschen an jene schauderhafte Zeit! Gibt es wo verrufene Stätten, Geschichten von Greueltaten, und Gespenstern, so hängen sie allemal mit dem Dreißigjährigen zusammen. Fast jede norddeutsche Familien-Überlieferung hat in jener Zeit ihren Bruch; daran liegt es, daß die Volks-Erinnerung meist nicht über ihn hinaus reicht. Volks-Dämmerung war, Bauernsterben, Wolfszeit... Sollte man da nicht meinen, daß Deutschland eine mächtige Literatur aus jener Zeit haben müßte! Erfüllt von den Leiden, den Schrecknissen und auch dem Opfersinn der ungezählten Namenlosen, die heroisch durch jene Wolfszeit mußten, und die als unsere Ahnen, körperlich, blut- und seelenhaft die Brücke bilden zur Vergangenheit! — Was wissen wir von ihnen? Wie weit zu ihnen reicht unser Einfühlungs- und Ahnungsvermögen? Welcher unserer Dichter hat jener Zeit das unvergängliche Denkmal gesetzt? Wo lesen wir die Runen, die den gewaltigen Schrecken so aufbewahrten, wie die Nibelungenstrophen? Wo ist die Saga, die wie etwa das Beowulflied die Schrecken der altgermanischen Nordsee aufbewahrt?

Der Schlesier Andreas Gryphius hat in 6-füßigen Versen Verhängnis und Grauen der Wolfszeit gehämmert; diese Verse erinnern an die Geschichte von dem Bach, der bei Jauernig zwischen zwei Bergen fließt, und dessen Wasser rot war vom Blut eines erschlagenen Schwedenheeres:

Wir sind nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar, die rasende Posaun',
das von Blut fette Schwert, die donnernde Kartaun
hat allen Schweiß und Fließ und Vorrat aufgezehret . . .
Hier durch die Schanz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.
Dreimal sind schon sechs Jahr, als unsrer Ströme Flut
von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.
Doch schweig ich noch von dem, was ärger als der Tod,
was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnot,
daß auch der Seelenschatz so vielen abgezwungen . . .

Was aber danach kam, das waren die Gesänge von Buße und Reue, die der andere Schlesier sang, Johann Christian Günther; im selben reinen Wohlklang deutscher Sprache wie Gryphius, doch nicht mehr Posaune, sondern Laute:

. . . in was für Zeiten
gerät nicht unser Lebenslauf?
Der Jammer wacht auf allen Seiten.
Ach! Deutschland, tu die Augen auf.
Die Laster werden Ruhm und Mode . . ."

Zwischen Gryphius und Günther liegt, was am schlimmsten war in Deutsch-

Digitized by Google

land: sein Unglück und seine Niedrigkeit durch den Dreißigjährigen.

Das große deutsche Erzählungswerk von einem Zeitgenossen jener Wolfszeit, und zugleich einer der ersten Romane, ist der „Abenteuerliche Simplizissimus" des Christoffel von Grimmelshausen: ein treuer Spiegel der Sitten und der Kriegsführung jener Tage. Den Nachkommen der Bauern, die vor hundert Jahren den großen Bauernkrieg geführt hatten, wird übel mitgespielt, widerstandslos sind sie jedem vorbeiziehenden Trupp ausgeliefert, sind jedermanns Eigentum mit ihrer ganzen Habe. Die Abenteuer und Fahrten des Abenteurers sind uns heute gleichgültig, was davon bleibt, hat Max Klinger in seinen schönen Radierungen vom einfältigen Findling Simplizius dargestellt. Die plumpen Späße mit den Bauern erscheinen uns wie durch eine Wolke von Blutdunst und Irrsinn, grausig, wie die armen Bauern allen verhaßt waren und zum Untergang verdammt.

Der „Simplizissimus" ist das einzige überragende Werk geblieben, aber es hat uns nicht die Saga des Dreißigjährigen gebracht. Die tieferen Zugangsquellen zu jener Zeit sind wohl auch verschüttet, und die Spuren mögen schrecken: wer auch wühlt gern in Schutt und Trümmern! Hin und wieder haben Erzähler der folgenden Jahrhunderte Abenteurer und Kriegsschrecken des Dreißigjährigen zum Anlaß phantastischer Geschichten genommen. So der schöne, doch verschollene Roman des Engländers Thomas de Quincey „Klosterheim". Der Deutschböhme Adalbert Stifter hat in der schwermütigen Geschichte „Hochwald" von den Bergen der bayrisch-böhmischen Grenze ein Stück vom Bruderzwist des Dreißigjährigen geschaffen. Er schließt mit der Hoffnung, daß kein Unterschied mehr sein möge zwischen Schwedisch und Deutsch, und daß diese mit den Nordlandsbrüdern Kinder desselben germanischen Namens seien.

Wohl haben einzelne große Gestalten jenes Krieges unsere historischen Erzähler immer wieder bewegt, so insbesondere Gustav Adolf und Wallenstein, in welchen beiden wohl am unerbittlichsten die Spannung des riesigen Religionskrieges ausgeschwungen hat. Aber ein Saga-Werk, wie es Hermann Graedner in seinem „Utz Urbach" für den Bauernkrieg schuf, hat Deutschland für den Dreißigjährigen nicht aufzuweisen. Wir haben von Ludwig Finckh („Stern und Schicksal") ein schönes schlichtes Volksbuch über Johannes Keppler, den klugen Errechner der Harmonie der Himmelskörper. Dessen Lebenswerk entstand zur selben Zeit, da das protestantische Deutschland gegen das habsburgische in Waffen antrat. Schrecknisse jenes Krieges sind von vielen deutschen Erzählern berichtet: so Peter Dörfler in seinen „Erwachten Steinen", Lulu von Strauß-Torney in ihrer Geschichte vom Hof am Brink, da Kaiserliche mit Mordbrand ein Dorf in den Weserbergen vernichten.

Hans Watzlik aber hat es versucht, in einem Roman die Not, die Leiden und Taten eines deutschstämmigen Dorfes droben in den schluchtenreichen breiten Bergwäldern der deutsch-böhmischen Grenze zusammen zu fassen. Da ist Mordbrand und Raub, eine Wildnisfestung wird durch Wallonen verteidigt gegen Mansfeldische. Und von da ab geht es noch 28 Jahre lang über das armselige Dornloh nieder mit Pest, Hunger und immer neuem Kriegsgesindel. Mitten im Buch treffen wir auf das Wort: „Der schwedische König und der Wallenstein, das waren Wesen, aus Aar und Leu und Mensch gemischt" ... Und dann hatte der Schwede verspielt, sein König war durch Irrschuß hingestreckt, und Wallenstein, der Zauberer, behauptete das Feld. Es ist Bauernnot, die Watzlik in den beiden Büchern vom „Pfarrer von Dornloh" und „Aus wilder Wurzel" heimatinnig und besinnlich zur Anschauung gebracht hat — aber es ist keine Saga daraus geworden. Mannhaftigkeit scheint nur im Dulden und Ertragen bestanden zu haben. Es fehlt am Aufstand und Aufbruch. Nirgends eine Flamme, die aus Jammer, Erschlaffung und Erniedrigung losbricht!

Unsere norddeutschen Erzähler scheinen dies Grundgebrechen alles Erzählens und Fabelns vom Dreißigjährigen empfunden zu haben. Darum hat sich eine ganze Generation begeistert an der Geschichte von den Wehrwölfen, Bauern der Lüneburger Heide, die sich wehrhaft gegen das Gesindel des Dreißigjährigen zusammengeschlossen hatten: Hermann Löns war es, der mit diesem Werk die Wende brachte, und dem Ingrimm Ausdruck verlieh, der

Digitized by Google

jeden packen muß, wenn er jene unglaubliche Schinderei deutschen Bauernvolks durch landfremde Kriegsvölker kennen lernt. Löns hat im „Wehrwolf" eine Anschauung davon gegeben, wie Grimmelshausen. Auch Friedrich Griese, der Mecklenburger, in seiner tragischen Geschichte von der „Letzten Garbe" schildert, wie die Empörung in einem kleinen Bauern aufbricht, dem eine Soldatenhorde alles genommen hat, und er mit der letzten Garbe seines Feldes den eigenen Hof in Brand steckt. In der Folge-Erzählung von den „Pflügern" hat Griese dann den einsamen Menschen geschildert, der scheu am Waldrande heran schleicht; er weiß es nicht, daß das wüste Land vor ihm einstmals seine Heimat war, und erst im Gesichte ahnt er es: die toten Bauern der wilden 30 Jahre stehen aus dem Boden auf, sie schirren ihre Pferde paarweise an, und ziehen mit den Pflügen übers Feld. Nach der Wolfszeit will die neue Pflugzeit beginnen, sie halten es nicht mehr aus, die Pflüge, der Mensch soll sie wieder anpacken. So hat Heinrich Luhmann in einem Roman von den Witthoefts an den Hängen der Haar die Geschichte von dem Ahn hinein gestellt, wie an den Anfang neuer Geschlechter: aus dem Dreißigjährigen heimkehrend sah der Ahn einen Pflug im Acker verlassen stehen. Er nimmt die verrostete Pflugschar ab, birgt sie im Wams und bringt sie heim zum Hof der Väter, der auch wüst und in Asche lag. „Der Pflug im Acker" heißt dieser Roman.

Wilde und schreckliche Geschichten kennen wir aus dem Dreißigjährigen. Wilhelm Meinold erzählte in seinem Volksbuch von der „Bernsteinhexe" die Geschichte eines tapferen Mädchens zur Zeit des Durchzuges Gustav Adolfs durch Pommern, sie entrann noch glücklich dem Herenbrand. Paul Ernst schilderte das erste scheue Aufbrechen neuen Lebens- und Schaffenswillens im ausgeplünderten Bauernvolk des Oberharzes, wie es, noch gefoltert in tiefster Seele von gräßlichen Erinnerungen an das Mordgesindel durch 30 Jahre, sich in den zerstörten Wohnstätten einrichtet. Da ereignet sich der schreckliche Mordbrand durch entlaufene Soldaten, danach die Geschichte heißt „Der Schatz im Morgenbrotstal".

Das einzige Werk nun, von dem gerühmt werden kann, daß es auf gut Niedersächsisch wohl das beste Erzählungsbuch vom Dreißigjährigen ist, im Klang und Schwung Graedeners „Utz Urbach" ebenbürtig: das ist des Ostfriesen Moritz Jahn Geschichte von der „Frangula, oder die himmlischen Weiber im Wald". „Derb, kantig, eindeutig", so sagt Börries von Münchhausen, stehen die Worte da; die Sätze treten auf Holzschuhen durch Schiet und Dreck, man hört auch den Knüppel dazwischen, der totschlägt, was wegen seiner Weichlichkeit kein Lebensrecht hat. Leider ist das schicksalsschwere, dabei verhalten humorvolle Büchlein fast unbekannt geblieben. Es verdiente, daß es einen Graphiker fände, wie der Simplizissimus den Max Klinger.

Man muß immerhin bedenken, wie wenig das wüste Trümmerfeld seelisch durchackert worden ist, in das der Krieg altdeutsche Volkskultur verwandelt hatte. Wir lehnen heute Bücher des Zwischenreiches ab, wie etwa das Schauspiel Gerhart Hauptmanns von der „Schwarzen Maske", da mit Phantastik und Fratzenhaftigkeit das Abenteuer bestritten wird. Dagegen zeigt der volkhaft große Realismus eines Graedener, Moritz Jahn oder Paul Ernst den Weg künftiger Gestaltung des Dreißigjährigen in der Dichtung.

Wir haben noch an zwei größeren Romanen, die neu erschienen sind, die Schwierigkeiten aufzuweisen, die sich ergeben, wenn bei allem guten Willen die künstlerischen Kräfte und Mittel nicht zureichend sind. Es war leicht bisher, den Dreißigjährigen als Abenteuer zu nehmen, aber heute verlangen wir, rückblickend vom Weltkrieg aus, daß er in seiner ganzen Furchtbarkeit und als Wende deutscher Geschicke, als Schicksalsmacht selber begriffen wird. Nun hat Friedrich Carl Butz in seinem Roman aus Hessen-Nassau „Ein Dorf wacht auf" wohl ein sehr genaues, historisch treues Bild der ganzen sozialen und Regierungs-Verhältnisse im Lande nach dem Friedensakt von 1650 gegeben. Aber mitten hinein in die eigentümlich düsteren Begebnisse des langsam zum neuen Werk erwachenden Dorfes geraten zwei landfremde Weiber, um die es nun reichlich sentimental herzugehen beginnt. Es ist schade drum, daß der Autor seine Aufgabe nicht erkannt hat, nämlich streng die Entwicklungslinie des Dorfes zu zeichnen. Man bedenke, aus welch' abgrundtiefer

Digitized by Google

Verwilderung das Dorf heraus muß. Man bedenke auch die Rauheit und Strenge der Sitten. Wie ganz anders paßt es in die Zeit, wenn Watzlik z. B. in dem wilden Dorf Dornloh ein Wettrennen der vorhandenen Weiblichkeit um den einzig ledigen Mann schildert. Besonders kitschig aber wirkt es, wenn die landfremde schwedische Dame, die Butz so filmgerecht in das arme erwachende Dorf hinein versetzt, nicht nur dem Hexenwahn in die Klauen gerät, sondern auch unter so gefühlvollen Umständen durch bäuerliche Schmiergelder wieder aus ihnen losgekauft wird. Wir bedauern das mißlungene Werk besonders deshalb, weil es so schien, als würde in ihm zum erstenmal die Leibeigenschaft deutscher Bauern an jener Zeitenwende der heutigen Anschauung gemäß entrollt. Leider ist daraus eine unzeitgemäße Liebesgeschichte gemacht worden.

Ein Buch von anders weit ausgreifendem Anspruch ist der Frauenroman von den „Möllern auf Möllenbeck", den Lene Bertelsmann verfaßt hat. Der Roman steht unter dem Zeichen, daß in ihm „Wittekinds-Naturen" geschildert werden. Die Möllerin Magdalene ist tüchtig vor anderen Frauen, und sie hält Wacht über Hof und Sippe: starr, unbeugsam, bis beides durch den Dreißigjährigen hin gerettet ist. Man muß sich das klar machen: ein alter Mühlenhof wird durch die rauheste Zeit Deutschlands durchgehalten von einer wehrhaften Frau! Es geht um Blut und Boden! Doch seltsam, wie die Horizonte sich verschieben: Empfindungen und Gespräche werden geschildert im Buch, die dem Horizont deutschen Schicksals nach dem Weltkrieg angehören. Jungens reden, als wäre es nicht anno 1620, sondern 1920! Die Möllerin hat einen Sohn, der abenteuert in Frauenliebe; dabei ist er Beamten-Anwärter und reitet, wie etwa der Kornett in jener Geschichte von Rainer Maria Rilke. Immer wieder wird dabei das Wittekindhafte der Familie betont wie ein heimliches Königtum. So bleibt denn alles im Werke statuarisch und schemenhaft, wie aus einer gewissen Belesenheit und Bildung heraus beschrieben und nicht aus der urwüchsigen Volkskraft gestaltet. Gewisse Auftritte des Werkes, da wo die Mütterlichkeit durchbricht, sind groß in der Absicht. Doch es fehlt an der Kunst der Sprache, die eigentümlich jener Zeit nachgebildet werden müßte. Es fehlt am Sagastil. Es ist schade, daß unsere Erzähler so wenig an ihren Büchern arbeiten. Gerade an den mißlungenen aber erkennen wir, welche riesigen Aufgaben der Dreißigjährige an die künftigen Schaffenden stellt, wenn sie es wagen sollten, aus seinen Schatzkammern zu schöpfen. Darum sei der Wille der Bertelsmann wohl geehrt, weil er vorwärts weist!

Gustav Frenssen: Chronik von Barlete; G. Grote Verlag, Berlin — Emil Hinrichs: Wir Niedersachsen; Edwin Runge Verlag, Bln.-Tempelhof — Christoffel v. Grimmelshausen: Abenteuerlicher Simplizissimus; Insel-Verlag, Leipzig — Adalbert Stifter: Studien; Insel-Verlag, Leipzig — Hermann Graedener: Utz Urbach; E. Diederichs Verlag, Jena — Ludwig Finckh: Stern und Schicksal (J. Keplers Lebensroman); Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart — Lulu von Strauß-Torney: Der Hof am Brink; E. Diederichs Verlag, Jena — Hermann Löns: Der Wehrwolf; E. Diederichs Verlag, Jena — Friedrich Griese: Letzte Garbe; Langen-Müller Verlag, München — Hans Watzlik: Der Pfarrer von Dornloh; L. Staackmann Verlag, Leipzig — Hans Watzlik: Aus wilder Wurzel; L. Staackmann Verlag, Leipzig — Wilhelm Meinold: Die Bernsteinhexe; Insel-Verlag, Leipzig — Heinrich Luhmann: Der Pflug im Acker; L. Staackmann Verlag, Leipzig — Paul Ernst: Der Schatz im Morgenbrotstal; Langen-Müller Verlag, München — Moritz Jahn: Frangula oder die himmlischen Weiber im Wald; Reklam's Universalbibliothek, Leipzig — Friedrich Carl Butz: Ein Dorf wacht auf; Verlag Quelle & Meyer, Leipzig — Lene Bertelsmann: Die Möller von Möllenbeck; Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh — Schmidt-Dreyhaus-Ziegfeld: Volk und Boden (Deutsche Geschichte bis zum Westfälischen Frieden); Verlag G. Westermann, Braunschweig. 1936.

Rasse und Seele

Bruno Petermann, Privatdozent für Psychologie an der Universität Kiel: **„Das Problem der Rassenseele".** 230 Seiten, 80 Abbildungen. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1935.

Digitized by Google

Das vorliegende Buch Petermanns stellt sich die wichtige und zeitgemäße Aufgabe, all das, was Rassenkunde, Erblichkeitslehre, menschliche Seelenforschung und Psychologie bisher an wichtigen Ergebnissen über die Vererbung geistiger und seelischer Anlagen erbracht haben, als Grundlage und Ansatz für eine sorgfältige und gründliche Rassenseelenkunde zusammenzufassen und, wenn möglich, zu einem einheitlichen Bild und Ergebnis zu vereinigen. Man kann mit gutem Gewissen sagen, daß Petermann das in hervorragender Weise gelungen ist. Sein Buch stellt den zur Zeit wohl einzigen brauchbaren, kritischen und einer nationalsozialistischen, wissenschaftlichen Haltung entsprechenden Führer (Leitfaden) durch die junge, aber politisch und kulturell unendlich wichtige Wissenschaft der Rassenseelenkunde dar.

Ausgehend von einem kurzen Überblick über den modernen Stand der Rassenkunde und Rassengeschichte, schält er kritisch das heraus, was die Rassenkunde Günthers, die biologische Kulturlehre von Gobineau und Chamberlain bis zu Rosenberg, die Testmethoden der Amerikaner und die rassenkundliche Ausdruckslehre Ludwig Ferdinand Clauß' an Ansätzen zu weiterer Arbeit ergeben haben. Im zweiten Teil geht er ebenso kritisch die Wege durch, die uns die exakte Erblichkeitslehre (Mendelismus) an wissenschaftlichen Grundlagen bietet, um anschließend die bisherigen tatsächlichen Ergebnisse der erbbiologischen Familienkunde und ihrer Durchforschung bestimmter ererbter Begabungen durchzugehen. Endlich wird auch die Methode der Zwillingsforschung, die jüngere psychologische Typenlehre bis zu den wichtigen Arbeitsvorschlägen Pfahlers (Grundfunktionen) durchgesprochen. Die beiden letzten Seiten zeigen dem Leser mit ungeheurer Deutlichkeit und Eindringlichkeit, wie aus dem erst mannigfaltigen Bild der Einzelergebnisse und Einzelmethoden und der getrennten Arbeit verschiedener Nachbarwissenschaften deutliche, wissenschaftlicher Kritik standhaltende Grundpfeiler einer exakten Rassenseelenlehre herauswachsen. Mit stolzer Freude erfüllt es einen, wenn durch diese peinlichst gewissenhafte und kritische Arbeit eines Fachpsychologen die Instinktsicherheit der rassenseelischen Skizzierung Hans F. K. Günthers anerkennend bestätigt wird. Das Buch Petermanns dürfte für die wissenschaftliche Untermauerung und Verständlichmachung des biologisch-rassenpolitischen Geschichts- und Kulturbildes des Nationalsozialismus auch außenpolitisch von großer Bedeutung sein. In seiner jedem Gebildeten verständlichen, fast fremdwortfreien Sprache und seinem vorbildlich klaren, logischen Aufbau ragt Petermanns Buch weit über alle ähnlichen Versuche jüngster Zeit heraus. Es bedeutet den ersten wirklich umfassenden Einbruch biologisch-nationalsozialistischen Denkens in die liberale, individualistische Psychologie der Systemwissenschaft. Seine Durchdrungenheit von dem weltanschaulichen Gesamtkampfe, den unser Volk wissenschaftlich, politisch und wirtschaftlich führt, zeigt wohl am besten das folgende Zitat: (S. 22)

„Es ist eine kopernikanische Wendung, die in diesem neuen Geschichtsbild sich auf dem Felde der historischen Betrachtung vollzieht, eine Wendung, die gekennzeichnet ist dadurch, daß man zum ersten Male voll und bewußt den Geschichtsprozeß bezieht auf die Menschen als seine konkreten blutsbestimmten Träger, anstatt eine Geschichte der Institutionen, der Traditionen, der als abstrakte geistige Wesensheiten rein in sich gefaßten „Kulturen" zu schreiben."

Egon Frhr. v. Eickstedt, Professor der Rassenkunde und Völkerkunde an der Universität Breslau: **„Grundlagen der Rassenpsychologie"**. 100 Seiten. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart.

Die Schrift v. Eickstedts hat sich wohl gleiche Ziele gesteckt wie das oben besprochene Buch Petermanns. Doch kann sie im Gegensatz zu diesem als keinesfalls geglückt angesehen werden, indem sie keineswegs das hält, was der Titel verspricht. Es sind keine „Grundlagen", die hier geboten werden, sondern nicht viel mehr als kommentierte Anmerkungen eines Zeitschriften- und Büchernachweises von 446 Autoren. All das ist ohne große Auswahl und ohne überzeugendes System auf 100 Seiten zusammengedrängt und in einem durch die zum Teil überflüssigsten Fremdwörter schwer leserlichen Stil abgefaßt. Dazu sind die angezogenen Zitate, oft sonderbarer Haltung, manchmal so gebracht, daß man nicht weiß, ob sie der Verfasser zustim-

Digitized by Google

mend, ablehnend oder „an sich" zitiert, z. B. „Nur in Romanen haben die Menschen einen beständigen Charakter (Le Bon)." Wir hoffen, daß Herr v. Eickstedt dieses Bonmot für Charakterlosigkeit nicht als von ihm geteilte Ansicht zitiert. Oder Zitat S. 85: „Man zerstöre alle Bücher und Reproduktionsmöglichkeiten — und die europäische Menschheit wäre nach einigen Generationen ein Haufe in magischer Furcht zitternder ‚Wilder', umweltverstrickt und umwelterfüllt, wirklichkeitsgebunden, aber nie wirklichkeitssicher." Hier weiß man überhaupt nicht, ob Eickstedt sich selbst oder jemand anders zitiert oder interpretiert. Jedenfalls ist dieses Zitat unwidersprochen aus der Feder eines Rassenkundlers, der sich auf dem Gebiet der Rassenseelenkunde für zuständig erklärt, nicht gerade vertrauenerweckend in Richtung eines überzeugten kulturbiologischen Denkens. Aber vielleicht denkt Herr v. Eickstedt mit größter Sorge daran, was von seinen „Grundlagen der Rassenpsychologie" übrig bliebe, wenn man die Schriften der 446 angezogenen Autoren zerstörte: Herr v. Eickstedt — „umweltverstrickt und umwelterfüllt, wirklichkeitsgebunden, aber nie wirklichkeitssicher"? Und zwar auf Grund seines eigenen Zitates, denn er rechnet sich wohl mit zur „europäischen Menschheit".

Eickstedts „Grundlagen" sind danach keineswegs zu empfehlen, zumal, wenn man nach Durcharbeiten derselben nur den Eindruck großer Belesenheit Eickstedts und eines chaotischen Durcheinanders in dem Angebot psychologischer Schriften aus Vergangenheit und Gegenwart mitnimmt, zu denen durch die jüngste Schrift Eickstedts, *ohne zu einer nennenswerten Klärung beizutragen*, ein weiteres Stück hinzugekommen ist.

Johannes Schottky, Abteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers, in Verbindung mit Bürger-Prinz, Leipzig, Graf-Dortmund, Hefter-Berlin, Kloß-Freiburg, Panse-Berlin und Stumpfl-München: **„Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre".** 146 Seiten. Verlag B. G Teubner, Leipzig und Berlin 1936.

In sieben lose aneinander gefügten Aufsätzen wird in Form flüssiger und leicht verständlicher wissenschaftlicher Skizzen die Bedeutung und Reichweite der Erblichkeit für Charakterbildung, Begabung, Seelenforschung und Volksstruktur umrissen. Das Verbindende dabei bildet die von allen Autoren betonte Verpflichtung gegenüber dem Erbe *Galtons* auf erbbiologisch-rassenhygienischem und dem Lebenswerk *Klages'* auf psychologischem Gebiet. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von *Hefter* über das „Lebenswerk Galtons", dessen bewundernswert richtiger Blick für biologisch fruchtbare Arbeitsansätze unserem seine Pläne als erstes verwirklichenden Volk weit mehr als bisher nahegebracht zu werden verdient. Der Aufsatz von *Kloos* „Begabung und Vererbung" bringt dem Leser erfreulich viel einzelnes Beispiel- und Tatsachenmaterial, während *Grafs* Abhandlung über „Experimentelle Psychologie und Erblehre" einen für den Nichtpsychologen wertvollen Überblick über die für das Rassen- und Vererbungsproblem wichtigsten Systeme der modernen Seelenforschung (Psychologie) gibt.

Im ganzen erfüllt das Buch als handliche Stoffquelle für rassen- und erbpolitische Vorträge und den gebildeten Laien seinen Zweck. Eine sorgsame Durchsicht auf zur Zeit hier und da vorhandene Überschneidungen der einzelnen Teilaufsätze durch den Herausgeber würde die Straffheit und Durchschlagskraft des Buches wesentlich vermehren.

Ludwig Ferdinand Clauß: **„Rasse und Charakter"** I. Teil. 109 Seiten, 55 Bilder. Verlag Diesterweg, Frankfurt/Main. 1936.

Der bekannte Verfasser von „Rasse und Seele" und Begründer einer vergleichenden rassenseelenkundlichen Ausdrucksforschung faßt hier eine Reihe zum Teil schon in der Zeitschrift „Rasse" veröffentlichter Aufsätze zu einer Sammlung in Buchform zusammen. So würde das Buch seinem Inhalt entsprechender „rassenkundliche Charakterskizzen" oder ähnlich heißen.

Clauß versteht hier offenbar unter „Charakter" die Ausformung des *einzelnen* Menschen durch das Wechselspiel von Umwelt und Erbwelt innerhalb der Rasse, der er stilmäßig zugehört. Den, der die übrigen Bücher von Clauß kennt, werden auch diese Skizzen fesseln und zu laienhaftem oder auch wissenschaftlichem

Digitized by Google

Weiterstudium anregen. Dennoch wird auch er in dieser Schrift von Clauß einen gewissen Drang zu biologischem, lebensgesetzlichem und folgerichtigem zu Ende-Denken und Klären der durch seine verschiedenen Beobachtungen umrissenen und aufgezeigten Probleme vermissen.

Eine moderne „Rassenseelenkunde" muß sich über die Erblichkeit und Ererbtheit der von ihr als wesentlich angesprochenen Züge irgendwie äußern und Gedanken machen, sonst fehlt ihr eine für alles, was sich mit Recht als „rassenkundlich" ausgeben kann, wesentliche Voraussetzung. Denn Rasse und Erbmasse sind ebenso unzertrennlich wie Leib und Seele. Ein „Rassen"begriff, der nicht mit den Grundgesetzen der Erblichkeit im Zusammenhang steht, zerfällt mit der gleichen Notwendigkeit, wie eine Seele vergeht, die keinen Leib mehr findet, und ein Leib tot ist, dem die Seele entwich. Wir vermissen bei Clauß neuester Schrift eine Verantwortung dem naturgesetzlich und biologisch Bündigen gegenüber. Und wenn er fordert, daß einer, der sich mit einer Rassen„seelen"lehre befaßt, erst der Eigengesetzlichkeit der Seele nachgegangen sein muß, so fordern wir mit mindestens gleichem Recht, daß, wer über „Rassen"seele schreibt und arbeitet, endlich einmal sowohl sich selbst als auch seinen Lesern gegenüber Rechenschaft darüber abgibt, wie sich das Behauptete mit den Grundtatsachen und Gesetzen aller Rassen- und Erbbiologie deckt. Clauß hat in diesem neuesten Buch wohl zum erstenmal neben dem „Gezüge" eines nordischen Knaben auch das „Gezüge" von dessen beiden Eltern abgebildet und damit andeutungsweise zum erstenmal die entscheidende Tatsache gestreift, daß jeder Mensch die Hälfte seiner Erbmasse und damit auch die Hälfte seines ererbten und damit rassischen Stils von je einem seiner Eltern ererbt. Wir hoffen, daß Clauß dadurch endlich den Weg dazu findet, seine intuitiv gewonnenen, gewiß gehaltvollen Überlegungen und Thesen familien- und erbkundlich zu sichern und zu bestätigen. Der durch und durch sachlichen, gründlichen und wohlwollenden Kritik Petermanns in seiner oben besprochenen Schrift wird es hoffentlich gelingen, das ihre zu einem Hinlenken von Clauß auf dieses für ihn und seine Forschung entscheidende Gebiet beizutragen. Gerade weil uns so vieles grundsätzlich Richtige auch in der neuesten Schrift von Clauß anspricht, wünschen wir seiner Arbeit die für ihre bleibende Anerkennung und Wirksamkeit so nötige Durchsicht, Stichhaltigkeit und Gründlichkeit in biologischer und logischer Hinsicht.

L. Stengel-v. Rutkowski.

Rasse und Recht

„Nach den Erfahrungen der Geschichte und den Lehren der Bevölkerungswissenschaft hängt der Bestand eines Volkes wesentlich davon ab, ob sein Blut rein und gesund erhalten wird". Mit diesen Worten stellte Reichsinnenminister Dr. Frick fest, daß Sein oder Nichtsein eines Volkes wesentlich davon abhängen, ob es die Reinheit seines Blutes wahrt. Mag von Einzelnen künftig verlangt werden, daß er die Wünsche seines Herzens den Belangen der Volksgemeinschaft gegenüber zurückstellt, der ewig an der Volkskraft zehrende Verlust an innerer Reinheit rechtfertigt vollauf die Forderung der Disziplin in dieser entscheidenden Frage. Der Fluch der Kinder und Enkel würde schon dem Einzelnen selbst ein ganzes Leben lang in den Ohren klingen und ihn an sein Verbrechen erinnern.

Die Schwierigkeiten, die die Durchführung dieser Gesichtspunkte durch den Gesetzgeber mit sich brachte, wurden noch dadurch erhöht, daß ein weitgehendes Verständnis für diese gesetzlichen Maßnahmen im deutschen Volke Voraussetzung war. Wir können aber sagen, daß die weltanschauliche Schulung in den drei Jahren rassenpolitischer Erziehung die Voraussetzungen dafür schuf. Dr. Groß, der Leiter des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP., hatte diese entscheidende Aufgabe erfüllt. Nach dem Grundsatz: „Erst die Erziehung und Überzeugung des Volkes und dann das Gesetz" hatte er in zahllosen Kursen und Reden den Weg gebahnt. Seine grundlegende Schrift „Rassenpolitische Erziehung" (Junker und Dünnhaupt) hat dem Redner, Schulungsleiter und Erzieher in kurzen Zügen die wichtigsten Tatsachen und Forderungen der Rassenpolitik an die Hand gegeben.

Wenn wir an die theoretische Vorbereitung der Rassengesetze selbst denken, dürfen wir den Namen eines Mannes

Digitized by Google

nicht vergessen, der als erster Lehrer und Forscher auf dem Gebiete Rasse und Recht anzusprechen ist, Dr. Falk Ruttke, der Lehrbeauftragte für Rasse und Recht an der Universität Berlin, geschäftsführender Direktor des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit hat er in der Schriftenreihe des Reichsausschusses in etwa 20 einzelnen Heften einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Neben dem Vorzug, daß jedes dieser Hefte nur 10 Pfennige kostet, können wir vor allem feststellen, daß diese Broschüren alles wichtige Gesetzgebungsmaterial enthalten, ferner die entscheidenden Stellungnahmen des Reichsinnenministers und seiner Mitarbeiter zu diesen Fragen, weiter eingehende Erklärungen und Ergänzungen zu den betreffenden Fragen. Das soeben erschienene Heft „Das Reichsbürgergesetz und das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre mit Ausführungsverordnungen enthält folgendes: Nach einem Vorwort von Dr. Ruttke gibt es die Gesetze mit den Verordnungen wieder; Reichsinnenminister Dr. Frick führt in einer grundlegenden Arbeit die politischen Gründe und Folgen dieser Gesetze aus und schließlich stellen einprägsame und übersichtliche Tafeln in Dreifarbendruck alle möglichen Verbindungen zwischen Reinrassigen und Mischlingen dar unter Angabe, welche von diesen erlaubt, verboten oder von einer Genehmigung abhängig sind. Das Heftchen empfehlen wir jedem zur Anschaffung.

In größerem Zusammenhang stellen zwei Arbeiten die Nürnberger Gesetze dar: „Die Nürnberger Grundgesetze" von Dr. Richter und Hellmut Türpitz (Heymanns Verlag) und „Die Nürnberger Gesetze über das Reichsbürgerrecht und den Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" (Verlag Franz Vahlen). Im Geleitwort zur erstgenannten Schrift betont Reichsamtsleiter Gerd Rühle: „Wenn hier alle mit dem Reichsbürgergesetz, dem Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre und dem Reichsflaggengesetz innerlich zusammengehörenden Bestimmungen erfaßt und zueinander in sinngemäße Verbindung gesetzt worden sind, so deshalb, weil die einzelnen Gesetze, Verordnungen und Erlasse nicht nur für sich betrachtet werden dürfen, sondern unter dem Gesichtswinkel des gesamten völkischen Lebens." Demgemäß werden in einer ausgezeichneten technischen Anordnung alle für die Rassenfrage wichtigen Bestimmungen aus den Berufsgesetzen (Reichserbhofgesetz, Zulassungsbestimmungen für Rechtsanwälte, Ärzte, Reichsheer, Arbeitsdienst, Schriftleiter, Schüler, Studenten usw. zusammengestellt.

Das zweite obengenannte Werk, das von Dr. Lösener und Dr. Knost herausgegeben wurde, bringt dazu eine staats- und volkspolitische Würdigung dieser Bestimmungen. Sie ist nicht im Tone langweiliger Kommentare geschrieben, sondern wird auch in ihrem Stil der politischen Bedeutung der Rassengesetze gerecht.

Weiter können wir den Kommentar von Stuckart-Globke (C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung: Kommentar zur deutschen Rassengesetzgebung, Bd. 1) empfehlen, der besonders eingehend die Durchführungs- und Ausführungsbestimmungen behandelt. Damit ist das Buch für die praktische Arbeit des Rechtsanwalts und des Richters geeignet. Doch es erschöpft nicht nur in den einzelnen staats- und verwaltungsrechtlichen Bestimmungen, sondern es stellt auch die Zusammenhänge dieser Gesetze mit unserer Weltanschauung klar heraus.

Darüber hinaus wird Reichsleiter Bouhler demnächst eine Schrift veröffentlichen, die gerade die weltanschauliche Bedeutung dieser Gesetze umreißt. In diesen Arbeiten kommt zum Ausdruck, daß der Gedanke der Rassenreinheit sich überall durchsetzt. Zudem hat Dr. Ley soeben angeordnet, daß die Bestimmungen über die Erlangung des Reichsbürgerrechtes auch für die Zugehörigkeit zur Arbeitsfront Geltung erhalten.

So begrüßen wir auch eine wichtige wissenschaftliche Neuerscheinung: „Erbgesundheitsrecht" von Dr. Erich Ristow. Der bekannte Fachmann auf diesem Gebiete zeigt hier die Grundlagen der rassengesetzlichen Rechtslehre. Er wendet sich dagegen, den Rassegedanken nur zu einem Teilgebiete des Rechts zu machen, soweit er auch im Recht seinen Ausdruck findet. Recht der Rasse ist nicht nur Rasseschutz durch die Gesetze, sondern vor allem die Grundlage aller Rechtsfragen überhaupt. Denn was Recht ist und was nicht, ist Ergebnis des blutsmäßigen Rechtsempfindens. Neben der überzeugenden Er-

Digitized by Google

klärung solcher rechtsphilosophischer Gedanken geht das Buch auf die biologischen und medizinischen Einzelfragen ein. Es ist eine wissenschaftlich bedeutende Leistung.

Der gleiche Verfasser hat die wichtigsten Vorträge, die in der Arbeitsgemeinschaft der Reichsgruppe der Jungjuristen gehalten wurden, in der „Deutschen Rechtsbücherei", Herausgeber Dr. Hans Frank (Deutsche Rechts- und Wirtschaftswissenschafts-Verlags G.m.b.H.) unter dem Titel „Rasse und Sozialismus im Recht" erscheinen lassen. In wertvollen Einzelbeiträgen werden hier Themen wie „Willensfreiheit", „Volk, Führung und Richter im germanischen Staat" und „Rassischer Aufbauwille in der deutschen Ehe und im deutschen Erbe" behandelt. Der Reichsgruppenleiter der Jungjuristen Billig hat dieses Heft besonders für die Schulungsarbeit der Jungjuristen empfohlen.

Gerade das letzte Buch weist wieder darauf hin, daß die Rassenfrage zuletzt nicht eine Angelegenheit des Gesetzgebers ist, sondern eine Sache des ganzen deutschen Volkes. Verbote zwingen nur einzelne Böswillige oder absolut Instinktlose; geben wir denen die Bücher in die Hand, die selbst aus eigenem Willen der Reinerhaltung unseres Blutes dienen wollen, damit sie nicht ein Fluch, sondern ein Segen für die kommenden Generationen werden!

Hellmut Merzdorf.

Zeitschriftenschau

Unter den Zeitschriften, die fest und kompromißlos die nationalsozialistische Weltanschauung vertreten, steht das Führerorgan der Hitlerjugend „Wille und Macht" mit an erster Stelle. Hier wird zur Jugend des neuen Reiches gesprochen und hier spricht die Jugend des Führers selber. Dies ist allein Grund genug, um „Wille und Macht" die Anteilnahme und Förderung aller Nationalsozialisten zu sichern, sie verdient diese Förderung um so mehr, da ihr im Ausland steigende Beachtung zuteil wird. Aus den vielen guten Aufsätzen im ersten Vierteljahr 1936 seien einige hervorgehoben, um ein Bild von dem vielseitigen Inhalt dieser Zeitschrift zu geben. Aus dem neuen Werk von Reichsleiter Rosenberg „Gestaltung der Idee" brachte das 2. Februarheft ein Kapitel über „Nationalsozialistische Erziehung" zum Abdruck, die gleiche Nummer brachte auch einen Beitrag von Thilo von Trotha: „Charakter und Schönheit". Eine notwendige Abgrenzung gegenüber Othmar Spann nimmt Rüdiger in seinem Artikel „Klarheit über Othmar Spann" im Januarheft vor. Im 1. Februarheft verdienen die klaren Ausführungen von Bockhoff über den Unterschied von „Vertretern" und „Repräsentanten" in seinem Beitrag „Repräsentation" besondere Beachtung. Im 1. Märzheft behandelt Richard Euringer die „Grundzüge der deutschen Haltung". Der Beitrag von Hanns Johst über „Nation und Dichtung" und der Aufsatz über Josefa Berens-Totenohl geben Zeugnis von dem kulturellen Wollen der Hitlerjugend und es verdient Achtung und Anerkennung, wie Frau Berens-Totenohl bei aller eigenen Arbeit doch immer Zeit hat für unsere HJ. und den BdM. Ein Aufsatz über Georg Kolbe, mit einer sehr guten Kunstdruckbeilage, würdigt das Schaffen dieses Künstlers. Die „Kleinen Beiträge" und „Randbemerkungen" beleuchten die kulturpolitische und weltanschauliche Lage der Gegenwart.

In den Heften vom Dezember 1935 und Januar 1936 der Zeitschrift „Odal", Monatsschrift für Blut und Boden, findet sich ein Artikel von Dr. A. Thoß über „Scharnhorst", den Schöpfer des Großen Generalstabes. Das reiche, taterfüllte Leben dieses Mannes, der als Bauernsohn das ganze unverbrauchte Erbe vieler Generationen in sich trug und der als Soldat das neue Preußen mitgeschaffen hat, hat hier eine ausführliche Würdigung erfahren. Die Abhandlungen über „die römische Agrarpolitik von Augustus bis Augustuslus" von Bohm und über das Bodenrecht Spartas von Lempp geben einen Einblick in die Agrarpolitik der Antike. Die Februarnummer bringt u. a. eine Abhandlung über „Johannes Kepler und die Gegenwart", ferner von W. Petersen „Die Bedeutung der Frühgeschichte für den deutschen Bauern". Aus dem reichen Inhalt des Märzheftes seien genannt die Abhandlung von M. Müggenburg über „Blut und Boden im Spiegel unserer Personennamen" und der aufschlußreiche Bericht über den „Schweinemord 1915". E. A.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, Thierschstraße 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährlich RM. 2.40 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0021

Heft 74 | Mai 1936 | 7. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

H. A. Schulze: Sein oder Können? / Dr. phil. A. Thoß: Was sagt die Sprachwissenschaft über Kultur und Heimat der Indogermanen? / Prof. D. Dr. Hugo Koch: Paderborner „Wissenschaft" und meine „Unwissenheit" / Adalbert Forstreuter: Bulgarien und seine kulturpolitische Zeitwende / Gedichte: Thilo v. Trotha — Werner Jäkel — Herybert Menzel — Herbert Böhme — Hans Baumann / Kritik der Zeit: Karl Rosenfelder: „Der Vatikan als Weltmacht" / Prof. Baeumler: Buschors „Plastik der Griechen" / Dr. Herbert Wißmann: Die franko-russische Allianz der Vorkriegszeit im Lichte neutraler Beurteilung / Unsere Monatsberichte / Das Buch.

Digitized by Google

H. A. Schulze:

Sein oder Können?

Was ist an der Leistung des Schauspielers von größerer Bedeutung? Das Sein, d. h. seine Erscheinung, das Wesen, das diese Erscheinung in Haltung und Gebärde prägt, oder das künstlerische Können?

Diese Frage müßte befremden, wäre sie nicht leider schon lange brennend geworden für das deutsche Theater, so weit es für den allgemeinen Aufbruch zum Neuaufbau der Nation mitzählen will. Wir sehen immer häufiger Künstler, deren Können in keinen Zweifel gezogen werden kann, an Aufgaben sich abmühen, deren letzten Sinn sie nicht erfüllen können, weil das Sein eben fehlt. Das heißt, ein Sein, das sich als Erscheinung mit dem Sein der darzustellenden Gestalt in seiner Wesensart deckt. Um gleich ein Beispiel voranzustellen: Die Gestalt Siegfrieds lebt im deutschen Volk als ein ganz bestimmter Umriß, der untrennbar Inbild geworden ist für sein ganzes Wesen. Man kann diesen Siegfried von einem kleinen dunklen oder beleibten Darsteller geben lassen. Angenommen, in der Seele dieses Künstlers sei eine Kraft und Begabung für den klaren Helden Siegfried, die ihn befähigt, selbst die uns Heutigen schon beinahe unfaßbar gewordene Einfachheit, Unbefangenheit seines aufrichtigen Wesens erstehen zu lassen in der Empfindung, im Klang, der sie trägt. Er bleibe dem Wort nichts schuldig und nichts der Bewegung. Und doch muß er völlig scheitern! Denn er muß uns alles schuldig bleiben als Anblick und so wird auf der Bühne, außer vielleicht für den artistischen Fachmann, seine Leistung weit zurückbleiben hinter der eines kleineren Könners, der aber dafür den Augen — und wer will ihren Anspruch im Schauspielhaus leugnen! — die Gestalt Siegfrieds annähernd verkörpert und dem die Mitarbeit der Einbildungskraft des Zuschauers zu Hilfe kommt. Und da die Mehrheit der Zuschauer nicht Fachkenner ist und nicht nur artistische Könnerschaft genießende Gemeinde sein kann und heute auch nicht mehr sein soll, soweit das Nationaltheater in Frage kommt, so ist der Mangel aufgezeigt, der das Theater noch heute vielfach ungenügend erscheinen läßt für seine hohe Aufgabe. Das Beispiel Siegfrieds läßt den Nachdenkenden bald erkennen, wie ungeheuerlich die Trennung von „Sein“ und „Können“ im Grunde ist! Siegfried nur zu spielen, ist schlechtweg unmöglich. Siegfried kann man nur sein. Es gibt Dinge, die dem Griff des Schauspielers unerreichbar bleiben. Das innerste Wesen Siegfrieds ist eine quellklare Lauterkeit, eine durchsichtige Offenheit und unbefangene göttliche Einfachheit des So-Seins. Sein läßt sich eben nicht oder nur zu seinem äußerlichsten Teil in technisch zu handhabende Ausdrucksmöglichkeiten zerlegen. Man kann die Hunnen „spielen“, aber nicht die Nibelungen. Für die Hunnen gibt es (für uns!) unzählige kennzeichnende Möglichkeiten, mehr oder weniger überzeugend, aber keine wird auch nur ernsthaft schädigen können. Für die Nibelungen gibt es gar keine verschiedenen Mög-

Digitized by Google

lichkeiten, man kann sie auch nicht technisch einfangen. Man kann sie nur von Menschen darstellen lassen, die an Artung und Größe innerlich und äußerlich eben das heute Menschenmöglichste mitbringen. Und dann Hebbel und dem Gemüt des Zuschauers sich anvertrauen. Wie falsch, dies Gemüt an Kraft und Mithilfe zu unterschätzen! Man gebe ihm nur, soweit es schauen kann, keine Unmöglichkeiten!

Gelassenheit, Offenheit, Einfalt, Ruhe, ja selbst Kühnheit und Kraft in den Gestalten unserer großen Dichterschöpfungen von Siegfried bis zum Lear, das sind Wesenszüge, für die der Schauspieler in seinem eigenem Wesen etwas mitbringen muß und bei deren Darstellung selbst die größte Kunst oftmals unerreichbar viel wird schuldig bleiben müssen. Um so weniger kann die Bühne auch noch auf äußere Erscheinungsähnlichkeit verzichten. Denn das Genie unserer großen Dichter schöpfte aus einem Umkreis des Geistes, den noch die Kräfte des Mythos durchwalten. Wo dämmernde Unaufgeschlossenheit noch das Einfache gebären kann. Das Einfachste! Sein, Artung, Wesen und Form sind untrennbar!

In früheren Jahrzehnten hatte man an unseren großen Bühnen für die wichtigsten Rollen immer den Schauspieler gewählt, der an Erscheinung und Wesen der Geeignetste war. Das richtige Aussehen ist der halbe Erfolg, sagte man. Dies Verfahren wurde aus — zum Teil guten — Gründen bekämpft und in der Provinz beneidet. Der Grundsatz war ausgezeichnet. Aber wo ist er geblieben? Man ist freilich sehr gewissenhaft manchmal. So bewarb sich eine sehr schön, aber vornehm aussehende Salondame um eine etwas „pikante Rolle" und bekam sie nicht unter dem Hinweis, daß sie zu anständig aussähe. Man wolle einen Typ, der mit allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden gehetzt sei. Das heißt, der so aussähe. Daß die Betreffende im Spiel immerhin der „Pikanterie" einigermaßen gerecht hätte werden können, daß man hätte ein Auge zudrücken und die anrüchige Charakterseite etwas modeln hätte können, das zählte alles nicht. Man hielt streng auf das richtige Aussehen! Sah man dagegen die Besetzung mancher großer Rollen unseres klassischen Spielplanes an, so wurde man oft gezwungen zu glauben, man habe sich geradezu Mühe gegeben, diejenigen Schauspieler zu finden, die sich am wenigsten für die darzustellende Gestalt eigneten. Die Theater rissen sich gegenseitig die „Prominenten" aus den Händen und waren zufrieden, einen „Star" zu haben für die Hauptrollen. Diese Stars verlieren anscheinend durchaus nicht an Anziehungskraft, obschon sie oft genug am unrichtigen Platze stehen und so trotz ihres großen Könnens manchmal unzureichend und aufreizend wirken müssen für jeden, der auf der Schau-Bühne nicht zufrieden ist, wenn nur das Können allein zählt. Es ist dies bezeichnend für eine Gedankenlosigkeit des Urteils und für eine geradezu erschreckende Stumpfheit des Schauens. Aber es ist auch ein Zeichen, wie sehr der moderne Mensch, vor allem der Großstädter, nur mehr die intellektuelle Vertiefung und nicht mehr die Erschütterung über die stumme Schau kennt. Was muß er da qualvoll entbehrt haben! Wie viel Schönheit und wie viel Größe. Denn die moderne Bühne glaubt ohne diese auskommen zu können. Ihr gilt allein das Können!

Digitized by Google

Die Frauengestalten der großen Dichter von Porzia bis zu der unglücklichen Agnes Bernauer, ach, sie waren schön! Das Käthchen von Heilbronn „mit jedem Liebreiz geschmückt"! „Hättest du sie an die stählerne Brust gedrückt," ruft Walter Graf vom Strahl seinem Ahnherrn zu, „du hättest ein Geschlecht von Königen gezeugt!" Luise Miller, dies „seltene Exemplar einer Blondine", Rhodope, Helena, und die ganze lange bewegende Reihe dieser Gestalten voll Würde, Hoheit, Schönheit, sie alle sinken in den Untergang, weil sie schön waren! Warum wollten alle diese Dichter ihre Welt nicht in Bewegung setzen ohne diese Schönheit? „Und war er kühn, so war sie schön", singt die Droste! Der Dichterin reine Hand schöpfte und Wasser ballte sich! Ideen wurden atmende Gestalt. Was Mann und Weib zutiefst sein sollen, die Droste hat es in einer Zeile gesagt, so einfach und anschaulich, wie nur Berufenheit etwas sagen kann. Aber wo ist die Kühnheit der männlichen Erscheinung, die ritterliche, hohe Gestalt, der scharf gebändigte Leib des Helden, seine kühne Nase und unerschrockene Stirn, sein ganzer Adel auf der deutschen Bühne?

Nun ist die Zurückdrängung des nordischen Menschen und seiner Kunst nicht nur auf der Bühne sichtbar. Sie ist überall festzustellen und ist, wie wir wissen, dem Dritten Reich durchaus nicht gleichgültig. Wir sprechen hier vom nordischen Menschen; denn fast ausnahmslos ist es der nordische Mensch, den unsere klassischen Werke zeigen.

Geht man die Bilderreihen ab, wie sie an großen ehemaligen Hoftheatern, wie z. B. auch am Berliner Staatstheater, zu sehen sind, so findet man in den Bildnissen ehemaliger Bühnensterne fast nur nordische Menschen abgebildet. Zur Abwechslung zeigt sich einmal ein dinarischer Kopf und wenn sich eine ostische oder unregelmäßige, irgendwie befremdende Gesichtsbildung zeigt, so stellt sich bald heraus, daß es ein Darsteller der Charakterrollen oder der Komiker war. „Held" und „Heldin", um dies Schlagwort der Fachbezeichnung anzuwenden, sowie die „Sentimentale", die Klärchen und Gretchen, blicken alle meist helläugig aus schmalen Gesichtern, meistens hübsch, oft schön, nie von einer durchschnittlichen Wohlgeformtheit abweichend. Und allzu runde Wangen und kurzes Näschen oder eine gewisse „Pikantheit" verrieten immer die Soubrette oder die Muntere, die in weniger heldischen und unerbittlichen Rollen, ferne von Tragik, ihre Aufgabe hatte. Ein alter Schauspieler versicherte — wie wenige gibt es, die solche Betrachtungen angestellt haben! — daß bis vor wenigen Jahrzehnten ein Jude außerhalb des Charakterfaches niemals beschäftigt hätte werden können und nicht beschäftigt worden sei. Daß die Ausnahmen ganz selten gewesen sein müssen, ist auch ohne weitere Untersuchung zu merken.

Dem Dritten Reich geht es wieder um Aufzucht und Hochzucht. Es geht ihm um die geistige und körperliche Ertüchtigung des Volkes. Das Beste soll dafür gut genug sein, soweit es die Bühne betrifft. Unsere Klassiker erleben Auferstehung in Aufführungen vor dem ganzen Volk. Das Volk ist aber nicht kunstverständiger Fachmann, es soll zum richtigen Ziele geleitet werden und dazu braucht es Mittel, die nicht nur im Artistischen allein verankert liegen können. Es gibt eine Heldenverehrung, die dem deutschen Volk

Digitized by Google

seine beste Hingabe erschließt, die es randvoll werden läßt von einer Bewunderung und Nacheiferung für ein Vorbild. Dies Vorbild verkörpert sich für jeden Deutschen immer noch in edler und großartiger und immer in würdiger Form. Die Vorbilder in allen Gebieten des geistigen Aufrufes stehen oben im Streben und in Bejahung gesetzmäßiger Verankerung. Nicht unten! Nicht in der Zufälligkeit des Einzelwesens, wo die Befehlsform des sittlichen Willens ungehört oder mißachtet verhallt. Die Reihe dieser Vorbilder ist lang und erschütternd. In den Bühnendichtungen sind sie — von den Nibelungen bis zum Meister Anton des bürgerlichen Dramas — *einer* Artung. Sie sind nordisch-heldischer Artung. Das heißt: auch der Schlichteste aus ihrem Kreis hat Teil an Würde und ist groß, weil er über sich hinaus kann und will, auch wenn das den Untergang bedeutet. Darin und auch in der alltäglichen Not können sie uns Vorbild bedeuten. Und daher ist es Pflicht und Aufgabe der Bühne, diesen Gestalten die beste und anschaulichste Verkörperung zu schaffen. Nicht Ton und Gefühl allein, auch die Gestalt, der Leib als Ausdrucksträger, muß befriedigen. Wenn Wallensteins große Art sich von der Rechtlichkeit entfernt, um nur mehr nach Macht und Gelegenheit zu entscheiden, entschwindet für Max Piccolomini der Inbegriff des Vorbildes und schmerzvoll wehrt er den Anblick des verlorenen Führers von sich ab:

Nein, wende nicht dein Angesicht zu mir!
Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren...

Kann man klarer aufzeigen, was wie ein Stern uns leuchten kann im Dunkel schweren Fragens? Und ist es wirklich gleichgültig, *wie* dieser Max auf der Bühne uns gezeigt wird und *wie* das Antlitz dieses Wallensteins geformt ist, dem er seine Not entgegenruft? Seine Not *war* unsere Not, ist und wird es immer bleiben: Der Blick nach dem Vorbild wird der deutschen Seele Bedürfnis und Forderung bleiben, solange ihr Bestes lebendig ist. Denn das Vorbild, das Beispiel hat von je das scheinbar Unmögliche erreicht.

Die Persönlichkeit, die es lieben, die es verehren kann, braucht das Volk. Haben wir nicht täglich ein beglückendes Beispiel für diese Wahrheit vor Augen? Und was ist der tiefste Sinn der Bühnenkunst, wenn sie nicht aus dem Erbe anschaulich auferstehen lassen kann, was uns ewig anführen kann und soll? Diese Auferstandenen aber sind nicht zu trennen von einem bestimmten allgemein gültigen Umriß, der unausrottbar in der deutschen Seele lebt.

Und hier sind wir an dem Punkt angelangt, wo schwerwiegende Betrachtungen angestellt werden müssen um die Zukunft des Theaters. Nicht das *Können* allein ist es, was wir brauchen; wir brauchen, wenn Sein und Können nicht herrlich zusammentreffen, wieder mehr Achtung vor dem *Sein*. Eine Achtung, die verhindert, daß gröbste Verzerrungen großer Gestalten möglich sind, eine Achtung vor der *Wirksamkeit der Erscheinung* und die Einsicht, daß sie eindringlicher und erschütternder, als viele heute glauben wollen, auf das Gemüt des Zuschauers, der *uns* angeht,

Digitized by Google

wirken kann. Von dem kleinen Kreis des artistisch interessierten Publikums allein ist hier nicht die Rede, soweit es sich um das Theater für ein ganzes Volk handelt.

Und es ist vieles möglich, wenn der Wille einsetzt, wenn vor allen Dingen erst einmal Aufmerksamkeit und Erkenntnis um sich gegriffen haben werden. Zunächst geht es um Stoff und Werkzeug der Bühnenkunst. Das ist der lebendige Mensch; er ist der Träger der Kunst. Hier hat Auslese und Besinnung zuerst einzusetzen. Es soll hier wahrhaftig nicht einem einseitig-nordischen Typ das Wort geredet werden, einfach, weil wir das Mögliche allein wollen können. Aber das deutsche Volk hat sich trotz mancher Vermischung eine nordisch-geprägte Kultur als richtunggebend in fast jedem Sinne bewahrt. Es kann verlangen, daß es seine großen Gestalten wieder dargestellt sieht von Menschen, die äußerlich nicht der ausgesprochene Gegensatz zu einem ihm allgemeingültigen, herkömmlich vertrauten Bild sind oder daß sie, wenn sie äußerlich nicht ganz ausreichend sind, wenigstens nicht die Art, die seelische Prägung, schuldig bleiben. Dies ist wohl möglich, ohne daß eine „Nordenmode" aufzukommen braucht. Wir haben Künstler, die, selbst äußerlich durchaus nicht rein nordisch, doch aus nordischer Artung schöpfen und deren künstlerischer Ausdruck ganz unter das Wesensgesetz germanischer Menschen fällt. Hochgewachsen, blond und blauäugig allein tut es freilich nicht. Aber der Mangel aller körperlichen unterstützenden Vorteile war in den letzten zwanzig Jahren beinahe Trumpf geworden. Ließ man einmal eine derbe, handfeste Frauenrolle von einer zierlichen, feinkörnigen Erscheinung darstellen und ins „Vornehme" entgleisen, so war durchaus kein Mangel an Stilkennern, die dagegen die Hände aufhoben. Umgekehrt aber, wenn unzweifelhaft vornehme, selbstverständliche Haltung und Größe ins Bürgerliche oder sonst Unzureichende hinabgezogen wurde, hatten die gleichen Stilkenner nichts auszusetzen; sie redeten betont von „Innerlichkeit", „Menschlichkeit" und sprachen von „interessanter" Auffassung. Es ist Zeit, daß die Einfalt des Schauens wieder geschützt werde! Wie unköniglich, wie unritterlich zerfaserten sich meist unsere Ritter und Helden auf der Bühne! Welche Erschütterung, Shakespeares König Heinrich IV. in einer Berliner Aufführung als dostojewskihaftes, schwächliches, haltloses, allem Königtum, das ist in diesem Falle Führertum, hohnsprechendes Jammerbild zu erleben! Sprichwortvertraute Mädchengestalten, dargestellt von Schauspielerinnen, die in Gorky's „Nachtasyl" besser am Platze gewesen wären! Statt geistvoller asketischer Hagerkeit eines historischen Fürsten, umfangreiche, schnaufende Wohlbeleibtheit. Mühsames Aufrecken nach einem großen Stil, der jeder Anstrengung unerreichbar bleibt, weil sein Wesen Mühelosigkeit, Selbstverständlichkeit ist. Bewegung, Zerflattern, Aufperlen unzähliger artistischer Reize, wo sinnendes, schlichtes In-sich-Ruhen das Wesen ausgemacht hätte! „Natürlichkeit", wo der Griff ins Rauschende jede sogenannte „Natur" weit hinter sich lassen sollte, um Wahrheit zu werden, die großartiger und erschütternder ist als alles, was der Naturalismus je erreichen kann! Empfindung, hinausgeheult in breiter Klage, wo sie aus Raffung, aus Haltung beinahe

Digitized by Google

verstummen müßte! Raffung, Haltung, diese Grundzüge für eine nordische Schauspielkunst, wer hat sie unverlierbar und wer sucht und bejaht sie denn noch bewußt?

Die nordische Schauspielkunst beginnt mit dem nordischen Menschen. Er muß wieder gesucht werden. Wir müssen einen Nachwuchs finden, der nicht nur Begabung, sondern auch die äußere Erscheinung für seine Aufgabe mitbringt, soll sie im klassischen Rollenfach liegen. Für das naturalistische und moderne Stück war nie Mangel an Darstellern. Wir können uns nicht auf einen nordischen Nachwuchs allein versteifen, die Begabungen sind heute zu spärlich, als daß man nur zu wählen hätte. Aber Zurücksetzungen und Auswahl nach der Gegenseite müssen aufhören. Hört man Bühnenleiter und Stellenvermittler, so heißt es: Es gibt keine jugendlichen, keine schweren Helden mehr, es gibt keine Heldinnen, es gibt keine Sentimentalen mehr (und keine Naiven!), keine „großen Salondamen"! Man fragt entsetzt zurück: Was gibt es denn dann noch? Daß dies so ist, liegt an der Zeit, aber auch an der Nachfrage. In der Weimarer Zeit erklärte man: Helden und Heldinnen brauchen wir nun nicht mehr! Damit fiel die Nachfrage. Die hierdurch entstandene Lücke ist noch heute nicht ausgefüllt. Unsere heutigen Mädchen sind oft sehr bewußt, sehr sicher und klug, aber sie sind sehr selten von der Art, wie sie die Bühne für ihre Gretchen und Klärchen braucht. Aber das wird sich ändern, denn Nachfrage hat sich ebenso wie die Mode immer geändert! Und man denke, wie sich der „Typ" der Frau gewandelt hat!

Es hat noch vor zwanzig Jahren „Helden" genug gegeben! Wer hätte nicht die alte Generation sagen hören, daß zu ihrer Zeit das alles ganz anders und besser gewesen sei? Die Urteilsfähigen darunter sagten: „Ja, der und der, er war wohl kein außergewöhnlicher Schauspieler, aber er hatte so etwas . . ." Und sie behaupten, dies Etwas fehle den Heutigen. Forscht man nach, so wird immer eine hochgewachsene, gute Gestalt gerühmt, ein ausgezeichnet geschnittenes Gesicht, eine klingende, angenehme Stimme, und Feuer und Stil in der Darstellung, die eben mitgerissen hätten. Dieser durchschnittlich also durchaus gut aussehende Held, wie er vor dreißig Jahren sicher durchaus nicht selten war, konnte — so wie er war — in den Jahrzehnten danach nicht mehr auftreten. Das, was er den Späteren voraus hatte, ist leider nur mehr als Manier, als Oberfläche, als erkalteter und erstarrter Stil uns überkommen. Er hatte aber die Augen für sich und nicht die Ohren gegen sich; er war oft in der Provinz nur die Attrappe des Königlichen, aber er war wenigstens die Attrappe. Und er füllte sie meistens mit echtem oder leidlichem Feuer, und er hielt sich dank einer Tradition, die ihm allgemein faßbare Stilgesetze lieferte. Er stand nicht allein, so merkte man seine Schwäche nicht. Zurück wollen wir nicht, aber wir sind in manchem ärmer geworden und es ist sehr die Frage, ob das damalige Theater nicht doch mehr und Wesentlicheres geleistet hat als die artistische „Spitzenleistung" späterer Zeiten. Damals wurde die einfache Schaulust, der stille Wunsch nach Aufblick befriedigt. Und das schafft mehr als intellektuelle Bewunderung zugespitztesten Könnens. Es ist viel die Rede gewesen von

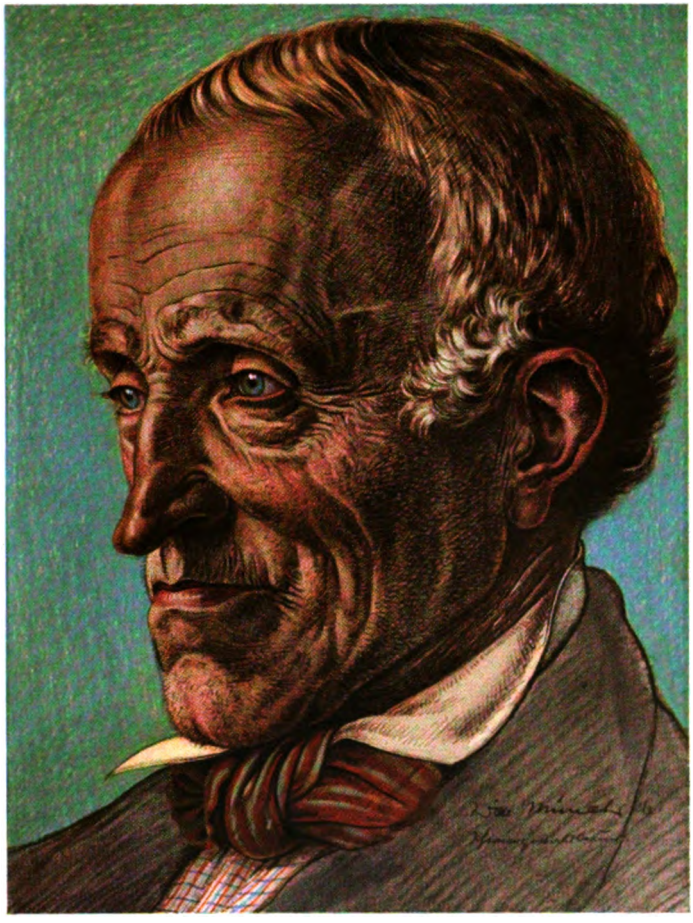
Digitized by Google

nordiſch! Was wäre nun nordiſche Schauſpielkunſt? Man könnte ſagen: das Grundweſen des germaniſchen Schauſpielers iſt das Weſen des an ſich Haltenden, der alles, was er ſagt und tut, nur ſoweit ſagt und tut, als er es aus ſeiner Verhaltenheit entläßt. Seine hochtrachtende Ausdruckskunſt wird Stil ſein. Nordiſchem Weſen iſt Bühnenkunſt vielleicht fern, ſoweit ſie Entblößung, hemmungsloſe Darſtellung ſein ſoll. Germaniſche Schauſpielkunſt wird, je echter ſie iſt, um ſo weniger „wirkungsvoll" ſein. Sie wird oft auf Wirkung verzichten und nach innen drängen, vertiefen und verhüllen, faſt bis zur Nichtmehrſpürbarkeit. Dies innerliche Germanentum, immer wieder ſei betont — hoch gewachſen, blond und blauäugig allein tuts freilich nicht — dies nordiſche Weſen wird leicht, ſolange der Künſtler noch ungefeſtigt iſt, aus ſeiner verhaltenen Art herausgedrängt und ihm ein artfremdes Sich-Aufſchließen zugemutet. Hier müßten Verſtändnis und Förderung einſpringen, die ſolche ſtillere Art ihren Weg zum ſichtbaren Darſtellen finden läßt. Was für Unheil allein allgemeine und beſonders vom Judentum eingeprägte Begriffe von „Temperament" angerichtet haben, iſt unbeſchreiblich!

Die Formel Verhaltenheit hat wie jede Formel ihre Gefahr. Der germaniſche Menſch iſt in ſeinen Abſtufungen ſo reich, daß er vom einſilbigſten Schweiger bis zum lockerſten, gelöſteſten Plauderer reichen kann. Aber ein unſichtbarer Rückhalt, eine feine innere Führung hält ihn von jener Grenze zurück, die bloßes Sichgehenlaſſen oder das mühelos ſich Öffnende überſchreitet. Denn ſelbſt das Enthüllen wird noch vom Verhalten durchwaltet ſein.

Der Gegenpol zu nordiſcher Schauſpielkunſt wird wohl in Ländern ſüdländiſcher Prägung zu finden ſein. Er hat die Freude am Hinausgeben, die Freude an der Geſte, „quel geste!" ſagt Cyrano hingeriſſen. Knappheit, Verhaltenheit, Raffung ſind ihm Mittel zu dem Zweck, etwas um ſo funkelnder hinſchnellen zu laſſen, oder ſich ſelbſt zu genießen. Bei uns wird er vertreten durch den Typ des mühelos ſich Abſpulenden. Ein Typ, der herrſchend geworden iſt und faſt am meiſten bewundert wird; denn ſeine Höchſtleiſtung iſt Virtuoſentum. In farbiger Fülle ſpult ſich der ſeeliſche Vorgang nach außen ab, einfallsreich, gelöſt, unbewußt — ſcheinbar wenigſtens. Auch dieſe Kunſt ſchöpft aus einem Sein, aber aus einem Sein, das man beſſer Zuſtand nennen kann. Zuſtand, der ſich ausbreitet und keine Ausdrucksſcheu kennt, im Gegenſatz zu einem Sein, das ſich hält, beherrſcht, formt, wenn es nach außen treten ſoll. Was dieſer Typ leiſtet, iſt oft nicht weniger tief, nur liegt alles nach einer anderen Richtung. Sein Verſchwinden bedeutete eine Verarmung, wie es eine Verarmung bedeutet, daß die andere Art, zu geſtalten, ſo ſtark verdrängt iſt. Die Großartigkeit, den letzten Griff ins Rauſchende bleibt er uns aber ſchuldig. Im „Wille zur Macht" ſchreibt Nietzſche: „Die Größe eines Künſtlers bemißt ſich nicht nach den ſchönen Gefühlen, die er erregt, ſondern nach dem Grad, in dem er ſich dem großen Stil nähert, in dem er fähig iſt des großen Stils." Die Großartigkeit, welche der dramatiſche Held erweiſt, wo das Überperſönliche, die Hingabe an etwas über ihn, an Ehre, Pflicht einſetzt, dieſe Großartigkeit iſt nur zu geſtalten,

Digitized by Google



Willi Münch-Khe: Schwarzwaldbauer

Digitized by Google

Digitized by Google

wenn Erscheinung, Härte und Kraft am Werke sind, die aus einem Kern schöpfen, der gerafft und gebändigt, nur mit Wille und Zucht aufbricht und strömt. Stil, nicht Naturalismus.

Die unverdient brach liegenden Werke des nordischen Hebbel müßten uns helfen, Darsteller und Zuschauer wieder zu erziehen zu einem spürenden Hinhören nach der inneren Quelle, nach dem Kampf in der eigenen Brust, geprägt in stiller, scheuer Art. Hebbel hat die nordische Verhaltenheit für die Bühne aufgebrochen in kargen, spröden Menschen, deren größtes Aufgewühltsein sich bändigt, oft bis zur schmerzenden Stummheit scheinbar gelassener Betrachtung. Seine Menschen reden mit der suchenden, aufspaltenden Schau der Innerlichkeit, still und scheu, aber sie zwingen in ihrer großartigen Unerbittlichkeit zum Erlebnis. So nüchtern und die Besinnung festhaltend sie mit dem Schicksal rechten trotz dem einstürmenden Schmerz, seine Rhodope, seine Maria Magdalena, seine Nibelungen, sie alle lassen uns den freiwilligen, den gebändigten, den großartigen Griff nach dem Untergang erleben. Die Schwingen des ewigen Gesetzes, dem sie sich unterordnen, umrauschen uns, heranbrausend aus den Gründen des Uranfanges unseres Volkes und vorauseilend der Zukunft zu. Zum ehrfürchtigen Nachstreben soll unser Volk gefestigt werden.

Hat unser Führer die Bühne berufen zur Mitarbeit, so muß sie vor allen Dingen sich auf unsere echtesten Werte besinnen und dem Schauen wieder zu seinem Rechte verhelfen. Die Einfachheit des Sehens ist ebenso groß, wie ihre Wirkung machtvoll und unbewußt. Der Ruf nach der Lösung vom Intellekt erklingt heute auch für die Bühnen.

Digitized by Google

Dr. phil. Alfred Thoß:

Was sagt die Sprachwissenschaft über Kultur und Heimat der Indogermanen?

Die Sprachwissenschaft hat als erste Wissenschaft Gemeinsamkeiten von Sprachvölkern aufgedeckt, die sich in den letzten Jahrhunderten ganz verschieden entwickelten; indem sie das Formen- und Lautsystem und den Wortschatz der einzelnen Sprachen verglich, kam sie zur Annahme einer gemeinsamen Ursprache, dem Indogermanischen.

Eigenart und Wortschatz dieser Sprache geben notwendigerweise Auskunft über die Kultur ihres Trägers, des indogermanischen Urvolkes, über seine Urheimat und über Abwanderung einzelner Volksteile. Schon das Altertum stellte Ähnlichkeiten zwischen dem Griechischen und dem Lateinischen fest, ohne sich die Ursachen erklären zu können. Man dachte sich die eine Sprache aus der anderen entstanden. Erst die Neuzeit ist durch die Kenntnis der Ähnlichkeiten zu dem Begriff der Sprachverwandtschaft übergegangen. Seit dem 16. Jahrhundert entwickelte sich eine Art sprachvergleichender Betrachtungsweise. Im 18. Jahrhundert erkannte man nach und nach die Verwandtschaft der europäischen Sprachen. Der Däne Rask versuchte zuerst ihre Zusammengehörigkeit fest zu ergründen in seinem Werk: „Über die thrakische Sprachklasse", das 1818 in dänischer und schon 1822 in deutscher Sprache erschien.

Er stellte Lautentsprechungen auf, die die Gesetze der Lautverschiebung schon deutlich erkennen lassen, und zwar untersuchte er Griechisch, Lateinisch, Germanisch, Litauisch, Slawisch.

Eine Entdeckung brachte die Forschung in ungeahnte neue Bahnen. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde man mit dem Altindischen, dem Sanskrit, bekannt. Der Zusammenhang mit dem Europäischen, besonders mit dem Griechischen und Lateinischen, trat offen zutage. William Jones, vom Jahre 1773 an Oberrichter in Fort William in Bengalen, wies 1786 darauf hin: „Jeder Philologe muß zu dem Schluß kommen, daß Griechisch, Lateinisch und Sanskrit aus derselben Quelle entsprungen sein müssen, auch Gotisch und Keltisch müssen denselben Ursprung haben." Friedrich Schlegel schrieb dann 1808 sein Werk: „Über die Sprache und Weisheit der Inder". Der eigentliche Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft wurde Franz Bopp. 1816 verfaßte er die Arbeit: „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache". 1816 ist das Geburtsjahr der vergleichenden Sprachwissenschaft. In einer umfangreichen Arbeit, die er 1833 begann, schloß er Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Litauisch, Gotisch und Deutsch in seine Betrachtungen ein.

Der Name der Indogermanen geht auf die Zeit zurück, da man in den Indern die östlichsten, in den Germanen die westlichsten Vertreter sah. Seitdem sind einzelne Neuerungen eingetreten; als östlichstes indogermanisches

Digitized by Google

Volk kennt man jetzt die Tocharer, als westlichstes die Kelten. Außerhalb Deutschlands, vor allem in Frankreich, bezeichnet man oft den gemeinsamen Sprachstamm als indoeuropäisch, um nicht das Wort germanisch gebrauchen zu müssen. In der Anthropologie und Naturwissenschaft nennt man die Indogermanen Arier. Ob sich die Indogermanen selbst Arier nannten, weiß man nicht genau. Es gibt in der germanischen Sprache viele Zusammensetzungen mit der Silbe „ari", wie z. B. Arioviſt. Die Inschrift eines Runensteines in der Kirchhofmauer von Tune bei der alten Stadt Sarpsborg deutet Professor Krause (Königsberg) dahingehend, daß der Stein dem „arischen" Menschen gesetzt worden sei. Der Stein stammt aus der Zeit um 400 nach Ztw. Indogermanisch ist zunächst ein rein sprachwissenschaftlicher Begriff, der erst viel später kultur-historische und ethnographische Bedeutung erhielt, er ist kein Rassenbegriff.

Über Bopps Sprachvergleichung ging Schleicher hinaus, indem er versuchte, die indogermanische Grundsprache selbst zu erschließen. Er bearbeitete außer den bei Bopp genannten Sprachen noch Slawisch und Irisch.

Es sei zunächst etwas über das Indogermanische, seinen Bau und sein Verhältnis zu anderen Sprachgruppen gesagt. Das Indogermanische hat einen großen Formenreichtum, weshalb man der Ursprache einen hohen Rang in der Entwicklung der Sprachen einräumt. Die indogermanische Sprache ist flektierend. Beziehungen zwischen den Worten werden am Wortende gegeben. Die verschiedenen Endungen haben wir heute noch zum Teil im Griechischen, Lateinischen und Slawischen. Nicht indogermanisch sind das Finnische, Ungarische (agglutinierend), das Baskische; das Semitische ist auch flektierend, trotzdem besteht keine nachweisbare Verwandtschaft mit dem Indogermanischen.

Das indogermanische Vokalsystem zeigt in der Zeit, die der Trennung unmittelbar vorherging, fünf Grundvokale: a e i o u, kurz und lang, die diphtongierten Verbindungen der Vokale a e o mit i und u. In einer älteren Epoche scheinen i und u ganz zu fehlen.

Ferner gibt es Liquiden r l, mehrere Nasenlaute wie m und n; Lippenlaute, Zahnlaute, Gaumenlaute, und zwar stimmhaft und stimmlos. Es fehlen Spiranten f ch. Romanische Dialekte und slawische Sprachen kennen diese Laute heute noch nicht. Der Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Geräuschlauten kennzeichnet den Lautstand im Gegensatz zum Finnischen.

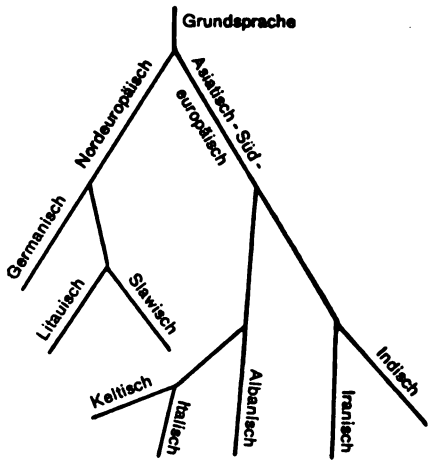
Die Deklination hat drei Numeri: Singular, Dual, Plural, acht Kasus im Singular, sechs im Plural. Die Adjektive haben zwei Steigerungsgrade. Das Tätigkeitswort hat drei Numeri, drei Personen, zahlreiche Zeitformen: Präsens, Perfekt, Aoriſt, Futur. Die Zeitformen drücken ursprünglich Aktionsarten aus. Die Handlung ist dauernd, einmalig, vollendet oder beginnend.

Die Vergangenheit wird durch das vorgesetzte Adverbium, das griechische Augment, die Gegenwart durch die Partikel ai i bezeichnet. Der Satzbau ist einfach.

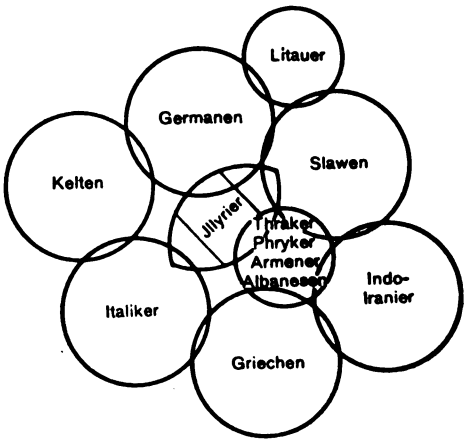
Digitized by Google

Welche Verwandtschaftsverhältnisse bestehen nun zwischen den indogermanischen Sprachen und welche Aufschlüsse können sie uns über indogermanische Wanderungen geben?

Diese Frage ist von mehreren Forschern bearbeitet worden. Zuerst sei hier die Anschauung des oben erwähnten Schleicher, 1861, gegeben: er unterscheidet zwei große Sprachäste. Sie seien hier angeführt, obwohl sie nach unseren heutigen Kenntnissen nicht mehr zu recht bestehen.



Eine andere Anschauung der Verwandtschaft ist die Schmidt'sche Wellentheorie. Sie nimmt an, daß die einzelnen indogermanischen Sprachvölker nebeneinander gelagert sind.



Digitized by Google

Bestände diese Hypothese zu Recht, dann könnten wir nichts über Wanderungen aussagen. Allerdings wäre die These von der europäischen Urheimat der Indogermanen damit erwiesen, denn die größte Anzahl der Völker wohnt ja in Europa. Tatsächlich haben aber indogermanische Völker nicht zusammenhängend gesiedelt, sondern die Verbindung zwischen ihnen ist immer wieder einmal abgerissen. Daß das Urvolk ursprünglich gemeinsam einen kleineren Raum inne hatte, den man als Urheimat bezeichnen kann, wird nicht mehr bezweifelt. Von da wanderten Teile ab und spalteten sich in einzelne Völker mit verschiedener Sprachentwicklung auf. Es ist aber fraglich, ob sich diese verschiedenen Sprachstämme mit einemmal voneinander getrennt haben oder ob sie in einzelnen Gruppen entstanden sind. Eine solche Gruppe würde erwiesen durch das Vorhandensein gewisser gleicher Veränderungen oder durch gleiche Eigentümlichkeiten mehrerer Sprachen.

Der enge Zusammenhang des Indischen mit dem Iranischen ist unbestritten. Diese beiden Sprachen sind nur Mundarten einer Sprache, die den gleichen Namen arisch trug. Geschichtlich ist es wohl so gewesen, daß sich zunächst die Arier von dem gemeinsamen Muttervolk der Indogermanen losgelöst und dann erst, wohl wieder durch Auswanderung, sich in Inder und Iranier geteilt haben.

Gemeinsame Eigentümlichkeiten sind:

1. Übergang e ē zu a ā.
2. Vertretung des indogermanischen ə durch i.
3. Der Wortschatz usw.

Daß die Inder früher ihre Sitze in Vorderasien hatten, läßt sich durch viele Worte belegen. Der Name Indra, des Nationalgottes der Inder, ist hethitischen Ursprunges. Früher leitete man ihn ab aus nira, indogermanisch uro, verband den Namen ethymologisch mit „Mann" und deutete ihn in bezug auf den männlichen Charakter des Gottes. Heute gibt der hethitische Text in Boghazkoi besseren Aufschluß. Hethitisch gibt es eine Gottheit „Manneskraft" — Imarawantes. Der Name Imar bedeutet Mann, Held. Imar-Imaras war also ein hethitischer Gott indogermanischer Herkunft. Von hethitisch Imaras unterscheidet sich Indras nur durch die schwundstufige Stammform und den Übergangslaut. Die gleiche Sinndeutung der Götter verstärkt die Annahme ihrer Identität. Andere Beispiele für die vorderasiatische Periode der Inder sind vedisch atharvan — Feuerpriester, arvestisch adaurvan. Auch dieses Wort kommt aus dem Iranischen, das denselben Gott kennt. Sicher nach Kleinasien weist die altindische Gottheit Kubera, die altindisch Kabera, Kubera heißt und ihre Entsprechung in Kleinasien im Griechischen *Καβειρος* hat. Weitere Übereinstimmungen sind das gemeinsame Würfelspiel. Der schlechteste Wurf, der den Wert 1 hatte, hieß bei den Griechen *κύων* — Hund und bei den Indern ebenso.

Auch der Name Kaukasus ist arisch, bedeutet Eis, hart, kalt; wahrscheinlich ist das Wort indisch. Das ist eine Stütze dafür, daß die Arier über den Kaukasus gezogen sind. Man kann die Inder noch selbst weiter nordwärts ver-

Digitized by Google

folgen. Wolga heißt jonisch varas, altindisch var, vari, d. h. Wasser. Die Inder werden also die Wolga gekannt haben.

Eine andere Sprachgruppe bildet das Baltisch-Slawische. Besonders gemeinsame Eigentümlichkeiten bestehen in gleichen Abweichungen vom indogermanischen Stand, die es deutlich machen, daß beide Sprachen eine Zeit gemeinsamer Entwicklung durchgemacht haben.

Ebenso darf an einem engeren Zusammenhang des Keltischen und Italischen nicht gezweifelt werden. Eine 1917 erschienene Schrift von Walde zeigt, daß sich Lateinisch und Irisch, Umbrisch-Oskisch und Britannisch näher berühren, so daß wir es also mit zwei verschiedenen Wanderungen zu tun haben. Erst haben sich von dem gemeinsamen Grundstock zwei verschiedene Stämme losgelöst, von denen der eine schließlich nach Irland zog und der andere nach Latium gelangte, der eine durch das Britannische und der andere durch das Oskisch-Umbrische dargestellt wird. Wir haben uns demnach die Wanderungen der Indogermanen in mehreren großen Zügen vorzustellen. Weil Indo-Perser, Römer und Germanen dasselbe Wort für Kupfer kennen, dieses Metall aber erst am Ende der jüngeren Steinzeit, d. h. in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends vor der Zeitwende bekannt wurde, nimmt man an, daß damals die Indogermanen noch zusammen wohnten.

Von den Nachrichten über indogermanische Völker in Vorderasien stammt die eine aus Ägypten und erwähnt einen Kriegszug gegen dieses Land, an dem auch die indogermanischen Akhaiwascha teilgenommen haben, etwa 1300 v. d. Ztw. Die einwandernden Indogermanen brachten damals Pferd und Streitwagen mit. Das andere Datum stammt aus Boghazkoi. Die ältesten Inschriften des dort gefundenen „Archivs" gehen bis 1900 v. d. Ztw. zurück. Im 18. und 17. vorchristlichen Jahrhundert fanden große Völkerbewegungen in Vorderasien statt. Die ägyptischen Darstellungen von Gefangenen im Grabe Haremhebs etwa um 1350 (im Museum zu Leiden) zeigen neben Semiten und anderen Gefangenen auch typisch nordisch aussehende Indogermanen. Eduard Meyer[1] nimmt an, daß der Einfall in Ägypten von Syrien aus um 1700 v. d. Ztw. stattgefunden hat.

Der Sprachwissenschaftler Kretschmer[2] setzt die sprachliche Trennung des indogermanischen Urvolkes in das dritte vorchristliche Jahrtausend. „Im 23. Jahrhundert werden angeblich von chinesischen Quellen die Skyten, also bereits iranische Stämme bezeugt. . . . Nicht genau zeitlich festzulegen ist die Abtrennung der Kanisier und ihr Eindringen in Kleinasien, wo sie im Innern, in Kappadokien, eine nichtindogermanische Bevölkerung, die Chatti und die Hethiter, vorfanden, unterwarfen und das große Hethiterreich errichteten. Die hethitischen Keilinschriften stammen meist aus dem 14. oder 13. Jahrhundert v. d. Ztw., aber die Hethiterkönige sind um viele Jahrhunderte älter. Auf hethitischen Inschriften des 14. Jahrhunderts treten auch

[1] Eduard Meyer: Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung. In: „Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften", phil. Klasse 1928, S. 244—260.

[2] Paul Kretschmer: „Die indogermanische Sprachwissenschaft", Göttingen 1925.

Digitized by Google

die ersten indoiranischen Wörter und die Namen der arischen Götter Mitra und Varuna auf." Die Abtrennung der Griechen und der Italiker erfolgte nach Kretschmer erst 2000 v. d. Ztw. Um 1250 führte nach hethitischen Berichten ein Achäerkönig Attaryssyas, in dem man Atreus vermutet, Krieg in Kleinasien.

Auf die griechische Wanderung folgte die der thrakisch-phrygisch-armenischen Völkerstämme, die den Griechen nach Osten auswichen und nach Armenien und Phrygien vordrangen. Nach ihnen wanderten die Illyrier und Veneter, westlich von den Thrakern, nach Süden; von der Weichsel ausgehend, kamen sie nach Pannonien und bis zum Peleponnes. In der ersten Hälfte des ersten Jahrtausend wichen die Kelten dem germanischen Druck und wandten sich zum Rhein. Etwa um 500 erschienen sie in Südfrankreich, und am Ende dieses Jahrhunderts nahmen sie die Donauländer ein, eroberten Oberitalien, waren 387 vor Rom und gingen dann nach Frankreich, Spanien und den britischen Inseln.

Germanen und Slawen machten sich zuletzt auf den Weg. Die Ostgermanen drängten im 6. und 5. Jahrhundert vorchristlicher Zeitrechnung über Schlesien bis nach Ungarn, die Ostgoten dann bis zum Schwarzen Meer vor, Kimbern und Teutonen erschienen 113 v. Ztw. in Oberitalien und die Vandalen waren im fünften nachchristlichen Jahrhundert bis nach Afrika abgewandert. Die Slawen breiteten sich vom Ausgang des sechsten nachchristlichen Jahrhundert an vorübergehend in das freiwerdende Ostgermanien aus.

Kretschmer nimmt schon vor der ersten Abwanderung der Inder andere indogermanische Ausdehnungswellen an, wodurch die Urbevölkerung Südeuropas und Vorderasiens mit indogermanischen Völkern und ihren Sprachelementen durchsetzt wurde, in Kleinasien z. B. die Kilikier, Lykier, Lydier, in Griechenland die Pelasger, in Italien die Etrusker.

Das Gesamtindogermanische weist eine große Dialektspaltung auf. Sie liegt in der Behandlung der Gaumenlaute. In den westlichen Mundarten (griechisch, italisch, keltisch, germanisch, illyrisch, tocharisch) finden wir Gaumenlaute wie K^w, G^w, G^{hw}, während im Osten (litauisch, slawisch, albanisch, armenisch, indoiranisch) einfach Zischlaute da sind. Beispiel „Hundert": lat. centum, air. kat, got. hund, lit. simtas, abg. suto, ain. çatam, av. satəm. Danach spricht man von Centum- und Satemsprache.

Überblickt man die Verhältnisse der indogermanischen Sprachen noch einmal, so erkennt man nähere Zusammenhänge zwischen Kelto-Italisch-Germanisch und Litu-Slawisch-Arisch.

Nach diesen notwendigen allgemeineren Ausführungen kommen wir zu der Frage der **Kultur** und **Urheimat**.

Schon sehr früh hat man die Altertümlichkeit der Sprache herangezogen, um die Urheimat zu bestimmen. Es ist aber sehr fraglich, ob man annehmen darf, daß die Sprachen sich da verhältnismäßig langsam verändern, wo nicht eine Sprach- oder eine Rassemischung eintritt. An Altertümlichkeit übertreffen das Litauische und das Altbulgarische aus dem 9. Jahrhundert n. d. Ztw. (Cyrill und Methodius) alle anderen Sprachen. Die weitere Entwicklung des Slawischen ist der des Indogermanischen sehr ähnlich.

Digitized by Google

1. Slawisch läßt schwache Vokale i und u untergehen.

2. Der Slawe hat den indogermanischen Kasus z. T. bewahrt.

Da es unmöglich ist, den indogermanischen Wortschatz zu erschließen, lassen sich aus dem, was im Wortschatz einer Sprache vorkommt, Schlüsse auf Kultur und Urheimat ziehen. Es darf aber zum Beispiel das Auftauchen bisher unbekannter indogermanischer Völker nicht dazu verleiten, den Ausgangspunkt in ihre Wohngebiete zu verlegen, was z. B. geschah, als man die Tocharer kennen lernte.

Eines steht fest: daß die Indogermanen in der Urzeit eine viel beschränktere Ausdehnung hatten als in historischer Zeit. Wir lassen nun eine Anzahl von Beispielen aus dem indogermanischen Wortschatz folgen, die auf die Urheimat hindeuten.

Auf das Klima der Urheimat lassen schließen:

Schnee: got. snaiw; lit. sniegas; abg. snegu; air. snehas; es scheidet also Indien als Urheimat aus, da es bei dem dortigen Klima keinen Schnee gibt und dieses Urwort dort also nicht gebildet worden sein kann.

Eis: ahd. is; jungavest. isaw; afgn. asai; abg. iniji.

Hagel: lit. grando; abg. gradu.

Winter: gr. χείών; lat. hiems; lit. žiema; abg. zima; armen. jmern; air. heman.

Frühling: gr. ἔας; lat. ver; aisl. vár; air. vasantas; abg. vesna; lit. vasara.

Sommer: ain. sama; arm. amarn; ahd. sumar; ir. sam.

Für Herbst finden wir keinen durchgehenden Ausdruck.

Über die Natur des Landes sagen aus:

Meer: lat. mare; gall. more; air. muir; got. marei; ahd. meri; abg. morje; lit. mares.

Gemeint kann damit wohl nur die Ost- und Nordsee sein, das Schwarze Meer deshalb nicht, weil dort der Aal nicht vorkommt, für den es auch ein indogermanisches Wort gibt.

Schiffahrt: Südwind: lat. anster; lett. austos; ahd. ostar; av. usas; lat. caurus; Nordwestwind: lit. sauris; abg. severu; got. skura windis. Daraus ist zu schließen, daß die Indogermanen Seefahrer waren.

Schiff: gr. ναῦς; lat. navis; air. Gen. noë; aisl. nor; ai. naus; arm. nav. Auch die gemeinsamen Worte für Sumpf und Hügel deuten auf eine Heimat in der Nähe des Meeres und nicht in der Steppe.

Sumpf: lat. palus; ain. pavalam; lit. pelke.

Die Form der Wirtschaft ist insofern wichtig für die Urheimat, als in Europa unter den damaligen Klimabedingungen Ackerbauer und Viehzüchter lebten. Alle indogermanischen Einzelvölker treten als Ackerbauer in die Geschichte ein.

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Sinkender Abend am Oberſee

Digitized by Google

Digitized by Google

Pflug: gr. ἄροτρον; lat. aratrum; aisl. arathar; lit. arkens; arm. araur. Pflugschar, Hacke, Egge, Spaten, Sichel, Mühle, Ähre, Furche, Same haben ebenfalls übereinstimmende Wortformen. Wagen gab es wahrscheinlich verschiedene Arten, deshalb kein gemeinsamer Name. Aber seine Teile haben alle gleiche Bezeichnungen (Achse, Deichsel). So z. B. heißt das Rad: lat. rota; air. roth; dt. Rad; lit. rates; ain. rathas.

Die Tätigkeiten säen, mähen, mahlen, schroten usw. haben gleiche Bezeichnungen. An Fruchtpflanzen müssen dem Namen nach Korn, Gerste, Weizen u. a. bekannt gewesen sein.

Die meisten Ausdrücke finden sich nicht im Indischen, weil dort eine gänzlich andere Natur vorherrscht, was zum Schwund der ursprünglich vorhandenen Worte führt.

lat. granum; ir. gran; got. kaurn; altpr. syrne; lit. zirnis; altbg. zruno. dt. Roggen; agf. ryge; lit. rugis; abg. ruzi; thrak. βριβα.

Haustiere:

Schwein: gr. ὗς; lat. sus; ahd. su; alb. þi; abg. svinija.

Pferd: gr. ἵππος; lat. equos; ir. ech; as. ehu; lit. asva; ain. asosas.

Schaf: gr. ὄις; lat. ovis; air. oi; ahd. ouwi; lit. asvis.

Rind: gr. βοῦς; lat. bos; kymr. buw; ahd. kuo; an. kyr; lett. gùovs; arm. Kov; abg. govedo; ain. gauh.

Diese Worte zeigen den Charakter der Kultur: Unsere Vorfahren haben Ackerbau getrieben und waren nicht Nomaden!

Gemeinsame Wortformen für Wildgans, Wildente, Kranich, Hirsch, Elch, Wildschwein, Biber, Wolf und Bär kamen vor, aber nicht für Löwe, Tiger und Kamel, weil diese Tiere in der indogermanischen Landschaft nicht zu Hause waren.

Bär: gr. ἄρκτος; lat. ursus; alb. ari; ain. ṛkaš-h; av. arsa; ebenso kamen vor: Wolf, Fuchs, Elch, Hirsch, Biber, Auerochs, Hase.

Wesentlich für die Bestimmung der Urheimat ist das Eichhorn, das in der Steppe und auch in der Krimgegend nicht vorkommt. Eine gleiche Bezeichnung für dieses Tier ist bisher in vielen, leider noch nicht in allen indogermanischen Sprachen, gefunden worden.

Eichhorn: kymr. gywer; bret. giber; abg. veverica; lit. vovere; lett. waweris. Das Eichhorn ist ein ausgesprochenes Waldtier.

Ein vielbekannter Hinweis für die Urheimatsfrage ist Buche und Eibe, für die es auch gemeinsame Namen gibt. Beide sind Bäume, die unter dem Klima der damaligen Zeit nur in einer Gegend gedeihen konnten, die westlich der Linie Königsberg bis nach der Krim und von da zum Kaukasus liegt. Danach muß die Urheimat der Indogermanen also in Mitteleuropa gewesen sein. In das Gebiet der Ostsee weisen die vorhandenen Bezeichnungen für Aal und Lachs, beides Tiere, die wohl in der Ostsee, nicht aber in Zuflüssen des Schwarzen Meeres leben können. Als Baumnamen kommen indogermanisch vor: Birke, Weide, zwei Fichtenarten, Erle, Esche, Hasel, Buche, Ulme, Ahorn.

Digitized by Google

Birke: lit. berzas; abg. breza; tuss. bereza; skr. bnurja.

Die südeuropäischen Völker haben das Wort mit dem Gegenstand verloren. Wenn jetzt häufig Worte nicht mehr den gleichen Gegenstand bezeichnen, muß man dies doch für frühere Zeiten in den meisten Fällen annehmen.

Weide: ahd. wida; lat. vitex; airan. vaeti; pers. vio; neupers. bid.

Diese Anschauung hat im wesentlichen der Sprachgelehrte Hermann Hirt erarbeitet. In seinem Beitrag über: „Die Urheimat der Indogermanen“[3] setzt er sich mit Hypothesen auseinander, die die Urheimat in Asien oder in Osteuropa suchten. Johann Schmidt[4] nahm an, daß die Indogermanen aus Asien gekommen seien, er glaubte, sumerisch-babylonischen Einfluß im Zahlen- und Rechnungssystem nachweisen zu können, was aber Hirt als unwahrscheinlich zurückweist. Tatsachenmäßig besser ausgerüstet war Otto Schrader[5] zu dem Schluß gekommen, daß die indogermanische Heimat im Osten Europas läge mit nicht genauer zu bestimmender Ausdehnung nach Mitteleuropa und in die Gegenden am Kaspischen Meer und Aralsee. Der Süden, Westen und Norden Europas gehörten nach ihm nicht dazu.

Schrader verlegte die Urheimat also in eine Steppenlandschaft. Er unterschied bei den Indogermanen zwar zwei Gruppen, von denen die westliche (Europäer) gemeinsame Ausdrücke hat, die auf Ackerbau schließen lassen, die östliche aber (Indoranier) diese nicht besitzt. Und wenn er dazu noch auf die falsche Ansicht Viktor Hehns hinweist, der behauptet, die indogermanischen Ausdrücke für Ackerbau seien eine große Schicht gemeinsamer Lehnwörter aus dem Osten, sehen wir, daß er die Indogermanen ursprünglich gerne als Nichtackerbauer, als Nomaden, in den Steppen Südrußlands zu Hause sein lassen möchte.

Er teilte die Indogermanen in vier Gruppen:

1. Centumvölker, 2. kleinasiatische Satemvölker, 3. Arier, 4. Tocharer. Zu den Centumvölkern gehören Germanen, Kelten, Italiker, Griechen; bei ihnen findet er die gemeinsame Bezeichnung für die Buche. Das Germanische steht dem Keltischen und Italischen näher als dem Griechischen. Auch Ratzel gibt als Ausgangspunkt für diese Völker die mittlere Donau an (Moldau, Walachei). Die Kelten und Italiker gingen dann westwärts der Donau zu und trennten sich nach Nord und Süd. Die Prägermanen schlugen den Karpathenweg ein (obere Weichsel, Oder, Elbe) und durch Vermischung mit einem nichtindogermanischen Urvolk entwickelte sich die germanische Stammeseigentümlichkeit. Danach kamen sie wieder mit den Kelten in Berührung. Es erfolgte die germanische Lautverschiebung, welche die Prägermanen zu Germanen machte. Die Germanen fluteten also nordwärts, wurden vom Meer aufgehalten und kamen wieder zurück.

Die Griechen sind von Nord nach Süd eingewandert. Diese indogermanischen Völker trafen dann auf nichtindogermanische Pikten, Iberer, Ligurer

[3] Indogermanische Forschungen, I. Bd. 1892, S. 464—485.

[4] Joh. Schmidt: „Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem“. 1890.

[5] Otto Schrader: „Sprachvergleichung und Urgeschichte“. Jena 1890.

Digitized by Google

und Etrusker. Die Arier sind noch während der Gesänge des Rigveda im Vorrücken von Nordwest nach Südost. Zeugnis dafür ist die altindische Zählung der Jahre erst nach Wintern, dann nach Herbsten, dann nach Regenzeiten. Deshalb ist der Iran die Heimat der Inder und beide Seiten des Hindukusch die Urheimat der Arier. So ist die Auffassung Schraders.

Drei Punkte sind nach ihm dafür anzuführen, daß die Indogermanen einmal im äußersten Osten Europas saßen. 1. Die uralte Nachbarschaft der Arier und Finnen, 2. die Bekanntschaft des arischen Urvolkes mit der Wolga, 3. die Skyten, die am Ende des achten Jahrhunderts über den Don gingen und unter Vertreibung der Kimmerierer das südliche Rußland besetzten, waren zurückgebliebene reine Arier.

Dagegen wendet sich Hirt ganz entschieden, indem er auf die von Schrader selbst genannten Bezeichnungen für den Ackerbau hinweist. Auch die Baumnamen und andere Worte zeugen gegen eine östliche Heimat. Hauptsächlich weisen Aal und Lachs nach dem Ostseegebiet, da der Aal in den Zuflüssen des Schwarzen Meeres unbekannt ist. Hirt schreibt am Ende des genannten Werkes, S. 484: „Alle kulturhistorischen Tatsachen lassen sich mit dieser Heimat (Ostseegebiet) vollständig vereinigen, ich sehe keine, die irgendwelche Schwierigkeiten bereitete und einige können nur auf dieser Grundlage gedeutet werden."

In einem neueren Werk bekräftigt Hirt diese Anschauung[6], wenn er schreibt: „Es lohnt sich heute nicht mehr, das, was man in früheren Jahren an scheinbaren Gründen für Asien angeführt hat, noch kritisch zu widerlegen, da es allgemein anerkannt ist, daß diese alle völlig wertlos sind" (Bd. I, S. 177). Die Urheimat ist seiner Meinung nach dort zu suchen, wo die größte zusammenhängende Zahl indogermanischer Völker wohnt; das ist das Gebiet der Germanen, Kelten, Litauer und Slawen. Gegenüber Ratzel, der behauptet, die Indogermanen seien als Eroberer vom Osten nach Europa eingedrungen und hätten als Nomaden gelebt, schreibt Hirt, daß Nomaden nie die Kraft gehabt hätten Reiche, wie es die indogermanischen waren, zu gründen. Die Skyten und Hunnen, alle diese Eroberer-Nomaden, sind wieder verschollen, weil sie keinen Nachschub aus dem Heimatland erhielten. Ein Ackerbau treibendes Volk erschöpft sich dagegen nie, sondern sendet immer neue Wellen aus.

Schrader ist jedoch bei seiner Meinung stehen geblieben, sowohl in seinem Werk über „Die Indogermanen"[7] als auch in dem Artikel „Urheimat" in dem „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde"[8].

Der entschiedenste Gegner der Hirt'schen These ist aber der Jude Sigmund Feist; in dem Buch „Kultur, Herkunft und Ausbreitung der Indogermanen" (1913) legt er seine Anschauungen nieder. Er wendet sich in grober, z. T. unwissenschaftlicher Weise gegen Hirt, Much und vor allem gegen

[6] H. Hirt: „Die Indogermanen. Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur". 2 Bde. Straßburg 1905.

[7] O. Schrader: „Die Indogermanen". Leipzig 1911.

[8] Berlin und Leipzig 1929. Bd. 2, S. 575 ff.

Digitized by Google

Kossinna und behauptet, die Indogermanen hätten ursprünglich als Nomaden in Zentralasien gelebt. Getreidearten kannten sie nach ihm nur zwei, nämlich Roggen und Gerste. Einen Beweis, daß sie die Buche kannten, hält er für nicht erbracht. Das Wort Meer war ihnen seiner Meinung nach nicht bekannt. Die Wörter Aal und Lachs reichen ihm für die Annahme der Heimat im Ostseegebiet nicht aus. Alle Argumente für die Europathese entbehren nach Feist jeglicher Beweiskraft. Die Ostsee kann nach ihm deshalb nicht Urheimat gewesen sein, weil dort seit frühester Zeit die Germanen wohnten. Die germanischen Dialekte haben sich aber am weitesten von der Ursprache entfernt (Lautverschiebung, Verfall der Endsilben und Flexionsformen, Akzentversetzung), sie sind überhaupt nur zerrüttete indogermanische Sprachen. Die Vertrautheit der Indogermanen mit den Pferden widerspricht der Annahme einer großen Kultur bei ihnen. Sie waren vielmehr ein Reitervolk, und Reitervölker waren immer von asiatischen Steppen nach Europa eingedrungen. Diese pseudowissenschaftliche Arbeit Feists ist restlos zurückzuweisen; man merkt daraus die absichtliche Verdrehung der Wahrheit und die bewußte Verbreitung falscher Tatsachen. — Es ist ja schließlich auch nicht Zufall, daß dieser Jude in dem 15bändigen Reallexikon der Vorgeschichte von Ebert (erschienen 1925—1932!) gerade den Beitrag über die Germanen geschrieben hat. Deutschen Forschern wurde es nicht überlassen, die Wahrheit über die Germanen zu verbreiten! Bei solchen Gelegenheiten schalteten sich immer rasch diejenigen ein, die Gegner alles Germanischen und Deutschen sind. Wenn Feist die Ackerbaukultur für die Indogermanen ablehnt und sagt, daß diese als Nomaden in den Steppen Asiens wohnten, dann mißachtet er die von der Sprachwissenschaft beigebrachten Gegenbeweise. Wenn er aber die germanische und ebenso die deutsche Sprache eine vollkommen zerrüttete indogermanische Sprache nennt, so müssen wir fragen, ob ein Volks- und Rassefremder überhaupt in dieser Weise von unserer Muttersprache schreiben darf.

Wie ist das aber mit der deutschen Sprache? Ja, sie hat sich ganz weit fortentwickelt von dem Indogermanischen. Die germanische und die deutsche Lautverschiebung zeigen wie bei keiner anderen Sprache einheitliche Veränderungen des Urbestandes; aber nicht Vermischung mit anderen Völkern, mit anderen Rassen, ist notwendige Voraussetzung zu solchen Veränderungen! Eine starke, ursprüngliche Sprache trägt die Tendenz zur Entfaltung, zur Fortentwicklung in sich selbst! Sicherlich hat gerade das Germanische die lebendigen Gestaltungskräfte bewahrt, während die abwandernden indogermanischen Sprachen erstarrt sind. Wie haben deutsche Männer die Ursprünglichkeit der deutschen Sprache gerühmt! Herder, Fichte, Arndt und wie sie alle heißen. Fichte schreibt in seiner vierten Rede an die deutsche Nation, „... daß der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet".

Ebensogroße Verwirrung wie Feist muß Paudler mit seinen Ausführungen anrichten[9]. Er zitiert auch fast nur Feist und unterschlägt die

[9] Fritz Paudler: „Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten". Heidelberg 1924.

Digitized by Google

bedeutenden deutschen Sprachforscher. In der Urheimatsfrage schließt er sich Schrader an. Es hat sich nach ihm „durch die Auswertung der Cro-Magnon-form zugleich das herausgestellt, daß die Urheimat der nordischen Rasse gar nicht in Südskandinavien, sondern irgendwo westlich des Schwarzen Meeres liegt" (S. 65). „In Osteuropa ist sowohl der indogermanische Sprachstamm wie die nordische Rasse ureinheimisch(!); das Ausgangsgebiet dieser letzteren muß irgendwo nordwestlich des Schwarzen Meeres gelegen haben und fällt offenbar in Südwestrußland, wo das Ausgangsgebiet des indogermanischen Sprachstamms mit der größten Wahrscheinlichkeit angesetzt wird" (S. 74). Nach ihm ist die Verwandtschaft der Urindogermanen mit den Ursemiten und Urfinnen möglich, „ja so natürlich wie nur was" (S. 157). Er hofft noch die genauere Verwandtschaft zwischen dem Indogermanischen und dem Semitischen nachweisen zu können. Die Heimat der Semiten verlegt er zu diesem Zweck von Arabien nach einer Gegend südlich der von ihm angenommenen indogermanischen Heimat! — Diese Anschauungen Paudlers gehen völlig an den bisher erforschten Tatsachen vorbei.

Auch T. E. Karsten greift in seinem Buch über „Die Germanen" (Grundriß der Germanischen Philologie. Bd. 9. Leipzig 1928) auf die alte Theorie von der indogermanischen Urheimat zurück. Er sieht sie in Mitteleuropa und „mit besonderer Rücksicht auf die Tocharer in Ostturkestan gen Osten bis zu den russisch-sibirischen Steppenländern". Durch diese weit nach Osten abgewanderten indogermanischen Völker haben sich früher Gelehrte verleiten lassen, die Urheimat in benachbarte Gebiete der jetzigen Wohnsitze dieser Völker zu verlegen. Heute behauptet es höchstens noch die jesuitische Zeitschrift „Stimmen der Zeit" in tendenziösen Aufsätzen. Karsten scheint aber auch auf anderen Sachgebieten lieber an alten, überwundenen Wissenschaftsergebnissen festzuhalten, als der lebendigen, neuen Wissenschaft zu folgen. So schreibt er im Anschluß an obigen Satz, daß der kulturelle Aufschwung „offenbar nicht so ausschließlich, wie eine laienhafte Literatur heute anzunehmen geneigt ist, auf gewisse ererbte physische und psychische Vorzüge zurückzuführen sind, die aus einer diesen Völkern einst gemeinsamen nordischen Rasse hergeflossen waren" (S. 52).

Neuerdings hat Hermann Güntert noch einen Beitrag zur Urheimatsfrage geliefert[10], in dem er auch den Feist'schen Thesen näher kommt als den Hirt'schen Anschauungen. Er weist zunächst auf die großen indogermanischen Wanderungen hin, die von Europa über Mittelasien bis zur chinesischen Grenze verliefen (Tocharer). Aus dem indogermanischen Wortschatz schließt er, daß die Jugvorrichtung des Joches und der Wagen bekannt waren und demnach die Indogermanen außer Viehzüchtern auch Ackerbauern, also keine reinen Nomaden, waren. Die Urheimat kann nicht gewesen sein in Indien, Kleinasien, auf dem Balkan, auf der Appenin- und Pyrenäenhalbinsel, in Westfrankreich und Westeuropa, weil hier bis weit in geschichtliche Zeit nichtindogermanische Völker (Iberer, Aquitaner) wohnten. Die Ostseegegend bzw. Mitteldeutschland können nach ihm aber ebensowenig dafür in Betracht

[10] H. Güntert: „Der Ursprung der Germanen". Heidelberg 1934.

Digitized by Google

kommen, weil keine der indogermanischen Sprachen sich so umgebildet hat, wie die germanische Sprache. Darum, sagt Güntert, müssen die Indogermanen von Osten gekommen sein.

Die Frage, ob ein Volk erst in eine Gegend eingewandert sein muß, wenn es eine gegenüber der Ursprache sehr veränderte Sprache hat, haben wir schon verneinend beantwortet. Wenn Güntert aber seine These durch eine große, von ihm genannte Anzahl von Worten belegen will, müssen wir ihm entgegenhalten, daß seine Deutung dieser Worte nicht zu Recht besteht, da er sich auf Erklärungen einer koreanischen Grammatik bezieht, die nicht ganz eindeutige Belege bringt.

Dem Wortschatz nach müssen wir also annehmen, daß die Indogermanen ursprünglich in einem Land wohnten, das Ackerbau ausreichend zuließ. Was aber die systematischen Sprachänderungen, die germanischen Lautverschiebungen, angeht, so ist dazu zu sagen, daß die Sprachforscher noch keine eindeutigen Erklärungen dafür gegeben haben. Wir wissen heute wieder, daß eine Sprache auch viel lebendiger ist, als daß sich ihre Veränderungen in bestimmte Regeln einpressen lassen. Bei den sogenannten systematischen Lautverschiebungsgesetzen gibt es bekanntlich eine ungeheure Zahl Abweichungen von den „Regeln". Die Umwandlung der Laute hielt Grimm für eine Folge der Fortentwicklung, Müllenhof erklärte sie als Schwankungen zwischen Bequemlichkeit und Tatkraft, Scherer sah darin den Ausdruck ästhetischen Strebens. Der Psychologe Wundt sah ihren Anlaß in dem Kampf von Einwanderern mit der Urbevölkerung. Daß Völkermischung Sprachverwandlung herbeiführen müßte, ist keinesfalls zwingend. Damit wären auch die Bedenken Eduard Meyers zurückgewiesen, der auch in der veränderten Sprache einen Grund sah, daß Deutschland nicht Urheimatsgebiet sein könnte.

Paul Kretschmer drückte sich in seiner „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" (Göttingen 1896) noch vorsichtig aus: „Man hat sich mit der Frage nach der Urheimat ein viel zu weites Ziel gesteckt. Wir besitzen keine Mittel und Wege, bis in jene entfernte Urzeit hinabzusteigen. Nicht die Urheimat, sondern das Verbreitungsgebiet in einer möglichst frühen Periode müssen wir zu erforschen suchen." Er streicht dann alle Gebiete, die nicht als Heimat in Frage kommen, ab und fährt fort: „Die Annahme, daß die europäischen Indogermanen samt und sonders aus Asien in Europa eingewandert sind, ist jedenfalls vorläufig als unbegründet zu betrachten. Weder vom archäologischen, noch anthropologischen, noch vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt, noch endlich aus irgendeiner historischen Tradition läßt sich bis in die jüngere Steinzeit und möglicherweise sogar bis in die Diluvialzeit hinein ein Anhalt für eine solche Einwanderung gewinnen" (S. 62).

In einer kleineren Schrift aus dem Jahre 1925 sieht Kretschmer[11] die Gründe Schraders, der die Urheimat ja nach Südosteuropa verlegte, nicht für stichhaltig an und hält die Ansicht von der norddeutschen Urheimat für die richtige. Er untersucht die Heimaten der einzelnen indogermanischen Völker und hält als Sprachwissenschaftler die Ergebnisse der Vorgeschichtler

[11] P. Kretschmer: „Die indogermanische Sprachwissenschaft". Göttingen 1925.

Digitized by Google

für richtig, die Norddeutschland und das südliche Skandinavien als germanische und zugleich auch als indogermanische Urheimat ansehen.

Bedenken gegen diese Annahme hat K. F. Wolff[12] vollständig zunichte gemacht. Er weist die falschen Ansichten eines Anhängers der Schmidt'schen Kulturkreislehre, nämlich die Wilhelm Koppers[13], zurück. Dieser führte an, daß Indogermanen und Altaier einen Himmelsgott und das Pferdeopfer gemeinsam haben. Pferdezucht und Pferdeopfer läßt er aber nur in Zentralasien beheimatet sein und verlegt damit die indogermanische Urheimat in diese Gebiete. Wolff bestreitet jedoch, daß die Pferdezucht nur in Innerasien zu Hause gewesen sei. In Europa war das Pferd schon in frühesten Zeiten bekannt, wie Diluvial- und Paläolithforschung beweisen. In Vorderasien dagegen war das Pferd ursprünglich unbekannt und wurde erst später durch einwandernde Indogermanen eingeführt. „So werden wir eben auch den ganzen Hirtennomadismus Innerasiens als einen Ableger, eine der Steppe angepaßte Verarmungsvariante der neolithischen Ackerbaukultur Europas betrachten können", so schließt er. Auch Much[14] war schon bei seinen frühgeschichtlichen Forschungen, die kulturelle Verhältnisse sehr stark beachteten, ähnlich wie Kossinna zu diesem Ergebnis gekommen.

Wir glauben, in den Ausführungen genügend deutlich gezeigt zu haben, wie Urheimatsfrage und Kultur der Indogermanen eng zusammenhängen. Ihre Bauernkultur ist im Jahre 1845 von A. Kuhn[15] zum erstenmal grundlegend zusammengefaßt worden. Er nimmt für die ältesten Zeiten der indogermanischen Geschichte ein ungeteiltes Urvolk an[16], das einheitliche Kultur und Sprache hat. Aus dem vorhandenen Wortschatz des Indogermanischen wird dann die Kultur erschlossen. Diese Forschungsweise, „die linguistische Paläontologie", wird zwar sehr angefeindet, ihre Arbeitsmethode kann jedoch nicht als verfehlt bezeichnet werden. Sie hat vereint mit der Archäologie die Meinung, daß die Indogermanen Nomaden gewesen seien, völlig widerlegt. Wir wissen heute, daß sie vornehmlich Ackerbauer und Viehzüchter waren.

Daß ihre Urheimat nicht im Osten zu suchen ist, hat zuerst Olof Rudbeck aus Upsala festgestellt, dessen Werk „Altland eller Mannheim" in den Jahren 1679—1698 erschien. Er verlegte die Urheimat sogar nach Schweden. Solange die Forscher dann von der hohen Altertümlichkeit des Sanskrit durchdrungen waren,

---

[12] K. F. Wolff: „Zur Frage nach der Urheimat der Indogermanen", in: „Mannus", Bd. XXII (1930). S. 340—343.

[13] Wilhelm Koppers: „Die Religion der Indogermanen in ihren kulturhistorischen Beziehungen", in: „Anthropos". St. Gabriel, Mödling bei Wien 1929. Bd. 24, S. 1073—1089.

[14] Mathias Much: „Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschungen". Berlin 1902.

[15] Adalbert Kuhn: „Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker". Programm des Berliner Realgymnasiums 1845.

[16] Man nimmt heute allgemein an, daß sich die Indogermanen schon sehr frühe geteilt haben.

Digitized by Google

herrschte die Meinung, die Urheimat sei in Asien. Wieweit der Einfluß der Bibel dabei eine Rolle spielte, sei dahingestellt. Dann nahm man die Urheimat im Hindukusch oder auf dem Pamirplateau an, Hermann Brunnhofer kam nach Armenien, August Fick nach dem Gebiet südlich und nördlich des Kaukasus, Fritz Hommel betonte wieder den asiatischen Ursprung, weil er Verwandtschaft des Indogermanischen mit dem Semitischen annahm. Der Engländer Latham verfocht im Jahre 1851 wieder die nordostdeutsche Theorie. Folgende andere Gebiete wurden als Urheimaten genannt: Zentralasien (Feist), die südrussische Steppe (Cuno, Schrader), die Pripretsümpfe (Poesche), das untere Donaugebiet (Tomaschek), das Alpenvorland, Großbritannien und Irland (Delapouge), Deutschland (Geiger), das Ostseegebiet und die südostbaltischen Länder (Hirt, Streitberg, Kretschmer), das südliche Schweden (Penka, Wilser).

Zusammenfassend läßt sich also sagen, die anerkanntesten Sprachforscher haben die Urheimat der Indogermanen immer mehr auf das Gebiet Norddeutschlands um die Ostsee herum eingeengt. Die Steppen Asiens kommen jedenfalls als Urheimat nicht in Frage. Wenn die Sprachforschung die Urheimatsfrage noch nicht eindeutig hat lösen können, so wird sie doch nicht dulden, daß bewußte Fälscher die erarbeiteten Ergebnisse ohne stichhaltige Gegengründe verwirren dürfen. Die hervorragenden Leistungen unserer Sprachforscher des vorigen Jahrhunderts müssen aber den gegenwärtig lebenden ein steter Ansporn sein, noch bessere Ergebnisse tätigen zu können. Hierbei kommt es auf beste Zusammenarbeit von Frühgeschichte, Rassenkunde und Sprachwissenschaft an.

Digitized by Google

Albert Banska: Lärchenſchlag

Digitized by Google

Digitized by Google

Prof. D. Dr. Hugo Koch, München:

Paderborner „Wissenschaft" und meine „Unwissenheit"

Offene Gegenantwort an Herrn Prof. Karl Pieper in Paderborn

In meiner Schrift „Rosenberg und die Bibel" (Leipzig 1935, Verlag Th. Fritsch d. J.) habe ich S. 85—104 die Angriffe zurückgewiesen, die der Paderborner neutestamentliche Exeget Karl Pieper (in der „Amtlichen Beilage" zum Kirchlichen Amtsblatt für die Erzdiözese Paderborn, Nr. 8 vom 27. Juni 1935, 24 S.) gegen die Bemerkungen Rosenbergs über „die angebliche Einsetzung des Petrus" (in seiner Broschüre „An die Dunkelmänner unserer Zeit", S. 13—15) gerichtet hat. Darauf hat Herr Pieper (in der Paderborner Zeitschrift „Theologie und Glaube", 1936, H. 1, S. 64—77 u. H. 2, S. 162—180, auch als Sonderdruck) eine „Offene Antwort an Herrn Prof. Hugo Koch in München" ergehen lassen. Als ich im Januar dieses Jahres die zweite, erweiterte Auflage meiner Schrift abschloß und bevorwortete, konnte ich diese Antwort noch nicht berücksichtigen. Es steht mir auch keine theologische Zeitschrift zur Verfügung, die ich zu einer Auseinandersetzung mit Pieper über theologische und kirchengeschichtliche Einzelheiten in Anspruch nehmen könnte. Auch die Leser dieser Zeitschrift will ich natürlich nicht mit solchen Dingen behelligen. Wohl aber darf ich hier an einzelnen Beispielen die Art und Weise beleuchten, wie Herr Pieper den Kampf gegen mich zu führen für erlaubt und gut befunden hat. Soweit dabei Theologisches hereinspielt, muß es freilich mit in Kauf genommen werden.

Vor allem wirft mir Herr Pieper das Bestreben vor, „den Kernpunkt der Untersuchung zu verschieben und das Interesse von der Hauptsache auf eine Nebenfrage abzulenken". „Der zentrale Fragepunkt meiner Untersuchung", sagt er, „ist nämlich dieser: ob Matth. 16, 17 ff. ein echtes Jesuswort sei oder nicht... Über diesen Kernpunkt aber sucht Koch schnell hinwegzukommen, um dafür das Interesse auf eine, gemessen an der Echtheitsfrage, unwichtige Nebensache, nämlich auf die Frage nach der Auffassung und Beurteilung dieser Bibelstelle im christlichen Altertum zuzuspitzen; eine Frage zudem, die durch die Schrift Rosenbergs gar nicht zur Debatte gestellt worden ist. Denn die Überschrift des betreffenden Abschnittes bei Rosenberg lautet: Die angebliche Einsetzung des Petrus" (S. 65).

Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit? So kurz die Bemerkungen Rosenbergs sind, so geht doch aus ihnen deutlich hervor, daß er, wie Joh. Haller, nicht bloß die Echtheit der Matthäusstelle bestreitet, sondern auch die Anschauung der alten Kirche gegen eine Bevorrechtung des Petrus vor den übrigen Aposteln geltend macht. Schreibt er doch S. 14 ausdrücklich: „Die spätere altchristliche Theologie wehrt sich eindeutig dagegen, dem Petrus

Digitized by Google

irgendwelche Vorrechte gegenüber den anderen Aposteln zuzuerkennen, und erklärt, die Schlüssel des Himmels seien nicht sein Vorrecht, sondern das Vorrecht der gesamten Kirche." Und während er die Echtheitsfrage mit ein paar Sätzen abmacht, handeln die weiteren Ausführungen nur noch von der Stellung Petri nach der Anschauung der altchristlichen Kirche. Diese zweite Frage ist also, wie an sich, so auch in der Darstellung Rosenbergs genau so wichtig wie jene.

Am Schluß meiner Broschüre habe ich (S. 164) geschrieben, daß das Papsttum mit der Weltmacht der Unwissenheit im Bunde stehe, gegen die selbst Götter vergebens kämpfen. Bei diesem Satze dachte ich nicht an Herrn Pieper, sondern, wie ihn wohl die meisten Leser auch verstanden haben werden, an die große Masse der gläubigen Katholiken. Herr Pieper aber glaubt (S. 70), daß ich damit „natürlich" auch ihn treffen wolle, und er macht sich nun seinerseits anheischig, mir „auf Schritt und Tritt" „Unwissenheit und Unkenntnis" nachzuweisen (S. 174), obwohl er mich vorher (S. 65) „mit dem ganzen Apparat der radikalen Bibelkritik ausgerüstet" sein ließ. Ein in biblischen Dingen und in Fragen des altchristlichen Schrifttums unwissender, dabei aber mit dem ganzen, doch wahrlich nicht einfachen und geringfügigen „Apparat der radikalen Bibelkritik" ausgestatteter Mensch ist sicher eine große Seltenheit! Nun brauche ich wohl meine wissenschaftliche Ehre Herrn Pieper in Paderborn gegenüber nicht zu retten. Wollte ich das Beispiel Pauli in II. Kor. 12, 1 ff. nachahmen — Herr Pieper wird entschuldigen, daß ich diese Stelle kenne —, so könnte ich ihm eine Wolke von Zeugnissen aus berufenen Federn entgegenhalten. Aber das hieße seinen Auslassungen ein Gewicht beilegen, das sie nicht haben. Dagegen sollen die Wege ins Licht gesetzt werden, auf denen er meine „Unwissenheit" entdeckt. Wir werden dabei auch seine eigene Wissenschaftlichkeit und daneben noch andere Vorzüge in vollem Glanze leuchten sehen.

1. Auf S. 85 meiner Schrift nenne ich den Afrikaner Tertullian, der am Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts gewirkt hat, den „ältesten lateinischen Kirchenschriftsteller". Das geschieht in einem Zusammenhang, für den dieser Umstand von keinerlei Bedeutung ist. Pieper aber schreibt dazu (S. 66 A. 2), das lasse erkennen, „daß Koch über die Kontroverse, die seit langen Jahren darüber besteht, ob Tertullian oder Minucius Felix unter den lateinischen Kirchenschriftstellern die Priorität besitzt, einfach hinweggeht". Noch 1928 habe H. J. Bayliß (so!) in einer Schrift hierüber die Ansicht vorgetragen, daß der Octavius (des Minucius Felix) schon vor 160 entstanden sei, das wäre zu einer Zeit, wo Tertullian kaum geboren war. „Schon diese Feststellung beleuchtet wie ein Scheinwerfer das wissenschaftliche Arbeiten Kochs und läßt erkennen, wie seine Machtsprüche einzuschätzen sind." Will Pieper damit zunächst mein wissenschaftliches Arbeiten als oberflächlich oder leichtfertig hinstellen, so bezeichnet er S. 68 den gerügten Punkt als „Probe" meines „patrologischen Wissens".

Woher nun Herr Pieper die Kenntnis von der Arbeit des Engländers Baylis bezogen hat, weiß ich nicht. Sicher ist, daß er seinen Namen falsch

Digitized by Google

geschrieben hat. Die Forschung und Stellungnahme über das Verhältnis des Tertullian und Minucius Felix aber ist seit 1928 nicht stillegestanden, nur weiß Herr Pieper nichts davon. Die Münchener Dissertation von Johanna Schmidt (Borna-Leipzig 1932), die zum selben Ergebnis kommt wie Baylis — die mir unbekannte junge Dame sandte mir ihre Arbeit zu, wohl wegen meiner „Unwissenheit" in diesen Dingen —, kennt er nicht, ebensowenig die jüngste Erörterung dieser Frage von Hans Diller im „Philologus" 90 (1935), S. 98—114 und 216—239, der wieder für die „Priorität" Tertullians eintritt, wie es auch J. Martin in seiner neuesten Ausgabe des Octavius (Bonn 1930) und H. G. Opitz (in Pauly-Wissowa-Krolls R.-E. XV. 2, 1932, Sp. 1816—1820, vgl. Theol. Litztg. 1932, Sp. 223) getan hatten. Wäre Herrn Pieper die Abhandlung in meinen „Cyprianischen Untersuchungen" 1926, S. 1—78 oder meine Besprechung der Martin'schen Ausgabe in der Deutschen Litztg. 1930, Sp. 2458—2464 bekannt, dann wüßte er auch, daß ich mich mit dem um Minucius Felix und Tertullian gelagerten Schrifttum schon etwas näher befaßt habe, als er selbst. Im übrigen steht es mit den Einzelbeweisen in dieser Frage immer noch so, wie Harnack vor dreißig Jahren (in seiner Chronologie der altchristlichen Literatur 2, 1904, S. 326) geschrieben hat: „Es geht wie mit einem Stundenglas — ein kleiner Griff und alle Argumente rinnen ins andere Fäßchen." G. Krüger aber bemerkt in der Zeitschr. für Kirchengesch. 49 (1930) S. 93: „Gerade in dieser Frage halten seit Olims Zeiten die Streiter an einmal eingenommener Stellung mit merkwürdiger Zähigkeit fest." Indes hat, wie gesagt, diese Frage im genannten Zusammenhang, wo es sich um die Verwertung von Matth. 16, 18 ff. bei Tertullian handelt, keine Bedeutung. Auf alle Fälle ist Tertullian der älteste lateinische Theologe, der hier in Betracht kommt, da Minucius Felix bekanntlich kein Theologe war und nie auf eine Schriftstelle Bezug nimmt. Herr Pieper hat also mit seinen läppischen Bemerkungen nur seine eigene Unwissenheit ins Licht eines „Scheinwerfers" gestellt und von seiner Streitart eine „Probe" geliefert.

2. Auf S. 86 meiner Schrift ist die Rede vom ersten christlichen Pfingstfest, an dem nach der Darstellung der Apostelgeschichte (Kap. 2) „der hl. Geist im Sturmwind in Gestalt feuriger Zungen über die Apostel kam". Dazu bemerkt Herr Pieper (S. 68): „Koch beschränkt die Geisterfüllung am Pfingstfest auf die Apostel, während doch nach dem Bericht der Bibel (AG. 2, 4) ‚alle mit heiligem Geiste erfüllt' wurden." Dann fährt er fort: „Nachdem wir oben schon eine Probe seines patrologischen Wissens erhalten haben [siehe Nr. 1], gibt uns hier der ehemalige Student und Dozent der katholischen Theologie ein beachtliches Exempel seines biblischen Wissens. Ich glaube, daß manches katholische Schulkind um diese schlichten Dinge besser Bescheid weiß, als mein Gegner."

Da legst dich hin, sagt man in München. Wir bewundern hier vor allem die Pieperische Logik, die in der Aussage, daß die Apostel — um die es sich in dem Zusammenhang allein handelt — den hl. Geist empfangen haben, eine ungehörige „Beschränkung" erblickt, als ob die andern „alle" — um die es sich im Zusammenhang nicht handelt — damit ausgeschlossen wären. So-

Digitized by Google

dann aber soll das bei Pieper so beliebte „katholische Schulkind" wirklich zum Wort kommen. Im „Katechismus für das Bistum Rottenburg" vom Jahre 1888, der noch in meiner Bücherei steht, heißt es S. 27, Fr. 100: „Wann ist der hl. Geist auf die Apostel herabgekommen? Der hl. Geist ist am Pfingstfest auf die Apostel herabgekommen in Gestalt feuriger Zungen." Im Kleindruck wird dann AG. 2, 4 angeführt (womit die Stelle tatsächlich nur auf die Apostel bezogen ist) und die Wirkung des hl. Geistes auf die Apostel näher erklärt. Sicher heißt es so auch in anderen Katechismen. So ist auch in den katholischen Lehrbüchern der Kirchengeschichte und der Dogmatik zu lesen und am Pfingstfest von den Kanzeln zu hören, und ich zweifle nicht, daß Herr Pieper selbst schon an Pfingsten so gepredigt hat. Nun soll es auf einmal anders lauten. Das dicke Ende kommt aber erst noch: die Aussage, um die es sich handelt, ist nämlich gar nicht meine Aussage, sondern ich berichte bloß, was Tertullian in seiner Schrift „Von den Prozeßeinreden gegen die Ketzer" Kap. 22 sagt. Wie soll man da die Kampfesweise Piepers nennen?

3. S. 69 schreibt Pieper mit Bezug auf meine Ausführungen S. 87 f.: „Herr Koch weiß nicht, daß das biblische Gottesreich sowohl Gegenwarts- (z. B. Matth. 12, 28) wie Zukunftscharakter hat." Das habe ich aber in meiner Jugend etwa zehn Jahre vor Herrn Pieper gehört. Ich weiß aber auch seit langem, daß die Gegenwartsbedeutung des biblischen Gottesreiches höchstens darin bestehen kann, daß Jesus aus gewissen Zeichen bereits auf den nahen Anbruch dieses Reiches geschlossen hat, womit er freilich irrte. „Tatsächlich", fährt Pieper fort, „liegt das eschatologische Element an der Peripherie der Predigt Jesu. In der Bergpredigt z. B. spielt es überhaupt keine Rolle." Auch das ist mir längst bekannt, daß zahlreiche Theologen, auch protestantische Theologen, selbst der verstorbene Harnack, bemüht sind, das „eschatologische Element" an die „Peripherie der Predigt Jesu" zu schieben, während andere ebenso bedeutende Theologen den eschatologischen Gedanken mit vollem Recht in den Mittelpunkt stellen. Auf Näheres kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur kurz darauf hingewiesen, daß nach Mark. 1, 14 f. und Matth. 4, 17 Jesus sein öffentliches Auftreten begonnen hat mit der Verkündigung, daß das Reich Gottes (oder das Reich der Himmel) „nahe herangekommen" sei und die Menschen deshalb Buße tun sollen. Das ist also für diese Evangelisten der Inbegriff seiner Verkündigung, nicht eine Randbemerkung. Und was gerade die Bergpredigt betrifft, so „weiß" also, um seine Sprache zu sprechen, Herr Pieper „nicht", daß namhafte Exegeten die ganze Bergpredigt als „Interimsethik" betrachten und lediglich aus dem Glauben an das nahe Ende dieser Weltzeit und den bevorstehenden Anbruch des Gottesreiches erklären. Tatsächlich ist ja auch die Bergpredigt beim Ausbleiben des Gottesreiches mehr und mehr erweicht, ja geradezu verlassen worden, und die christliche Sittenlehre wurde später nicht auf der Bergpredigt aufgebaut (vgl. meine Schrift S. 61 f.). Pieper nennt es freilich (S. 67, A. 3) „eine törichte Behauptung Kochs auf S. 88, daß die Kirche selbst vier Jahrhunderte bis zum hl. Augustin gebraucht hat, um zu entdecken, daß sie sich mit dem Himmelreich inhaltlich decke". Hier

Digitized by Google

liegt aber die Sache ganz einfach: Herr Pieper braucht bloß, aber ohne zu flunkern, einen Kirchenvater vor Augustin zu nennen, der das Himmelreich mit der Kirche in eins setzt! Hat doch Augustin selbst dies nicht immer und nie restlos getan.

4. Gegenüber Piepers Vorwurf, daß Rosenberg sich seiner „Konfusion" gar nicht bewußt geworden sei, wenn er in Matth. 16, 18 bald der Kirche, bald dem Felsen die Verteidigung der Unüberwindlichkeit gegeben sein lasse, habe ich (S. 89) erklärt, daß der Fels und das darauf erbaute Haus doch eine Einheit bilden, die eine communicatio idiomatum (Austausch der Eigenschaften) zulasse, und daß es gerade der Fels sei, der das darauf erbaute Haus unerschütterlich mache. Ferner wies ich darauf hin, daß *auch* viele altchristliche Schrifterklärer das griechische Fürwort (in Matth. 16, 18) nicht auf die Kirche, sondern auf den Felsen beziehen oder beide Beziehungen als möglich offen lassen. Ich spreche also, wie das vorhin unterstrichene „auch" ohne Beifügung des vorhin in Klammern gesetzten „in Matth. 16, 18" deutlich genug erkennen läßt, schon im ersten Satze von Matth. 16, 18, dem Bau der Kirche auf Petrus, und nur davon. Was macht aber Herr Pieper daraus? Er habe, sagt er, diese Ausführungen „eines mit hohen Prätensionen auftretenden Mannes" zweimal, dreimal gelesen, aber darüber nur den Kopf schütteln können. Der Tempelfels sei nämlich *im* Tempel gestanden, nicht etwa „ein Tempel in Liliputformat" *auf* jenem Felsen. Er bezieht also meine Ausführungen entgegen dem klaren Zusammenhang nicht auf den Kirchenbau Matth. 16, 18, sondern auf den Tempelfelsen in Jerusalem, von dem vorher, vor meinen Bemerkungen wegen der angeblichen „Konfusion" Rosenbergs die Rede gewesen war, und *unterschiebt mir eine Vorstellung*, die ich in keiner Weise ausgesprochen oder auch nur der Vermutung nahegelegt habe. Hatte ich doch vorher seinen eigenen Satz angeführt, daß der Tempelfels „*im* Felsendom zu Jerusalem" noch heute vorhanden sei. Natürlich kannte ich auch die Äußerung *Hallers* (Das Papsttum 1, 1934, S. 5) über „den Felsen *im* Tempel zu Jerusalem", wie ich auch die einschlägige Abhandlung von J. *Jeremias* (in der Zeitschrift „Angelos" 2, 1926, S. 74—128) bald nach ihrem Erscheinen gelesen und ausgezogen hatte. Der Zufall fügte es, daß ich, ehe mir die Antwort Piepers zu Gesicht gekommen war, für die 2. Auflage an der fraglichen Stelle eine Änderung vorgenommen habe. Ich tat dies nicht etwa, um Sinn und Zusammenhang zu ändern, sondern einerseits, um den Satz mit dem wenig bekannten theologischen Fachausdruck und seiner Deutung zu streichen und anderseits, um hier ohne Beanspruchung eines wesentlich größeren Raumes — der Satz meiner Schrift war in der Druckerei stehen geblieben —, auf eine Schrift Piepers vom Jahre 1932, die ich inzwischen eingesehen hatte, hinzuweisen, wo er noch selbst das zuläßt, was er jetzt bei Rosenberg als „Konfusion" geißelt. Auch diese meine Änderung in der 2. Auflage zeigt, daß meine Ausführungen eben nur auf Matth. 16, 18 gingen. Herr Pieper aber zog es vor, sie zu mißdeuten, um dann schwelgen zu können in Hohn und Spott über die „Unkenntnis und Unwissenheit", die ich „eindrucksvoll dokumentiert" hätte, über die „geistige Dunkelheit bei Herrn Koch", die er „ein wenig zerstreuen" müsse! Oder er hat seinen Kopf

Digitized by Google

ſo lange und ſo ſtark geſchüttelt, daß ſein Verſtand in Wirbelbewegung geriet und einen klaren Zuſammenhang nicht mehr erfaſſen konnte.

5. S. 95 ſpreche ich von den ſog. Pſeudoklementinen und dem Brief des Petrus an Jakobus „in den ‚Homilien'". Dazu ſchulmeiſtert Herr Pieper (S. 165): „Koch weiß nicht einmal, wo der Brief des Petrus an Jakobus ſeine Stelle hat. Denn er ſteht an der Spitze, und nicht, wie er behauptet, in den Homilien. Er geht vielmehr mitſamt dem Briefe des Klemens an Jakobus den Homilien voran." Herr Pieper weiß alſo nicht, oder will es nicht wiſſen, daß, wenn man von den pſeudoklementiniſchen „Homilien" ſpricht, oder „in den Homilien" ſagt, man einfach das ſo betitelte Werk meint, im Unterſchied von den pſeudoklementiniſchen „Rekognitionen", ohne damit den näheren Standort bezeichnen zu wollen. Dieſen und den Standort des Briefes von Klemens an Jakobus habe ich in Klammern mit „De Lagarde, Clementina, Leipzig 1865, S. 3 u. 6" angegeben. Ich habe dieſe Ausgabe ſogar eigens nochmals nachgeſchlagen, um die Seiten genau anzugeben, und da hätte ich ja ſehen müſſen, daß die beiden Briefe vorangehen — wenn ich es natürlich nicht längſt vorher gewußt hätte. (Ich habe z. B. das Werk C. Schmidts über die Pſeudo-Clementinen, Leipzig 1929, in der Theol. Litztg. 1929, Sp. 483—487 eingehend angezeigt.) Wie ſoll man eine ſolche Kampfesweiſe wieder nennen?

Herr Pieper entdeckt aber bei mir nicht bloß eine bemitleidenswerte „Unkenntnis und Unwiſſenheit", ſondern auch Mangelhaftigkeit meiner „ſprachlichen Fähigkeiten" (S. 180). Damit meint er aber nicht etwa die ſprachliche Darſtellung in meiner Schrift, ſondern meine Sprachkenntniſſe, im beſonderen meine Kenntnis der griechiſchen Sprache, und er ſtellt damit ſeine eigenen „ſprachlichen Fähigkeiten", die ich ſchon in meiner Schrift (S. 91, A. 1) beleuchtet habe, nochmals auf den Scheffel. Es ſind drei Belege, die er für ſeine Behauptung vorzubringen weiß.

1. Auf S. 91 meiner Schrift überſetzte ich eine auf Jakobus, Kephas (Petrus) und Johannes gehende, in der Mittelform der Gegenwart gehaltene griechiſche Wendung mit „die da für Säulen galten". So faßten die Stelle die älteſten lateiniſchen Bibelüberſetzungen, und auch Hieronymus beließ es dabei in ſeiner, von der Kirche gutgeheißenen „Vulgata". Ebenſo überſetzten hervorragende Gelehrte wie C. Weizſäcker (10. Aufl. 1912, S. 340), W. Bouſſet (in der ſog. Gegenwartsbibel, II. Bd., 2. Aufl., Göttingen 1908, S. 42) und andere. Niemand hat ihnen deswegen „mangelhafte ſprachliche Fähigkeiten" vorgeworfen, wenn auch neueſtens die Überſetzung „die als Säulen gelten" vorgezogen wird. Herr Pieper aber fühlt ſich (S. 72) bemüßigt, dazu noch die läppiſche Bemerkung zu machen: wenn mir der griechiſche Text „nicht zur Hand war" oder „aus irgendeinem Grunde deſſen Feſtſtellung" mir „nicht möglich war" — der griechiſche Text des Neuen Teſtaments, den ich zu leſen begann, als Herr Pieper kaum mit den Anfangsgründen des Griechiſchen bekannt wurde, und der ſeit über vierzig Jahren zum Nachſchlagen auf meinem Schreibtiſch liegt! —, ſo hätte ich mir aus proteſtantiſchen Kommentaren, die er anführt — und die natürlich auch mir zur Hand ſein müſſen! — Aufklärung verſchaffen können. Ob wohl Hieronymus, Weizſäcker, Bouſſet u. a.

Digitized by Google

den griechiſchen Text auch nicht zur Hand hatten oder feſtſtellen konnten? Wenn aber Pieper ſchließlich dabei bleibt, daß ſeine eigene Wiedergabe der Stelle einfach mit „Säulen“ den Sinn des Apoſtels „vollſtändig trifft“, während ich ihn „durch unkorrekte Überſetzung abſchwächen wolle“, wenn er alſo zwiſchen der Faſſung „Säulen“ und den pauliniſchen Worten „die für Säulen gelten“ keine Abſchattung, keinen Stimmungsunterſchied findet, zumal in einer ſo lebhaften und zugeſpitzten Auseinanderſetzung wie Gal. Kap. 2, wo es noch zweimal (2, 2 und 2, 6) mit demſelben griechiſchen Ausdruck heißt „die etwas gelten“ — *dann iſt ihm nicht zu helfen, da fehlt es dann wirklich an „ſprachlichen Fähigkeiten“*.

2. S. 91 führte ich einen von Euſebius (in ſeiner Kirchengeſchichte II, 1, 3) aufbewahrten Satz des *Klemens von Alexandrien* (um 200) an, des Inhalts: Petrus und Jakobus und Johannes hätten nach der Aufnahme des Erlöſers (in den Himmel), obwohl vom Erlöſer beſonders ausgezeichnet, ſich keinen Vorrang zuſprechen laſſen, ſondern Jakobus den Gerechten zum Biſchof von Jeruſalem gewählt. Hier wirft mir Pieper (S. 75) vor, daß ich die griechiſche Wendung „ſagt man“ oder „heißt es“ unbeachtet gelaſſen und ſo „den Sinn umgebogen“ hätte. „Eigentlich gehörte ſich für dieſe Handlungsweiſe freilich ein ſchärferer Ausdruck.“ So ſchreibt ein Pieper, deſſen „Handlungsweiſe“ gegenüber meinen Darlegungen wir ſchon genügend kennen gelernt haben! Das „ſagt man“ konnte ich aber mit gutem Rechte weglaſſen, da ſowohl Klemens wie Euſebius den mit einem Vorrang des Petrus unvereinbaren Inhalt des Satzes ohne jeglichen Einwand aufgenommen und weitergegeben haben, und es nur darauf hier ankommt. Für Pieper aber iſt dieſe an der Sache gar nichts ändernde Weglaſſung, wie vorhin meine Überſetzung von Gal. 2, 9 zuerſt Zeichen einer ſchlimmen Abſicht und zum Schluß (S. 180) Beweis mangelnder „ſprachlicher Fähigkeiten“. Was ſoll es nun eigentlich ſein, Abſicht oder Unfähigkeit? Beides geht doch unmöglich zuſammen.

3. Einen dritten Beleg findet Pieper (S. 175) in meiner Überſetzung einer Stelle aus *Origenes* bei Migne PG. 13, 997. Sie lautet bei mir (S. 97): „Denn ein Fels iſt jeder Jünger des Chriſtus, von dem getrunken haben, die ‚von dem ihnen folgenden geiſtlichen Fels tranken‘ (I. Kor. 10, 4).“ Pieper überſetzt: „Denn ein Fels iſt jeder Jünger Chriſti, ſeitdem (oder vielleicht auch: von dem) die getrunken haben, die aus dem geiſtigen Felſen, der ſie begleitete, tranken (oder ſtammen).“ Wie man ſieht, überſetzt Pieper, wenn auch nur zur Auswahl, ebenſo wie ich. Trotzdem fügt er in einer Anmerkung bei: „Koch hält ſich in ſeiner Überſetzung der Texte aus Origenes an die lateiniſche Überſetzung“, wobei der Leſer verſtehen ſoll, daß ich eben nicht imſtande ſei, aus dem Griechiſchen ſelbſt zu überſetzen. Ich muß alſo wohl abſichtlich abweichend von der lateiniſchen Überſetzung, unter Umſtänden alſo bewußt falſch überſetzen, um nicht in Verdacht zu kommen, mich lediglich „an die lateiniſche Überſetzung gehalten“ zu haben?

Hier haben wir zugleich beobachten können, wie Herr Pieper in die Verborgenheit ſchaut. Aber auch ſonſt erforſcht er Herz und Nieren. So weiß er (S. 65), daß ich die Kirche vor Jahren „grollend verlaſſen“ hätte (leider

Digitized by Google

iſt das kirchliche Finanzamt nicht dieſer Anſchauung), daß ich die Kirche geradezu haßte (S. 69). Ja, er weiß ſogar, warum ich in dieſer Sache überhaupt zur Feder gegriffen habe, und dabei entpuppt er ſich zugleich als Meiſter der Denkkunſt und der Seelenkunde. Roſenberg hat nämlich den Cyprian nirgends erwähnt. „Und noch viel weniger hat Roſenberg die Arbeiten Kochs über Cyprian für erwähnenswert erachtet. Ich glaube, daß ich mit der Feſtſtellung dieſer Tatſache wohl den tiefſten Grund der Erregung Kochs berühre. Es wurmt ihn, daß in der Auseinanderſetzung über Matth. 16, 17 ff. ſein Name keine Rolle ſpielt ... Und Roſenberg hat offenbar Kochs Arbeiten ſo gering eingeſchätzt, daß er ſie gänzlich ignoriert hat“ (S. 164). Alſo: weil Roſenberg den Cyprian und meine Arbeiten über ihn nicht erwähnt und für erwähnenswert befunden hat, bin ich in Erregung geraten, habe mich hingeſetzt und eine — Verteidigung Roſenbergs geſchrieben und dabei meinen Zorn — an Herrn Pieper ausgelaſſen! Iſt nirgends ein Lehrſtuhl für „Experimentalpſychologie“ frei? Herr Pieper wäre entſchieden der geeignete Mann. Bei ſolchem Anlaß wird übrigens dem ſonſt nach den römiſchen Theologen von allen guten Geiſtern verlaſſenen Roſenberg ſogar ein „ſicherer Inſtinkt“ zuerkannt, der ihn wohl davor bewahrt habe, Cyprian und Auguſtin für ſeine Anſchauung anzurufen. „Und Koch hat ſie nur aus dem durchſichtigen Grunde herangezerrt, weil er die Gelegenheit für günſtig hielt, um von ſich ſelbſt ſprechen zu können“ (S. 180). Da muß ich noch Herrn Pieper eine ſchwere Enttäuſchung bereiten. Hätte er ſich nämlich nicht auf das Leſen der Bemerkungen Roſenbergs über „die angebliche Einſetzung des Petrus“ beſchränkt, ſondern in ſeiner Schrift weitergeblättert, ſo hätte er gefunden, daß Roſenberg S. 78 f., wo von den römiſchen Umdeutungen und Fälſchungen die Rede iſt, einen Abſchnitt aus der Beſprechung von Caſpars Geſchichte des Papſttums, Bd. I, die „der durch ſeine Forſchungen über die Anfänge des Papſttums bekannte Prof. H. Koch“ in den „Göttingiſchen gelehrten Anzeigen“, 1932, Nr. 1 veröffentlicht hat — wie nur eine ſo angeſehene Zeitſchrift, wie die „Gött. gel. Anz.“, die Beſprechung eines ſo hervorragenden Werkes, wie Caſpars Geſchichte des Papſttums, einem ſo „unwiſſenden“ und „unfähigen“ Menſchen, wie mir, anbieten und übertragen konnte! — wörtlich anführt. Herr Pieper wird alſo ſeinen bewährten ſeelenkundlichen Scharfſinn nochmals anſtrengen müſſen, um meinen Beweggründen auf die Spur zu kommen. Die Sache wird für ihn noch ſchwieriger, wenn ich ihm verrate, daß meine Arbeit ſchon begonnen war, als Roſenbergs „Dunkelmänner“-Broſchüre erſchien, und handſchriftlich ſchon fertig war, als die ſeine erſchien und den Zuſatz über „Petrus und das Papſttum“ veranlaßte. Aber er wird gewiß nach ſeiner Art auch dieſer Schwierigkeit Herr.

Genug. Ich glaube damit die „Schritte und Tritte“, auf denen Herr Pieper meine „Unwiſſenheit und Unkenntnis“ und meine „mangelhaften ſprachlichen Fähigkeiten“ ſeinem Leſerkreis vorgemacht hat, hinlänglich beleuchtet zu haben. So alſo wird in der Kirche, in der „Gemeinſchaft der Heiligen“, gegen einen unliebſamen Gegner gekämpft! Wahrlich, es muß ſchlecht um eine Sache ſtehen, wenn man ſie mit ſolchen Mitteln verteidigen muß! Herr Pieper

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Kiesfahrer

Digitized by Google

ILLINOIS

Digitized by Google

schreibt noch (S. 179): „Man darf Herrn Koch wohl öffentlich den Rat geben, auf die Aneignung eines gewissen Maßes von Selbstbeherrschung in Zukunft mehr bedacht zu sein, als er es bisher gewesen ist.“ Nun, wenn ich das tun müßte, dürfte ich jedenfalls Herrn Pieper, wie seine Antwort gezeigt hat, nicht zum Vorbild nehmen. Um ihm aber nichts schuldig zu bleiben, auch nicht seine liebevolle „brüderliche Zurechtweisung“, so gebe ich ihm hiemit öffentlich den Rat: er möge auf die Aneignung der einfachsten Grundbegriffe wissenschaftlicher Ehrlichkeit künftig mehr bedacht sein, als er es in seiner offenen Antwort gewesen ist.

Digitized by Google

Adalbert Forstreuter:

Bulgarien und seine kulturpolitische Zeitwende

Fast hundert Jahre sind es her, daß deutsche Schriftsteller sich mit dem Land zwischen der Donau und den Rhodopen befaßt haben, und seither hat der Deutsche nicht nachgelassen, das Bild über Bulgarien zu vervollständigen, zu klären und in seiner wechselnden Vielfalt zu begreifen. Ja, man kann sagen, kein anderes Land von dieser Größe ist räumlich von uns aus so fern empfunden worden, aber einem bestimmten Zuge unseres Wesens so nahe gewesen. Gewiß haben romantische Reisewünsche den Zauber der Fremde mit dem schon südlichen Licht der Landschaft übermalt. Auch trug eine romantische Geschichtsauffassung manches dazu bei, das Land der Rosen schon für das eigentliche Reich des Turbans und der Wasserpfeife zu nehmen. Aber der aus vielerlei Gründen nach Südosten gerichtete Blick des Deutschen umfaßte dennoch den Zentralbalkan gleich von vornherein als Schicksalsraum. Als darum nach den Freiheitskriegen (1877/78) das politische Spiel beginnt, da ist oft unser Herz mit den Menschen dort mitgegangen. Wenn das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit bis 1912 weder das Land in seiner schönen Mannigfaltigkeit, noch das Volk in seinem Freiheitsringen kannte, so lag das daran, daß vor dem Balkan ein großer Vorhang hing, und dieser Vorhang hieß Wien und die Habsburger. Selbst das heute noch wesentliche Werk von Jritschek war in Deutschland viel zu wenig verbreitet. Erst die Waffenbrüderschaft im Weltkrieg richtete aller Augen auf das tapfere Bauernland. Doch die Vorstellungen über Land und großes Schicksal blieben ungenau. Es konnte vorkommen, daß noch 1923 die makedonische Frage in der öffentlichen Meinung bei uns in der Luft nebelhafter Anschauungen hing. Auch heute noch weiß man nicht allgemein, daß dort ein Volk in sechzig Jahren den Anschluß an die westeuropäische Kultur gesucht und im wesentlichen gefunden hat. Doch ist heute unter der rein völkisch geschärften Blickrichtung der Weg nach dem Südosten Europas auch für eine weitere öffentliche Meinung ganz offen, und die betonte Schwenkung unserer Wirtschaftspolitik hat die Menschen hüben und drüben gedanklich und räumlich nähergebracht. Nun hat uns die Größe des eigenen Schicksals in den letzten Jahren so sehr erfüllt, daß selbst bedeutsame Zeichen einer Wende an anderen Orten übersehen wurden. Kaum jemand weiß zum Beispiel, daß Bulgarien eine echte und rein nationale Bauernrevolution hinter sich hat, die nur deshalb scheitern mußte, weil unter dem Einfluß bolschewistischer Störungen vom Osten her ein geschichtlich notwendiger Prozeß umgefälscht wurde. Der gewaltsame Tod des Bauernführers Stambuljisky war nur das Gleichnis eines zu frühen und darum unzeitgemäßen Versuchs, Bulgarien seine vom Völkerschicksal vorgesehene Form zu geben.

Die kulturpolitische Lage eines Landes ist nicht die Wurzel aus der Summe der letzten politischen Geschehnisse. Bei Bulgarien erklärt sie sich am allerwenigsten allein aus den geschichtlichen Kräften, die im Verlauf der letzten sechzig Jahre angesetzt wurden. Ganz allgemein ist das Gesicht, das ein Volk in einem bestimmten Augenblick des Übergangs zeigt, auf den ersten Blick Maske und nicht Gesicht. Wer Deutschland etwa 1923 sah, konnte als Außenstehender doch nicht wissen, wie es 12 Jahre später aussehen würde. Darum kann man ein fremdes Volk nicht bloß aus gegenwärtigen Zeichen deuten wollen. Wiederum können wir die Zeichen auch nicht als etwas Zufälliges ansehen. Wir müssen uns schon die Mühe machen, das, was wir als Reisende oder Studierende an Eindrücken und Kenntnissen gesammelt haben, mit

Digitized by Google

den großen oder besser wesentlichen Erscheinungen zu vergleichen und eine noch so verführerische Schlußfolgerung an einer gültigen geschichtlichen Erkenntnis nachprüfen. Wir können z. B. nicht sagen: weil der Willensträger der letzten Geschichtsperiode in Bulgarien die dünne Schicht der städtischen Intelligenz gewesen ist, kann eine erfolgreiche Politik nach dem 19. Mai 1934 auch nur wieder von dieser Schicht gemacht werden. Gerade gegenüber diesem Schluß kann ein Vorsichtiger die Gegenfrage aufwerfen: „War denn diese Politik überhaupt im Sinne eines eigenständigen Schicksals erfolgreich?"

Die kulturpolitische Lage Bulgariens ist zuerst aus ganz bestimmten und nicht umstrittenen Gegensätzen bedingt. Zuerst dieser: Bulgarien ist ein altes Volk und zugleich ein ganz junger Staat. Das zweite bulgarische Reich hat nicht nur Kulturüberreste hinterlassen, sondern hat die volkliche Form geprägt. Wir staunen immer wieder, daß diese volkliche Form sich 500 Jahre hat halten können. Mehr noch, wir stehen wie vor einem Wunder, daß jene staatspolitischen Ziele nach dieser langen Zeit plötzlich wieder da sind, als ob nicht ein Joch von einem halben Jahrtausend dazwischen läge. Dieses alte Volk sollte sich in einer unverhältnismäßig kurzen Zeit seine staatliche Gestalt geben. Das wäre sehr einfach gewesen, wenn nicht im Augenblick seiner Neugeburt geradezu allmächtige Kräfte von außen eingewirkt und eine geschichtlich gesetzmäßige Entwicklung gehindert hätten. So wird klar, daß dieser neue Gegensatz: alte lebendige Überlieferung und vollkommen andersgeartete politische Lage in Europa ganz besondere, ja unerhörte Spannungen schaffen mußten. Gerade diese Spannungen erklären den fesselnden Kampf zwischen der bäuerlichen Selbstbehauptung und dem Andrängen abendländischer Zivilisation, der heute in ein entscheidendes Stadium getreten ist.

Zu dritt wirkt ein Gegensatz mit, der in dem Wort, daß Raum Schicksal sei, am klarsten ausgedrückt wird. Bulgarien mußte die türkische Überfremdung ertragen und dennoch frisch und lebenskräftig für die Entfaltung im abendländischen Geist bleiben. Es mußte die staatliche Neuschöpfung angelehnt an den Osten vollziehen und war durch das Streben seiner geistigen Befreier, der im Auslande lebenden kleinen Schicht von Landsleuten mit abendländischer Schulung und Bildung ausgerüstet, mit seinem kulturellen Gesicht also schon nach Westen gewendet. Bei der Deutung der Zeichen ist später auf diesen Gegensatz besonders zu achten. Ein Grenzraumvolk hat kulturpolitisch stärkere Spannungen zu tragen und zu ertragen, insbesondere wenn sich Rassen dort scheiden. Da entstehen wegen der Rassenscheidungen und Rassenmischungen eigentümliche Kraftfelder. Was sie leisten, wie sie wirken, dafür ist Bulgarien wieder ein ausgezeichnetes Beispiel. Und zu jenen drei Gegensätzen gesellt sich der vierte: wie ist es möglich, daß in einem Raum mit so vielen ethnographischen Besonderheiten sich ein so einheitlicher Staatswille hat ausbilden können? Wir können den Bogen noch weiter spannen, indem wir nicht nur von einem einheitlichen Staatswillen, sondern auch vom Willen zur Volkwerdung sprechen. Denn bis auf Serbien gibt es kaum ein anderes Beispiel, das diesen Willen trotz der fast unüberbrückbaren Gegensätze so schnell, geradlinig und erfolgreich durchsetzt. Dabei hat Serbien das Glück gehabt, nicht nur 60 Jahre früher befreit zu sein, sondern auch wegen der günstigeren Zeit und auch Lage den Hauptteil jener Gegensätze nicht zu kennen. Wir müssen bei diesem vierten Punkt ausführlicher werden. Die politische Geschichte Bulgariens zeigt im ersten und zweiten Reich die Leistung des Volksteils, in dem der turkotartarische Bluteinschlag unverkennbar ist. Jene 300 000 Reiter, die aus dem Raum um das Asowsche Meer über die Donau vordrangen, haben dem Volksverband nicht nur den Namen, sondern auch den dauernden Antrieb zur Staatenbildung gegeben. Der slavische Volksgrund, in den jenes Blut eingeimpft wurde, war ein ausgezeichneter Boden. Und es ist schon sehr aufschlußreich, wenn ein Ethnograph diesen

Digitized by Google

Vorgang mit dem in Nordspanien vergleicht, wo gotisches Blut, auch vandalisches, als Zuschuß sehr günstig gewirkt hat. Siebenhundert Jahre reichte die Kraft aus, zwischen der Donau und den Meeren die Völker in einem Staatsverband zu fassen. Als der bojarische Adel vernichtet ist und die türkischen Begs an dessen Stelle treten, da ist das Bauerntum schon so stark von jenem Blutszuschuß geprägt, daß es seine Form behält. Türken, Griechen, Albaner, Kutzowalachen, germanische Zuwanderer, neu einströmende Tartaren, Weißrussen, Armenier, sie alle gehen in den Staatsverband ein, ohne ihre rassische und völkische Eigentümlichkeit aufgeben zu müssen. Diese eigentümliche Energie, die staatsbildend bleibt, trotzdem Führerschichten aussterben, hat einen mythischen Zug. Und glaubt die Wissenschaft auch nicht so weit gehen zu dürfen, Zusammenhänge zwischen diesem Blutszuschuß und den staatsbildenden Kräften genau festzustellen, so spricht das bulgarische Nationalgefühl um so überzeugender für eine feste Wirklichkeit. Doch davon später.

Wir stellen hier die vier spannungsreichen Gegensätze noch einmal voran, um uns immer wieder darauf beziehen zu können:

1. Volk mit alter Geschichte — junger Staat!
2. Alte lebendige Überlieferung — völlig anders geartete politische Lage in Europa!
3. Kulturpolitische Schlüsselstellung zwischen Abendland und Türkei, zwischen Anlehnung nach Osten und westlicher Kulturrichtung!
4. Staats- und volkstumsbildende Zentralkraft — ethnographische Mannigfaltigkeit im Aktionsraum!

Es ist nicht leicht, wenn man heute in Bulgarien reist, zu erkennen, was läuft im Kulturprozeß ab und was kurbelt sich neu an. In den kleinen Städten zum Beispiel herrscht noch beim Handwerk die feste Überlieferung vor, daß der Sohn das Handwerk des Vaters lernt. Daneben ziehen die Söhne in die Schulen der großen Städte und wenden sich nicht nur vom Handwerk, sondern auch von den Bindungen der Landschaft und der Sippe. Außerdem nimmt einen Teil der so losgelösten Jugend die Industrie auf. Das könnte alles nebeneinander bestehen, wenn nicht ein ganz bestimmter Zug in den Menschen wäre, jene urväterliche Art weniger zu achten als die neuen Verhältnisse. Oder ein anderes Beispiel. Die Großfamilie, die Zadruga scheint aufgelöst. Das dem Code napoléon nachgebildete Recht kennt jene inneren Beziehungen, die aus einem sehr lebendigen Blutskern wirken, nicht. Das wäre soweit auch alles klar, wenn die Menschen in vielen Dörfern, selbst in den Städten — ich behaupte sogar in Sofia — nicht so lebten, als ob die Festigkeit ihres Lebens doch noch in jenem blutsmäßigen Zusammenhang beruhte. Ein anderes: überall auf dem Lande entstehen die schönsten Schulhäuser. Wohl durchdachte Lehrpläne verbürgen, daß es in Bulgarien kaum noch Analphabeten geben kann. Aber daneben bestehen noch feste alte Bräuche oder, wo sie nicht mehr geübt werden, da tun die Menschen so, als ob sie noch beständen. Statt der Zeitungen, Bücher und Bildung, die rein verstandesmäßig durchaus geschätzt werden, geht ungeheuer lebendig die Überlieferung nebenher. Und zeigt sich wirtschaftlich irgendwo eine Möglichkeit, an der Nahrungs-„hufe" zu haften, so treibt die Neigung die Menschen zur Scholle zurück, und sie nehmen mit wenigem vorlieb, um dem Boden und der Landschaft, die sie hervorgebracht, nahe zu sein. Das kann man nun als Reisender nicht sofort auseinanderhalten. Erst wenn man vieles vergleicht, wenn man die Absicht der Gesetzgebung und der Verwaltung mit jenen Erscheinungen vergleicht, dann sieht man, daß zwei Richtungen heute in Bulgarien nebeneinander und ineinander vorhanden sind. Der gegenwärtige Kulturzustand Bulgariens ist das Resultat eines falsch gerichteten Bildungsideals und einer Gegenwirkung gegen dieses, die aus irgend einem sehr lebendigen Streben nach Totalität hervorgeht. Schon rein äußerliche Vergleiche können

Digitized by Google

typisch sein. In 25 Dörfern, die ich besuchte, habe ich 23 neue Schulen gefunden, aber unter 200 Bauernhäusern nur 40 neue Bauten. Etwa 450 000 alte hölzerne Pflüge sind im Gebrauch, dagegen sind die meisten Städte und auch viele Dorfgemeinschaften mit elektrischen Kraftzentralen versehen. In einem Staat mit rund 6 Millionen Einwohnern, von denen mehr als 80 vom Hundert im kleinbäuerlichen Betrieb tätig sind, zählt man 450 Schulen, deren Ziel über das der Volksschule hinausgeht, mit rund 4400 Lehrern. In diesem Kleinbauernland geht also ein Sechstel des Volkes jeden Tag zur Schule. Dagegen trägt etwa 40 vom Hundert kein ledernes Schuhzeug. Solcher Gegensätze gibt es aber eine ganze Anzahl. Hier nur noch ein Beispiel: Familien mit dem Einkommen eines Zehnmorgenbauern wenden für die Ausbildung ihres Sohnes vielfach ungefähr den Betrag auf, der dem Grundwert des Besitzes gleich ist, ohne daß eine feste Hoffnung besteht, der Junge könnte über kurz oder lang eine ordentlich besoldete, der Größe des Opfers entsprechende Stelle bekommen. Ungefähr die Hälfte der akademisch oder fachmännisch vorgebildeten Jugend findet keine oder keine ausreichende Beschäftigung im Staat, im höheren freien Beruf oder in der Wirtschaft.

Sehr lehrreich ist auch, die Arbeitsweise zu beobachten und die aufgewandten Energien und Kräfte zu prüfen. Dabei fällt zuerst auf, daß die reproduktiven Kräfte in hohem Maße beansprucht werden, die schöpferischen dagegen noch vielfach auf ihre Erweckung warten. Ein bestimmtes System von Prüfungen, auch bei uns noch vielfach herrschend, regelt in den Schulen den Aufstieg von Klasse zu Klasse, den Übergang aus den niederen in die höheren Stufen. Erstaunlich ist, mit welcher unverbrauchten Kraft sich Jüngere und Ältere Stoffe, Wissen, Methoden und Arbeitsweisen aneignen. Die Richtung dieser Kräfte wurde aber ganz und gar durch einen praktischen Zweck bestimmt. Der große Neuerungsdrang, die Hast zu bauen, zu richten und zu verbessern, sie sind der Ausdruck einer, ich möchte sagen, falsch angesetzten Sehnsucht. Und diese Sehnsucht war bisher, den Anschluß an das Abendland unbedingt zu erreichen. Auch mancherlei Industrie entsprang diesem Streben, obschon weder volkswirtschaftlich, noch vom Schöpferischen her ein Anlaß zu finden war. Daneben kann man aber auch einen anderen Zug feststellen. Wenn zum Beispiel in der Malerei formal und stofflich das Vorbild Westeuropas maßgebend war, findet man heute schon bei einzelnen Künstlern den Versuch, auf das eigene Müssen, auf den volksgebundenen Ausdruck sich zu besinnen, sowohl in der Wahl der Stoffe, als auch in einer bestimmten Form. Diese Form schien mir nach den Proben, die ich in verschiedenen Ausstellungen und auch in manchen öffentlichen Gebäuden sah, aus einem besonderen Erlebnis von Stoff und Licht zu kommen. Es lag darin ein unbewußtes Besinnen auf das im alten Handwerk steckende Herkommen. Holz, Leder, Leinen, Lehm und Stein haben in diesen Bildern, wenn man so sagen kann, den ursprünglichen Handwerkswert, der in jenem Licht, zwischen jenen Trachtenfarben unmittelbar seelisch anspricht. Man kann verstehen, daß der Kreis um das ethnographische Museum herum den Sinn dafür zu wecken beginnt, daß aus dem Bewußten die Gegenwirkung gegen das seelisch Abgeblaßte des Abendlandes entstanden ist. Hier setzt das neue Schöpferische ein, wie auch unter der Forderung von der Stadt her das Brauchtum stärker und selbstbewußter da ist, als es noch vor 15 Jahren der Fall war. Also auch hierin ein Ineinanderschlingen von zwei Strömungen.

Wir wissen, daß das zivilisatorische Ideal des 19. Jahrhunderts sich in den leitenden Ideen als ein Irrtum erwiesen hat. Wir wissen, wie das Jugendliche in Völkern gerade dadurch am schärfsten gegen jenes Zerrbild einer Welt- und Lebensform revoltierte, daß es an jene ursprünglichen Zeiten anknüpfte. Mögen diese Zeiten Jahrtausende oder Jahrhunderte zurückliegen. Lebten die Völker nicht zum Teil aus solchen Kräftestauungen, müßten sie sehr schnell von der Erde verschwinden. Die allen be-

Digitized by Google

kannte ungemessene Lebenskraft Bulgariens hat bewiesen, daß in diesem Volk noch ungehobene Schätze an Schöpferischem wohnen. Es ist rührend zu sehen, wie der heutige Bulgare begeistert von jenen Menschen spricht, die dem alten Volk die junge Staatsverfassung gaben. Dabei unterscheidet die Begeisterung genau zwischen den Dichtern, Philosophen und Sprachschöpfern einerseits und den eigentlichen Politikern andererseits. Ein Stoiloff, ein Karaweloff, ein Dragan Zankoff sind in aller Gedächtnis gegenwärtig. Der tatfrohe und tagnahe Wille ist das, was den nationalen Menschen unmittelbar packt. Dagegen nennt man die Dichter, wie Petko Slaweikoff oder Wasow mit mehr innerer Glut und Scheu. Nebenbei ein Beweis dafür, daß die geistige Rangordnung wohl bekannt ist. Ja, man preist jene ersten Organisatoren, vor allem natürlich Stambuloff. Aber man merkt nicht oder will nicht merken, daß ihr Ideal eigentlich dem wahren Kulturwillen der befreiten Massen entgegengerichtet war. Da kann es denn vorkommen, daß jedermann, mit dem man dort spricht, begeistert ist von dem Willen zur Volkwerdung und dennoch gerade das preist, was diese letzte Volkwerdung verhindert: das westeuropäische Vorbild. Und doch hört man überall die eigentliche Sehnsucht durch, das Eigene nicht aufzugeben. Dieser Unklarheit entspricht ein gewisser Zug im Wesen des heutigen Bulgaren. Manche bezeichnen diesen Zug als Verschmitztheit, manche als Vorsicht. Manche tadeln ihn, manche loben ihn. Erst allmählich kommt man als Fremder dahinter, was dieser Zug eigentlich besagt. In ihm liegt Sicherung gegen seelische Überfremdung. In ihm versteckt sich der unbändige Wille, die Mittel zu staatlicher und wirtschaftlicher Geltung und Macht zu verschaffen, ohne den Kern zu schädigen. Ich sehe gerade in diesem Zuge den äußeren Ausdruck einer starken Kraft, sich zu bewahren, obschon man alles mögliche vom Abendland übernommen hat. Ein Beispiel: man hat fremden Gesellschaften und Stellen alle Möglichkeiten gelassen, sich zu entfalten. Aber in den letzten zehn Jahren hat man mit seltener Zähigkeit die Rechte der Fremden nach und nach eingeengt aus keinem anderen Zwange als dem, um mit der wirtschaftlichen die volle staatliche Hoheit zu erlangen.

Wir haben dies hier eingeflochten, um die Zähigkeit des Willens und die Geradlinigkeit einer Politik anzudeuten, trotzdem das Parteiwesen im Innern das Volk stark zerklüftet hatte. Aller Kampf um die innere Macht kann bei einem so nationalen Volk nur als Vorleistung an einer eigenständigen Kulturarbeit angesehen werden. Dieser Eindruck bestätigt sich in den Gesprächen mit Professoren, Beamten, Bauern und Arbeitern, nicht so sehr in der Unterhaltung mit den eigentlichen Politikern. Beamte und Arbeiter haben Anteil, in vereinzelten Fällen sogar einen großen Anteil, an den Plänen und Erfolgen unserer Arbeitsfront genommen. Dabei hatten sie den Blickpunkt stets auf die Bedürfnisse des eigenen Landes eingestellt. Besonders in den Staatsbergwerken zu Pernik wurde mir klar, wie stark das sozialistische, mehr noch das soziale und pflegerische Moment vorherrscht. Natürlich steht noch das Betriebswirtschaftliche im Vordergrund, doch nicht so, wie wir das früher bei uns gewohnt waren. Das Leben des einzelnen Arbeiters als Volksgenossen bestimmt viele Einrichtungen. Man weiß, daß der Bulgare in seinen besten Trieben Bauer und bodenständig ist. Man unterstützt diesen Trieb. Man bestärkt den Menschen darin, auf seinem Anwesen zu bleiben, dieses durch seine Familie besorgen zu lassen, so daß seine Bergwerksarbeit ein zusätzlicher Verdienst wird, ohne daß er dem Boden entfremdet wird. In der Verwaltung spürt man den Zug erhöhter Verantwortung. Vieles ist hier in unserem Sinne vorbildlich. Zugleich stärkt man das Verantwortungsgefühl des einzelnen für die Gemeinschaft, und unter Gemeinschaft begreift der Bulgare die nationale Einheit. Man plant noch mehr, wenn man an die Erfolge in unserer Arbeitsfront denkt. Kommunistische Neigungen sind gerade dort nur Ausnahmefälle und hängen mit östlichen Ideologien zusammen. So widerspruchsvoll es klingen mag, der Boden für kommunistische Wühlereien ist in Bulgarien am wenigsten beim Arbeiter zu finden, wobei

Digitized by Google

diese Angabe mit dem „Körnchen Salz" zu verstehen ist. Wie gesund die Dinge gerade in Pernik sind, beweist dieses: von den bisher beschäftigten 5000 Russen ist nur noch ein winziger Rest vorhanden. Ungefähr die Hälfte aber rekrutiert sich aus ansässigen Menschen der Umgegend. Wenn man an andere Balkanverhältnisse denkt — ich mag über die Berichte, die ich aus Rumänien hörte, nicht sprechen —, so liegt in dem bulgarischen Industriearbeitertum das Zentrum eines sozialen Umbruchs, der mit der Pflege der jugendlich kräftigen Anlagen der Menschenart zusammenhängt: ein wahrhaft erfreuliches Erlebnis.

Der eigentliche Kulturumbruch in Bulgarien bahnt sich in dem Verhältnis von Stadt und Land, in der Auseinandersetzung zwischen dem westeuropäischen Intellektualismus und den bäuerlichen Eigenkräften des Volkes an. Um diesen Prozeß auch in den feinsten Zeichen zu verstehen, müssen wir etwas Grundsätzliches sagen: materielle und ideelle Welt sind beim bäuerlichen Menschen nordischer Herkunft etwas Einheitliches. Hufennahrung ist nach Darré nicht nur körperliche Existenzgrundlage, sondern Voraussetzung und zugleich Inhalt eines unerschütterlichen Lebensgefühls. Der Existenzkampf, den der bulgarische Bauer vor allem seit etwa zehn Jahren kämpft, ist zugleich der Kampf um dieses Lebensgefühl. Denn der bulgarische Bauer war weder liberalistisch verseucht (weil Handeln und Denken bei ihm in einem primitiven Daseinsrecht in eins fließen), noch kapitalistisch korrumpiert. Denn auch heute noch wird der magere Barschatz nicht in zivilisatorischen Genüssen angelegt, sondern zur Ausbildung der Jugend verwendet. Zwar hat sich der Bauer gegen das Eindringen von westeuropäischer Zivilisation nicht schützen können. Die Einrichtungen vieler Bauernhäuser bestehen aus schlechtesten und billigsten (sowohl im Material als in der Ausführung) Ramschwaren. Sein Wesen ist aber dadurch nicht verändert worden. Die alten Lieder klingen dennoch, die Heiduckengesänge, die Weisen der Serenke und Belenke, als ob Europa seine Massenartikel nicht geliefert hätte, als ob die große Herdstelle noch der Versammlungsort der Großfamilie wäre. Trachten, Bräuche, großartig einfaches Empfinden und Ahnen, feste Sitte (selbst dort, wo sie gelockert erscheint, mit Scheu festgehalten), alles ist trotz der Verwandlung des Zeitgeistes nach der Türkenzeit noch lebendig und bereit. Die dünne intellektuelle Schicht konnte in die feste Struktur der beharrlichen bäuerlichen Welt nicht bleibende Veränderungen einprägen. Aber — es ist mein eigener Schluß aus vielen Beobachtungen — die Widerstandskraft schien unter dem unverhältnismäßig hohen wirtschaftlichen Druck und unter der Erschütterung des Parteikampfes auch erschöpft zu sein. Der äußere Mißerfolg der Politik Stambuljiskys hatte die erwachten Hoffnungen in eine dumpfe Hoffnungslosigkeit zurückebben lassen. Wenn man von kommunistischen Ansätzen und Neigungen sprechen wollte, so wäre nach den Anzeichen, auf die man als Reisender achtet, in den kleinstbäuerlichen Kreisen die Zelle zu suchen. Doch ist diese Zelle nicht der eigentliche Agitationsherd. Hebt sich die Lebenshaltung, so ist jene Neigung verschwunden.

Der 19. Mai 1934 war von außen gesehen ein rein politischer Umschwung. Von innen bedeutete dieser Tag den Beginn einer Kursänderung überhaupt. Denn in einem Volk mit so gleichmäßiger sozialer Schichtung bilden Politik und Kulturpolitik ein Ganzes, wie eben im Weltbild eines bäuerlichen Volkes Wirtschaft und Lebensform eine einzige schöpferische Kraftquelle bedeuten. Wie verantwortliche Menschen dort denken, wurde mir auf einer Bahnfahrt kurz nach dem 19. Mai in einer Unterhaltung mit einem bulgarischen Volkswirtschaftler klar, der in Deutschland, der Schweiz und Frankreich studiert hatte. „Wenn der neue Zug bei uns nicht grundsätzlich hier beim Lande, beim Dorf anfängt, wenn wir jetzt nicht endlich alles ablehnen, was noch weiter aus Westeuropa zu uns kommt, dann werden auch die Maßnahmen der autoritären Regierungen scheitern." Als ich ihn auf manche schönen Erfolge hinwies, die die bulgarische Politik der letzten Jahre zu verzeichnen hat, vor allem auf die

Digitized by Google

schönen Versuche der Agrarreform und den Arbeitsdienst, da antwortete er: „Unser Volk hat einen urgesunden Kern, darum gelingt auch schlechten Politikern manches!" Man muß sich über den Freimut des Bulgaren manchmal wundern. Denn er widerspricht durchaus nicht seinem nationalen Empfinden. Was die verantwortlichen Männer, nicht nur die beamteten Führer, als Mangel empfinden, das ist, daß die geistige Führerschicht im allgemeinen aus wohl bekannten und begreiflichen Gründen noch keine innere Bindung zum Dorf und zum flachen Lande hat. Dabei geht man im Urteil etwas zu weit, weil man aus fanatischem Willen den Kurs auf einmal geändert sehen möchte. Es sind schon Männer vorhanden, die innerlich an der Landschaft hängen. Männer wie die Distriktschefs von Plovdiv, von Burgaz, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte, wirken bei bescheidensten persönlichen Ansprüchen wie väterliche Helfer. Ihr Verhältnis zu den Menschen auf dem Dorf beruht auf jener reichen menschlichen Grundlage, die dort allenthalben zu finden ist. Und das Land merkt, daß im großen Zuge eines unerschütterlichen Willens etwas geschieht, was Dauer haben soll. Natürlich ist der Kurs nicht von heute auf morgen herumzulegen. Die Initiative der Gemeinden, das Bauprogramm, die Sorge für die Straßen umschließen heute wie gestern vordringliche Angelegenheiten. Aber an der rücksichtslosen Drosselung des Personaletats merkt doch der Bulgare auf dem Lande, daß seine Steuern nunmehr nur ganz lebensnotwendigen Dingen zufließen. So steht jede Absicht, den kulturpolitischen Kurs einheitlich auf das Volkliche, Eigenständige und das Ursprüngliche der Art einzustellen, zwischen den in 60 Jahren eingefahrenen Methoden und den neuen Versuchen, den Blick der „Intellektuellen" zurückzulenken auf das Dorf als Lebenseinheit. Oft habe ich folgendes mit Bulgaren besprochen, die sich für das Ganze verantwortlich fühlen: Juristen, Ärzte, Ingenieure und Verwaltungsbeamte müssen im Dorf als eine für sich bestehende Einheit verwurzelt werden. Sie müssen in ihren Idealen dort Entfaltungsmöglichkeiten bekommen. Denn der Arbeitstrieb ist sehr groß. Sie sollen auf das Dorf nicht die Gewohnheiten des zivilisierten Europäers verpflanzen, sondern die Methoden exakter Arbeit, rationaler Nutzung der Kräfte, Sinn für Ordnung und Zusammenfassung der Leistungen, kurzum die Reste jener Jahrhunderte der Türkenzeit im Wesen des bulgarischen Bauern austilgen. Es ist zu verstehen, wenn man gegenüber solchen Meinungen, die aber sich immer mehr im nationalen Wollen verankern, auch manches Bedenken und manches Zagen vernimmt. Chamberlain sagte vom Deutschen, daß in ihm ein Held und ein Philister stecken, und daß unter starker Führung sich der Held, in schwankenden Zeiten sich der Philister entfalte. Das trifft mit einer bestimmten Abwandlung auch auf den Bulgaren zu. Jene Freiheitskämpfer von Batak, im Balkan und im Pirin standen unter der fanatischen Führung einer Idee, die zur Gestalt drängte. Stambuloff hatte diesen Rausch mit hinüber genommen in die Zeiten der Organisation. Und unter der Philisterei der 26 Parteien wäre beinahe der so lange behauptete Wille zur selbständigen bulgarischen Nation zu Grabe getragen, wenn nicht im bulgarischen Typus selbst der Held vorgeherrscht hätte.

Was glaubt man als Außenstehender auf einer solchen Reise in diesem Streit der alten und neuen Meinungen an praktischen Ansätzen beobachten zu können? Erreicht scheint, daß die Kreise, die sonst in den Klubs saßen und auf politische Pfründen warteten, gezwungen sind, sich hart und praktisch mit den dringenden Problemen am eigenen Leibe auseinanderzusetzen. Erreicht scheint ferner durch scharfe Drosselung des Etats eine vorläufig geringe, aber immerhin wahrnehmbare Entlastung der Steuern, eine verschärfte Aufmerksamkeit auf das Dorf und das flache Land. Erreicht ist vor allem eine Neubewertung des Dorfes in der Presse, der öffentlichen Meinung und in einem Teil der bisher ferner stehenden intellektuellen Schicht. Jegliche Bestrebungen, dem Dorf das Eigenleben zu erhalten, werden gefördert, mögen diese Bestrebungen

Digitized by Google

von den Genossenschaften oder von einzelnen Personen kommen. Jener Bauer in der Nähe von Drenowo, der uns in allbekannter bulgarischer Gastfreundschaft von seinen schönen Früchten anbot, erzählte, wie er von den amtlichen Stellen ermuntert werde, wie man manche seiner Erfolge als Vorbild in der Landwirtschaft hinstelle und wie Jungbauern auf ihren sonntäglichen Studienfahrten bei ihm einkehrten, um sich belehren zu lassen. Eine Musterkarte von vielen Nutzanwendungen war uns der Tag in Sadowo, in der ersten höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt Bulgariens. Nichts schien hier bloßer Gedanke, bloße Theorie zu sein. Was uns am meisten entzückte, war, daß es solche Menschen wie diesen Anstaltsleiter dort überall gibt. Obwohl im Ausland fachlich vorgebildet und im Interessenkreis geweitet, ist ihm diese Arbeit Dienst am Volk. Da vergeht kein Sonntag und kein Festtag, an dem nicht Bauernabordnungen und Bauerngruppen aus dem ganzen Lande herumgeführt und belehrt werden. Was sie aber dort unterscheiden lernen unter dem Zwange des heutigen Kurses, das ist: mit einem modernen wirtschaftlichen Gerät nicht auch das kapitalistische Denken zu übernehmen. Denselben Geist verbreiten die vielen kleinen landwirtschaftlichen Winterschulen. In einer Schule konnte man das selbständige Aufbauwerk eines jungen Schulleiters überprüfen. Geradezu aus dem Nichts schien er die notwendige Einrichtung, die überall zusammengeholten Anschauungsmittel, die Pläne und Karten hervorgezaubert zu haben. „Die Leute müssen selber lernen zu wissen, was sie alles an ihrem Boden besitzen!" Das kennzeichnet die zwar noch einfache Stufe, kennzeichnet aber auch den Geist, der jetzt dort auflebt. Nicht die technischen Verbesserungen sind das Neue. Das lag ja alles schon im Plan der früheren Regierungen. Heute geht es um mehr. Der äußere Gewinn, die wirtschaftlichen Methoden sollen nur das Zeichen einer inneren Verbindung mit dem Boden sein. Wenn man die Menschen lehrt, die Vorräte des Sommers in Blechdosen zu verschließen, eine richtige Wirtschaftsordnung einzurichten, wie es die Aufgabe zweier landwirtschaftlicher Lehrerinnen in Kremzin war, so soll damit eine seelische Beziehung durch eine materielle Arbeit erreicht werden.

Und es ist noch viel Gleichgültigkeit zu überwinden. Neben vorbildlichen Leistungen gibt es noch alle Stufen des abwartenden Verhaltens bis zum feindseligen Blick des Menschen, der sich von der Staatspflege vernachlässigt glaubt. Im Zuge der neuen Zeit sind auch verwaltungsmäßig alle Maßnahmen getroffen, Menschen dem Dorf zu erhalten. Die Zahl der höheren Schulen ist beschränkt, die Zulassung zum Studium verschärft. Das soll jedoch im wesentlichen nicht eine bloße Auslese bewirken, wie bei uns. Sondern der Bulgare soll dem Dorf und seinem Lebenskreis erhalten bleiben. Bezirks- und Fachschulen sollen das vorhandene Bildungsstreben zuerst einmal auffangen. Mehr noch: die Beschränkung der Industrie auf lebenswichtige und staatsnotwendige Betriebe soll nicht nur im Handelsverkehr die Möglichkeiten des Austausches von Gütern fördern, also den Markt beleben, sondern die Menschen bodenständig erhalten. Das geschieht alles nicht etwa willkürlich aus einer bloßen Ideologie heraus. Das ist vielmehr im weiteren Ausmaß eine Art der Selbstbesinnung unter der Wirkung der allgemeinen, von Europa einströmenden Gedankengänge und Tatsachen. Der junge Staat hat den Antrieb aus den bereitliegenden Kräften der älteren Zeiten empfangen. Gegenüber der abgeblaßten und praktisch unhaltbar gewordenen Zivilisationsidee ist die gestaltete Überlieferung wach geworden. Die Kreise um das ethnographische Museum, die aus dem Dorf hervorgegangenen Kulturpolitiker, die zur Selbstbesinnung drängende junge Generation, die aus dem Ausland zurückkommt, sie sehen den dauernden Bestand des Staates allein in der Erhaltung des Eigenständigen gewahrt. Man besinnt sich auf einmal auf die kulturpolitische Schlüsselstellung im Zentrum des Balkanraumes und in der Grenzlage zwischen zwei Kulturen. Man sieht vor allem die Wirkung der volkstumsnahen Kräfte in der staatspolitischen Fähigkeit des bulgarischen Typus. Er muß erhalten werden. Er kann nur erhalten

Digitized by Google

werden, wenn man nicht den Quell verstopft, aus dem er sich nährt. So ist auf einmal, entfacht durch die gewaltigen Auseinandersetzungen zwischen drei verschiedenen Weltanschauungen in Europa, das völkische Gewissen erwacht. Hin zur eigenen Art, das ist nicht Schlagwort, denn es wird kaum gebraucht, es ist eine Art unsichtbare Triebkraft, jetzt die Dinge einmal so zu sehen. Man merkt heute, daß die machtpolitischen Faktoren den Weg in eine Befriedung des Balkans und in eine nutzreiche Anspannung der inneren Kräfte versperrt haben. Den Kohl bauen und ihn nicht absetzen können, daran merkt der Denkträgste, daß die Führung der Völker am allerwenigsten bloß eine wirtschaftliche Frage ist, Nein, gerade dadurch, daß rein wirtschaftliche Dinge zum bloßen stumpfen Lebenskampf führen, das wird dort beinahe wie eine neue Erkenntnis erfunden. Dann aber merkt man noch eins: Makedonien, Thrakien, die Dobrudza, ethnographisch, landschaftlich und der sozialen Schichtung nach, legen sich als „ähnliche" Glieder um das Land herum und halten jene aus dem ersten und zweiten Reich kommenden Wunschbilder eines „Großbulgarien" wach. Machtpolitisch sind alle Faktoren im Laufe der 60 Jahre durchgeprüft. Sollte vom kulturpolitischen Gesichtspunkt nicht eine Lösung zu finden sein? Hier hat man als Fremder ein einzigartiges Beispiel vor sich, wie Selbstbesinnung auf eigene Art geschichtliche Kräfte wecken kann. Wer dieselben Lieder singt, die ähnlichen Trachten trägt, dieselben Bräuche seit Jahrhunderten pflegt, noch heute gern in die alte Verfassung der Großfamilie zurückmöchte, der bildet miteinander eine Einheit, auch wenn er unter anderer Führung steht. Als man in der Unterhaltung den spitzen Griffel des Verstandes darauf lenkte, hat man dort sehr aufgemerkt. „Studieren Sie, bitte, einmal den Typus Ihrer Führer aus den 60 Kampfjahren und Sie werden bedeutsame Kenntnisse herauslesen!" Solche Worte fielen auf günstigen Boden. „Das haben wir ja alle gemerkt, daß es in der früheren Art nicht weitergehen konnte! Wir sind nur zu sehr im westeuropäischen Denken befangen gewesen! Aber wir glauben womöglich, daß dieses Jahrhundert durch Ideen beherrscht werden wird, die von Ihnen ausgegangen sind und ausgehen!" Das war die Antwort eines jungen klugen Politikers, der deutsche Bücher der letzten Jahre gelesen und französische beiseitegelegt hatte. Ferner: man prüft selber durch, was Verantwortung bedeutet. Das autoritäre Prinzip ist beinah Schlagwort geworden. Gerade die Bulgaren, die zwischen 1925 und 1933 bei uns studiert haben, verfolgen am aufmerksamsten den Gang der Rede.

So fängt man denn jetzt auch an, das Verhältnis zu Jugoslawien unter dem Licht der Volkheit zu sehen. Die kommunistischen Schwärmereien von Schülern und Studenten erschöpfen sich in unfruchtbaren Schwätzereien, obschon der russische Einfluß nicht fortzuleugnen ist. Doch kann er mehr Raum gewinnen, je länger man an der von Westeuropa übernommenen Wertordnung festhält. Aber Schicksal ist folgerichtiger als schwärmerisches oder spitzfindiges Denken. Und das Schicksal in diesem Raume ist das Schicksal jener Art, die den Raum beherrschte. Man steht dem deutschen Umbruch mit dem Willen zu verstehen gegenüber, eben weil man immer stärker bei sich selbst empfindet, daß eine Zeitwende da ist. Die Ausgrabungen bestätigen immer mehr die schöpferischen Anlagen eines begabten Volkes, dessen Sehnen niemals aufgehört hat in all den Jahrhunderten, sich selbst zu entfalten. Bezeichnend ist, daß der Faschismus gerade in Bulgarien nicht recht hat Fuß fassen können. In den praktischen Dingen ist der Bulgare sehr nüchtern. Das positive Beispiel entscheidet. Die Vorbereitungen und Planungen für einen nationalen Rundfunk sind weit vorgeschritten. Eine reiche Literatur über Volkstum und Brauchtum wird im Lande verbreitet. Die Wirtschaftsfragen untersucht man nicht mehr allein vom Standpunkt der gängigen Wirtschaftslehren, sondern mehr und mehr unter steter Berücksichtigung der gesamten Leistungsfähigkeit des Volkes. Kurzum, überall geht man vom Eigenwertigen aus und vergleicht mit den großen europäischen Leitideen. Die Presse unterrichtet das

Digitized by Google

Volk über die Erscheinungen bei uns bis ins kleinste Dorf hinein. Sehr fesselnd war es, die heutigen Urteile über ehemalige politische Führer zu hören. Man sucht Stambuljisky gerecht zu werden. Heute erst ahnt man, daß er, abgesehen von der russischen Ideologie, in seinem Handeln artgerecht war. Man kritisiert die autoritäre Form nur nach dem Maßstab der großen Führerpersönlichkeit. Alles in allem, war die Reise durch das Land eine allseitige Anregung, auf das Neue zu achten und den Prozeß eines Umbruchs im Vergleich mit dem eigenen Erlebnis zu verstehen. Im Gefühl des Volkes wird die Zeitwende deutlich empfunden. In den Gedanken der intellektuellen Schicht wird noch mit Spitzfindigkeiten gespielt. Dort, wie überall, zeigt es sich, daß der im ausgehenden Zeitalter befangene Mensch nur schwer die ganze Freiheit des Denkens und Neuordnens gegenüber alten Dingen gewinnt. Männer machen die Geschichte überall, und ein jugendliches Volk, mit schöpferischen Kräften begabt, prüft eifersüchtig, wo die starken Führernaturen heranwachsen. Der Balkan braucht sie. Bulgarien mittendrin, getragen von einer fühlbaren Welle großer Frühgeschichte, wird sich immer mehr und mehr bewußt, daß eine neue Ordnung der Dinge Persönlichkeiten großen Maßstabes nötig hat. Es ist herrlich, heute durch dieses Land mit offenen Sinnen und offenem Geist zu reisen. Und der im Urteil vorsichtige, aber freimütige Deutsche wird gern empfangen. Man würdigt seine ruhig kräftige Haltung, sein endlich ausgewogenes Selbstbewußtsein, das er aus der neuen Zeit in sich trägt.

Digitized by Google

Signys Geſang

Die Edda erzählt: Die Götter feſſelten Loki an einen Felſen und hängten ihm zu Häupten eine Natter. Lokis Weib Signy ſaß neben ihm und fing in einer Schale das Gift auf.

— — — —

Nun gingen wieder tauſend Jahre dahin,
Und ruhelos rauſchen die Weltenwaſſer um unſere Füße.
Fern nur manchmal durch unſerer Höhle Firſt
Tönt der Götter goldenes Lachen herab.

Mir naht nie Schlaf.
Wollte ich ſchlummern, müßte Loge erwachen.
Ließ ich die Schale der Hand entſinken,
Träf ihn der Schlange Gift auf das Haupt.

Müde bin ich, aber ich darf nicht ruhn.
Natter, die du da hangeſt,
Wann verſiegt dir der giftige Quell?
Natter, wer biſt du?
Biſt du die alte Nacht,
Die ſich am Feuer rächt?
Oder biſt du aus uns ſelber geboren?
Du ſchweigſt und deine Augen glimmen kalt und tot,
Und ſelbſt der Rachen bewegt ſich nicht,
Während das Gift hier dicht an meiner Hand
In die Schale fällt.

Weh, ſchon hebt ſich der grüne Spiegel der Schale,
Wenige Zeit nur und ſie iſt gefüllt.
Und während ich, tauſende Jahre ſchlummerloſe,
Sie bis zur Neige hier auf den Boden gieße,
Erwacht mir der Gatte, und die Welt
Hallt wider von ſeinen wilden Klagen,
Wenn der giftige Tropfen
Nagend ihm die Stirne verſengt.

Thilo v. Trotha.

Digitized by Google

Odyſſeus und die Sirenen

So blau die See, ſo licht wie Stahl der Himmel,
Mein Auge ſchmerzt und ſchließt ſich zu.
All meine Sinne ſchwinden. Das Gewimmel
Des Denkens ſtockt. Nichts wacht als du,
Mein dürſtend Ohr, und ruhlos und verſchmachtend
Trinkſt du den ſüßen Wohllaut ein,
Der, dieſen heißen Mittag übernachtend,
Wie ſanfte Kühlung dringt bis ins Gebein.

So eiſig heiß wie Erz in Feuers Glühen
Tönt euer Lied und iſt doch zart
Ach, ich vergehe, muß ich euch entfliehen
Und unerbittlich fliegt des Schiffes Fahrt.

Ihr ſingt, wie leer, wie nichtig unſer Leben,
Ihr ſingt, wie aller Kampf und alle Macht
Vergeht wie dieſer Wogen leicht Erbeben.
Ihr ſingt von jener tiefen, langen Nacht,
In die wir alle untertauchen müſſen,
Ihr ſingt ſo ſüß, ſo ſüß vom Schmerz!
Ihr ſingt, wie arm und ſtets getäuſcht all' unſer Wiſſen, —
O ſinget fort, o brechet mir das Herz!

Ach, ihr Gefährten, löſet meine Bande,
Laßt mich zu ihnen, fahrt allein
Nach jenem fremden, ſchauerkalten Lande,
Das euer Wahnſinn Heimat nennt und ſein!

Oh, fern und ferner ſchon die holde Klage.
Der Glanz erliſcht. Matt ſich die Lider heben:
O all' ihr Schatten meiner künftigen Tage,
Was dränget ihr euch um mich? Muß ich leben?

Thilo v. Trotha.

Digitized by Google

Die Najaden

Neun Wochen lagen sonnenlos Meer und Land.
Meerfrauen umschwammen klagend der Küsten Rand,
Weinten und meinten, in des Gestades Sand
Fänden sie von dem Licht, das für immer entschwand.

Ihre Klage gellte bis zu der Götter Tisch.
In Meerestiefen lauscht' ihr versteinend der Fisch.
Und bis zu der stumpfen Schatten schlummerndem Ohr
Drang der schwimmenden Meerweiber jammernder Chor:

O Phaeton, wenn du am frühen Tag,
Da noch die Welt in kühlem Schlummer lag,
Dem Vater gabst zum Wagen das Geleit,
Wie glänzte hell dein junger Nacken da,
War keine von uns, die nicht sah
Nach deiner ewigen Anmut junger Heiterkeit.

Doch eine Nacht, da kam der Schlummer nicht,
Uns schien des Mondes silbrig Gesicht
So kalt, das Wogenbett so hart zum Schlaf.
Unruhig harrten wir, bis uns das Morgenrot
Die nachtgekühlten Glieder überloht'
Und unsere mondgequälten Augen traf.

Da eiltest du aus deinem Wolkentor,
Allein. Da zogst du das Gespann hervor,
Die Sonnenrosse. Jählings sprangst
Du auf den Wagen. Widerwillig nur
Liefen die Rosse die gewohnte Spur. —
Bis du die goldene Geißel schwangst.

Digitized by Google

Da regneten die Sterne in das Meer.
Der Feuerroſſe grelles Wiehern ſcholl
Durch alle Himmel. Deines Vaters Groll
Durchdonnerte die Welt. Der Götter Heer
Drängte ſich bebend. Da verlor
Die Zügel deine Hand. Da gellt' im Chor
Auf den Geſtirnen der Geſchöpfe Schrei.
In eigenen Flammen loht' der Sonne Glut,
Von ihres Feuers freſſend grimmer Wut
Sprang jäh der Himmelskuppe Dach entzwei,
Und in dem zeitlos ewigen leeren Raum
Raſten die Roſſe ohne Zaum
Und ohne Lenker. Einer Fackel gleich,
Eh' ſie erliſcht, das ganze Weltenall
Grell überleuchtend, ſtürzteſt du in glühem Fall,
Du toter Gott, in unſer dunkles Reich.

Wir ſchwammen weinend zu dem Toten hin,
Neun ſonnenloſe Tage klagten wir um ihn.
Die neunte Nacht, bei Mondes kaltem Schein,
begruben wir ihn im Korallenhain.

Wir fragen nicht, warum er ohne Not
Durchbrach der ewigen Welten Machtgebot.
Wir fragten nicht, warum er all ſo jung
Verſank in des endloſen Schweigens Dämmerung.

Wir ſchwimmen klagend rings um der Küſte Rand,
Weinen und meinen, in des Geſtades Sand,
Fänden wir von dem Licht, das für immer entſchwand.
Neun Wochen liegen ſonnenlos Meer und Land.

Thilo v. Trotha.

Digitized by Google

Gegenwart der Toten

Denn immer ist in uns ein Atemschwingen
Von unsichtbaren Seelen, die vor Zeiten
In sanfter Liebe uns zur Seite gingen.

Dann schienen sie ins Ferne zu entgleiten;
Ihr Leib zerbrach, und von der Gruft der Toten
Sah man uns einsam und in Trauer schreiten.

Doch ehe noch die nächtigen Schatten drohten
Am Trauertag, war schon in uns ein Leuchten
Und Stimmen, die uns neue Hoffnung boten;

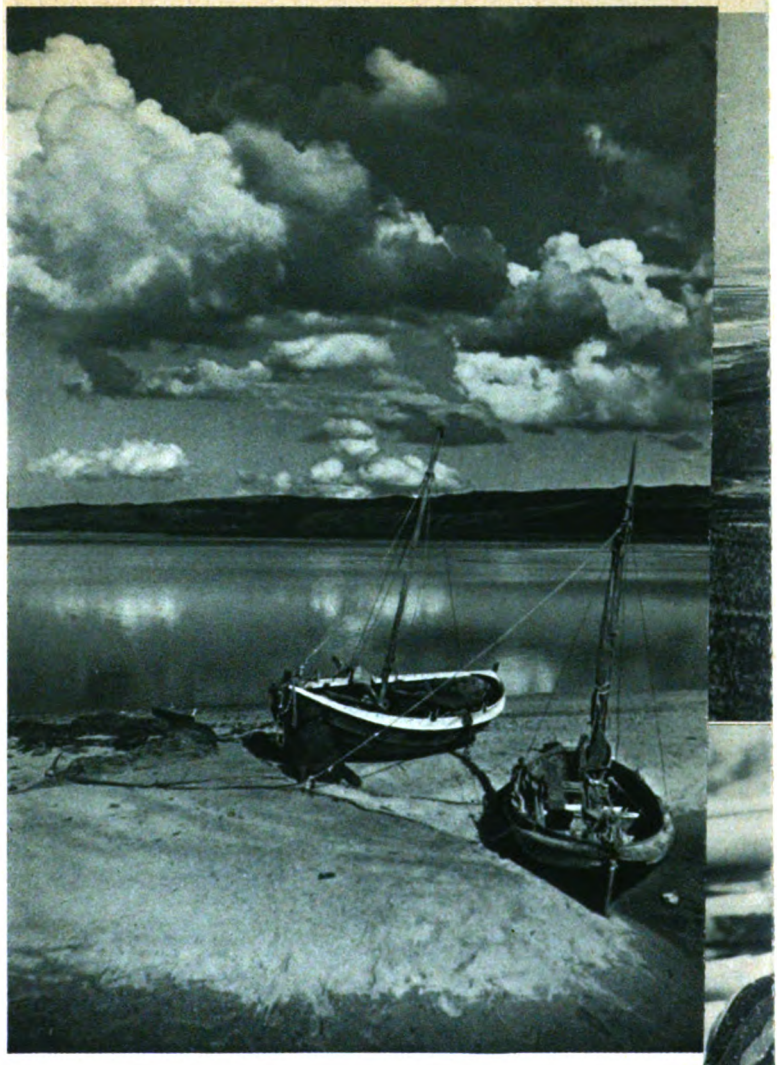
Wir aber trockneten die tränenfeuchten,
Vom Weinen müden Augen und erbebten,
Weil die vom Tod aus ihrem Leib Verscheuchten

In unseren Atemzügen weiterlebten.

Werner Jäkel.

(Entnommen dem Heft „Weg und Besinnung".)

Digitized by Google



EISMEERKÜSTE

Vor einem unerbittlich glasklaren Gewölbe mit der Leuchtkraft der S
polaren Gegenden eigen ist, wandern Wolken. Mit fast unvermittelten Üb
sich flammendes Weiß zu fast rotem Violett, wäscht das tiefe Ultramari
in die wasserhellen grünen und gelben Tinten der scharfen Horizonte und
Brisenstreifen wirft der Wasserspiegel die laute Buntheit verdoppelt zuri
leuchtet in Rot-gelb-schwarz: Von matteren Sepiatönen, über die die blau
schatten lautlos laufen, brennt eine Lavaskala über braunrot bis zum
Freudenschrei des Sandstrandes, auf dem teerrot-holzgelb-segelperlgr
zweier Boote liegen.

Von einer ungeheuren Rücksichtslosigkeit ist die Natur: zeitlos, von u
Ganz hart. Kalt. Fest. Und darum echt, wahr.

Digitized by Google

Und dann kommt die große weiche Hülle, der alles zudeckende Schnee.

Wie feinkörniger, trockener Sand weht er über die Tundren. Lautloses Stieben, so still, daß die Ohren von selbst an zu singen fangen. Dämmerung, die weder Licht ist noch Dunkel, in deren grundloser Weiche alles ertrinkt. Ganz fern, ganz undeutlich, unwirklich schon kommt wie ein mattes Brausen ein letztes Mal die Welt da unten weit im Süden, . . . irgendwo . . . , zum Bewußtsein.

Hier stehen wir an ihren äußersten Grenzen.

Bild und Wort: F. W. Borgman · Grankulla

Digitized by Google

Das große Gelöbnis

Wenn wir unter Fahnen ſtehen,
Wird es in uns ſtill und klar,
Weil die Ahnen auf uns ſehen,
Weil wir hier für alle ſtehen,
Die das deutſche Volk gebar.

Wenn wir unter Fahnen ſtehen,
Reicht an uns nicht Lug und Spott,
Spüren wir's aus Ewigem wehen,
Denn die unter Fahnen ſtehen,
Stehen auch vor ihrem Gott.

Wenn wir unter Fahnen ſchreiten,
Bricht mit uns die Gottheit auf,
Und die Ahnen uns geleiten,
Und die Helden gehn zu Seiten,
Und der Sieg fliegt uns voraus.

Herybert Menzel.

(Entnommen dem Heft „Das große Gelöbnis".)

Digitized by Google

Wenn du des Glaubens bist, das Reich wird leben,
weit über Wolken ragt sein stolzer Dom,
wenn du des Glaubens bist, die Sterne beben,
durchflutet von des ewigen Lichtes Strom.

Sie spenden noch im letzten Dunkel Helle,
daß du nicht zauderst, wenn der Tag verlischt,
und strahlen über Wolken dir die Schwelle
wie leuchter Brandung aufgeworfener Gischt.

Nur schreiten mußt du, Traum zu deinen Füßen,
ein warmer Atem, der dem Land entsteigt,
und kämpfen mußt du, statt verbangt zu büßen,
und glauben, wenn die Stimme wartend schweigt.

Nicht innehalten, wenn das große Lauschen
um dich sich breitet, Fahne sei und Schwert,
wenn du des Glaubens bist, die Wälder rauschen
und deines Namens hält der Gott dich wert.

Herbert Böhme.

(Entnommen dem Heft „Der Glaube lebt".)

Digitized by Google

Eh' daß der Bauer untreu wird,
eh' muß die Erd' vergehen,
daß er kein' rechten Stand mehr find't,
seinen Mann im Streit zu stehen.

Eh' daß der Bauer untreu wird,
müssen die Sterne zerbrechen,
daß für den Bauern kein Licht mehr ist
zu rechten und zu rächen.

Eh' daß der Bauer untreu wird,
eh' muß er selbst verderben —
doch Bauerntreu und Bauerntrotz
sind stärker als das Sterben.

Hans Baumann.

(Entnommen dem Heft „Das Jahr über'm Pflug".)

Digitized by Google

Wo immer Deutſchlands Fahnen wehen,
Wir toten Soldaten bei ihnen ſtehen.
Wo immer Deutſchlands Jugend ſchwört,
Von uns toten Soldaten der Schwur wird gehört.

Wo immer einer die Wache hält,
Ein toter Soldat ſich zu ihm ſtellt.
Du, deutſcher Junge, feſt und grad,
Der tote Soldat iſt dein Kamerad.

Du weißt, wofür wir gefallen ſind,
Du, lauſche der Fahne, ſie rauſcht im Wind:
Für Deutſchland, für Deutſchland allüberall.
Du, Junge, ſchwöre, dich hört Walhall.

Herybert Menzel.

(Entnommen dem Heft „Das große Gelöbnis".)

Digitized by Google

Kritik der Zeit

„Der Vatikan als Weltmacht"*)

Unser Geschichtsbild, das allzulange von dem Dämmer der Klosterzelle bestimmt worden ist, rückt ins helle, aber auch unbarmherzige Licht einer neuen Schau. Das neue Geschichtsbild auf rassischer Grundlage bedeutet eine Revolution im Geistesleben, dessen Wirkungen wir noch gar nicht überschauen.

Etwas eigentümlich ist die Verhaltensweise der römisch-katholischen Geschichtswissenschaft dieser geistigen Revolution gegenüber. In den unzähligen Angriffen in Flugschriften, Hirtenbriefen und Büchern auf die rassische Geschichtsschau, begegnen wir immer wieder der Anschauung, als handle es sich um eine letzte Auswirkung einer liberalistisch-materialistischen Geschichtsauffassung, die auf dem Glauben an Wirtschaft, Technik und Fortschritt sich gründete. Das grundsätzlich neue Element, das mit den rassischen Erkenntnissen in die Geisteswissenschaften eingedrungen ist, wird aus Absicht oder Unkenntnis übersehen. Auf alle Fälle wird aber versucht, die Kirche und das Papsttum ein für allemal den Wandlungen des Geschichtsbildes zu entziehen, indem man Kirche und Papsttum von der natürlichen auf die übernatürliche Ebene hebt, auf der allein der Glaube als Wertungsfaktor gilt. Der kühnste Versuch ist hier zweifellos das Buch von Bernhart „Der Vatikan als Weltmacht". Geschichte und Gestalt des Papsttums. Als ehemaliger Priester und heutiger Privatgelehrter bringt Bernhart von Haus aus das Zeug für einen römischen Kirchenhistoriker mit. Seine umfangreichen Kenntnisse und die Großzügigkeit seiner Darstellung heben sein Buch weit über den gewöhnlichen Rahmen hinaus. Es ist vielleicht die glänzendste Rechtfertigungsschrift des Papsttums, in der jedoch offen der weltpolitische Charakter und kriegerische Weg der Kirche durch die Zeiten gezeigt wird. Bei Bernharts Papstgeschichte handelt es sich um ein Schulbeispiel für eine römisch-katholische Geschichtsschreibung, die sich auf einen übernatürlichen Standort zurückzieht und von dort aus in den Bereich der Historie vorstößt. „Es gibt keine Geschichtsphilosophie des Papsttums", schreibt Bernhart, „und es kann sie so wenig geben, als die Heilsgeschichte des Christentums denkerisch zu bewältigen ist. Aber seinen inneren Selbstbegriff, sein Bewußtsein der übernatürlichen Herkunft muß jede Betrachtung ins Auge fassen; anders wird auch das historische Urteil seinem Gegenstand nicht gerecht und irrt sich die politische Rechnung der Staaten in diesem Repräsentanten eines Überstaates. In der einen wie der andern Hinsicht hat die lange Schule der Vergangenheit die Gegenwart nicht allerwärts belehrt." Bernhart folgert also, daß das Papsttum „eine Herrschaft eigener Gattung" ist, die „von der Wurzel auf etwas anderes als jede weltliche Form der Führung und Verwaltung menschlicher Gemeinschaften" darstelle. Es sei daher „ein Ding der Unmöglichkeit, durch eine Historie des Papsttums etwas für oder gegen die Sache selbst zu beweisen." Einer solchen Haltung gegenüber gibt es letzten Endes nur die andere Grundhaltung des rassischen Denkens und Welterlebnisses. Von diesem Standpunkt aus allein ist dieses Buch und sein Thema im vollen Umfange „denkerisch zu bewältigen".

Ein Weiteres lehrt diese Papstgeschichte. Dadurch, daß Bernhart das Schwergewicht von den Päpsten auf die Idee des Papsttums verlegt, ist er in der Lage, ohne Umschweife und Beschönigungen die Schurkereien und Verbrechen einzelner Inhaber des Stuhles Petri darzustellen. Für ihn ist eine solche Erscheinung wie Johann XII. nur ein untrüglicher Beweis mehr, wie das Papsttum selbst nicht an die Natur der Menschen, sondern an die Übernatur seiner Sendung gebunden ist. „Alle Erbärmlichkeit und Ohnmacht auf dem Stuhle Petri hat die Völker nicht in dem Glauben an seine göttliche

*) Joseph Bernhart: „Der Vatikan als Weltmacht". Geschichte und Gestalt des Papsttums. Verlag Paul List, Leipzig.

Digitized by Google

Bedeutung erschüttert. Im Anblick der erhabenen Idee dunkeln alle Schatten ihrer Verwalter noch tiefer, aber im Anblick solcher Verwalter und des wachsenden Elends in Welt und Kirche trat den Gemütern auch das Ideal über den Ruinen, die seine Verräter angerichtet, reiner und bewegender hervor. Daß der Thron besudelt war, nahm ihm nichts von seiner Festigkeit." Gerade dieses Verfahren lehrt wieder, daß es letzten Endes wirkungslos bleiben muß, wenn man die Sünden der Päpste an den Pranger stellt. Solche Angriffe schaden der Kirche und dem Ansehen des Papsttums nicht mehr viel, weil sie heute geschickt pariert werden. Die Geschichtswissenschaft muß ihre Forschungsrichtung auf die Entstehung des Papsttums nehmen, um Maske und Gestalt der vatikanischen Weltmacht klar voneinander zu scheiden.

Sehr aufschlußreich ist nun die Methode, mit der Bernhart die entscheidenden Phasen der päpstlichen Politik rechtfertigt. Es seien hier nur zwei Beispiele genannt. Die furchtbaren Zustände in der römischen Kirche im 4. und 5. Jahrhundert erklärt Bernhart wie folgt: „Als am Ende des 4. Jahrhunderts durch die christlichen Kaiser, Gratian im Westen und Theodosius im Osten, das heidnische Religionswesen unter Strafe stand, blieb der Kirche nichts übrig, als von allen Wracks alle Massen, wie sie waren, ohne Quarantäne auf ihr Schiff zu nehmen." Die Kirche ist also das schuldlose Opfer eines Zustandes, den die um die Kirche so verdienten weltlichen Herrscher herbeigeführt haben. Die Kirche wird also zu ihren Maßnahmen immer erst „gedrängt". Geradezu klassisch für solche Erklärung ist die Beurteilung des Franken Karl durch Bernhart: „Wenn künftig sich Leier und Schwert und beide auch mit dem Kreuz vertrugen, so hat Karl seinen starken Anteil daran". An einer anderen Stelle heißt es: „Er (Karl) hat sie (die Kirche) zur Blüte geführt, wie es nach ihm das Papsttum nur selten vermochte; er hat für Rom das Feld gepflügt und seiner künftigen Größe die Bahn gebrochen". Durch eine ungemein geschickte Wendung wird der fränkische Kaiser aber gleichzeitig für die Schäden in der Kirche und ihre Verweltlichung haftbar gemacht. „Aber die Einheit der Gewalten, die er (Karl) in Anspruch nahm, war in dieser Theokratie kein voller Segen. Indem er seinen Klerus, zumal den höheren, gleich den übrigen Beamten in die Geschäfte des staatlichen Lebens zog, auch mit besonderen Rechten und Freiheiten begabte, legte er auch den Keim zu seiner Verweltlichung und zu tiefen Schäden des sozialen Körpers, die zu heilen es ein Papsttum brauchte, das nicht der Untertan des Kaisers war." Mit dieser taktischen Wendung wird der Eindruck bezweckt, als habe das Papsttum um der Zustände im Klerus willen, die der weltliche Staat verursachte, den Kampf gegen das Kaisertum aufnehmen müssen. Dabei war der fränkische Klerus seit vormerowingischer Zeit und erst recht danach im souveränen Besitz von zwei Drittel des Bodens von Gallien und diktierte die Politik der Könige.

Eines der fesselndsten Kapitel ist die Schilderung des Aufbaues der Kurie. Mehr als der Verfasser vielleicht ahnt, gibt er hier eines der Geheimnisse des Papsttums preis. Er ist aber auch hier bemüht, die Kurie als eine „unvergleichliche Regierungsform" hinzustellen, wodurch wiederum Angriffen und Begründungen von der vergleichenden Methode her die Spitze abgebrochen werden soll: „Ein Bau von geordneten Gliedern in wuchtiger Geschlossenheit, einfach und gewaltig zugleich, so steht die Kurie vor den Augen der Welt und nötigt selbst ihren Feinden Bewunderung ab. Nur das ist sie nicht, wozu ihre Lobredner sie machen wollen: die ideale Verknüpfung gegensätzlicher Regierungsformen. Sie ist vielmehr die reinste Inkarnation des Absolutismus, gestützt nicht nur auf die Gottesgnadenschaft, wie die alte Idee der Monarchie, sondern mehr: auf das Bewußtsein der Statthalterschaft Gottes auf Erden."

Ein solcher hierarchischer Überstaat muß sich aus seinem Wesen heraus in einen unversöhnlichen Gegensatz zu allen übrigen Staatsgebilden stellen, soweit diese die Oberhoheit des legendären Vatikanstaates abstreiten. Bernhart sagt daher sehr treffend, daß die „totali-

Digitized by Google

tären Staatstheorien mit der katholischen Kirche in einem grundsätzlichen, durch äußere Verträglichkeit nicht zu behebenden Widerspruch" stehen. Was an diesen totalen Staatsauffassungen zunächst ins Auge falle, sei „entweder eine programmatisch gottlose oder eine christentumfremde, ja unter christlichem Namen widerchristliche Staatsführung und Gestaltung der nationalen Existenz". Was Bernhart über den Faschismus und über die Action Française sehr unzweideutig sagt, gilt bei ihm für alle totalen Staatsauffassungen: „Das Amt des Papsttums ist heut dasselbe, das es immer war, und seine Gegenspieler haben kaum die Maske, geschweige die Gedanken gewechselt, wohl aber die Methoden raffiniert. Im Schatten von Sankt Peter ist das Beispiel eines totalistisch gewillten Staatswesens aus der Erde geschossen. Die äußere Ähnlichkeit des Faschismus mit dem organisatorischen Stil der katholischen Kirche, vollends aber die Usurpierung der religiösen Seelenkräfte für Staat und Volkheit müßte, wenn beide Teile die letzte Folgerung aus ihren Prinzipien zögen, in eine Schärfe und Tiefe des Gegensatzes treiben, womit verglichen der Kampf der beiden Schwerter im Mittelalter nur als innerchristliche Episode anzusehen wäre. Indes verhüllt die äußere Praxis die Wirklichkeit des grundsätzlichen Verhältnisses.... Die politischen Widersacher des Papsttums tragen alle die Fahne einer geistigen Gegnerschaft. So verschieden ihre Losungen lauten, so einstimmig ist das Nein zu Rom, das sie aus jenen folgern. ... Daß es aber nicht an Augen fehlt, welche Larve und Gesicht zu unterscheiden wissen, haben die Maßnahmen des Römischen Stuhls gegen den katholisch gekleideten Nationalismus der Action Française bewiesen."

Einigermaßen erstaunlich ist es, daß der Verfasser nicht die neue Form des nationalen Staates, der auf rassischer Grundlage steht, erwähnt, wie überhaupt der Rassegedanke bei Bernhart gar nicht zu bestehen scheint, obwohl es sich bei der vorliegenden Auflage um die 6. bis 9. veränderte und erweiterte Auflage handelt (1. Auflage 1930). Im Grundsätzlichen sind die Spannungen zwischen dem Nationalstaat des 19. Jahrhunderts und der römischen Kirche wesentlich andere als die zwischen dem nationalsozialistischen Staat und der vatikanischen Weltmacht. Auf den nationalsozialistischen Staat ist der alte Begriff „Freigeist" nicht mehr anwendbar, ebenso kann er nicht mehr mit dem Vorwurf des „Atheismus" belastet werden. Wenn aber der Faschismus von Bernhart als ein durch den Lateranververtrag getarnter Widersacher der römischen Kirche gewertet wird, wieviel mehr muß für ihn erst ein Staat als unversöhnlicher Gegner Roms gelten, der eine rassisch gebundene Weltauffassung und -anschauung vertritt. Bernhart führt zur Frage der geistigen und politischen Entscheidung zwei Zitate an: „Es gibt nur zwei Wege, zwischen denen wir zu wählen haben, den Weg nach Rom und den Weg zum Atheismus" (Kardinal Newman) und „Es gibt kein Drittes, man muß sich entweder in den Schoß der allein selig machenden römischen Kirche werfen, oder man muß entschlossener Freigeist werden" (Fichte). Bernhart vereinfacht diese Formel auf: Moskau oder Rom. Einen anderen Weg für die europäischen Staaten und Völker sieht Bernhart nicht.

Der Geist dieser Rechtfertigungsschrift des Papsttums ist demjenigen des Nationalsozialismus total entgegengesetzt. So sehr sich der Verfasser auch die Mühe gibt, durch die Hervorhebung der Einmaligkeit der historischen Erscheinung des Papsttums dieses selbst für die Kritik unangreifbar zu machen, gelingt ihm dies nur für den kritischen Einsatz in Fragen zweiten Ranges. Gerade dadurch, daß er die Aufmerksamkeit von den Einzelereignissen und Einzelpersonen auf die Idee und Gestalt des Papsttums und der Weltkirche lenkt, kann er wesentlich dazu beitragen, klare Fronten zu schaffen.

Karl Rosenfelder.

Buschors „Plastik der Griechen"*)

Als „Lebensgeschichte einer Persönlichkeit" will uns der klassische Archäologe der Münchner Universität die Entwicklung der griechischen Plastik in seinem

*) Ernst Buschor: Die Plastik der Griechen. Mit 100 Abbildungen. Rembrandt-Verlag, Berlin SW 11. Kart. RM. 4.80.

Digitized by Google

neuen Werke vor Augen stellen. Das ungeheure Geschehen wird uns von seinem vorhomerischen („geometrischen") Ursprung an bis zum Ende der römischen Epoche als eine Einheit vorgeführt, die ihre Notwendigkeit in sich selber trägt. Es ist ein Lebensvorgang wie das Werden einer Persönlichkeit: aus dem Kinde wird (im Beginn des 5. Jahrhunderts) der Jüngling, aus dem Jüngling der Mann (5. und 4. Jahrhundert, klassische Stufe). Am Ende steht der einsam gewordene Mensch. — Aber wie geht die Geschichte weiter? Welches ist das Schicksal dieser seiner selbst bewußt gewordenen Menschen? Welcher Ort kommt der letzten, der römischen Epoche der griechischen Plastik zu? Hat diese Epoche noch Platz in jener Einheit? Ist es überhaupt sinnvoll, von einer „Persönlichkeit" zu reden, die vom geometrischen bis zum konstantinischen Zeitalter reicht?

Mit dieser Frage treffen wir in das Zentrum der Methode, die das neue Werk von Buschor befolgt, und zugleich in das Zentrum der historischen Fragestellung überhaupt. Die Einheit, die Buschor darstellt, ist eine Einheit des Ursprungs (im Geometrischen) und der Zeit, aber es ist nicht eine Einheit der rassischen Substanz. Rasseneinheit und Ursprungs- bzw. Zeiteinheit decken sich nicht. Im Laufe der Geschichte sehen wir immer wieder fremdartige Elemente einer einmal entwickelten künstlerischen oder wissenschaftlichen Sprache sich bemächtigen. Es ereignet sich, daß solche Elemente einer von anderen geschaffenen Formensprache neue Reize abgewinnen. Und zwar ist es immer die Spätzeit, in der andere Rassen in den Ablauf eindringen. Die letzten Möglichkeiten des einmal, vor vielen Jahrhunderten, groß Begonnenen werden dann ausgeschöpft—Möglichkeiten, vor denen sich die zum Verstummen verurteilten Vertreter der ursprünglichen, schöpferischen Rasse vielleicht mit Ekel abwenden. Man kann es geradezu das Grundparadoxon der geschichtlichen Welt nennen, daß von einmal geschaffenen Formen Möglichkeiten abgeleitet werden können, die der Kraft widerstreben, die die ursprünglichen Formen schuf. So gewinnen Lukian und Heine der griechischen bzw. deutschen Literatur in einer Spätzeit Alzente und Gebärden ab, die Griechen und Deutschen fremd sind. In einer Geschichte der deutschen Literatur, die unter dem Gesichtspunkt der Einheit der Rasse geschrieben ist, hat daher Heine keinen Platz. Legt man jedoch die Einheit des Ursprungs und der Zeit zugrunde, schreibt man nicht die Geschichte eines Volkes, sondern die Geschichte einer Epoche, dann finden auch diese abgeleiteten Werke, insofern sie durch das Vorhergehende bedingt sind, ihre Stelle. Unschwer ist zu erkennen, daß das Epochedenken eine Gefahr in sich birgt: die Gefahr, sich in Formen, Möglichkeiten und Abhängigkeiten zu verlieren, und die Einheit des Charakters, der der rassischen Substanz entspricht, aus dem Auge zu verlieren. Das Rassedenken wird stets zuerst die Einheit des Charakters ins Auge fassen; es wird fragen, ob das einzelne Werk „griechisch" ist. Das Epochedenken wird das einzelne Werk zuerst als Formglied in einen Formenzusammenhang sehen und stets in Gefahr sein, die Substanzkategorien über den Zeitkategorien zu vernachlässigen.

Buschors neues Werk will die große Bewegung aufzeigen, die in dem Denkmalsbestand der griechischen Plastik erkennbar ist. Als Voraussetzung nennt es außer der Landschaft und der Weltenstunde das griechische Volk. „Kein anderes Volk kann als Träger der neuen Bewegung gedacht werden als das griechische, vom Norden eingewanderte Volk; das Leben der griechischen Plastik ist sein Leben, ihre Lebensgeschichte die seine." Als entscheidendes Ereignis in dieser Lebensgeschichte tritt uns die Entwurzelung entgegen. „Im Laufe der hellenistischen Epoche (zwischen Alexander und Augustus) und der des römischen Imperiums setzt sich ein Vorgang fort, der im 4. Jahrhundert anhebt: die Entwurzelung der griechischen Kunst, ihr Aufgehen in der großen Welt. Sie löst sich vom nährenden Mutterboden der Stämme und Städte, wird in neue Provinzen und an ferne Höfe, zumal nach Rom verpflanzt." Wir fragen: ist das, was so verpflanzt wurde, noch die griechische Kunst? Von der Augustusstatue von Primaporta bemerkt Buschor ausdrücklich, sie sei „nach dem Willen des römischen Weltherrschers von Griechenhand geformt". Aber sind die Griechen, die in „römischer Kunstluft" lebten und schufen, noch ganz Griechen?

Digitized by Google

Albert Banska: Königskerzen

Digitized by Google

Digitized by Google

Entwurzelte Griechen, sagt Buschor mit Recht. Er gibt aber auch an, daß neben den Griechen auch Italiker und Provinziale (welche Rassenperspektiven!) am Werk gewesen seien. In diesem Zusammenhang spricht er selber nicht mehr von griechischer Plastik, sondern plötzlich nur noch von dem „Weiterleben der griechischen Plastizität". Eine glückliche Unterscheidung! Es handelt sich am Schlusse in der Tat nicht mehr um die griechische Plastik — denn die kann nur von Griechen hervorgebracht werden — sondern um die Weiterentwicklung des griechischen plastischen Prinzips, der losgelösten „Plastizität" im Medium fremder Rassen oder Rassenmischungen. Es ist notwendig und, wenigstens theoretisch, möglich, diese Werke der Geschichte ganz anderer Völker einzuordnen als der griechischen: desjenigen Volkes, zu dem sie ihrem *Charakter* entsprechend gehören. Dieser Rassecharakter hat sich jeweils nur in der Form der griechischen Plastizität *ausgedrückt*.

Die „Persönlichkeit", deren Wachsen und Verblühen Buschor schildern wollte, könnte also nach der unteren Zeitgrenze, die er gewählt hat, nur die Epochen-Persönlichkeit der griechischen Plastizität sein, und der Titel: „Die Plastik *der Griechen*" wäre insofern unrichtig. Dieser Titel könnte nur einem Werke gebühren, das mit der Charakteristik der plastischen Einzelwerke zugleich eine Charakteristik der darin sichtbar vorhandenen Möglichkeiten des griechischen Volkes und seiner Stämme — die Buschor so genau kennt, und hier doch kaum erwähnen kann — enthielte.

Es will mir scheinen, als sei die Spätzeit von Buschor mit ganz besonderer Transparenz dargestellt worden. Wie hier, nur durch indirekte Anwesenheit, die historische Erscheinung des Christentums sichtbar gemacht wird, ist eine Meisterleistung für sich. Aber eine Plastik der Griechen müßte mit dem Laokoon und dem Augustus von Primaporta schließen; die Kaiserstatue von Barletta gehört nicht mehr in sie hinein — wenn sie auch nur durch sie möglich war.

◆

Diese Feststellungen waren notwendig. Ich glaube sie dem Wesentlichen nach in Übereinstimmung mit dem wortkargen Verfasser des vorstehenden Werkes getroffen zu haben. Daß eine Arbeit über die griechische Plastik und ihrem Zusammenhange von der Hand des Mannes, der uns die Giebel von Olympia gedeutet hat, entscheidendes auch zur Charakteristik der seelischen Möglichkeiten des griechischen Volkes beitragen würde, wußten wir, bevor wir das Buch zur Hand nahmen. Haben wir jene Feststellungen einmal getroffen, so mögen wir uns als wahrhaft beglückte Leser dem Reichtum des neuen Werkes überlassen.

Man braucht nur die Auswahl der Abbildungen zu überblicken, um sogleich gewahr zu werden: hier spricht eine andere Sensibilität und ein anderer Wertmaßstab, als sie derartige Übersichten bisher gekannt haben. Buschor ist deshalb ein so unvergleichlicher Führer, weil er den unerhörtesten Sinn für Qualität besitzt. Er bringt gleichsam das absolute Gehör für plastische Werte mit. Dieser Qualitätssinn läßt ihn auf alles verzichten, was nicht als Original auf uns gekommen ist. Damit fällt ein großer Teil dessen, was den Stolz der bisherigen Gesamtdarstellungen ausgemacht hat, dahin. Es läßt sich nicht bestreiten, daß das ein Weg ist, und daß er einmal beschritten werden mußte. Man darf darüber nicht vergessen, daß die Kopien in vielen Dingen zwar irreführen, daß sie uns aber immerhin den Umriß des *Typus* großer plastischer Lösungen bewahrt haben, und insofern für uns von unverlierbarem Werte sind. Das ist Buschor natürlich nicht unbekannt; die ihm eigene Seelen- und Augensensibilität aber verlangt nach jener unbedingten Erfüllung, wie sie nur das ursprüngliche Werk der Meisterhand selber zu gewähren vermag. So kommt denn eine Auswahl zustande, die streckenweise Punkt für Punkt überraschend ist. Grund sich zu ärgern wird jeder genug finden — und die Fachleute doppelt soviel. Aber schließlich bleibt diesem souveränen und wahrhaft schöpferischen Eigenwillen gegenüber nur eines übrig: sich von ihm führen und reicher machen zu lassen.

Man liest das Buch im Handumdrehen aus, aber man hüte sich zu glauben, man habe es auch verstanden. Es ist ein eigentümliches Verfahren, das Buschor anwendet. Er gibt keine „Entwicklungs"-

Digitized by Google

Geschichte im alten Sinn, auch keine psychologische Zerfaserung oder eine Häufung formaler Analysen. Sondern er stellt, aus innerer Anschauung schöpfend, Epochen-Höhepunkte dar. Dafür hat er eine eigene Technik ausgebildet; sie besteht in Charakteristiken, die gewöhnlich nur einen einzigen wohlabgewogenen Satz umfassen, der alles in sich enthält: Beschreibung, Einordnung, Wertung. Beispiel (es handelt sich um den Grabstein eines Jägers aus der Alexanderzeit): „Statt der zarten zueinander gewendeten Gestalten stehen jetzt machtvolle isolierte, fast statuenhafte vor uns, mit einem gewissen Überschuß des Seelischen in Bewegung und Blick, der entrückte tote Jäger frei herausblickend aus der Gruppe von spürendem Hund, weinendem Dienerknaben und trauerndem Vater: ein Fortissimo, dem das ergreifende Piano der im Blickfeld zerstreuten vier Blickpaare eingewoben ist."

Beschreibungen solcher Art gelingen weder der bloßen Sorgfalt, noch einem frisch zupackenden Impressionismus. Es sind Verdichtungen zahlloser glücklicher Momente aus immer wiederholter Begegnung mit dem ehrfürchtig angeschauten Werk. Das neue Buch ist voll von solchen Sätzen, die man, bis in die Feinheit des Sprachrhythmus hinein, Winckelmannische Sentenzen nennen dürfte.

Die Geschichte der griechischen Plastik erscheint so gleichsam als eine Folge von ekstatischen Augenblicken. Und zwar zugleich im Wortsinne: von Augen-Blicken. Denn die Charakteristik des einzelnen Werkes wird fast immer an eine Beschreibung des Blicks angeschlossen. Eine Kette exakter Intuitionen, Blickschilderungen, durchzieht die Arbeit. Von dem reifen Stil der nachparthenonischen Zeit (Grabmal der Hegeso) heißt es z. B., die Bilder schienen hier ganz aus Beziehungen gewoben, aus denen die Einzelgestalten erst auftauchen. „Das Weben von Blicken, die sich gar nicht treffen, von wissenden, schauenden Blicken, erzeugt die eigentliche Sphäre dieser Gestalten und ihrer handlungslosen Handlungen, den Hintergrund des Vogelspiels und der Schmückung." — Ein solcher Satz gibt die Kunst zu erkennen, die Buschor wie kein anderer beherrscht: den verwickeltsten seelischen oder formalen Tatbestand mit einem Nichts von Worten unvergeßlich zu bezeichnen. Wer solche Beschreibungen wirklich in sich aufgenommen hat, tritt der uns durch den Klassizismus verleideten reifen Kunst der Griechen mit neuen Augen gegenüber.

Ich darf zum Schluß zwei Hauptpunkte nicht übergehen, in denen ich widersprechen muß. Der eine betrifft die Charakteristik des geometrischen Stils. Hier ist mir die Gleichsetzung von „nordischem Quell" und „Lebensquell überhaupt" und die sich anschließende Beschreibung (mag sie sich auch nur auf die Figuren beziehen) unverständlich. Und ebenso unverständlich ist mir Buschors Bewertung des sogenannten barberinischen Fauns (München). Der geistreichen Inbeziehungsetzung dieses schlafenden Satyrs zum Mythischen, die Buschor vornimmt, kann ich nur aus Kraft des Instinkts mit Nachdruck mich widersetzen.

Das Werk umfaßt 123 Seiten. Rechnet man den bloßen Text zusammen, so werden kaum mehr als 30 Druckseiten herauskommen. Ein bis zum Bersten mit Erlebnissen angefülltes Buch von 30 Seiten über die griechische Plastik zu schreiben, das kann, ohne Übertreibung dürfen wir es behaupten, nur Ernst Buschor.

Alfred Baeumler.

Dr. Herbert Wißmann, Göttingen:

Die franko-russische Allianz der Vorkriegszeit im Lichte neutraler Beurteilung

Ein Vergleich zum heutigen französisch-sowjetrussischen Bündnispakt

Es ist gewiß gefährlich und unter Umständen sogar verhängnisvoll, zu glauben, daß in der Weltgeschichte sich Ereignisse genau gleicher Art wiederholen und man nur aus den Fehlern oder Lehren einer vergangenen politischen Situation das Rezept zu entnehmen brauche, um eine gegenwärtige ähnliche Lage zu meistern. So richtig und bedeutungsvoll diese Erkenntnis ist, darf sie doch nicht dazu führen, den großen Lehrmeister der Politik — die Geschichte — in seiner gewaltigen Bedeutung für

Digitized by Google

die Erkenntnis der weltpolitischen Zusammenhänge in unserer gegenwärtigen außenpolitischen Lage zu verkennen. Gewiß wiederholt sich in der Geschichte nicht zweimal genau dasselbe, sondern die Völker und ihr Schicksal sind einer Entwicklung unterworfen, die es nicht zuläßt, genau gleiche Parallelen zu ziehen. Sehr wohl aber kann das Studium und die Kenntnis geschichtlicher Vorgänge zu der Erkenntnis beitragen, daß mit naturnotwendiger Logik die eine oder andere Voraussetzung diese oder jene Folgen haben muß oder die eine oder andere Situation mit diesen oder jenen Mitteln zufriedenstellend gelöst werden kann, wenn die inzwischen veränderte Entwicklung mit in die vergleichende Betrachtung einbezogen wird. So ist das Führerwort zu verstehen: „Weltgeschichte ward mir immer mehr zu einem unerschöpflichen Quell des Verständnisses für das geschichtliche Handeln der Gegenwart, also für Politik. Ich will sie dabei nicht „lernen", sondern sie soll mich lehren!" („Mein Kampf", 5. Aufl. 1930, S. 14).

Wenn also im folgenden die franko-russische Allianz der Vorkriegszeit einer kurzen, skizzenhaften Betrachtung unterzogen wird, so geschieht das nicht ohne den Hinweis auf die zahlreichen veränderten Faktoren, die heute für das gegenwärtige Bündnis Frankreichs mit der Sowjetunion wesentlich sind! Andererseits liegen gewisse „Parallelen" — z. B. hinsichtlich der antideutschen Pressehetze — derart auf der Hand, daß sie einer besonderen Hervorhebung nicht bedürfen.

Da es in gewissen Kreisen des Auslandes Mode geworden ist, bei der Betrachtung der deutschen oder europäischen Vorkriegspolitik alle Ergebnisse der deutschen historischen und kriegsschuldwissenschaftlichen Forschung unter dem Gesichtspunkt der Kriegsschuldlüge zu werten und von vornherein abzulehnen, erscheint es mir nicht verfehlt, auf jene eigentlich nur in Fachkreisen bekannten unparteiischen Dokumente hinzuweisen, die einmal in unmißverständlich klarer und eindeutiger Sprache den durch keine Abschwächungsversuche wegzuleugnenden Friedenswillen Deutschlands von 1871 bis 1914 beweisen und zum anderen in ebenso eindeutiger Weise mit weit vorausgehendem Scharfblick zur Bedeutung des französisch-russischen Bündnisses der Vorkriegszeit Stellung nehmen. Es handelt sich um jene belgischen Diplomatenberichte der belgischen Gesandten an allen wichtigen Plätzen Europas, die bei dem deutschen Vormarsch 1914 den deutschen Truppen im Brüsseler Außenministerium in die Hände fielen und um deren Herausgabe sich der seit dem Kriege in unermüdlichem Kampf gegen die Versailler Schuldthese stehende Kriegsschuldforscher Oberst a. D. Dr. h. c. Schwertfeger ein bleibendes Verdienst erworben hat.

Leider ist Schwertfegers bereits 1921 ausgesprochene Mahnung viel zu wenig, ja man kann sagen fast gar nicht gehört worden, daß es „keinen Denkenden in Deutschland geben dürfe, der den Inhalt der belgischen Dokumente sich nicht zu eigen mache, und jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau erfahren müsse, wie man vor dem Kriege über uns gedacht hat". Es mag dies einmal daran liegen, daß außer einem Kreise interessierter Politiker und Wissenschaftler zu wenige Volksgenossen in der heutigen schnellebigen, harte Berufsanforderungen stellenden Zeit zu einem eingehenden Studium derartiger Aktenpublikationen Muße finden, zum anderen liegt es aber einfach daran, daß leider viele Deutsche den Kampf um die Kriegsschuldlüge für eine überholte, weil bereits gewonnene Angelegenheit halten, ohne dabei zu bedenken, wie lange Jahre hindurch im Ausland diese Kriegsschuldlüge von einer gewissenlosen Hetzpresse in die Köpfe der breiten Masse eingehämmert wurde, und ohne zu erkennen, welche ungeheuere Bedeutung gerade heute wieder die These von der Alleinschuld Deutschlands für diejenigen ausländischen Kreise gewinnt, die trotz der ständig erneuerten und nachdrücklichen Friedensversicherungen des Führers auch heute wieder das nationalsozialistische Deutschland als den Friedensstörer hinzustellen versuchen!

Es ist daher unerläßlich notwendig, daß jeder deutsche Volksgenosse, besonders aber der junge Volksgenosse eine starke und scharfe Waffe gegen diese die Ehre unseres Volkes tief verletzenden Beschuldigungen zu führen weiß, wenn

Digitized by Google

er einmal Gelegenheit hat, in seinem Bekanntenkreise oder mit Ausländern zu diesem Problem Stellung zu nehmen. Gerade eine Aussprache mit der Jugend unserer ehemaligen Feindstaaten wird bei einer Verständigung über die Kriegsschuldfrage viel dazu beitragen können, daß die noch in weiten Kreisen der ausländischen öffentlichen Meinung bestehenden Vorurteile gegenüber Deutschland beseitigt werden und Deutschland als ein Hort des Friedens erkannt wird. Hier erwächst der Schulungsarbeit in allen Gliederungen der nationalsozialistischen Bewegung, ebenso im Heer und Arbeitsdienst eine verantwortungsvolle, aber auch schöne, weil außerordentlich fruchtbringende Arbeit!

Gerade eine genaue Kenntnis des Bündnischarakters der franko-russischen Allianz der Vorkriegszeit wird auch begreiflich machen, warum Deutschland der erneuten Verbindung Frankreichs mit der nunmehrigen Sowjetunion nicht untätig zusehen kann, ohne deutsche Lebensinteressen aufs Spiel zu setzen. Wie aber dachte man vor dem Weltkriege in durchaus objektiven, neutralen Kreisen über die gegenseitige Bündnisverpflichtung Frankreichs und Rußlands? Die belgischen Gesandtschaftsberichte an das Brüsseler Außenministerium können hierzu als Kronzeugen herangezogen werden, ohne daß uns Deutschen von ausländischer Seite vorgeworfen werden kann, es handele sich um bestellte Tendenzarbeit.

Schon bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 beginnen die französischen Bemühungen, Rußland als Bundesgenossen zu gewinnen. Es wird dies Frankreich wesentlich erleichtert durch die sehr nachhaltige Verstimmung, mit der Rußland die Berliner Konferenz von 1878 verläßt. Französischer Revanchegeist für die verlorenen Provinzen Elsaß-Lothringen und russische Verärgerung über den „ehrlichen Makler" Bismarck treffen sich auf einer Ebene, zumal Rußland als Gegner Österreich-Ungarns in Deutschland dessen treuen Bundesgenossen fürchtet. Den Führern der panslawistischen Partei gelingt es immer mehr, den Zaren und die öffentliche Meinung gegen Deutschland zu beeinflussen. Man beachte, daß sowohl damals wie heute eine politische Idee dazu benützt wird, den Deutschenhaß zu nähren: damals die Idee des Panslawismus, heute die Idee der kommunistischen Weltrevolution.

Trotz der wirtschaftlichen Reibungen mit Rußland infolge der Erhöhung der Einfuhrzölle auf deutsche Waren in Rußland stellt der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, am 9. 6. 1888 fest: „Deutschland hat selbst bei einem glücklichen Kriege nichts zu gewinnen und wird ihn daher hinausschieben, solange wie irgend möglich!" — In den Jahren 1888—1890 gewinnt die panslawistische Bewegung in Rußland entscheidenden Einfluß. Es setzt eine derartige Pressehetze gegen Deutschland ein, daß der belgische Gesandte in Petersburg darüber nach Brüssel meldet: „Sicher würde im Falle eines französisch-deutschen Konfliktes die russische Presse ohne jede Ausnahme verlangen, daß die zum großen Teile nahe der galizischen und rumänischen Grenzen zusammengezogenen Truppen auf Berlin und auf Wien marschieren!" (1. 5. 1889).

Das Verhältnis Rußlands zu Deutschland verschlechtert sich unter den Nachfolgern Bismarcks zusehends. In Frankreich propagiert man nach einem Bericht des belgischen Gesandten zu Paris die „l'union Franco-Russe" derartig, daß die Ankunft auch der „geringsten amtlichen russischen Persönlichkeit" in Frankreich zu einem „großen Ereignis" wird. Noch ehe man in Berlin an die Möglichkeit einer russisch-französischen Entente recht glauben will, spricht der belgische Gesandte zu Berlin, Greindl, von der ernsten Sorge, die jeden einsichtigen Staatsmann angesichts dieser Kriegsvorbereitungen und der Schaffung neuer Konfliktstoffe erfüllen müsse: „Weder der Krieg von 1870 noch der von 1878 ist durch die Regierungen beschlossen worden. Auch

Digitized by Google

der nächste Krieg wird ohne ihre Mitwirkung durch Unverantwortliche heraufbeschworen werden. Die (franz.-russ.) Annäherung beruht nur auf dem gemeinsamen Hasse Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland! Sie kann daher nur einen aggressiven Charakter haben, trotz der Bemühungen der russischen und französischen Offiziösen, der Welt glauben machen zu wollen, daß ein französisch-russischer Bund nur eine zweite Friedensliga darstellen würde!" (Bericht vom 1. 8. 1891). Ebenso stellt der belg. Gesandte zu London, Baron Solvyns, fest, daß der französisch-russische Bund einen ganz anderen Charakter als der Dreibund habe, denn „er kann nicht anders als aggressiv sein, wenn er nicht die Hoffnungen enttäuschen will, die ihn haben entstehen lassen". (1. 8. 1891). So beurteilen damals bereits im Entstehen des französisch-russischen Bündnisses neutrale Diplomaten Sinn und Zweck des einzig und allein gegen Deutschland gerichteten Vorgehens!

Als im Jahre 1892 Rußland von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht wird und panslawistische Kreise angesichts der geschwächten und kriegsunfähigen Lage Rußlands einen deutschen Präventivkrieg fürchten, nimmt Baron Greindl in Berlin mit folgenden Worten dazu Stellung: „Das beweist, daß man ein schlechtes Gewissen hat! Deutschland wird niemals einen Präventivkrieg führen. Es hat im übrigen durch Siege nichts zu gewinnen!" (17. 2. 1892). Anläßlich eines russischen Flottenbesuchs in Toulon im Jahre 1893, dem rauschende Empfangsfeierlichkeiten neben zahlreichen politischen Trinksprüchen ein festlich-politisches Gepräge geben und erneut die von Frankreich zur Verwirklichung seiner Revanchepläne heiß erwünschte russisch-französische Annäherung unterstreichen, stellt Baron Beyens, Belgiens Gesandter in Paris, ebenfalls fest: „Es gibt nichts Gemeinsames als den Haß gegen Deutschland...!" (30. 10. 1893). In den folgenden Jahren ist die französische Presse weiter eifrig bemüht, die russische Freundschaft als ein Revancheversprechen volkstümlich zu erhalten. Das Jahr 1898 bringt weitere russische Anleihen in Frankreich und deutsche Bemühungen, durch dynastische Bindungen und Besuche Konfliktstoffe zu beseitigen bzw. zu vermeiden. Als im Jahre 1904/05 Rußland im Kriege gegen Japan unterlag, wäre es für Deutschland ein Leichtes gewesen, die drohende Gefahr eines Zweifrontenkrieges durch ein militärisches Vorgehen gegen Rußland zu bannen. Daß Deutschland diese wie auch später noch manche andere günstige Gelegenheit verstreichen ließ, der russisch-französischen Entente wirksam zu begegnen, beweist wiederum, wie töricht und ungerechtfertigt es ist, von einem deutschen Eroberungs- und Kriegswillen zu sprechen! Wie friedliebend die deutsche Nation, ungeachtet aller Partei- und Standesunterschiede, in ihrer Gesamtheit gesonnen ist, unterstreicht Baron Greindl-Berlin in seinem Bericht vom 11. 12. 1905: „Die ungeheuere Mehrheit der Nation würde einen Krieg nur annehmen, wenn sie durch einen Angriff dazu gezwungen würde. Sie... wünscht nicht aufs Spiel zu setzen, was sie schon besitzt. Man könnte sogar sagen, daß dies die Ansichten aller Deutschen ohne Ausnahme sind!" Gelegentlich eines Besuches in Paris im Jahre 1906 versucht der englische „Einkreisungskönig" Eduard VII., die von ihm erstrebte englisch-französisch-russische Entente als „ein Friedenswerk ohne jeden Angriffsgedanken gegen Deutschland" hinzustellen. „Wenn diese als sicheres Friedensunterpfand angesehen wird" — bemerkt dazu der Pariser Gesandte Belgiens am 7. 5. 1906 — „so sehen andere in ihr eine gar zu deutliche Betonung des Willens nach Vereinzelung Deutschlands, als daß dieses nicht suchen sollte, sich mit allen möglichen Mitteln von dem Eisenringe zu befreien, in dem man es einzwängen will!"

So sehr heute die nationalsozialistische Regierung die erstmals vom Führer in seinem grundlegenden Werke „Mein Kampf" dargelegten Erkenntnisse über die

Digitized by Google

Bedeutung der Presse als Machtmittel des politischen Kampfes durch Schaffung einer in den Lebensfragen der Nation einheitlichen Presse und Gründung des in der Welt einzig dastehenden Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda in die Tat umgesetzt hat, so wenig war damals vor dem Kriege die deutsche kaiserliche Regierung fähig, der wüsten Pressehetze des Auslandes eine wirksame Gegenpropaganda entgegenzustellen. Eine wie große Bedeutung fremde Staatsmänner der deutschfeindlichen Hetzpropaganda des Auslandes bereits im Jahre 1906 in Hinsicht auf die immer stärker in Erscheinung tretende Vereinsamung Deutschlands beigemessen haben, beweist ein Bericht des belgischen Gesandten zu Berlin, der in klarer Einsicht der Bedeutung der „Großmacht Presse" ausführte: „Unter den Mitteln, die der Isolierung Deutschlands dienen sollen, ist eines der am meisten verwendeten und eines der wirksamsten der Feldzug der Presse! Seit Jahren unterstellt man Deutschland planmäßig machiavellistische Machenschaften, die ihm fernliegen, und ehrgeizige Pläne, an die es niemals gedacht hat." Und mit Recht meldet derselbe Diplomat ein Jahr später — 1907 — nach Brüssel: „Der Eifer, Mächte, die niemand bedroht, angeblich zu Verteidigungszwecken zu einigen, kann mit vollem Rechte verdächtig erscheinen!" Ein Satz, der — wenn man wieder einmal „Parallelen" ziehen will — die gleiche Wahrheit auch heute enthält!

Um dem französisch-russischen Bündnis und den nur der Einkreisung dienenden Reisen König Eduards VII., den offensichtlichen Offensivcharakter zu nehmen, versteigt sich 1908 Delcassé, der geistige Vater der französisch-russischen Annäherung von 1904/05 zu der Bemerkung, Europa sei während der Marokkokrise einer Art deutscher Hegemonie nur durch das Eingreifen der anderen Mächte entgangen, und alle diese Völker, denen Europas Unabhängigkeit am Herzen liege, und die diese Unabhängigkeit festigen wollten, hätten sich um Frankreich geschart. Der belgische Gesandte zu Berlin, Baron Greindl, knüpfte an diese unglaubliche Verdrehung der tatsächlichen Verhältnisse eine Frage, die man auch heute noch verschiedenen Herren des Quai d'Orsay ins Stammbuch schreiben möchte: „Wo hat Herr Delcassé je gesehen, daß Deutschland den anderen europäischen Völkern seine Vorherrschaft aufzwingen wollte?? Wir sind seine nächsten Nachbarn, und seit 20 Jahren habe ich bei der kaiserlichen Regierung nicht die geringste Neigung entdecken können, ihre Stärke und unsere Schwäche zu mißbrauchen. Ich wünschte nur, daß alle anderen Großmächte sich der gleichen Rücksicht gegen uns befleißigt hätten!... Herr Delcassé sagt, man dürfe eine auswärtige Politik (nämlich die seine!), die schon zweimal Europa den Frieden bewahrt habe, nicht entstellen lassen. Unter welchen Umständen aber war das? Wann ist denn die Ruhe Europas bedroht gewesen, außer durch den französischen Revanchegedanken??!"

Im Jahre 1911 unterzieht Baron Greindl-Berlin eine außenpolitisch hoch bedeutsame Rede von Sir Edward Grey einer gründlichen Kritik: „Die Entente cordiale ist nicht auf der positiven Grundlage der Verteidigung gemeinsamer Interessen begründet worden, sondern auf der negativen Grundlage des Hasses gegen das Deutsche Reich. Wenn sie in Paris anders aufgefaßt worden wäre, so würde sie dort nicht als ein so hervorragender diplomatischer Erfolg aufgenommen worden sein!" (Bericht vom 6. 12. 1911).

Während der Verschärfung der politischen Spannung auf dem Balkan stellt der belgische Gesandte zu Bukarest im Januar 1912 hinsichtlich Deutschlands fest, daß nach Ansicht maßgebender diplomatischer Kreise Deutschland „keinerlei kriegerische Neigung" hege, und fährt fort: „Deutschland braucht Frieden, um seine Finanzen zu bessern und sein Flottenprogramm auszuführen". Unterdessen hetzt der französische Nationalismus immer offener zum Kriege, worauf besorgte Berichte belgischer Gesandter aus Wien, Paris, Petersburg und Berlin hinweisen. Ein Rundbericht

Digitized by Google

des Brüsseler Außenministeriums betont daher am 28. 10 1912: „Abgesehen von den Balkanwirren ist sicherlich keine Wolke am Himmel, die in naher Zukunft einen französisch-deutschen Konflikt befürchten lassen könnte, aber Zwischenfälle können unerwartet eintreten!“

Eine der ersten Maßnahmen des 1913 zum Präsidenten der französischen Republik gewählten Lothringers Poincaré ist die Einführung der dreijährigen Militärdienstzeit, die genau wie im Jahre 1935 bei der Einführung der zweijährigen Dienstzeit als notwendige Antwort auf die deutsche Heeres- und Flottenverstärkung hingestellt wurde. Um so wichtiger ist für uns das völlig unparteiische Zeugnis des belgischen Gesandten zu Paris, der damals (19. 2. 1913) hierzu bemerkt: „Die Zeitungen haben übrigens Unrecht, wenn sie bei Besprechung der Pläne der französischen Regierung diese als Antwort auf die deutscherseits ergriffenen Maßnahmen darstellen: viele sind nur das Ergebnis seit langer Zeit unternommener Studien...!“ Einige Monate später warnt der belgische Gesandte zu Paris: „Jedermann ist sich darüber klar, daß die Gesamtheit der (französischen) Nation weit davon entfernt ist, der vorbereiteten Neuerung günstig gegenüberzustehen, und begreift die Gefahr, die der Zukunft droht; aber man schließt die Augen und marschiert weiter!“ Wird auch heute Frankreich „weiter marschieren und die Augen schließen“ anstatt die immer wieder dargebotene Friedenshand des Führers zu ergreifen und mit dem deutschen Volke eine Zeit der ehrlichen Verständigung zu beginnen?!! Ist es nicht eine tiefe Tragik, daß bereits in seinem Bericht zwei Wochen vor der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajewo der belgische Gesandte zu Berlin, Beyens, schreiben konnte: „Vielleicht handelt es sich nur um einen schrecklichen Irrtum der beiden Völker. Die Mehrheit des französischen Volkes will gewiß keinen Krieg, und Deutschland hat diesen Krieg nicht nötig!“ Ist leider nicht auch heute noch jener Satz des belgischen Gesandten zu Paris, Baron Guillaume, vom 24. Juni 1914 — vier Tage vor der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinands — richtig: „Frankreich und Rußland spielen wahrhaftig in diesem Augenblick ein sehr gefährliches Spiel. Sie steigern sich wechselseitig auf dem Wege der Rüstungen bis zum äußersten und geben sich — hauptsächlich Rußland — einem Bluff hin, der die ernstesten Folgen zeitigen könnte!“ Sollte es einer verantwortungsbewußten französischen Regierung nicht möglich sein, die ehrliche Friedensliebe des geschlossen hinter seinem Führer stehenden gleichberechtigten nationalsozialistischen deutschen Volkes einer objektiven, sachlichen Prüfung zu unterziehen und einen neuen verhängnisvollen „schrecklichen Irrtum“ zu vermeiden?! Wir Deutsche wollen diese Hoffnung nicht aufgeben, trotz aller gegenteiligen Stimmen, die zur Zeit aus Frankreich zu uns herüberdringen, weil wir der Überzeugung sind, daß eine deutsch-französische Verständigung und fruchtbare Zusammenarbeit die Voraussetzung und Grundlage der europäischen Kultur ist, ohne die Europa in einem neuen Konflikt dem bolschewistischen Chaos anheimfallen würde.

Quellenangabe:

Zur Europäischen Politik 1897 bis 1914. Unveröffentlichte Dokumente. Im amtlichen Auftrage herausgegeben unter Leitung von B. Schwertfeger. Reimar Hobbing-Verlag, Berlin. 1919 ff. 5 Bände (zit. Bd. II, IV und V).

Vgl. ferner: „Die Belg. Dokumente zur Vorgeschichte des Weltkrieges 1885—1914“, im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von B. Schwertfeger. 5 Bde. mit 2 Ergänzungsbd. und 2 Kommentarwerken. Berlin 1925.

Belgische Aktenstücke. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben 1915 (zit. Belg. Akt.). Ferner: „Der Fehlspruch von Versailles“ von Schwertfeger. Berlin 1921.

Digitized by Google

Unsere Monatsberichte

Zur weltanschaulichen Lage

Seit langem wird im Vatikan eine Weltschau der katholischen Presse vorbereitet. Die Eröffnung dieser Weltschau ist nun auf den 12. Mai 1936, den Namenstag des Papstes Pius XI., angesetzt worden. Schon sehr früh hat die römische Kirche die Bedeutung der Weltmacht Presse erkannt. Sie verfügt daher über einen gewaltigen Presseapparat, der beinahe alle Länder der Erde umspannt. Trotz weitgehender Selbständigkeit der katholischen Presse in den einzelnen Nationen und Rassen ist bei der straffen Zentralisierung der römischen Weltkirche ein einheitliches Vorgehen der katholischen Presse in den grundsätzlichen Fragen gewährleistet. Über ihre Weltpresse nimmt die römische Kirche auch auf alle Gebiete des Lebens und alle sozialen Schichten der Völker Einfluß. Der Papst hat ein eigenes Apostolat der Presse geschaffen und sich damit gegen diejenigen erklärt, die gegen den Ausbau dieses Propagandahilfsmittels Stellung nahmen unter dem Hinweis, daß „eine barmherzige Schwester mehr Religion bezeuge als 10 Zeitungen vermögen." Heute verfügt die katholische Presse z. B. in Deutschland über 420 Zeitschriften (ohne Tageszeitungen) mit einer Auflage von 11,5 Millionen. In Frankreich sind 54 Tageszeitungen, 200 Wochenzeitungen, 2000 Zeitschriften und über 10 000 Pfarrblätter im Dienst der römischen Propaganda. In Polen gibt es zur Zeit 250 kath. Zeitungen und Zeitschriften mit einer Gesamtauflage von 4 Millionen, für die polnischen Auswanderer allein bestehen 36 katholische Zeitschriften mit einer Auflagenhöhe von etwa 500 000. Das sind nur einige wenige Beispiele. Ein abgerundetes Bild über Umfang und Wachstum der römisch-katholischen Weltpresse wird die Weltausstellung im Vatikan geben. Die Ausstellung soll 6 Monate geöffnet bleiben. Etwa 45 Staaten beteiligen sich an der Ausstellung. Vollständig fehlen werden Deutschland und Sowjetrußland. Die Sowjet-Union ist vom Vatikan nicht eingeladen worden.

Die Vorbereitung der Weltausstellung liegt in den Händen der internationalen Organisation der katholischen Presse („Union internationale de la Presse catholique"). Im Vorstand der Union ist Pater Muckermann S. J. als deutscher Vertreter! Neben der Arbeit der Vorbereitung und Propaganda hat der Vorstand die Statuten der Union der katholischen Presse auszuarbeiten, über deren endgültige Form der Weltkongreß der katholischen Presse vom 18. bis 21. Mai entscheiden wird. Für diesen Pressekongreß sind drei Arbeitssitzungen mit folgenden Themen vorgesehen: 1. Die religiöse Weiterbildung der katholischen Journalisten; 2. Die katholische Presse im Kampf gegen das Neuheidentum; 3. Die katholische Presse und die Verbreitung der päpstlichen Kundgebungen. Neben diesem Kongreß sind im Verlauf der Weltausstellung noch folgende Einzelkongresse vorgesehen: Filmkongreß, Rundfunkkongreß, Missionskongreß, Theaterkongreß, Kongreß für die kirchliche Kunst, Kongreß für den Katechismus-Unterricht und im Herbst ein Internationaler katholischer Schriftstellerkongreß. Daß diese Ausstellung dazu benutzt wird, eine Unzahl von Pilgerzügen nach Rom zu lenken, ist sicher nicht die kleinste Absicht gewesen, als man den Plan einer solchen Riesenausstellung ins Auge gefaßt hat. Das geht auch aus der Ansprache hervor, die der Papst am 18. April anläßlich des 36. Kongresses der französisch-klerikalen Presse in Rom gehalten hat, in der er u. a. sagte: „Jeder kultivierte Mensch, noch mehr aber jeder Christ, muß nach Rom kommen; die religiöse Pflicht aller Söhne ist es, mindestens einmal das Haus des gemeinsamen Vaters zu besuchen."

*

Die Übertrittsbewegung in Österreich hat auch im Jahre 1935 angehalten. Es liegen jetzt die genauen Zahlen vor. Danach sind im letzten Jahr 3029 Eintritte in die evangelische Kirche zu verzeichnen. Von diesen Eintritten entfallen 5325 auf die katholische Kirche, 3155 auf die Konfessionslosigkeit und

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Stille Bucht

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

der Rest auf andere Religionsgemeinschaften. Die Zahl der Eintritte war allerdings 1935 bei weitem nicht mehr so groß als im Jahre 1934, wo über 25 000 Übertritte zur evangelischen Kirche gezählt worden sind. Doch ist die Zahl immer noch größer als in den sämtlichen Jahren vor 1934.

◆

Wie in Österreich, so ist jetzt auch in der Tschechoslowakei eine polizeiliche Beaufsichtigung der Übertritte zur evangelischen Kirche eingeführt worden. Dieses unwürdige Vorgehen des politischen Katholizismus in den Donaustaaten soll vor allen Dingen die dem heutigen Deutschland freundlich Gesinnten treffen. — Zur evangelischen Kirche traten im sudetendeutschen Gebiet im Jahre 1935 3750 Personen über, davon allein 3000 aus der römisch-katholischen Kirche.

◆

Die Oeynhausener Synode, über die wir in der Aprilfolge berichteten, hat sehr bald gezeigt, daß die Einigung innerhalb der Bekenntnisfront nicht mehr durchführbar ist. Am 11. März tagte in Frankfurt a. Main eine Versammlung von Vertretern der lutherischen Kirchen, in der festgestellt wurde, daß die von Oeynhausen erhoffte Klärung weder für die entscheidende Einzelfrage der Haltung gegenüber den Kirchenausschüssen, noch für weitere, wichtige Gesamtfragen erreicht worden ist. Der „Reichsbote" vom 5. 4. 36 berichtet über diese Entwicklung folgendes: „Im Rahmen der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche, die einen Bund bekenntnisbestimmter Kirchen vorsieht, haben bekanntlich bereits seit geraumer Zeit die lutherischen Kirchen von Hannover, Württemberg und Bayern die Gemeinsamkeit des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Ordnung auf Grund des lutherischen Bekenntnisses herausgestellt. Inzwischen ist dieser Zusammenschluß immer stärker auch nach außenhin sichtbar geworden. Auf einer Versammlung von Vertretern lutherischer Kirchen und bedeutsamer kirchlicher Werke ist jetzt ein ‚Rat der Evangelischen Lutherischen Kirche Deutschlands' bestellt worden. Durch diese Einrichtung kommt der Wille des zusammengefaßten deutschen Luthertums zur intensiven Mitarbeit an der kirchlichen Neuordnung zum Ausdruck. Die Aufgabe des Rates ist die gemeinsame geistliche Leitung für die lutherischen Kirchen und Werke. Ihm gehören außer den Landesbischöfen D. Marahrens, D. Meiser und D. Wurm, Oberkirchenrat Breit-München, Superintendent Hahn-Dresden, Dr. Lilje-Berlin und Dr. Beste-Neubuckow i. Mecklbg. an. Eine ständige Vertretung des Rates in Berlin unter dem Vorsitz von Oberkirchenrat Breit, in der Dr. theol. Hanns Lilje die Geschäfte führen wird, soll die Verbindung mit den anderen Organen der Kirche und den staatlichen Stellen aufrechterhalten." Über die tieferen Gründe der Trennung gibt die evangelische Wochenschrift „Freimund" Aufschluß. Es heißt dort in der Nr. vom 9. 4. 36: „Die auf der Synode von Oeynhausen mit Mehrheit gefaßten Beschlüsse bedeuten die eindeutige Calvinisierung (gar nicht mehr Krypto-Calvinisierung) der Deutschen Evangelischen Kirche bzw. der ‚Bekenntniskirche' unter lutherischer Flagge und damit das Ende der lutherischen Kirche in Deutschland. ... Die lutherischen Kirchen und Kirchengebiete, welche auf der Synode von Oeynhausen in der Minderheit geblieben sind, überlassen die ‚Bekenntniskirche' unter calvinistischer Führung und die ‚Deutschen Christen' ihrem Schicksal und rufen endlich zur Sammlung der lutherischen Kirche in Deutschland mit ganz klaren Zielinien auf." — Diese Auseinandersetzung innerhalb der Bekenntniskirche wird auch deutlich durch den neugewählten Reichsbruderrat der Bekenntniskirche, der nach seiner endgültigen Aufstellung jetzt 31 Mitglieder zählt, wovon 16 dem Gebiet der Altpreußischen Union entstammen. Damit ist die absolute Mehrheit der radikalen Richtung in der Bekenntniskirche gesichert. Dieser Reichsbruderrat hat einen besonderen Arbeitsausschuß gebildet, einen „Rat der Bekennenden Kirche", der aus sieben Mitgliedern besteht, und zwar aus den Herren Niemöller, Lücking, Asmussen, Middendorf, von Arnim, von Thadden und Kloppenburg. Vertreter der sog. intakten lutherischen Kirchen gehören dem „Rat" nicht an.

◆

Digitized by Google

In der Führung der Deutschen Glaubensbewegung (DG.) ist ein grundsätzlicher Wandel eingetreten, dessen Rückwirkungen noch nicht voll überschaubar sind. In seiner Wochenschrift „Der Reichswart" vom 28. 3. 36 gab der bisherige stellvertretende Vorsitzende der DG., Graf Reventlow eine Erklärung ab, daß er aus der Deutschen Glaubensbewegung aus nationalsozialistischen Gründen und religiösen Motiven ausgeschieden sei. Bald darauf gab auch der Leiter der Deutschen Glaubensbewegung, Prof. Wilhelm Hauer, seinen Rücktritt bekannt. — Am 9. 4. 36 brachte das Organ der Deutschen Glaubensbewegung, der „Durchbruch" eine von Lingelsheim, Heßberg, Orlowsky unterzeichnete Erklärung der am 5. April in Berlin versammelten Landesgemeindeleiter der Deutschen Glaubensbewegung, die nach dem Rücktritt der Führung (Hauer, Reventlow) u. a. folgendes bekanntgegeben haben: „Das Ziel der Deutschen Glaubensbewegung ist die Überwindung der konfessionellen Zwietracht im deutschen Volksraum aus der Tiefe des mit jedem deutschen Menschen geborenen Gottglaubens. ... So richtet sich unser Streben niemals gegen den deutschen Volksgenossen christlicher Konfession, sondern gegen einen Konfessionalismus, der deutsche Volksgenossen mit ihren tiefsten Kräften einer artfremden Wertung unterstellen will. ... Mit der Einordnung der von der Deutschen Glaubensbewegung zu leistenden Arbeit in das gesamte Geschehen ist die Bestellung eines einzelnen Leiters überflüssig geworden. Sie könnte vielmehr zu der Unterstellung führen, als wollte sich irgend jemand als ‚religiöser Führer' dem Führer und Kanzler zur Seite stellen. Wir, wie das ganze Volk, kennen nur einen Führer: den Führer und Kanzler des Dritten Reiches Adolf Hitler!"

Abgeschlossen am 18. April 1936.

Karl Rosenfelder.

Außenpolitische Rundschau

Der 29. März des Jahres 1936, an dem sich das deutsche Volk mit überwältigender Mehrheit zur Friedenspolitik des Führers bekannte, wird stets als ein denkwürdiger Tag in der deutschen Geschichte fortbestehen. Die von Deutschland erhobene Forderung einer friedlichen Zusammenarbeit der europäischen Völker auf dem Boden völliger Gleichberechtigung, die man in gewissen Kreisen des Auslandes lediglich als einen Programmpunkt der deutschen Regierung anzusehen schien, sie hat durch die Wahl zum deutschen Reichstag eine millionenfache Bekräftigung durch das gesamte Volk erfahren. Auch jenseits der deutschen Grenzen hat diese Wahl ihren starken Eindruck nicht zu verfehlen vermocht und der Welt zu verstehen gegeben, daß die Zeiten, in denen ausländische Staatsmänner glaubten, Deutschland als einen Staat zweiter Ordnung behandeln zu können, endlich vorüber sind.

Zu der im März in London stattgefundenen Tagung des Völkerbundes nahm als Vertreter Deutschlands Botschafter von Ribbentrop teil, der in einer großangelegten Rede den deutschen Standpunkt zu der durch den Abschluß des französisch-sowjetrussischen Militärpaktes entstandenen Lage eingehend erläuterte, wobei er zu Beginn seiner Ausführungen darauf hinwies, daß das französisch-sowjetrussische Bündnis sich ausschließlich gegen Deutschland richte. Dazu komme daß sich Sowjetrußland durch Abschluß eines ähnlichen militärischen Bündnisvertrages mit der Tschechoslowakei bis an die deutsche Grenze vorgeschoben habe. Außerdem gäbe der sowjetrussisch-französische Pakt jedem der beiden Staaten das Recht, sich als Richter in eigener Sache unter Umgehung des Völkerbundes aufzuwerfen, um selbständig einen Angreifer zu bestimmen, um somit gegen Deutschland nach eigenem Ermessen zum Kriege schreiten zu können. Selbst für den Fall, daß von seiten des Völkerbundes gegen eine französisch-russische Koalition irgendwelche Sanktionen ergriffen würden, würden sich dieselben als völlig belanglos herausstellen, nachdem das Gebiet dieser beiden Staaten zusammen ungeheure Ausmaße betrage. Das französisch-sowjetrussische Bündnis bringe eine Beseitigung des bisherigen europäischen Gleichgewichtes mit sich und damit der grundsätzlichen politischen und rechtlichen Voraussetzungen, unter denen seinerzeit der Locarnopakt abgeschlossen wurde, der außerdem die Wiederherstellung der Gleichberechtigung militärischer

Digitized by Google

Art zwischen Deutschland und Frankreich zur Voraussetzung gehabt habe, da er in seinem Schlußprotokoll die Verpflichtung Frankreichs sowie der anderen Staaten bestätigte, der deutschen Abrüstung zu folgen. Frankreich lehnte es ab, auf diesem Wege eine Gleichberechtigung der Rüstungen herzustellen, daher war Deutschland gezwungen, durch seinen Weg zu dem in Locarno selbst vorgesehenen Ziel einer tatsächlichen Gleichberechtigung zu kommen. Deutscherseits wurde sofort nach Veröffentlichung des französisch-sowjetrussischen Paktes auch bei den übrigen Signatarmächten auf die Unvereinbarkeit dieses Bündnisses mit dem Rheinpakt von Locarno hingewiesen und dieser Standpunkt auch später bei den diplomatischen Verhandlungen beibehalten, trotzdem wurde dieser Pakt von den französischen gesetzgebenden Körperschaften ratifiziert. Dieses Verhalten machte es notwendig, daß deutscherseits die einzig mögliche Folgerung gezogen wurde, indem die Souveränität des Reiches über das gesamte Reichsgebiet wieder hergestellt wurde, nachdem der Rheinpakt von Locarno dem Buchstaben als auch der geschichtlichen Linie nach entwertet und aufgehoben wurde und ferner, im Hinblick auf die russisch-französische Militärallianz, Deutschland ohne weiteren Verzug die natürlichen Rechte einer Nation zur Sicherung des eigenen Gebietes wiederherstellen mußte. Auf Grund dieser Sachlage ist der gegen Deutschland erhobene Vorwurf, den Vertrag von Locarno einseitig verletzt zu haben, vollkommen hinfällig. Dieser Vertrag konnte schon deshalb nicht verletzt werden, weil er de facto durch die Handlungsweise Frankreichs als erloschen zu betrachten war. Am Schluß seiner Ausführungen hob Botschafter v. Ribbentrop die große Bedeutung des deutschen Friedensplanes hervor, der das Ziel verfolge, dem friedlosen Europa den Weg in eine bessere Zukunft zu ebnen.

Trotz dieser zwingenden Darlegungen des deutschen Vertreters, die klar und eindeutig die Folgerichtigkeit des deutschen Vorgehens unter Beweis stellten, gelangte im Völkerbund ein von Frankreich und Belgien eingebrachter Entschließungsentwurf zur Annahme, in dem man, gestützt auf Paragraphen des Vertrags von Versailles und eines Absatzes des Locarno-Vertrages, einen „Bruch“ von seiten Deutschlands herauszukonstruieren suchte. Nach der Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses gab Botschafter von Ribbentrop im Auftrage der deutschen Regierung eine Erklärung ab, die besagte, daß sowohl die deutsche Reichsregierung sowie das gesamte deutsche Volk von der Überzeugung durchdrungen seien, daß die angenommene Ratsentschließung vor der Geschichte nicht bestehen könne.

Einen Tag später wurde ein von den Rest-Locarno-Mächten verfaßtes Memorandum bekanntgegeben, das sich in neun Abschnitte gliedert und in dem ungeheure Zumutungen an Deutschland gestellt werden. Es wird darin u. a. die Zustimmung zu einer internationalen Truppenmacht auf deutschem Boden, die Hand in Hand mit einer internationalen Überwachungskommission arbeiten soll, verlangt, und im Fall einer Annahme dieser Vorschläge Verhandlungen der Rest-Locarno-Mächte in Aussicht gestellt, bei denen der deutsche Friedensplan einer Erörterung unterzogen werden soll. Ferner ist in diesem Schriftstück von einer internationalen Konferenz die Rede, auf der Fragen behandelt werden sollen, die während unzähliger Debatten auf der Abrüstungskonferenz infolge des französischen Widerstandes keiner Lösung entgegengeführt werden konnten. — In diesem Memorandum mit seinen einseitigen und übertriebenen Forderungen ist der Unvernunft ein Denkmal gesetzt worden. Es verdient als Zeitdokument gewertet zu werden, in dem mit untauglichen Mitteln der Versuch unternommen wurde, die Geister des Versailler „Vertrages“ erneut heraufzubeschwören.

Auf die in dem Memorandum der Restlocarnomächte enthaltenen Vorschläge wurde durch Botschafter von Ribbentrop dem englischen Außenminister die deutsche Antwortnote übergeben, in welcher alle entehrenden Forderungen abgelehnt, sowie die in Aussicht genommenen Generalstabsbesprechungen als völlig unverständlich hingestellt werden, gleichzeitig aber ein zweiter umfassender Friedensplan vorgelegt, der auf der Grundlage der Gleichberechtigung, die Gewähr für eine dauerhafte Befriedung Europas bietet. Der deutsche Friedensplan sieht drei Perioden vor, die zu seiner Verwirklichung notwendig sind.

Digitized by Google

1. Eine Zeit der Vorbereitung für die einzuleitenden Verhandlungen.

2. Die eigentlichen Verhandlungen selbst zur Sicherung des europäischen Friedens.

3. Eine spätere Periode der Behandlung wünschenswerter Ergänzungen des europäischen Friedenswerkes (Abrüstungs- und Wirtschaftsfragen).

Der Friedensplan selbst enthält zunächst den Vorschlag, den ersten Abschnitt bis zur Unterzeichnung der Nichtangriffspakte auf vier Monate zu begrenzen, um die Zeit der Unsicherheit im Interesse des wirtschaftlichen Lebens der europäischen Völker möglichst abzukürzen. Unter Voraussetzung eines gleichen Verhaltens der belgischen und französischen Regierung erklärt sich die Reichsregierung bereit, in diesem Zeitraum keinerlei Verstärkungen der im Rheinland befindlichen Truppen vorzunehmen, noch dieselben näher an die belgische und französische Grenze heranzuführen. Zur Garantierung dieser beiderseitigen Versicherungen schlägt die deutsche Regierung die Bildung einer Kommission vor, die sich aus Vertretern der beiden Garantiemächte England und Italien und einer dritten neutralen Macht zusammensetzen soll, während Deutschland, Belgien und Frankreich das Recht zusteht, je einen Vertreter zu entsenden. Im übrigen erklärt sich die deutsche Regierung bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit mit Frankreich und Belgien jeder militärischen Beschränkung an der deutschen Westgrenze zuzustimmen. Außerdem wird der großzügige Vorschlag eines Übereinkommens zwischen Deutschland, Belgien und Frankreich und der Garantiemächte gemacht, sofort oder spätestens nach Abschluß der französischen Wahlen unter Führung der britischen Regierung in Beratungen über den Abschluß eines fünfundzwanzigjährigen Nichtangriffs- bzw. Sicherheitspaktes zwischen Frankreich und Belgien einerseits und Deutschland andererseits einzutreten. Im Falle aus diesen Sicherheitsabmachungen besondere militärische Beistandsverpflichtungen erwachsen würden, ist Deutschland bereit, auch seinerseits solche Verpflichtungen auf sich zu nehmen. Als Ergänzung und Verstärkung dieser Sicherheitsabmachungen wird der Vorschlag eines Luftpaktes wiederholt.

Um dem Werk der Friedenssicherung zwischen Deutschland und Frankreich einen nach jahrhundertelanger Entzweiung versöhnenden Abschluß zu geben, schlägt die deutsche Reichsregierung vor, daß in der Erziehung der Jugend der beiden Nationen sowohl als in öffentlichen Publikationen alles vermieden wird, was als Herabsetzung, Verächtlichmachung oder unpassende Einmischung in die inneren Angelegenheiten der anderen Seite geeignet sein könnte, die Einstellung der beiden Völker gegeneinander zu vergiften. Eine gemeinsame Kommission am Sitz des Völkerbundes in Genf soll gebildet werden, die den Auftrag erhalten soll, einlaufende Beschwerden den beiden Regierungen zu übermitteln. Um dem Friedensplan den Charakter eines heiligen Vertrages zu geben, verpflichten sich Deutschland und Frankreich, seine Ratifizierung durch eine Volksabstimmung vornehmen zu lassen. Ferner ist Deutschland bereit, seinerseits mit den Staaten an seiner Südost- und Nordostgrenze in Verbindung zu treten, um diese zum Abschluß der angebotenen Nichtangriffspakte unmittelbar einzuladen. Nach Abschluß dieser Verträge erklärt sich Deutschland bereit, wieder in den Völkerbund einzutreten, in der Erwartung, daß im Laufe einer angemessenen Zeit durch Verhandlungen die Frage der kolonialen Gleichberechtigung sowie die Frage der Trennung des Völkerbundsstatutes von seiner Versailler Grundlage geklärt wird. Weiter schlägt Deutschland die Bildung eines internationalen Schiedsgerichtes vor, das für die Einhaltung dieses Vertragswerkes zuständig ist.

Die deutsche Reichsregierung schlägt ferner die spätere Einberufung von Konferenzen mit jeweils nur einer klar umrissenen Aufgabe vor. Sie betrachtet es als die zunächst wichtigste Aufgabe, eine sinnlose Entartung des technischen Krieges zu unterbinden. Als praktische Aufgaben für diese Konferenzen wird vorgeschlagen:

1. Verbot des Abwurfes von Gas-, Gift- und Brandbomben.

2. Verbot des Abwurfes von Bomben jeglicher Art auf offene Ortschaften, die sich außerhalb der Reichweite der mittleren schweren Artillerie der kämpfenden Fronten befinden.

3. Verbot der Beschießung von Ortschaften mit weittragenden Kanonen

Digitized by Google

außerhalb einer Gefechtszone von 20 Kilometern.

4. Abschaffung und Verbot des Baues von Tanks schwerer Art.

5. Abschaffung und Verbot schwerster Artillerie.

Sowie sich aus solchen Besprechungen und Abmachungen Möglichkeiten der weiteren Begrenzung der Rüstungen ergeben, sind dieselben wahrzunehmen. Die deutsche Regierung ist bereits jetzt bereit, jeder solchen Regelung, soweit sie international gültig wird, beizutreten, sowie nach Abschluß des politischen Vertragswerkes mit den in Frage kommenden Ländern in einen Gedankenaustausch über wirtschaftliche Fragen einzutreten.

Während in England der deutsche Friedensplan als „höchst bedeutsam" bezeichnet wurde, nahm Frankreich in einem von der französischen Regierung ausgearbeiteten Memorandum Stellung, das sich in juristischen Einwendungen ergeht, ohne daß dabei der Versuch unternommen wird, in konkreter Weise auf die deutschen Vorschläge einzugehen. In diesem Memorandum werden die bereits in der Note der Rest-Locarno-Mächte erwähnten Vorschläge einer entmilitarisierten Zone im Rheinland sowie das Verbot künftiger Anlagen von Befestigungen in einer noch zu bestimmenden Zone erhoben, während Frankreich nicht daran denkt, auch nur einen Stein seiner ungeheueren Festungsanlagen an seiner Ostgrenze zu verrücken. Die französische Erwiderung auf die deutschen Friedensvorschläge stellt ein Musterbeispiel engstirniger Machtpolitik dar, die ohne jeden Weitblick nur rein egoistische Interessen kennt.

Während in Genf der Dreizehnerausschuß des Völkerbundes vor Ostern zusammengetreten war, um über den italienisch-abessinischen Konflikt zu beraten, fand dort zu gleicher Zeit ein Meinungsaustausch der Rest-Locarno-Mächte statt, der mit dem Ergebnis endete, daß es erwünscht sei, alle Schlichtungsangelegenheiten völlig auszuschöpfen. Zu diesem Zweck sei die Aufklärung einer Anzahl von Punkten des deutschen Memorandums notwendig. Es wurde beschlossen, daß die Vertreter Englands mit Deutschland in Fühlung treten sollen, um sich zu erkundigen, welche Bedeutung die deutsche Regierung den von ihr vorgeschlagenen zweiseitigen Verträgen gibt und wie diese Verträge sich in den Rahmen der kollektiven Sicherheit oder des gegenseitigen Beistandes, wie er in der Völkerbundssatzung vorgesehen ist, einfügen würden. Ferner nehmen die Rest-Locarno-Mächte Kenntnis von der Tatsache der auf Grund des Londoner Protokolls am 15. April beginnenden Fühlungnahme zwischen den Generalstäben. Der Vertreter Italiens behielt seine Stellungnahme namens seiner Regierung vor. — Nach einer vom Völkerbundssekretariat veröffentlichten Mitteilung wird der Völkerbundsrat auf seiner 92. Tagung am 11. Mai sich erneut mit dem Locarnopakt beschäftigen.

Vorerst steht jedoch der italienisch-abessinische Konflikt im Vordergrund der Genfer Beratungen des Dreizehnerausschusses, die während der Osterfeiertage unterbrochen waren. Es hat nicht den Anschein, als ob Italien sich bereiterklären würde, nachdem es ihm gelang, die abbessinischen Nordarmeen zu schlagen, bei fortdauernder Aufrechterhaltung der Sanktionen durch den Völkerbund dessen Friedensvorschläge entgegenzunehmen. Englischerseits hält man an der bisher vom Völkerbund gegenüber Italien eingeschlagenen Richtlinien fest und zieht ein weiteres Anziehen der Sanktionsschrauben im Falle des Scheiterns der Friedensverhandlungen in Erwägung, während Frankreich neuen Sanktionen ablehnend gegenübersteht.

Der italienische Vormarsch in Abessinien hat sich außerordentlich beschleunigt, zumal er nirgends auf ernsthaften Widerstand stieß. Es hat den Anschein, daß Marschall Badoglio unter allen Umständen danach trachtet, vor Beginn der Regenzeit mit seinen Armeen die abessinische Hauptstadt zu erreichen, was nach der Einnahme von Dessie als wahrscheinlich gilt. Auch der Tana-See wurde von den Italienern bereits erreicht, der zu dem englischen Interessengebiet gehört. Die nächsten Wochen dürften zeigen, ob nach den großen italienischen Erfolgen Abessinien bereits am Ende seiner Kraft angelangt ist oder ob es den Versuch unternehmen wird, seinen Widerstand neu zu organisieren.

In Österreich wurde ein großer Korruptionsskandal aufgedeckt, der die große Wiener Lebensversicherung „Phönix" betraf. Prämienreserven in Höhe von 250

Digitized by Google

Millionen Schilling wurden von dem jüdischen Generaldirektor Berliner an allerhand Organisationen à fond perdu ausgegeben, desgleichen Schmiergelder an den im Auftrage des Staates tätigen Überwachungsbeamten, der durch Selbstmord aus dem Leben schied. Soweit bisher bekannt, wurden durch Berliner, der zu Beginn dieses Jahres plötzlich verstarb, u. a. der Saarseperatismus, die deutschen Emigranten, das Komitee für den Weltboykott gegen das Dritte Reich, die Wiener jüdische Kultusgemeinde sowie marxistische Organisationen unterstützt, desgleichen eine Reihe jüdischer Wiener Zeitungen. Außerdem wurden die Heimwehr sowie die Legitimisten mit reichen Geldmitteln bedacht, von denen die erstere gezwungen wurde, den immer stärker um sich greifenden Antisemitismus offiziell zu verdammen. Außer diesen Organisationen erhielten noch eine große Anzahl von Einzelpersonen „Darlehen" und „Unterstützungen", deren Namen man bisher nicht zu veröffentlichen wagte, da verschiedene sich in hoher Staatsstellung befinden sollen. Es scheint jedoch, daß die Regierung durch die starke Empörung, die der Phönix-Skandal in der Öffentlichkeit hervorgerufen hat, bald gezwungen werden wird, die Namen bekannt zu geben, andererseits sie Gefahr läuft, eine noch stärkere Vertrauenseinbuße zu erleiden, als dies ohnehin schon der Fall war.

Der lettische Senat wies die von der Großen Gilde zu Riga angestrengte Klage gegen den lettischen Finanzminister, der ihre Auflösung verfügt hatte, ab. Damit wurde dieses alte deutsche Unternehmen aller Rechte entkleidet und fällt nunmehr ohne Entschädigung der Rigaer Stadtverwaltung zu. Diesem lettischen Gewaltakt gingen eine Reihe von Verhaftungen von Deutschen voraus, die ohne Angabe von Gründen festgenommen wurden, wobei in ihren Wohnungen eingehende Haussuchungen stattfanden. Diese Gewaltmaßnahmen lettischer Organe gegen das Deutschtum stellt einen vollkommen ungerechtfertigten Eingriff in das kulturelle und wirtschaftliche Leben der deutschen Volksgruppe dar, die sich stets im Rahmen der lettischen Verfassung hielt.

In Spanien wurde der bisherige Präsident Zamora durch einen Beschluß des Parlaments für abgesetzt erklärt und ein Marxist bis zur Wahl eines neuen Präsidenten mit der Wahrnehmung der Geschäfte betraut. Dieses Vorgehen zeigt, daß die Marxisten mit allen Kräften darauf hinarbeiten, unter Ausschaltung der die Regierung stützenden linksbürgerlichen Gruppen die Macht im Staate an sich zu reißen.

Abgeschlossen am 15. April 1936.

C. v. Holst.

Auslandsdeutsche Rundschau

Die ungehinderte Pflege kultureller Beziehungen des Kernvolkes mit seinen in fremden Erdteilen und unter fremder staatlicher Oberhoheit lebenden Volksteilen und umgekehrt ist eine Forderung, die von allen Völkern erhoben wird, die das Schicksal teilen müssen, Volksteile außerhalb ihrer Nationalstaaten wohnen und siedeln zu haben. Sie ist aber nicht nur eine Forderung, die den primitivsten Lebensrechten der Völker auf Wahrung ihres nationalen Eigenlebens entspringt und schließlich in allen „geheiligten" Verträgen in Form von sogenannten Minderheitsbestimmungen festgelegt ist, ihre Erfüllung liegt auch in der Richtung der Bestrebungen aller Zeiten, eine Synthese der nationalen Kultur herzustellen. Gerade den Angehörigen der Völkergruppen, die in fremden Nationalstaaten leben, kommt in diesem Kulturstreben eine besondere Vermittlerrolle zu, denn sie sind die lebende Brücke zwischen den Kulturen zweier Völker.

Es ist nicht nur deutsches Schicksal, daß bedeutende Teile unseres Volkstums jenseits der Reichsgrenzen in verschiedenen Nationalstaaten Europas siedeln und schaffen. Heute leben auch Hunderttausende von Franzosen, Polen, Tschechen, Italienern usw. fern von ihren Nationalstaaten in fremden Ländern und in Gemeinschaft mit fremden Völkern. Wo immer sie leben, da legen sie ein offenes und freimütiges Bekenntnis zu ihrem Volkstum ab, folgen der Stimme ihres Blutes, pflegen ihre nationale Eigenart und wehren sich entschieden gegen jeden staatlichen Versuch, sie ihrem Volkstum zu entfremden. Mit ihrem Bekenntnis zum Volkstum erheben sie die Forderung, frei und ungestört mit ihren Volks-

Digitized by Google

genossen in der alten Heimat zu verkehren und mit ihnen kulturelle Beziehungen zu pflegen. Die gleichen Forderungen werden in natürlicher Selbstverständlichkeit in Frankreich, Polen, der Tschechoslowakei, Italien usw. laut. Mit Entrüstung würde man in Paris, Warschau, Prag oder Rom Beschuldigungen zurückweisen, daß die Bestrebungen, eine kulturelle und geistige Verbindung des Mutterlandes mit den im Ausland lebenden Volksgenossen aufrechtzuerhalten, im Dienste irredentistischer oder imperialistischer Politik stehen.

Vor zwei Jahren feierten die Franzosen das 400jährige Jubiläum der ersten Landung des Franzosen Jacques Cartier, der die Ansiedlung der Franzosen in Kanada folgte. An der Feier in Quebek und Montreal nahm der damalige Arbeitsminister und derzeitige Außenminister Flandin teil, der in seiner Ansprache die Verbundenheit des Mutterlandes mit den in Kanada lebenden Franzosen zum Ausdruck brachte. Damals schrieb der Pariser „Temps“:

„Die französische Bevölkerung Kanadas ist sich selbst treu geblieben mit ihrer Sprache, ihrer Kultur und ihrem Brauchtum. Sie hat sich durch die Jahrhunderte hindurch allen Umwälzungen zum Trotz in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Das soll aber nicht nur ein Lob für die Kanada-Franzosen selbst sein, sondern auch eine Anerkennung für die Anglo-Kanadier und die zielbewußte Politik Englands in Kanada. Es ist eine liberale Politik, frei von Unterdrückung. Sie gewährt allen Staatsbürgern, gleich welcher Abstammung, die Freiheit des Geistes und des Gewissens, die dem Leben Würde und Wert gibt. Diese Politik hat viel bessere Erfolge gezeitigt, als die Methode der moralischen Unterdrückung und des Aufsaugens, die anderswo so stark in Gebrauch ist.“

Als Ministerpräsident erklärte Flandin später, er habe in Montreal den Franzosen gesagt, wenn sie sich bewußt seien, nichts Größeres in Frankreich zu haben, als das Erbe der Vorfahren, und wenn wir (die Franzosen des Mutterlandes) anerkennen, daß sie ihre Kraft aus keinem anderen Wachstumsquell geschöpft haben, als aus der großen Blutsgemeinschaft der Rasse, dann würde die Zusammengehörigkeit zwischen den Franzosen im Mutterlande und in Kanada durch nichts unterbrochen werden. So Flandin.

Anläßlich des zweiten Kongresses des Weltverbandes der Auslandspolen wurde ein Katechismus an die im Auslande lebenden Polen verteilt, in dem es u. a. heißt:

„Polen ist überall dort, wo Polen sind. Jeder Pole hat das angeborene gleiche Recht der Zugehörigkeit zur großen polnischen Familie. Der Pole im Ausland bekennt sich kühn und offen zum Polentum. Der Pole im Auslande bekundet gegenüber dem Staat, in dem er wohnt, die gebührende staatsbürgerliche Loyalität. Der Pole im Auslande unterhält eine ständige Verbindung mit seinem Vaterland, ist um die Erhaltung der Muttersprache in ihrer ursprünglichen Reinheit bemüht und trachtet vor allem, sie den Kindern zu vermitteln, indem er sie in polnischen Schulen bildet und mit ihnen zu Hause nur polnisch spricht.“

Am 24. Februar dieses Jahres hat der derzeitige Staatspräsident Benesch in das goldene Buch für den Jubiläumsfond der Auslandstschechen geschrieben:

„Die Auslandstschechen und Slowaken sind eine typische nationale Gruppe, wie sie die neue internationale Nachkriegsordnung voraussetzt. Sie sind treue Bürger des Staates, denen sie angehören. Sie vergessen zwar hierbei nicht die Kultur und das Leben des tschechischen Volkes aus dem sie hervorgegangen sind, und verbreiten keine besonderen expansiven Ideologien. Sie sollen mit dem Milieu zusammenarbeiten, in dem sie leben, sollen dort ihrem ehemaligen Vaterlande und ihrem Volk Freunde und gute Beziehungen erwerben und sollen da den Geist unserer nationalen Kultur verdolmetschen und würdig repräsentieren ...“

Digitized by Google

Was hier für Franzosen, Polen, Tschechen und für andere Auslandsgruppen gesagt und gefordert wird, müßte in vollem Umfang auch für das Auslandsdeutschtum Geltung haben. „Indem wir in grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen, ehren wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus derselben Gesinnung heraus" ... Das hat der Führer in seiner großen Reichstagsrede am 17. Mai 1933 ausgerufen und damit den nationalsozialistischen Volkstumsgrundsatz verkündet, der allein Gültigkeit hat.

Das Eingeständnis des Führers der Polen in Deutschland, Dr. Raczmarek, daß sich die Lage der Polen im nationalsozialistischen Staat günstiger gestalte als früher, das Bekenntnis der Wenden in der „Domovna", daß ihrer Eigenart erst im nationalsozialistischen Staat vollkommen Rechnung getragen wird, schließlich die Berufung eines Dänen in den Flensburger Stadtrat, obwohl er die erforderliche Stimmenzahl bei den Wahlen nicht erlangt hat, und anderes mehr sind Beweise für die praktische Verwirklichung des nationalsozialistischen Volkstumsgrundsatzes im eigenen Wirkungskreis. Wenn diese Tatsache angeführt wird, so wollen wir sie nicht als eine besondere Leistung herausstellen, sondern als eine Selbstverständlichkeit und als Ausdruck unserer nationalsozialistischen Haltung gewertet wissen.

Weil uns die Achtung fremden Volkstums eine Selbstverständlichkeit ist, die unserer nationalsozialistischen Weltanschauung entspricht, fordern wir die gleiche Achtung vor dem Deutschtum, fordern wir die Freiheit des Geistes und Gewissens, die dem Leben Würde und Wert gibt. Wir müssen es aber immer und immer wieder erleben, daß deutsche Volksgenossen wegen ihres Bekenntnisses zum angestammten Volk verfolgt und in den Kerker geworfen werden.

Im Frühjahr des Jahres 1934 wurde im Zuge der großen politischen Verfolgungsaktion des Sudetendeutschtums, die nun schon seit dem Jahre 1932 in verstärktem Maße anhält, ein Kreis von Wissenschaftlern und politisch interessierten Menschen, der sich um die Zeitschrift „Der Weg" scharte, verhaftet und angeklagt, eine geheime (!) Organisation geschaffen zu haben, um die Tschechoslowakei zu zertrümmern und ein deutsches Mitteleuropa zu errichten. Nach 6otägiger Prozeßdauer wurde am 24. März d. J. vom Kreisgericht in Mährisch-Ostrau das Urteil gefällt, das über 13 sudetendeutsche Gelehrte und Wissenschaftler hohe Kerkerstrafen und den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verhängte.

Diesem Prozeß kommt mit Rücksicht auf die Angeklagten und die Tendenz der Prozeßführung eine besondere Bedeutung zu, da in ihm die Pflege kultureller Beziehungen zum Hochverrat gestempelt wurde.

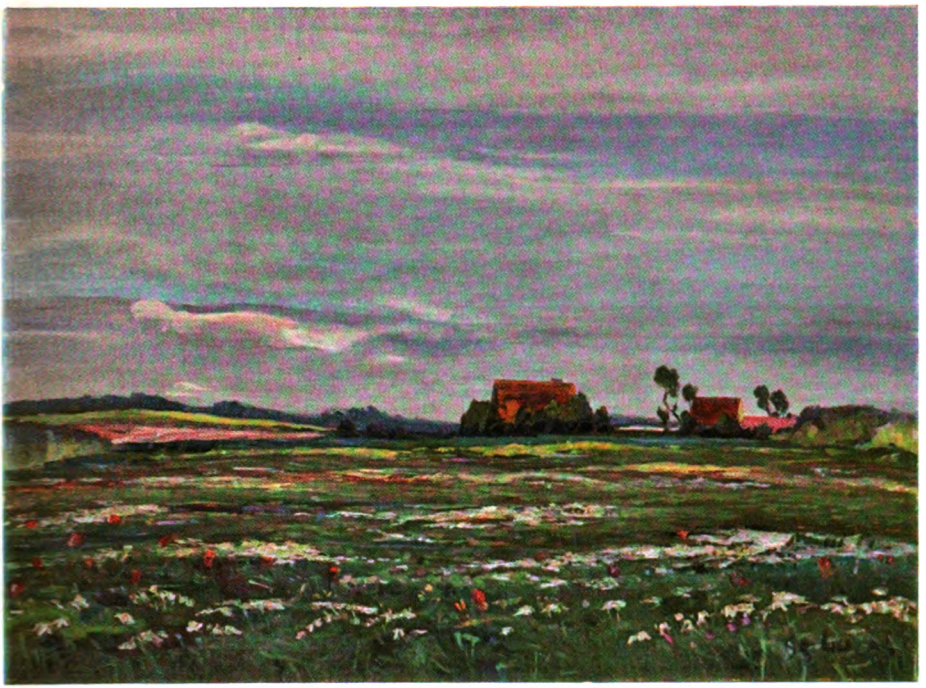
Keiner der Angeklagten stand jemals im parteipolitischen Leben an führender Stelle. Keiner war Mandatsträger oder Parlamentarier. Sie waren Gelehrte und politisch interessierte Menschen, Volkskundler und Schriftsteller, denen jedenfalls eines fehlte: die politische Führerstellung im Volk.

Weder dem Staatsanwalt, noch dem Gericht gelang es, den Angeklagten irgendeine staatsfeindliche oder hochverräterische Handlung nachzuweisen. „Ich will auch nicht behaupten, daß die Angeklagten direkt für den deutschen Nationalsozialismus gearbeitet hätten", erklärte der Staatsanwalt in seinem Plädoyer — man erinnere sich, daß nach tschechoslowakischen Gerichtsurteilen die NSDAP. eine geheime Organisation ist, deren Tätigkeit gegen den Bestand des tschechoslowakischen Staates gerichtet sei — „aber sie haben Wendungen aus dem Buch ‚Mein Kampf' zum Programm gemacht und sich zur sogenannten deutschen Kulturgemeinschaft bekannt."

Also das offen ausgesprochene Bekenntnis zur deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft ist ihr Hauptverbrechen, ferner, daß sie auch mit deutschen Kultur- und Volkstumsorganisationen Verbindungen angeknüpft hätten. Das wurde ihnen als Hochverrat ausgelegt und deshalb sind sie zu hohen Kerkerstrafen verurteilt worden.

Damit tritt aber der ganze Prozeß in die Reihe jener Maßnahmen des tschechischen Staates, die planmäßig auf die geistige und kulturelle Abschnürung

Digitized by Google



Georg Lucas: Weſtfäliſche Landſchaft

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

des Sudetendeutschtums vom übrigen Deutschtum abzielen. Dabei verschanzt man sich hinter ein Bollwerk von Paragraphen und ministeriellen Entscheidungen, diplomatischen Gutachten und Gerichtsurteilen, um den Schein des Rechtes für diese Gewaltmaßnahmen zu wahren, die aus einem blindwütenden Vernichtungswillen und der Mißachtung fremden Volkstums geboren sind.

Es ist eine charakteristische Erscheinung im politischen Leben des tschechischen Volkes, daß seine Handlungen und Taten, Herrschaftsführung und Regierungsart im schärfsten Gegensatz zu seinen philosophischen Erkenntnissen und politischen Grundsätzen stehen. Das Gesetz der Nächstenliebe und Brüderlichkeit, das Huß predigte, vollstreckten Zizka und Prokop in den Hussitenkriegen an den Angehörigen des eigenen und deutschen Volkes mit Feuer und Schwert, das Erzieherideal, das Commenius aufstellte, zerstörte die Unduldsamkeit des tschechischen Adels und die Herrschaftsprinzipien einer humanitären Demokratie, die der Altpräsident Thomas Masaryk aufstellte, stellen sich in Wirklichkeit dar als eine chauvinistisch-brutale Diktatur des tschechischen Volkes.

Masaryk, der in seinen philosophischen und staatspolitischen Schriften und Werken jede Unterdrückung eines Volkes und Beeinträchtigung der Entfaltung seines nationalen Eigenlebens ablehnt und als unmoralisch verwirft, hat in seinem demokratischen Kulturprogramm die bewußte Pflege aller nationalen Kulturzweige eines Volkes gefordert.

Aber auch auf diesem Gebiet wirkt sich die eingangs geschilderte Gegensätzlichkeit zwischen Erkenntnis und Handlung, zwischen Theorie und Praxis im tschechischen Volke aus.

Wenn der Vorsitzende der Sudetendeutschen Partei, Konrad Henlein, jüngst auf einer Kulturtagung mit allem Nachdruck auf die notwendige kulturelle Zusammenarbeit des Sudetendeutschtums mit dem Gesamtdeutschtum hinwies, um die geforderte völkerverbindende Mission erfüllen zu können, so forderte er damit nichts anderes, als was Staatspräsident Masaryk als nationales Programm aufgestellt hat.

„Wenn wir überall", so erklärte Konrad Henlein, „die neuen Ansätze zur Entwicklung und Wirkung bringen wollen, so sei ein- für allemal festgestellt, daß wir es ablehnen, eine sudetendeutsche Sonderkultur zu züchten.

Wir Deutsche in den Sudetenländern fühlen uns trotz unserer besonderen politischen Lage als Angehörige der großen Kulturgemeinschaft der Deutschen in aller Welt und haben hierzulande heute wie seit je die deutschen Kulturaufgaben vorbildlich zu erfüllen.

Für dieses politische und kulturelle Bekenntnis müßten alle volksbewußten Tschechen Verständnis haben, weil diese Einstellung jede Verfälschung aus der tschechischen Volkskultur ausschließt. Denn eine „tschechoslowakische Kultur" als Mischkultur aller Völker unseres Staates würde die Kulturkraft der einzelnen Völker schwächen und auch dem tschechischen Volke jede Besonderheit seiner schöpferischen Leistungen nehmen."

Die Antwort der tschechischen Presse aller Richtungen auf die Ausführungen Konrad Henleins und die Antwort des amtlichen Prags verrieten, wie wenig Verständnis die Tschechen für die Forderung nach nationalem Eigenleben des Sudetendeutschtums haben und wie sehr auch in diesen Fragen ihre Handlungen im Gegensatz stehen zu den kulturpolitischen Prinzipien Thomas Masaryks.

Die tschechische Rechtspresse sah in diesen Feststellungen „eine Hetze gegen den Staat", die Presse des politischen Katholizismus erklärte, daß die Forderungen Henleins sich dem kulturellen und politischen Programm des nationalsozialistischen Deutschland untergeordnet haben, „das heute durch seine neuheidnische Weltanschauung kulturell gegen ganz Europa und seine christliche Tradition" stehe, und die Linkspresse schrie mangels geistiger Gegenargumente nach dem Staatsanwalt: „Hier haben die zuständigen Staatsorgane die Pflicht einzuschreiten, denn hier wird bereits nach der Staatssouveränität gegriffen."

Und dabei hat Konrad Henlein nichts anderes gefordert, als was Masaryk als demokratisches Kulturprogramm aufgestellt hat und Dr. Benesch für das Auslandsvolkstum fordert, als er erklärte, daß die Tschechen im Ausland „würdig den Geist ihrer völkischen Kultur zu vertreten haben".

Digitized by Google

Die amtliche Antwort war ein neuerliches Verbot für die Einfuhr von Zeitungen und Zeitschriften, das in seinem Umfang ganz klar und offenkundig beweist, daß man jede kulturelle Verbindung des Sudetendeutschtums mit dem übrigen Deutschtum in der Welt unterbinden will.

Das Prager Innenministerium hat im Einvernehmen mit dem Außenministerium bis zum 28. Februar 1938 nicht nur die Einfuhr fast aller reichsdeutschen Tages- und Wochenblätter verboten, sondern auch die Einfuhr kultureller, unterhaltender und wissenschaftlicher Zeitschriften, ferner Fachblätter und Bildzeitschriften, so z. B. „Buch- und Werbekunst", Leipzig, „Deutsche Berufserziehung", Langensalza, „Deutsche Gemeindebeamtenzeitung", Berlin, „Deutsche Handelsschulwarte", Berlin, „Deutsche Post-Zeitung", Berlin, „Deutsche Sport-Illustrierte", Stuttgart, „Die Reklame", Berlin, „Deutsches Philologen-Blatt", Leipzig, „Europa-Funk", „Funktechnische Monatshefte", Berlin, „Gebrauchsgraphik", Berlin, „Der Oberschlesische Wanderer", Gleiwitz, „Radio-Bildfunk-Fernsehen für alle", Stuttgart, „Der reisende Kaufmann", Berlin, „Reclams Universum", Leipzig, „Die Staatsbank", Berlin, „Die Steuerwarte", Berlin, „Vobachs Frauenzeitung", Berlin, „Velhagen & Klasings Monatshefte", Berlin, „Woche im Bild", Berlin, usw.

Es ist nicht zu verstehen, wie beispielsweise durch „Vobachs Frauenzeitung" oder die „Werbekunst" oder die Radiozeitschriften und andere funktechnische Zeitungen die Existenz der Tschechoslowaken bedroht werden soll.

Auf der Verbotsliste für die Einfuhr und Verbreitung von Büchern aber stehen folgende Werke: Hans Grimm „Volk ohne Raum", Hans Eibel „Vom Sinn der Gegenwart", Ernst Weichert „Das Spiel vom deutschen Bettelmann", Walter Hensel „Strampedemie" (ein Liederbuch), Meyers Historisch-geographischer Kalender usw., um nur einige zu nennen.

Das jüngste Urteil im Mährisch-Ostrauer Prozeß soll nun der tschechischen Verwaltung offenbar einen Freibrief liefern, um auch die persönlichen Beziehungen zu deutschen Kultur- und Volkstumsorganisationen zu verbieten, und, wenn sich solche feststellen lassen, sie sofort mit Strafe zu belegen. Aus dieser tschechischen Absicht wird nicht nur der Haß der Tschechen gegen das deutsche Volkstum offenbar, sondern es liegt in ihnen auch der Versuch einer Diffamierung des Deutschen Reiches, dem man Handlungen unterschiebt, die es zu begehen nicht gewillt ist, und Absichten zumutet, die es nicht hegt.

*

Eine kleine Notiz in der sudetendeutschen „Reichenberger Zeitung" beleuchtet blitzartig die wirtschaftliche Situation des Sudetendeutschtums:

> „Das unbefugte Schlachten von Hunden, das allenthalben Ärgernis erregt, da hierbei die Tiere meist qualvoll leiden, nimmt auch im Gebiete von Röchlitz und Umgebung überhand. Erst kürzlich wurde wieder ein solcher Mann, von Beruf Bäcker, ausgeforscht. Selbstredend will der Mann den fetten Boxer irgendwo gekauft haben; meist aber hängt die Tötung von Hunden mit einem Hundediebstahl zusammen. Das unbefugte Schlachten von Hunden und Katzen trägt auch die Gefahr des Verbrauchs von verseuchtem Fleisch in sich. Es wird ja weder das Tier vor der Tötung untersucht noch das Fleisch desselben. Es gibt in der Umgebung von Röchlitz Leute, die dieses Fleisch sogar verkaufen. Die Polizei ist bereits auf der Spur weiterer solcher Hundefänger und Hundeschlächter."

Diese Notiz der „Reichenberger Zeitung" — so schreibt mit Recht „Der Volksdeutsche" — erschüttert nicht allein durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Form, in der sie dargebracht wird. Das sudetendeutsche Blatt findet nichts mehr dabei, daß Hunde und Katzen überhaupt gegessen werden. Der deutsche Ordnungssinn wendet sich nur dagegen, daß dies „unbefugt" geschieht und daß der Fleischbeschauer nicht dabei steht. Und was tut der Staat, der unsere sudetendeutschen Volksgenossen bewußt, mit politischer Absicht verhungern läßt? Er verfolgt — die Hundefänger!

Diesem tschechischen Vernichtungswillen steht die sozialistische Tat des Sudetendeutschtums gegenüber.

Digitized by Google

Trotz behördlicher Einschränkungen und Erschwerungen ist das Ergebnis der Sudetendeutschen Winterhilfe in diesem Jahre wesentlich höher gewesen als im vergangenen. Der Ertrag der Geldsammlungen stieg von 7¾ auf 12 Millionen Kronen, dazu kommen noch die Lebensmittel- und Kleidersammlungen. Durch das Winterhilfswerk wurden über 90 000 Sudetendeutsche betreut, die weder staatliche noch kommunale Unterstützungen bezogen. Die Winterhilfsaktion durfte nur 3½ Monate durchgeführt werden.

✦

Lettland setzt die Verfolgung der deutschen Volksgruppen fort. Ende März wurden in Riga in einer Privatwohnung 15 junge Deutsche verhaftet, die sich dort geselllig getroffen hatten. Einen Tag darauf wurden weitere 17 Deutschbalten verhaftet. Die verhafteten jungen Deutschen sind Angehörige der verschiedensten kulturellen und sportlichen Organisationen. Der Haß des Staates, der ihnen begegnet, hat in ihnen ein natürliches Zusammengehörigkeitsgefühl groß und stark werden lassen. Und da sie in der Öffentlichkeit dieses Zusammengehörigkeitsgefühl kaum bekunden können, fanden sie sich bei privater Geselligkeit zusammen. Die lettische Polizei aber unterschiebt dieser Betätigung der jungen Leute aus völkischer Verbundenheit heraus einen staatsfeindlichen und polizeiwidrigen Sinn. Obwohl die Untersuchung auch nicht die geringste Belastung für eine staatsfeindliche Tätigkeit der jungen Deutschbalten ergab, wurden sie dennoch mit Kerker und Geldstrafen bedacht.

In diesem Monat verhandelte der Senat Lettlands über die Klage der „Großen Gilde" zu Riga gegen den lettischen Finanzminister, in der die „Große Gilde" um Aufhebung der Auflösungsverfügng des Finanzministers gebeten hatte. Unter Bezugnahme auf eine während des Ausnahmezustandes in Lettland geltende vereinsrechtliche Bestimmung — in Lettland gilt seit dem 15. Mai 1934 bis heute noch der Kriegszustand — wies der Senat Lettlands die Klage der „Großen Gilde" ab. Damit hat sich an die Kette der lettischen Willkürmaßnahmen, die die Behörden gegen das bodenständige Deutschtum seit Jahren treffen, ein neues Glied gereiht. Die „Große Gilde", die über eine jahrhundertalte Tradition zurückblicken kann und segensreich auch für die Letten gewirkt hat, wird aufgelöst, ihr gesamtes Eigentum, darunter das kulturhistorisch bekannte Gildenhaus, geht ohne jede Entschädigung in das Eigentum der lettischen Handels- und Industriekammer bzw. der Stadtverwaltung über.

Kaum war dieser Schlag geführt, erschienen am 8. April Beamte der lettischen Verwaltung in Begleitung von Polizei im Rigaer Dommuseum und versiegelten sämtliche Eingänge des Museums. Gleichzeitig wurde der Deutschen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga mitgeteilt, daß das Dommuseum mit allen dazugehörigen Sammlungen der Gesellschaft in staatliche Verwaltung überführt werde. Damit vollzog sich ein neuer Gewaltakt der lettischen Behörden.

✦

Die Anträge des Deutschen Kulturverbandes in Litauen, in einigen Orten deutsche Privatschulen zu genehmigen, wurden vom litauischen Bildungsministerium abgelehnt, obwohl für jede dieser Schulen fast annähernd hundert Kinder gemeldet waren.

✦

Für das im November des Vorjahres eingestellte Sonntagsblatt, das von dem verstorbenen Führer des Deutschtums in Ungarn, Professor Bleyer, gegründet worden war, erscheinen jetzt zwei periodische Druckschriften, die beide von dem Professor an der Universität Debritzin, Dr. Richard Huß, herausgegeben werden: „Die Neuen Heimatblätter", Vierteljahresschrift zur Erforschung des Deutschtums in Ungarn, und „Der deutsche Volksbote".

✦

In einer Entschließung des deutschen Volksverbandes in Lodz wird festgestellt, daß von rund 50 000 deutschen Schulkindern in Mittelpolen nur 1 058 öffentliche Schulen besuchen können, in denen die Mehrzahl der Unterrichtsfächer in deutscher Sprache gelehrt wird, 4 000 Kinder besuchen Schulen, in denen nur unbedeutende Fächer deutsch unterrichtet werden, rund 20 000 Kinder Schulen, in denen Deutsch nur Lehrgegenstand ist,

Digitized by Google

und rund 17000 Kinder haben überhaupt keinen deutschen Unterricht. Diese Zahlen sprechen für sich.

◆

Über die furchtbaren Qualen, die das Deutschtum in der Hölle des Bolschewismus zu erdulden hat, kündet eine kurze Schilderung eines geflüchteten deutschen Bauern, der erklärte:

„Von unserem Eigentum, das ohnehin schon in den letzten Jahren der Sowjetherrschaft zusammengeschmolzen war, retteten wir nur wenige lumpige Rubel, um nach Moskau und bis zur lettischen Grenze zu kommen. Haus, Hof, eingesätes Wintergetreide, Heuschober und alles andere ließen wir liegen und stehen. Tausende schmachten heute in Kerkern oder unter sklavischem Druck des Kommunismus. Gott rette auch sie! Unter allen Deutschen, aber auch unter vielen Russen, Tataren usw., gab es nur einen Gedanken: Fliehen und Rettung oder Bleiben und der Tod!"

◆

Der P.D.O. berichtet, daß die Deutschen in Rumänien in Anlehnung an die alte Einrichtung der sogenannten Nachbarschaften den Versuch unternommen haben, diese Nachbarschaftsarbeit wieder aufzunehmen. Das Prinzip der Nachbarschaften beruht auf der gegenseitigen Hilfeleistung zusammenhängender Familien einzelner Bezirke. In den Städten wird die Nachbarschaftsarbeit in Form von Kinderbeihilfen und Beerdigungsbeihilfen zunächst aufgenommen. Auf dem Lande tritt hinzu die sog. Bauhilfe, bei der sich die Glieder der Nachbarschaft bei der Errichtung neuer Ställe, Wohnhäuser usw. gegenseitig unterstützen. In Zeiten größerer Not setzt eine feste Hilfeverpflichtung ein, die alle Kräfte zusammenfassen soll. Außer der materiellen Hilfeleistung spielt die Pflege des Gemeinschaftslebens eine überragende Rolle.

Abgeschlossen am 17. April 1936.

Dr. Karl Viererbl.

Theater in Berlin

Unser heutiger Monatsbericht über das Theaterleben in Berlin und im Reich ist schon zum größten Teil als Ausklang der Spielzeit 1935/36 anzusehen. In der Reichshauptstadt ist man bereits stark auf der Suche nach dem üblichen Sommerstück und im Reich ist den wenigen Uraufführungen, die noch bevorstehen, auch keine allzu große Bedeutung mehr beizumessen.

Mit einer Reihe von Erstaufführungen wartete diesmal das

Deutsche Theater

auf. Bruno Hübner erprobte zum erstenmal in Berlin seine Regiebegabung und errang mit der Inszenierung von Nikolaj Gogols Komödie „Die Heirat" in der deutschen Übertragung von August Scholz einen berechtigten Erfolg. Mit feinem Empfinden für den satirischen Gehalt dieser Komödie arbeitete er ein köstliches und buntbewegtes Spiegelbild des russischen Vorkriegsbürgertums heraus, das, im Mantel westlicher Zivilisation einherschreitend, auch für uns zu einer Satire von tieferer Bedeutung wird. Das Werk selbst ist in seiner Durchführung wohl schwächer als der „Revisor", aber es enthält wiederum ein so herrliches Sammelsurium von Charaktertypen, daß man seine Freude daran haben kann.

Und das Ensemble mit Franz Pfaudler und Paul Dahlke an der Spitze war ganz der komödiantischen Satire ergeben. Besonders Franz Pfaudler bewies sein großes schauspielerisches Können und man war erfreut, ihn auch einmal in einer großen, tragenden Rolle sehen zu können. Wilfried Seyferth, Hans Brausewetter, Melanie Horeschowsky und Herbert Prigann verdichteten mit ihren Typen die herrliche Stimmung, der Willi Schmidt im Bühnenbild die plüschdekorative, spießbürgerliche Ausstattung gab. Angela Salloker fand sich allerdings darin nicht zurecht.

Das in Darmstadt zur Uraufführung gelangte Schauspiel „Der tolle Christian" von Theodor Haerten inszenierte Ernst Karchow für das Deutsche Theater. Unter Mithilfe des Autors entstand für Berlin eine neue Bearbeitung, die vor allem starke Kürzungen aufwies, die aber dem Stück wohl nicht allzu groß zum Vorteil gereicht haben. Theodor Haerten ist bestimmt eine Theaterbegabung, der vor allem starke, stimmungsvolle Szenen großartig gelingen. Was ihm jedoch noch fehlt, ist eine schärfere Zusammenfassung, ist eine intensivere Ausdeutung des Vor-

Digitized by Google

wurfs. Der tolle Herzog Christian von Braunschweig ist in diesem Schauspiel weniger der Abgott seiner Soldaten als vielmehr der Spielball der „Winterkönigin" Elisabeth. Durch diese etwas zu private Beleuchtung verlieren die Taten Christians an Größe wie an Sinn, weil sie, wie es hier geschildert wird, nur zur Befriedigung eines weiblichen Ehrgeizes dienen. Diese Frau aber ist zu klein, zu nichtig im Bild der Geschichte, als daß aus dem Geschehen eine höhere Bindung herausgelesen oder empfunden werden könnte.

Die Gastbesetzung mit Raimund Bucher und Katharina Brauren in den Hauptrollen war dem Schauspiel mehr ab- als zuträglich. Raimund Bucher war viel zu weich als „toller" Christian. Er verstand es nicht, einen Augenblick zu überzeugen. Er psychologisierte seine Rolle und verschob sie dadurch ganz ins Private. Katharina Brauren als Elisabeth fand zu keiner einheitlichen Auffassung. Dadurch bot sie auch keinen richtigen Gegenpart. Die Schuld lag dabei wohl auch an der Inszenierung, denn Karchow bemühte sich auch mehr um szenischen Effekt als um eine große, abgerundete Leistung. Er gab hier der Uneinheitlichkeit des Werkes zu sehr nach. Aus dem reichen Personenverzeichnis seien noch Christian Kayßler als Landgraf Moritz und Erich Ponto als Obristleutnant des braunschweigischen Heeres genannt. Kayßler gab seiner engbegrenzten und nicht leichten Rolle männliches Format, Ponto allerdings einen Rollenfach-Intriganten und konnte nur in der Maske interessieren. Ein herrliches Soldatenpaar, rauh im Ton, aber mit Herz und Gemüt, waren Hans Brausewetter und Arnim Schweitzer, der dem Ensemble des Deutschen Theaters neu verpflichtet worden ist. Nicht unerwähnt darf ferner das ausgezeichnete und hervorragende Bühnenbild bleiben, das Ernst Schütte auf die Drehbühne gebaut hat und das durch seine farbige Komposition mit die erfolgreiche Aufnahme des Schauspiels bestimmte.

Als dritte Premiere brachte das Deutsche Theater die Wiederaufnahme der Hilpert-Inszenierung von Shakespeares „Wie es euch gefällt". Und der riesige Beifall bekundete, daß es allen gut gefallen hat. Es ist auch die beste Shakespeare-Inszenierung innerhalb der letzten Jahre. Leicht, beschwingt, farbenfroh und wie zu Mozarts „Kleiner Nachtmusik", die die melodiöse Umrahmung gab, geschrieben. Dazu jedes Mitglied des Ensembles von wirklich shakespearischem Format. Angela Salloker als Rosalinde bezaubernd. Gelöst von der esotherischen Gefühlsmache und der filmischen Bergner-Kopie. Dabei Töne aus dem Herzen und nicht wie üblich vom Verstand her. Man sollte sich bemühen, die Salloker nach dieser Richtung hin zu führen, hier kann vielleicht über den äußerlich knabenhaften Reiz hinaus wirklich eine neue Schauspielerin entdeckt werden. Auch Erika Dannhoff als ihre Freundin war von befreiter Art, von einem inneren Humor beseelt, den man bis jetzt an ihr gar nicht kannte. Von den männlichen Spielern war Albin Skoda als Orlando ein schwärmerischer Junge. Auch Skoda scheint sich endlich mehr um seine Gefühlskräfte zu kümmern. Hier war alles glaubhaft an ihm und seine sonst übersprudelnde Suada zu einem warmen, herzlichen Ton gedämpft. Der begabte jugendliche Komiker Wilfried Seyferth fand natürlich im Probstein eine Fundgrube für seine närrischen Ausdeutungen. Man ist immer wieder aufs neue verwundert über die wirklich hervorragende Beherrschung, mit der er seine Rollen gestaltet. Selbstverständlich hängt er hin und wieder an großen Vorbildern, aber man sollte ihm daraus noch keinen Vorwurf machen, denn es ist doch immer rein Persönliches daran zu erkennen. Theodor Loos, Paul Klinger, Heinrich Marlow, Bruno Hübner, Hugo Schröder, Paul Dahlke (in urkomischer Maske) und der Bühnenbildner Willi Schmidt mögen sich mit einem Gesamtlob begnügen.

Eine in künstlerischer Hinsicht schwankende Haltung zeigte in dieser Spielzeit die

Volksbühne.

Auch die neue Einstudierung des Verbrüderungs-Lustspiels „Schwarzbrot und Kipfel" von Werner von der Schulenburg durch Bernhard Graf Solms kann nicht recht als großer Erfolg angesprochen werden. Die Hauptschuld trägt das Stück selbst, das in seiner überzeichneten Form doch mehr spekulativen Momenten als einem wirklich volkstümlichen Hu-

Digitized by Google

mor nachjagt. Selbstverständlich gibt es witzige Situationen, wenn man einem Österreicher (noch dazu wenn er einem schon reichlich dekadenten Adel angehört) einen Pommern (Schema Krautjunker) gegenüberstellt. Aber es ist ein Witz von Witzblattsgnaden, stellenweise bestimmt geistreich, aber doch zu literarisch in Anlage wie Ausführung.

In der Darstellung führte Georg Alexander das Ensemble und bestimmte den Erfolg. Seine charmante Art, sein sympathisches Schauspielern und die Liebenswürdigkeit, mit der er selbst die größten Banalitäten einzuhüllen verstand, machte alle Unwahrscheinlichkeiten der Vorlage erträglich. Neben ihm bestand auch Jakob Tiedtke mit Unaufdringlichkeit als Gutsbesitzer. Annemarie Steinsieck als dessen Gattin war gezwungenermaßen auf kabarettistische Einzelleistungen angewiesen. Arnim Süßenguth, Gina Falckenberg und Edyth Edwards taten ihr Bestes. Benno von Arent schuf wieder geräumige und stilgemäße Bühnenbilder.

Eine Fehlinszenierung leistete sich Carl Ludwig Achaz-Duisberg im

Theater am Nollendorfplatz

mit der Komödie „Die Weiberlist von Weinsberg" von Gert von Klaß. Wir konnten bereits anläßlich der Uraufführung in Bremen über das Werk berichten und mußten nun in Berlin erleben, wie man ein Stück zu Tode inszeniert. Achaz-Duisberg sah in dem Werk nicht die komödienhafte Seite, sondern nur das mittelalterliche Milieu und machte hier reichlich viel des Guten. Je lauter es auf der Bühne zuging, um so stiller wurde es im Zuschauerraum. Das übertriebene und unmotivierte Gekichere und Getue auf der Bühne bereitete nahezu ein physisches Unbehagen. Selbst ein so blutvoller Schauspieler wie Josef Sieber verfiel dem allgemeinen Radau und auch Hans Hermann Schaufuß' Begabung für gesunde, urwüchsige Komik ging in dieser klamaukhaften Clownerie unter. Schade für das Stück, das bestimmt mehr enthält, als man hier erahnen konnte.

Auch im

Theater in der Saarlandstraße

hat man in dieser Spielzeit nicht immer eine glückliche Hand gehabt. Ernst Legal versuchte es noch einmal in eigener Regie mit Hermann Burtes Schauspiel „Der letzte Zeuge". Aber auch diesmal wieder leider ohne Erfolg. Wenn man auch immer wieder gerne die dichterische Kraft Burtes betont, so kann man doch nicht, und gerade hier bei diesem Stück, verschweigen, daß die dargebotene Mischung von kriminalistischem Reißer und philosophischer Seelenkunde wenig dazu angetan ist, Vertrauen zu erwecken. Burte bekennt zwar selbst, daß er dieses Stück mehr „um sich die Hand zu bilden" geschrieben habe, doch diese Selbstkritik hätte dazu ausreichen müssen, das Werk der Öffentlichkeit vorzuenthalten. Es entspricht doch zum großen Teil einer Auffassung über Dramatik aus der Vorkriegszeit. Und das Publikum stand nahe dabei, sein Mißfallen laut zu äußern. Es war für Burte wie für alle Beteiligten ein glücklicher Zufall, daß es sich schließlich der Ironie bediente.

Die Besetzung war nicht immer vorteilhaft, so daß eigentlich nur Maria Schanda mit gewissem Erfolg abschnitt. Wolfgang Ulricis Bühnenbild war stilgemäß, doch in seinem Grundriß nicht ganz logisch.

Mehr Freude erweckten die Erl-Leute, die wieder in Berlin einzogen und ihr Gastspiel mit Anton Hamiks Volkskomödie „Der Pflaumenkrieg" (Regie Eduard Köck) einleiteten. Man sieht immer wieder beglückt die einfache, volkstümliche Darstellungsweise dieser österreichischen Bauernspieler, die in ihrer Ausdrucksform wohl naturalistisch sind und die darin liegenden Situationsmomente ausnützen, dies aber doch wieder mit einer so ursprünglichen Primitivität tun, daß es eben Leben, ihr Leben ist, das sie auf der Bühne gestalten. Und in dem Hamikschen Volksstück finden sie alles, was sie gebrauchen. Eine kleine Überbetonung der gefühlsmäßigen Szenen schafft eine kleine Verschleppung im Handlungsablauf, die man beseitigen könnte. Doch die freudige Bejahung des Ganzen läßt einem gerne über solch kleine Fehler hinwegsehen.

Ein neuer Theaterkonzern ist Berlin durch Hans Wölffer entstanden. Waren bis jetzt die Komödie am Kurfürstendamm und das Komödienhaus am Schiffbauerdamm in seiner Hand, so hat er seit kurzem auch noch das Agnes-Straub-Theater am Kurfürstendamm mit Agnes Straub und ihrem Ensemble einschließlich über-

Digitized by Google

nommen. Da Wölffer in seinem Theater das leichte Konversations- und Boulevardstück hält und man anderseits hinreichend über den Wert und geistigen Gehalt dieser Unterhaltungsart im Bilde ist, so wird es notwendig sein, besonders im Hinblick auf den Olympiade-Sommer Berlins, dem Spielplan dieser Theater erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Aufführung von Fritz Gottwalds und Franz Gribitz' heiterem Spiel „Vorsicht, Brigitte!" in der

Komödie

war hierfür der erste Beweis. Wenn man auch schon mit seinen Ansprüchen im Unterhaltungstheater höchst genügsam geworden ist, so reicht doch eine Mischung von Filmmentalität, kabarettistischer Konversation und geistiger Armut nicht aus, um auf einem Theater zu erscheinen. Man versuchte daher mittels Besetzung einen Anreiz zu geben, doch konnte eigentlich nur Willy Schaeffers mit seiner persönlichen Eigenart zur Wirkung kommen. Hans Jesch-Ballot und Ellen Frank mußten sich mit dem behelfen, was vorhanden war. Gisela Schlüter vom Komödienhaus Dresden (an dem Wölffer ebenfalls beteiligt sein soll) zeigte mehr ein forciertes Chargenspiel als schauspielerisches Können. Arthur Maria Rabenalt als Regisseur hatte sich nicht übermäßig angestrengt und auch von Edward Suhr ist man bessere Bühnenbilder gewohnt.

Als Nachfolge von Curt Goetz' „Towarisch" im Komödienhaus übernahm man die Käutnersche Inszenierung von Gozzi-Burggrafs „Fräulein Turandot", das im

Theater am Schiffbauerdamm

seine Premiere erlebt hatte. Man hat mit dieser Übersiedlung in das mehr von einem literarischen Publikum bevorzugte Komödienhaus bestimmt richtig gehandelt, denn Helmut Käutner schwelgte bei dieser Inszenierung in „Vier Nachrichter"-Erinnerungen und schuf so eine Aufführung, mit der die unbeschwerten K.d.F.-Besucher des Theaters am Schiffbauerdamm wohl kaum etwas anzufangen gewußt hätten. Gozzis „Turandot", ganz der commedia dell'arte ergeben, erfuhr allerlei Veränderungen, die wohl einen vergnügten, aber keinen sehr inhaltsreichen Abend schufen. An ihrer neuen Wirkungsstätte wird sich diese spielerische Aufführung hingegen wohl behaupten. Von den Mitwirkenden traf Eduard Wenck als sächselnder Kaiser von China in Gebärde wie Bewegung am besten den Ton dieses entfesselten Theaters.

Schwer daneben hat das

Schiller-Theater

mit der angeblich musikalischen Komödie „Hans und Hanna" (Worte von Herbert Grube, Musik von Johannes Müller) gegriffen. Es handelt sich lediglich um eine langweilige, im Vorwurf x-mal abgehandelte Operette, für die sich ein so herrlicher Schauspieler wie Harald Paulsen als Regisseur und Titelvertreter zur Verfügung stellen mußte. Eine starke Enttäuschung nach dem wirklich glücklich inszenierten Nestroy.

*

... und im Reich

Aus dem Reich bleibt diesmal wenig zu berichten. Die wesentlichste Uraufführung brachte das Schauspielhaus der sächsischen Staatstheater in

Dresden

mit dem Volksstück „Rübezahl" von Hans Christoph Kaergel. Kaergel hat hier sein dichterisches Bühnenwerk geschaffen, das in seinem Vorwurf, Rübezahl als das Gewissen in der Verpflichtung gegenüber der heimatlichen Landschaft, beinahe als kultisches Bühnenspiel anzusehen ist. Kaergel verzichtet hier auf jede theatralische Sensation und Spekulation, vielmehr läßt er ein Werk entstehen, das ganz aus der Landschaft heraus geboren und ganz von ihrer Melodie und ihrem Rhythmus erfüllt ist. Der „Rübezahl" ist keine Geschäftsware, sondern ein Bekenntnis zu den Kräften von Volkstum und Heimat.

Rudolf Schröders Inszenierung konnte sich nicht ganz von der herkömmlichen Hauptmann-Schablone bei der Darstellung von schlesischen Stücken freimachen. Dadurch ging manches an Wirkung verloren und die sinnbildliche Handlung wurde allzu stark als persönliches, privates Schicksal betont. Bruno Decarli als Rübezahl, Luis Rainer als alter Waldhüter und Stella David als dessen Wirtschafterin lebten am stärksten in der von Kaergel beschworenen Atmosphäre. Bernhard Eichhorns nach schlesischen Volksliedern zusammengestellte Musik war zu

Digitized by Google

stark instrumentiert und drückte etwas opernhaft auf die Sprache.

Ein Theaterreißer, das Schauspiel „Des Kaisers Schatten" von Walter Marschall erlebte im Alten Theater in

Leipzig

seine Uraufführung. Ein Napoleon-Stück, das von der Sardou'schen Mentalität einer „Madame sans-gêne" lebt und den Lebenslauf eines Schauspielers aufzeigt, der unter den gleichen Gestirnen wie Napoleon geboren wurde. Die Bajazzo-Sentimentalität kommt dabei mit Lachen und Weinen auf ihre Rechnung. Erfreulicherweise aber scheint es nur mehr wenige Liebhaber in Leipzig dafür zu geben.

Wolff von Gordon, der als Nachfolger Oelev Siercks ein kurzes Gastspiel in Leipzig gab, verstand es nicht einmal, auch nur die Effekte herauszuarbeiten. Die Darstellung war äußerst uneinheitlich geführt und von keinem allzu großen Denken beschwert. In der Besetzung wirkten vier Gäste mit, wovon die Hauptrolle bei Walter Süßenguth lag, der auch die stärkste Leistung bot, obwohl man ihn in Berlin viel disziplinierter sah.

Im Leipziger Schauspielhaus inszenierte Otto Werther die Uraufführung von dem Schauspiel „Wendelin Steiger" des Leipzigers Herbert Velter anläßlich des Geburtstages des Führers. Die Stellung der Nationalsozialisten im heutigen Österreich wird in diesem Werk, das mehr als Volksschauspiel zu bezeichnen ist, behandelt. Vetter versteht es noch nicht ganz, über das persönliche Erlebnis zu einer höheren Ebene vorzustoßen. Seine Hauptstärke liegt noch mehr im stimmungsvollen Untermalen als in der Herausarbeitung dramatischer Konflikte. Es mangelt ihm noch an Konzentration und Intensität, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Wahl des Vorwurfs an sich schon sehr schwer zu behandeln ist, soll es über ein Tendenzstück hinausgehen. Und so fehlt dieser Arbeit noch die zwingende Notwendigkeit und es bleibt mehr ein Gerede als eine Handlung. Vetter sollte sich einmal an einem einfachen, nicht so direkt politisch ausgerichteten Volksstück versuchen.

Otto Werthers Regie holte aus dem Werk besonders das Stimmungsmäßige hervor und obwohl sich im Ensemble zwei Kräfte gegenüberstehen, einmal die ältere Schauspielergeneration und dann mehr die Anfänger, so verstand es Werther doch, ein harmonisches Ganzes daraus zu bilden und im ganzen gesehen eine Ensembleleistung zu schaffen. Zu nennen sind Raimund Schelcher als Wendelin mit jugendlichem Einsatz, Maria Wendt als alte Mutter in einer ausgeprägten Charakterstudie, Bernhard Wildenhain als humorvoller alter Glöckner, Hans Richter als etwas zu rauhbauziger Gemeindevorsteher, Reinhold Balqué als Wirt und Karl Heinz Sedlak als spionierender Gemeindeschreiber. Brigitte König als Braut des Wendelin möchte man mal gerne in einer größeren Rolle sehen. Sie scheint Begabung zu haben und bringt ein persönliches Äußeres (gegenüber den schematischen Puppengesichtern) mit. Walter Eisold und Paul Franke entwarfen das stimmungsvolle Bühnenbild, das allerdings manchmal etwas gesucht anmutete. Der Beifall war groß.

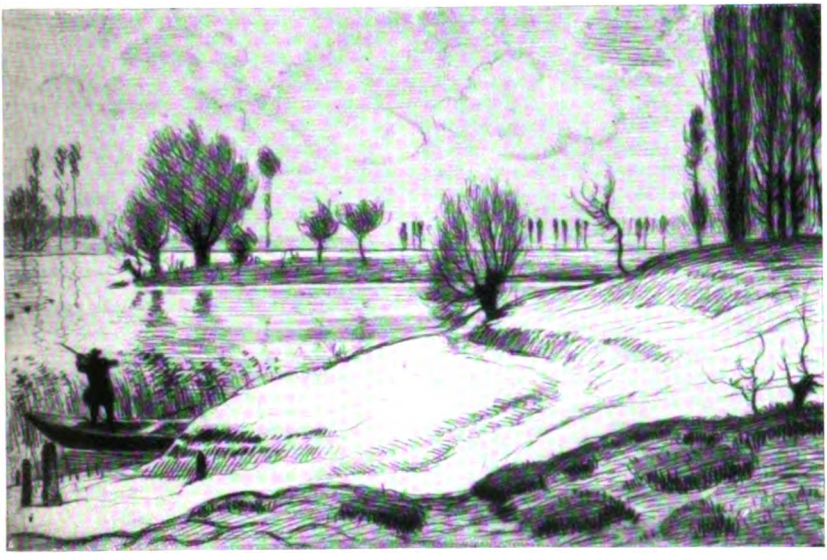
Wolf Braumüller.

Schrifttumsschau

Kürzlich fand in Berlin eine Tagung der Hauptlektoren der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums statt, die durch eine bemerkenswerte Stellungnahme des Leiters der Reichsstelle Hans Hagemeyer die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf gewisse Mißstände in der Aussetzung literarischer Preise richtete. Er führte dabei aus, daß eine Übertreibung von Preisverteilungen zu unterbinden sei. Ein junger Verfasser, der schon nach seinem ersten oder zweiten Buche einen Preis erhalte, sei insofern in einer unerfreulichen Lage, als an jedes weitere Werk künftighin immer ein Maßstab angelegt werden würde, dem man nicht ständig gerecht werden könne. Es könnte außerdem nicht jeder kleine Verein oder jede kleine Stadt Literaturpreise aussetzen. Die schöpferischen Kräfte junger Talente könnten dadurch wirklich gefördert werden, daß man ihnen in stiller Weise Mittel für die Vervollkommnung ihrer Arbeit zur Verfügung stelle.

Darüber hinaus fragen wir uns, ob es in der Tat so viele Dichter gibt, die eine solche besondere Ehrung wirklich verdienen. Das „Berliner Tageblatt" schlug vor kurzem (am 19. Februar) vor, daß

Digitized by Google



Willi Münch-Khe: Rheinlandschaft

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

viele Städte — etwa von 20 000 Einwohnern an — einen Literaturpreis aussetzen möchten, der etwa 1000 RM. betragen müßte. Er müßte einmal alljährlich verteilt und einem Verfasser zugewiesen werden, der der betreffenden Gemeinde durch seine Herkunft oder durch sein Werk verbunden ist. Nehmen wir nun an, daß zum eigenen Besten der Dichter der Fehler vermieden wird, sie schon im Alter von 20 bis 30 Jahren mit Preisen zu krönen und sie der Gefahr des Startums und der eitlen Anmaßung auszusetzen, dann müßten bei dem Vorschlag des „B. T." wir 5000 bis 6000 Dichter besitzen, die mehrmals in ihrem Leben geehrt werden müßten, um alle Preise unterzubringen. Ich glaube aber, wir könnten uns glücklich schätzen, wenn wir auch nur ein Zehntel dieser Zahl hätten. Die notwendige Folge dieser Übertreibung der literarischen Preisverteilung ist daher, daß die Preise entwertet werden, da sie auch an Anfänger und Dilettanten verteilt werden müssen. Damit wird auch dem Dichter, der nun wirklich einmal zu Recht einen Preis erhält, gar keine Ehre erwiesen, da eben auch die anderen alle mit Preisen ausgezeichnet worden sind. Schließlich glaubt der werdende Dichter selbst an seine Vollkommenheit, von der alle Welt ihn überzeugt, und, mit Ehren überhäuft, vergißt er die Selbstkritik als notwendige Vorstufe zur Vervollkommnung und wird damit unschöpferisch und oberflächlich. Wieviel bereits jetzt auf diesem Gebiete geschieht, zeigt eine Aufstellung der Preise, die gegenwärtig regelmäßig verteilt werden, ohne daß diese Liste den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt:

Breslau, Literaturpreis der Stadt, RM. 1000.—; Dietrich-Eckart-Preis (Hamburg) RM. 5000.—; Stefan-George-Preis RM. 12 000.—; Goethepreis der Stadt Frankfurt RM. 10 000.—; Literaturpreis der Provinz Hannover RM. 2500.—; Hansische Stiftung: Rembrandt-Preis (Niederdeutsche Sprachgemeinschaft) RM. 10 000.—; Shakespeare-Preis (England) RM. 10 000.—; H.-Steffen-Preis (Nordländer) RM. 10 000.—; Hebel-Preis des Badischen Unterrichtsministeriums RM. 3000.—; Jenaer Kunst- und Literaturpreis RM. 500.—; Dichterpreis der Stadt München RM. 3000.—; Preis der NS-DAP. für Kunst und Wissenschaft RM. 20 000.—; Preis der Raabe-Stiftung RM. 3000.—; Rheinischer Literaturpreis (Rheinprovinz) RM. 2500.—; Sächsischer Staatspreis für Literatur (Schillerpreis des Preuß. Kultusministeriums) RM. 7000.—; Eichendorffpreis (Universität Prag) RM. 5000.—; Görrespreis (Universität Bonn) RM. 5000.—; Herderpreis (Universität Königsberg) RM. 5000.—; Mozartpreis (Universität München) RM. 10 000.—; Steinbach-Preis (Universität Freiburg) RM. 10 000.—; Volksdt. Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart und des Auslandsinstituts RM. 2000.—; Westfälischer Literaturpreis RM. 2500.—; Dichterpreis der Westmark RM. 3000.—; Hans-Schemm-Preis für das deutsche Jugendschrifttum RM. 2000.—, 1000.—, 500.—; Nordmark-Preis; Georg-Büchner-Preis des Hessischen Ministeriums für Kunst und Bildung; Schlesischer Literatur-Preis; Preis der Stadt Magdeburg; der Bremische Literaturpreis; Preis der Wedekindstiftung.

Gegenüber der optimistischen Aussetzung von Preisen hat Dr. Hellmut Langenbucher im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel seine warnende Stimme gegen die literarische Überproduktion erhoben. Er hat hier festgestellt und nachgewiesen, daß von allen an Verlage eingesandten Manuskripten nur jedes 200. vielleicht Aussicht hat, angenommen zu werden, jedenfalls 199 von 200 verfallen der sicheren Ablehnung.

Überall aber, wo wirklich Anlaß zur Förderung des Schrifttums vorliegt, setzen sich Bewegung und Staat ein. So wurde kürzlich in Dresden und in Halle die Buchausstellung „Das wehrhafte Deutschland" von den zuständigen Landesdienststellen der Reichsstelle eröffnet. In Stuttgart wurden gelegentlich einer Kundgebung des schwäbischen Schrifttums Dichter der Vergangenheit und Gegenwart aus Schwaben gefeiert. Es wurden Georg Schmückle und Gerhard Schumann, auch Hans Heinrich Ehrler, August Lämmle, Auguste Supper und Max Reuschle herausgestellt. Ein besonderes Ereignis wird Ende Mai der internationale Autorenkongreß in Berlin darstellen, an dem Autoren, Komponisten und Verleger aus 27 Staaten teilnehmen.

Lebendigen Widerhall in den Zeitungen des Auslandes fand ein Besuch der

Digitized by Google

ausländischen Pressevertreter in der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums. Das Erstaunen über den Umfang und die Gründlichkeit der Arbeit war ebenso groß wie ihre Genugtuung darüber, daß nicht im Sinne engstirniger Zensur, sondern in fördernder und unterstützender Weise die nationalsozialistische Schrifttumsarbeit erfolgt.

Die NS.-Kulturgemeinde hat sich im letzten Winter durch die Dichterlesungen in den wichtigsten Städten des Deutschen Reiches in besonderem Maße eingesetzt. 20 Dichter leisteten diese Arbeit, Lersch las über 90mal, Hanns Johst über dreißigmal, H. F. Blunck über 25mal, Heinrich Anacker über 20mal und über 10mal: Georg Britting, Jacob Schaffner, E. W. Möller, E. E. Dwinger, Rudolf Binau, Herbert Böhme, Friedrich Griese.

Werner Beumelburgs „Sperrfeuer um Deutschland" erschien soeben in der 200 000. Auflage, seine „Gruppe Bosemüller" in der 100 000. Auflage.

Gerhard Schönfelder konnte am 25. 3. im „Völkischen Beobachter" ein Ansteigen der Zahl der Neuerscheinungen feststellen: 1930 waren es 26 961, 1931 24 074, 1932 21 482, 1933 21 601, 1935 23 212! Diese erfreuliche Belebung der Verlagsarbeit ist auch ein Zeichen der inneren Aufgeschlossenheit für die geistigen Güter, die der Nationalsozialismus brachte, ein Zeichen für den Kulturwillen und den kulturellen Aufbau des Nationalsozialismus!

H. Merzdorf.

Ecke der Schriftleitung

Das Kulturamt der Reichspropagandaleitung und das Kulturamt der Reichsjugendführung geben gemeinsam im Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. eine neue Schriftenreihe „Junges Volk" heraus. Die Schriftenreihe ist in zwei Gruppen unterteilt: „Fahrt und Feier" und „Kameraden". Wir bringen in diesem Heft Gedichte und Sprüche von Jäkel, Menzel, Böhme und Baumann in freier Auswahl aus den beiden Reihen zum Abdruck und werden in zwangloser Folge weitere Proben bringen. Eine ausführliche Würdigung des ganzen Verlagswerkes folgt demnächst. — Zu unseren Bildern bemerken wir, daß die Graphiken und der farbige Holzschnitt von Willi Münch-Khe im Juniheft, das weitere Werke des Künstlers bringt, gewürdigt werden. Die Bilder „Königskerze" und „Lärchenschlag" sind Wiedergaben farbiger Holzschnitte des Graphikers und Holzschneider Albert Banska aus Würzburg; das Bild „Westfälische Landschaft" zeigt ein Werk des westfälischen Heimatmalers Georg Lucas, Paderborn. Unsere Kupfertiefdruckbeilage „Eismeerküste" bringt Proben aus dem demnächst erscheinenden Werk „Nordost" von F. W. Borgmann. — Die Aufsatzreihe über den Jesuitenorden wird erst im Juni- und Juliheft fortgesetzt.

Digitized by Google

Das Buch

Eine Neuerscheinung des Zentralparteiverlages

„Nationalsozialistischer Kampf gegen das Verbrechertum" von Kurt Daluege. (3.20 RM. Lw., 2.40 RM. kart.)

Kurt Daluege, einst Führer der Berliner SA. bei der Schlacht in den Pharussälen und an so mancher alten Kampfstätte, nach der Machtübernahme Ministerialdirektor und Leiter der Polizeiabteilung, gibt hier unter Mitarbeit von Regierungsdirektor Liebermann von Sonnenberg einen umfassenden Bericht über sein Arbeitsgebiet. Auch hier übernahm der Nationalsozialismus reichlich zerrüttete Verhältnisse, hervorgerufen vor allem durch die Milieutheorie des Liberalismus, die in jedem Verbrecher ein Opfer seiner Umwelt sah. Die Einstellung des Marxismus gegen jede Gemeinschaftsordnung führte zu einer Heroisierung der Verbrecher, die, stolz auf ihre Tat, ihre Lebenserinnerungen schrieben und auch Verleger dafür fanden.

Mit dem Tage der Machtergreifung begann das Aufräumen, und wenn sich in der Anfangszeit nicht gleich die Paragraphen fanden, um das neue Wollen durchzusetzen, so griff die SA. und SS. tatkräftig ein. Diese sog. „Übergriffe" haben dafür gesorgt, daß sich Schieber und Verbrecher nicht erst häuslich einrichten konnten. Schritt für Schritt wurde dann durch Gesetzgebung und Polizeiaktionen der Kampf gegen das Berufsverbrechertum begonnen und erfolgreich geführt. Die Ausführungen über die polizeiliche Vorbeugungshaft werden ebenso weiteste Beachtung finden wie die Abhandlungen des zweiten Teiles „Selbstschutz für Leben und Eigentum", die u. a. zehn beherzigenswerte „Gebote für die Eltern" bringen.

Dieses Buch ist mehr als nur ein Tätigkeitsbericht der nationalsozialistischen Polizei und geht, gerade weil die Polizei der Rater und Helfer aller sein will, auch alle an.

E. Achterberg.

Über politische Dichtung

Eine vergangene Zeit hatte sich daran gewöhnt, unter Politik das Regieren mit Parteien und mit mehr oder weniger schnell wechselnden Kabinetten zu verstehen. Darüber hinaus gehörte auch noch die mehr oder weniger geschickt ausgeübte Kunst nationaler Selbstbehauptung in der Welt in den engbegrenzten Rahmen dessen, was Politik hieß.

Das liberale Bürgertum war am weitesten davon entfernt, zu erkennen, um was es ging und was sich anbahnte. Für den Gedanken, daß Kunst und Politik eine tiefe innere Gemeinsamkeit haben könnten, blieben die Gehirne und die Herzen verschlossen, und gerne wich der unpolitische Mensch mit der verächtlichen Bemerkung aus: „Politisch Lied — — ein garstig Lied". —

Erst das Erlebnis des Krieges hat hier einen Wandel geschaffen. Eine Ahnung stieg auf, daß der Sinn der Politik weiter zu fassen sei, daß er das ganze staatliche und kulturelle Leben eines Volkes umspannen müsse.

Es ist das Verdienst Dr. Hellmuth Langenbuchers, das weite Gebiet der Dichtkunst nach politischen, d. h. weltanschaulichen Maßstäben klärend und ordnend in seinen beiden Büchern „Nationalsozialistische Dichtung" und „Volkhafte Dichtung der Zeit" gesichtet zu haben.

Sein neues Buch „Dichtung der jungen Mannschaft" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) steckt in einem einleitenden Abschnitte über das neue Wesen politischer Dichtung das Begriffliche und die neuen Inhalte ab, faßt zusammen, daß Politik die Lebensgestaltung in weitestem Sinne heißt, greift Dr. Rainer Schlössers Gedanken auf, daß Kunst ebenso wie Wissenschaft oder Staat nicht Selbstzweck ist, sondern Mittel zur Volkserhaltung und knüpft dann bei Ludwig Friedrich Barthel an, der von „Wesen und Würde politischer Dichtung" sagt:

„Je mehr unser Leben vom Staatlichen und Vaterländischen durchtränkt

Digitized by Google

sein wird, je selbstverständlicher wir national sein werden, desto verfeinerter und allgemeiner und innerlicher wird das Politische in unserer Dichtung sich spüren lassen, ja, vielleicht wird seine Wirkung nicht zum geringsten dort sein, wo es thematisch nicht mehr ohne weiteres zu fassen ist und doch als Art und Haltung als das schlechterdings Deutsche dem dichterischen Worte innewohnt."

Das ist die im Grunde einfache Weisheit von der politischen Kunst, von der Politik in der Kunst, auf die Langenbucher auch im umgekehrten Sinne — was politische Dichtung **nicht** ist — eingeht. Nicht die Tendenz, nicht die patriotische Haltung aus vorübergehendem Zustande heraus, überhaupt kein Zwang bilden Voraussetzungen der politischen Dichtung. Auftrag aber ist möglich, der einer Anregung gleichkommt, wenn nur die innere Bereitschaft und Berufung nicht fehlen.

Und weiter stellt das Buch die lebendigen Träger der dichterischen Reife vor uns und holt nur aus einer flüchtigen Abschweifung noch rasch einen Überblick über Prof. Kindermanns „Deutsche Literatur" und das Chaos der Dichtung in der Nachkriegszeit, das nur durch Einzelgänger wie Heinrich **Lersch**, Gerrit **Engelke** und Josef **Winckler** und späterhin durch Dietrich **Eckarts** Sturmlied „Deutschland erwache!" erleuchtet wird.

Hinzu kommen die Festverwurzelten, unter denen etwa Emil **Strauß** besonders herausragt. Er ist in einer Zeit des Niederganges einer der Unentwegten geblieben, die ohne jede billige und gar nicht einmal fernliegende Tendenzfärbung in ihrer Kunst dem politischen Lebensgefühl in leidenschaftlicher Sprache Sinn und Ziel verliehen haben. Auch Hans **Johst** gehört hierher, auch Richard **Euringer**, Johst mit seinem schönen Worte von der Liebe zur Sprache, die allein Heimat, Vaterland, Besinnung und Gesinnung erschließt.

Euringer steht in dieser Reihe als dramatischer Dichter des deutschen Volksschicksals, dem er in seiner „Deutschen Passion 1933" höchsten Ausdruck verleiht.

Mit allen diesen und auch den kommenden Dichtern hat Langenbucher sich schon in seinen letztjährigen Büchern beschäftigt, aber er bringt sie hier in den Rahmen der neuen Aufgabe, die er sich in seinen Betrachtungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart stellt, wobei er von der „jungen Mannschaft" nicht dem Alter, sondern der Lebenskraft nach spricht, die einer neuen Zeit den jungen Sieg erstritten hat.

Für die Einheit von Gesinnung und künstlerischem Vermögen läßt er abschließend E. G. **Kolbenheyer** und Herybert **Menzel** Zeugnis ablegen.

Jetzt folgen in äußerst lebendiger, zwingender Darstellung Beispiele für die „Eroberung des Stoffgebietes", beginnend mit Dietrich **Eckart**, dem klassischen Fall unserer Zeit von der Hinwendung eines Künstlers mit allen Regungen seines Schaffens zum politischen Schicksal seines Volkes.

Herold für eine bessere Zukunft Deutschlands wollte auch Georg **Stammler** sein. Ihm galt schon bald die aufrüttelnde Pflicht der Dichtung mehr als leichte Schönheit einer weltfernen Muse. Er begriff seine Zeit und sah die Sendung des Dichters in einer heiligen politischen Pflicht.

Nicht anders auch Heinrich **Anacker**, nur daß seine Schöpfungen wohl am stärksten aus der Feuerlinie, von den Fronten der braunen Kolonnen stammen, wo sie emporwuchsen. Er war der Sänger in den Reihen der SA., er hat in seinen nicht aus Zufall „Die Trommel" und „Die Fanfare" überschriebenen Sammlungen — von anderen Büchern in diesem Zusammenhange nicht zu sprechen — mit ungewöhnlicher Frische und Echtheit immer wieder die Macht der Begeisterung erneuert, und weil er auch zu denen gehört, die ihr empfängliches Herz zeitlebens an der Gestalt des Führers, an seinem unvergleichlichen Menschentume entzündet haben, bleibt die Schlichtheit und Tiefe, mit dem er sich der Aufgabe des Dichters der Kampfgemeinschaft verschworen hat, einmalig und bewundernswert. Die Übernahme vieler seiner vertonten Gedichte in den Bestand des deutschen Liederschatzes zeigt deutlich, wo Anackers Platz in seinem Volke ist.

In der „Symphonie der Arbeit" kommt vor allem Heinrich **Lersch** zu Wort, und der Verfasser benützt die Gelegenheit, den Leidensweg der Arbeiterdichtung darzulegen. Aber auch die Formgebung, die künstlerische Eigenwilligkeit

Digitized by Google

von Lersch und ihre innere Bedingtheit treten hervor.

Von Baldur von Schirachs wandlungsreichem Gedichtbande „Die Fahne der Verfolgten“ aus der Kampfzeit führt Langenbucher seine Betrachtungen zu Ferdinand Oppenbergs „Sirenenton und Sichelklang“, einer Dichtung, die sich einsetzt für die große Gemeinschaft aller Arbeitenden, und verweilt dann weiter bei Hans-Jürgen Nierentz, von dem schöne Hörspiele und verstreute Gedichte bekannt sind. In seiner „Symphonie der Arbeit“ lebt der Gedanke von der großen Gemeinschaft eines arbeitenden Volkes. Monumental klingt es auf:

„Ob wir auf Feldern werken mit dem Spaten,
Ob wir in Bunkern schuften und im Schacht,
Ob als Matrosen oder als Soldaten
Der Arbeit Feuer glühend wir entfacht.
Ob wir im Dunkeln stehen, ob im Lichte:
Wir sind die Arbeit — Arbeit macht Geschichte!
Herr sei ein jeder — und ein jeder Knecht:
So wächst der Zukunft schaffendes Geschlecht.“

Mit Herbert Böhme, dem Gestalter des „Spiels vom ehernen Werk“, Werner Helwig und Ludwig Hebold endet dieser Abschnitt, der sowohl das Lied in seiner Verbundenheit mit der Kampfzeit, wie auch die chorische Dichtung auf Ausgangspunkt, Ziel und Inhalt hin in großen Linien veranschaulicht.

Der Schluß heißt „Berufung der Zeit“. Hier wird noch einmal an verschiedenen Einzelheiten der Sinn der politischen Dichtung gezeigt, der höher greift als der überkommene Begriff des Politischen. Gemeint ist die Klarheit einer staatlichen Ordnung, das geheime Gefüge unseres Lebens, das Bewußtsein der Herkunft und der Bestimmtheit unseres Volkstumes und vor allem auch die Einheit und das Gleichgewicht einer organisch geschlossenen Lebensführung.

Da ist Johannes Linke, einer, der über die Landschaft spricht, über Wälder und Seen und. über Menschen in der Heimat und ihr Verflochtensein mit Umwelt, Ahnen und Schicksal, und Langenbucher nennt ihn ein Beispiel hoher und edelster politischer Dichtung, die mit dem Bekenntnis zum Ganzen steht und fällt, mit dem Mittelpunkt, auf den alles Leben sich immer zuordnet.

Andere folgen: Wolfram Brockmeier, erfüllt vom Erleben des Schicksals der Volksgemeinschaft, dann die inbrünstige Erscheinung von Ludwig Friedrich Barthel und Hans Schwarz, der Künder des neuen deutschen, preußisch herben Lebensziels, kein lyrischer Dichter, auch kein politischer Prophet, eher der Deuter eines neuen Weltbildes.

Drei Dichter, die besonders hervorragen, beschließen das Buch. Allen gemeinsam ist ein leidenschaftliches Erfülltsein vom Erlebnis der Zeit, in die sie jung hineinwuchsen und in der sie jetzt mit dem heißen Verlangen stehen, letzten Erkenntnissen und ewigen Zielen menschlichen Schicksals und deutscher Sehnsucht zu dienen. Hohe Vollendung künstlerischen Gestaltens trug ihre Werke schnell empor.

Es ist Herbert Böhme, Eberhard Wolfgang Möller, der letztjährige Träger des Stefan-George-Preises, mit dessen Verleihung zugleich der Geist und das Können der jungen deutschen Dichtkunst ausgezeichnet und geehrt wurden, und Gerhard Schumann, dessen Dichtung in der Sorge um „die Reinheit des Reiches“, um die „Gefahr der Verfälschung und Verhändlerung“ gipfelt.

Langenbucher gibt auch hier wieder eine scharf durchdachte und überaus lebendig belegte Schilderung des einmaligen Wesens der drei Dichter und erzielt mit Gegenüberstellungen und knapp und treffend aufgehellten Hintergründen ein frohes und dankbares Verstehen und Mitgehen.

Dr. R. Volz.

Vom deutschen Arbeitsdienst

„Die Geschichte einer Arbeitsdienstkameradschaft“ schreibt Günther Grell in seinem jüngst erschienenen Büchlein „Wir ziehen Deiche am Meeresstrand“. Es ist der Bericht von den sechs Monaten Dienstzeit, aus einzelnen zerstreuten Geschichten ist hier ein wirkliches, gutes Buch entstanden, das man besonders in die Hand der Jugend wünscht und das der Buchhandel immer wieder empfehlen kann. Diese Arbeitsdienstkameradschaft hat eine harte Losung: „Trutz blanke Hans“, ihre Arbeit an der Nordsee verlangt solch harten Willen und den ganzen Einsatz jedes einzelnen.

Digitized by Google

Dieser Gemeinschaft wird es möglich, dem Meer das wieder zu entreißen, was es sich durch Jahrhunderte hindurch nahm. Heitere und ernste Szenen wechseln in glücklicher Form; die Zeichnungen, die das Bändchen schmücken, sind gut, mit Ausnahme des Bildes „Flaggenparade". Bei einer neuen Auflage wären auch die beiden kurzen Absätze zu ändern, in denen der Verfasser von den Vormännern schreibt, daß sie eigentlich nichts tun müßten, sondern lediglich dabei zu stehen hätten.

Generalarbeitsführer Herm. Kretzschmann, der Leiter der Reichsführerschule in Potsdam legt in zweiter Auflage sein Lehr- und Lesebuch des Reichsarbeitsdienstes vor: „Bausteine zum Dritten Reich". Von der ersten Auflage, die im Vergleich zum jetzigen Band nur ein schmales Bändchen war, ist nicht mehr viel zu erkennen, so viel neues und wertvolles Material ist hinzugekommen. Mit diesem reichen Inhalt gewinnt das Buch Bedeutung, über die Lager des Arbeitsdienstes hinaus, für Schulen und besonders auch für die Hitler-Jugend. Selten macht ein Buch so ernst mit seinem Geleitspruch: „Hirn oder Hand — gleichviel! Der Arbeit letztes Ziel: Das Vaterland". Die einzelnen Abschnitte bringen folgende Beiträge: Erziehung und Erzieher deutscher Jugend — Deutsche Arbeit — Vom Volkstum und seinen Quellen — Aus den Schätzen alten deutschen Volksgutes — Aus der deutschen Geschichte — Von Politik und werdender Geschichte — Männer und Taten. Der Herausgeber hat sich mit diesem Buch ein Verdienst erworben. Es sei noch betont, daß es sich besonders auch als Geschenkbuch für die nun zum Arbeitsdienst kommende Jugend eignet.

Äußerlich sehr schöne und inhaltlich sehr wertvolle Bücher sind die beiden Bände des von Arbeitsführer Erich J. Berendt herausgegebenen Werkes „Männer und Taten". Ein Losungsbuch des Reichsarbeitsdienstes. Welche Bedeutung und welchen Wert ein derartiges Buch für eine Arbeitsdienstgemeinschaft hat, mag wohl nur der ermessen, der zusammen mit den Kameraden am Abend unter der wehenden Flagge stand und die Parole des neuen Tages empfangen hat. Parole oder Losung, das ist für den Arbeitsmann oder für den Soldaten kein leeres Wort, das ist für ihn ein Teil seiner Pflicht, ist es doch das Wort, das den Freund vom Feind scheidet und von dem alle, die zu einer Gemeinschaft gehören, Kenntnis haben. „Ungeschrieben" steht über diesem Buch die Losung: Deutschland! und das Feldgeschrei: Sieg-Heil dem Führer! Aus zweitausend Jahren deutscher Geschichte hat Erich J. Berendt in mühseliger und harter Arbeit Männer, ihre Taten und ihr Tun herausgenommen, Männer, die Vorbild sind für jeden jungen Deutschen. Seine Auswahl und seine Losung sind ein Bild des deutschen Schicksals in Vergangenheit und Gegenwart und zeigen einen Weg in die Zukunft.

Diese Bücher, wie auch die oben besprochenen, verdienen allgemeiner Besitz zu werden. Erich Langenbucher.

Von der Arbeit des Freiwilligen Frauenarbeitsdienstes berichtet Dr. Hilde Lemke in der kleinen Schrift „Bereit zum Dienen" (Verlag Hans Wilhelm Rödiger, Berlin, 1936). Die Schrift zeigt die Entwicklung des Frauenarbeitsdienstes in der Kurmark und will darüber hinaus Weg und Ziel für die Zukunft weisen. Wenn die ganze Jugend der Nation einst durch diese Schule des Arbeitsdienstes gegangen ist, wird „ein Frauengeschlecht, das stark und heldisch ist, das fähig und gewillt ist, alle guten und alle schweren Stunden mit dem ‚Kamerad Mann' zu teilen", im Dienst für Führer und Volk bereitstehen.

Viele gute Photos geben ein Bild von dem vielseitigen Leben im Frauenarbeitsdienst. Die Schrift, die den Unbedenklichkeitsvermerk der Parteiamtlichen Prüfungskommission trägt, verdient es, empfohlen zu werden. E. A.

◆

Alfons Erb: „Thomas Morus, John Fisher". Caritasverlag G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1935.

Am 19. Mai jährt sich zum erstenmal der Tag der feierlichen Heiligsprechung der beiden englischen Märtyrer Thomas Morus und John Fisher in der Peterskirche in Rom. Diese Heiligsprechung war wie wenig andere Anlaß für ausnahmslos die gesamte periodische und sonstige Publizistik der römischen Kirche, Leben, Wirken und Bedeutung der beiden neuen

Digitized by Google

Heiligen, namentlich aber des Schatzkanzlers Morus, darzulegen und sie als Vorbilder, besonders auch des deutschen Volkes, hinzustellen. Auch einige Bücher sind in den Dienst dieser Propagierung gestellt worden. Unter ihnen sei kurz das von Alfons Erb, einem bekannten katholischen Schriftsteller, charakterisiert. Es ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswert, freilich gelegentlich mehr noch in dem, was es nicht sagt, als in dem, was es wirklich zum Ausdruck bringt.

Nicht wichtig scheint uns die Bemerkung zu sein, daß „die erkennende Intelligenz von all den natürlichen Gaben, die uns Gott geschenkt, die schönste Gabe" sei, wie Sigrid Undset in ihrem Geleitwort schreibt, oder ihre Feststellung, daß Thomas Morus und John Fisher „über alles Chaotische und Impulsive des Empfindens, im Gehorsam gegen die erkannte Wahrheit" (ebenda) zum Tode gingen. Dergleichen Züge sind mehr oder weniger allen Heiligen zu eigen, das Besondere an Thomas Morus — John Fisher spielt bei weitem nicht die Rolle wie der Schatzkanzler Morus — liegt in dessen Persönlichkeit und in seinem Verhältnis zum englischen Staat. — Die Fälle, in denen Nichttheologen heilig gesprochen werden, sind auch heute noch selten. Als eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein heiligmäßiges Leben galt immer die asketische Abwendung vom Leben und die absolute Hinwendung zu Gott und dem Jenseits. Gewiß, auch Morus trug ein Büßerhemd, aber er trug es unter seiner übrigen Kleidung und niemand wußte davon; auch geißelte er sich, aber er tat es Freitags, „und am anderen Tag ist er in der Gesellschaft der Freunde voll Fröhlichkeit, Witz und Laune" (S. 3). Er erfreut sich überhaupt einer umfangreichen Anzahl vorbildlicher Eigenschaften, die jedem, und nicht nur dem Heiligen, zur Ehre gereichten. „Er liebt die Einfachheit", „zur Freundschaft scheint er geboren zu sein". „Man könnte ihn für einen zweiten Demokrit halten oder eher noch für jenen pythagoräischen Philosophen, der sorglos und müßig auf dem Markte umher spazierte..." „Seinen Kindern ist er der liebevollste Vater, seiner Frau ein treuer und zuvorkommender Mann, seinen Eltern ein guter Sohn" (S. 12 ff.). Das übliche Bild des Heiligen wird also, wie man sieht, um einige recht charakteristische Züge bereichert. Im ganzen ist Thomas Morus eben nicht nur ein Heiliger, er ist mehr noch und vor allem Humanist. Sein Leben bietet für den heutigen Katholiken ein ungleich lebendigeres Vorbild als der asketische Heilige des Mittelalters. Es kommt dem Wunsch nach dem „ganzen Menschen" — dem Gegenstück zum Instaurare omnia in Christo — entschieden am nächsten.

Wichtiger fast noch als diese menschliche ist die politische Seite dieser Heiligsprechung. Die Herrschaftsansprüche der römischen Kirche über den Staat, des Papstes über den König reichen bis weit ins Mittelalter hinein. An keinem anderen Beispiel konnte die Kirche so schön wie an diesem den Anschein einer moralischen Berechtigung ihrer Herrschaftsansprüche darstellen. Thomas Morus steht Heinrich VIII. gegenüber, „ein Ehebrecher, ein Mörder, ein Heuchler, einer der abscheulichsten Tyrannen", wie er von Erb genannt wird (S. 170), jedenfalls ein Mann, dem auch der englische Historiker in menschlicher Hinsicht nicht allzuviel gute Eigenschaften zusprechen kann. Und dieser König soll das Recht haben, wider die Lehrsätze der Kirche und ohne die Genehmigung des Papstes seine Ehe mit Katharina für ungültig erklären zu lassen und eine neue einzugehen? Und in der Tat scheint hier die Kirche ein moralisches Recht zu haben, wenn man es nur von der kirchlichen oder menschlichen Seite her ansieht und die politische außer acht läßt, aber es kommt ja gar nicht auf diesen einen Fall an, der ja lediglich aus nur allzu nahe liegenden Gründen ausgeschlachtet wird, sondern es kommt auf die grundsätzliche Entscheidung Volk und Staat oder Kirche und Papst an. Und Thomas Morus hat sich gegen den Staat und seinen König und für den Papst ausgesprochen. Deshalb „blickt die ganze Kirche zu dem neuen Heiligen auf. Wo immer in kommenden Tagen unter Not und Gefahr für die Kirche gekämpft werden muß, ist Thomas Morus ein geistiger Führer (Böminghaus S. J., in „Stimmen der Zeit", Mai 1935). In ähnlichem Zusammenhang heißt es bei Erb (S. 182), daß nun ein Zeichen aufgerichtet worden sei, „das dem Gehorsam gegen die Obrigkeit dort eine Grenze setzte, wo die Bollwerke des katholischen Gewissens gegen

Digitized by Google

despotische Ansprüche beginnen." Was aber despotische Ansprüche sind, das entscheidet bekanntlich allein die Kirche.

Es hat immerhin 400 Jahre gedauert, bis die römische Kirche sich hat entschließen können, Morus heilig zu sprechen. Eine der wichtigsten Gründe für diese Verzögerung wird man in dem Umstand suchen müssen, daß Thomas Morus, von Haus aus Jurist, bis zuletzt alle juristischen Mittel und Möglichkeiten erschöpft hat, um einer klaren Entscheidung Papst oder König aus dem Wege zu gehen und so den Tatbestand des Hochverrats zu schaffen. Erst als das „Schuldig" gesprochen war, „war es an der Zeit, das Schweigen zu brechen" (Erb, S. 191). Morus hat sich also wirklich nicht zum Martyrium gedrängt! Darin wird nun von Erb und gewiß nicht nur von ihm eine besonders hohe christliche Tugend gesehen. „Ich bin nicht ein Mensch von so heiligem Leben gewesen, daß ich so kühn sein dürfte, mich selbst zum Tode anzubieten", soll Morus selbst gesagt haben. „Das ist in Wahrheit die Sprache des Märtyrers" (Erb, S. 271). So wird aus der Not eine Tugend gemacht.

Erbs Buch enthält noch eine ganze Reihe ähnlicher bemerkenswerter Stellen, auf die einzugehen hier nicht Raum genug ist. Jedoch kaum mit einem Wort geht er auf die politischen Absichten ein, die dieser Heiligsprechung zugrunde liegen. Denn sie fällt nicht von ungefähr in einen Zeitpunkt, in dem in den meisten Ländern das Problem Staat/Kirche von neuem aktuell geworden ist; auch daß Rom einen Engländer als Vorbild hinstellt, geschieht nicht ohne Absicht. Das Werben um die Anglikanische Kirche hat damit von neuem einen starken Antrieb erhalten und der Papst hat ja nicht versäumt, diese Bitte sehr deutlich auszusprechen. Nur steht davon bei Erb nichts, sein Buch geht in dieser Hinsicht nicht über das Schema der üblichen Heiligenlegende hinaus.

H. Pabel.

„Zwangsarbeit in der Sowjetunion". Von Dr. Hermann Greife, Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin. Herausgegeben vom Institut zur wissenschaftlichen Erforschung der Sowjetunion, Berlin, Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig 1936, 47 Seiten.

Mit dieser Schrift hat Dr. Greife einen außerordentlich wertvollen Beitrag geliefert zur Aufklärung der Öffentlichkeit über das Gesicht des Bolschewismus. Denn er stützt sich bei seiner eingehenden Darstellung über die Zustände in den Zwangsarbeitslagern in der Sowjetunion ausschließlich auf authentisches, zum größten Teil amtliches sowjetisches Material, das damit erstmalig in Deutschland veröffentlicht wird. Ebenso sind die zahlreichen Bilder über die Leiter der Zwangsarbeitslager, die Baracken und die Arbeitslager selbst bisher unbekannte sowjetische Bilddokumente; eine Karte über die Verteilung der Zwangsarbeitslager in der Sowjetunion und eine weitere über den Weißmeerkanal sowie eine schematische Darstellung über die Einteilung der Zwangsarbeiter erhöhen die Anschaulichkeit und den dokumentarischen Wert der Schrift. Mit großem Fleiß ist hier bedeutsames Material zusammengetragen, sorgsam jede Quelle vermerkt und wichtige Stellen wiedergegeben, „so daß jedermann die Möglichkeit hat, die Richtigkeit der Angaben nachzuprüfen".

Die Schrift selbst hat fünf Kapitel; in einem Anhang wird ein „Auszug aus dem Protokoll des Ausschusses zur Anhörung von Rückkehrern aus der Sowjetunion", der am 20. Dezember 1935 in Berlin tagte, gegeben. Drei Ziele sind es, welche die Sowjetregierung nach der Schrift verfolgt: „1. Ausrottung aller „unerwünschten Elemente", die unauffällig ist und nicht wie Mord aussieht, 2. Ausbeutung der Arbeitskraft dieser Totgeweihten und 3. Schaffung eines abschreckenden Beispiels für die übrige Bevölkerung im Hinblick auf ihre evtl. Befreiungsversuche von dem fremdrassigen Despotismus." Die „gesetzliche" Handhabe zur Durchführung dieser Ziele liefern eine Reihe von Gesetzen und Verfügungen. Das „Gesetz über den Schutz des sozialistischen Eigentums" wird angeführt; zahlreich sind auch die Verbannten, die wegen „Vergehens gegen die Arbeitsdisziplin" verurteilt werden. Dabei sind es nicht nur „lebendige Grafen, lebendige Gutsbesitzer, Fürstinnen, Hofdamen" wie der Chef der Hauptlagerverwaltung der GPU., der Jude Matwei Davidsohn Berman prahlt, denen die von Zeit zu Zeit von der Sowjetunion zum Zwecke der Auffüllung der Zwangsarbeitslager

Digitized by Google

veranstalteten Menschenjagden gelten, der ganz einfache Fabrikarbeiter, der Bauer, die ganze Bevölkerung sind Freiwild für die jüdischen Machthaber. Die Hauptzahl der Zwangsarbeiter aber wird von den Bauern gestellt. Und Angehörige aller Nationalitäten gehören zu den Insassen: neben den tausenden deutscher Kolonisatoren teilen Polen, Finnen u. a. das Los der Verbannten.

Beim „Bau des Weißmeerkanals" werden besonders eingehend die Verhältnisse dargetan, wie in „Bauvorhaben", worin Lage, Klima und natürliche Arbeitsbedingungen gekennzeichnet werden, die „Lebensverhältnisse", die „Arbeit", die „Menschen", wie sie aus allen Teilen des Riesenlandes von dem internationalen Judentum gefangen genommen und nach dem Norden in die Lager des Weißmeerkanals gebracht werden. Denn Juden sind es und immer wieder Juden, die die Leiter dieser Zwangsarbeitslager und Urheber unmenschlicher Leiden von Millionen Menschen sind. Ein Namensverzeichnis in Verbindung mit Bildern beweist eindeutig, daß es der Jude ist, der hier sein letztes Ziel: „Ausrottung aller rassisch und völkisch wertvollen Elemente" zu erreichen sucht. Der Jude Jagoda war es, der im Frühjahr 1933 den Befehl „Medweschja Gora (Weißmeerkanal)" erließ und der nichts anderes bedeutete, als eine äußerste Aufpeitschung zur Arbeit, das ganze Lager in den Kriegszustand versetzte und Zehntausenden von Gefangenen den Tod brachte.

Sachlich und schlicht in der Schilderung ist diese Schrift mit ihren Bilddokumenten ein geistiges Mahnmal an alle. Mit Rücksicht auf die große Sachkenntnis, die sich der Verfasser durch seine Arbeit erworben hat, kann die Veröffentlichung weiteste Verbreitung beanspruchen. J.

Wilhelm Dörpfeld „Alt-Olympia"

Als das Deutsche Reich in den Jahren 1875—1881 an der Stätte des einstigen Olympia Ausgrabungen durchführen ließ, war es vor allem der junge Dörpfeld, dem wir die sorgfältige Aufnahme, Rekonstruktion und baugeschichtliche Einordnung der meist jämmerlich zerstörten Ruinen verdanken. Fast vorbildlos entwickelte er hier jene Methode der Erforschung antiker Bauwerke, die für alle späteren Grabungen nicht nur der deutschen Archäologen vorbildlich wurde. Daß er sich mit den damals erzielten Ergebnissen nicht begnügte und jetzt nach fast 50jähriger fruchtbarer Forschungsarbeit die erste große Aufgabe seiner Jugend wieder aufgegriffen hat und fortführt, ehrt ihn gleichermaßen als Menschen und Gelehrten. Was ihn die in den Jahren 1906 bis 1909, 1921—1923 und 1927—1929 in Olympia durchgeführten Grabungen lehrten, teilt er uns in seinem jüngsten Werke mit: „Alt-Olympia, Untersuchungen und Ausgrabungen zur Geschichte des ältesten Heiligtums von Olympia und der älteren griechischen Kunst." (Verlag von E. Mittler, Berlin 1935, 2. Bd.)

Feinste Beobachtungen und scharfsinnige Erklärungen bereichern das Bild, das uns vor allem die noch antike Beschreibung des Pausanias (römischer Reiseschriftsteller des 2. Jahrhunderts n. Chr.) und jene eben genannten deutschen Grabungen vermitteln. So lehren uns die sicheren Reste von vier vorgeschichtlichen Apsidenhäusern und dreier gleichzeitiger Kindergräber, daß der fruchtbare Platz am Alpheiosfluß schon im 2. Jahrtausend, also vielleicht schon vor der Einwanderung der Dorier in diese Gegenden, besiedelt war. Ob freilich das Heiligtum selbst und die Spiele in jene frühe Zeit hinaufreichen und wie Dörpfeld und spätantike Gelehrsamkeit will, von den späteren Einwanderern lediglich übernommen wurden, bleibt unwahrscheinlich. Der Name des Platzes selbst, Olympia, spricht dagegen, und irgendwelche Kultanlage so früher Zeit hat bisher noch nicht nachgewiesen werden können. Von den zahlreich gefundenen Weihegaben — kleinen, linear vereinfachten Bronzetieren, Wagenlenker mit Wagen und Zweigespannen und dgl. — reicht dem Stil nach keines mit Notwendigkeit ins 2. Jahrtausend v. Chr. hinauf. Der Boden aber des alten Heiligtums ist im Laufe seiner langen Geschichte so oft zerwühlt und zergraben worden, daß eine genauere Datierung durch Schichtbeobachtung für diese Funde bisher nichts ergeben konnte.

Die Untersuchungen am Heraion, dem ältesten Tempel Olympias, ergab, daß dieser etwa dem Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. angehörende Tempel nicht der erste an dieser Stelle ist. Unter seinen Fundamenten weist Dörpfeld ältere,

Digitized by Google

demselben Grundriß fast genau folgende Fundamente nach, aus denen er durch geschickte Kombination eine Abfolge von drei Tempeln an dieser Stelle gewinnt: Heraion I (sicher durch Brand zerstört), Heraion II und III. Ob allerdings die beiden letzteren nicht doch nur eine Periode darstellen — vielleicht mit einer kurzen Bauunterbrechung — ist nicht bewiesen. Dörpfeld selbst gibt zu, daß Heraion II vielleicht nie fertig wurde, bzw., daß etwa die Säulen und die Fundamentabdeckungssteine von Heraion II bei III wieder verwandt sein könnten.

Ebenso überraschend wie überzeugend sind kleine Beobachtungen, wie etwa über die Art, wie die Holzsäulen des Heraions — diese Holzsäulen, die später durch Steinsäulen ersetzt wurden, sind durch technische Beobachtungen Dörpfelds gut gesichert — aufgerichtet wurden (S. 180/1) oder über die Art der Holzverkleidung an der Tür zum Heiligtum, die er aus geringen Spuren im Stein erschließt (S. 174).

Auch das Pelopion, die monumentale Grabanlage des sagenhaften Helden der Gründungszeit, Pelops, hat Dörpfeld neu untersucht. Er findet hier unter der Anlage der klassischen Zeit zwei ältere Anlagen, von denen besonders die älteste, Pelopion I, wichtig ist. Erhalten ist ein beträchtliches Stück der fast runden, nicht ganz regelmäßigen Steinsetzung, die einst die untere Einfassung des Grabhügels von 31—34 Meter Durchmesser bildete. Solche Anlagen sind uns ja aus unserer eigenen Frühgeschichte überall im Land bekannt. Die in Olympia läßt sich relativ datieren. Da über ihr eine Menge Bauabfälle von Heraion II und III liegen, ist sie sicher älter als diese Tempel. Sie ist jünger als die genannten vorgeschichtlichen Apsidenhäuser, da sie mindestens eines von ihnen überbaut hat, das damals wohl schon unter der Erde lag, zumindest damals unter die Erde kam. Wahrscheinlich darf dieses Grab mit dem Beginn der olympischen Spiele in Verbindung gebracht werden, wenn wir daran denken, daß Homer und manche bildliche Darstellung der Griechen uns von großen Leichenspielen am Grabe der Helden berichten. Wir dürfen wohl auch daran denken, daß in Stonehenge (Südengland) und in Alt-Upsala bei den mächtigen Grabhügeln vorgeschichtliche Pferderennbahnen sicher nachgewiesen sind.

Es ist wie immer, wenn Dörpfeld sich um die Erforschung antiker Bauwerke müht —, er sieht und beobachtet jede Einzelheit, kombiniert scharf und kommt zu klaren, meist sicheren Ergebnissen. Aber das Buch bringt, wie schon der Titel sagt, mehr als archäologische Bauforschung, er bringt auch „Untersuchungen zur Geschichte der älteren griechischen Kunst". Seine Kunstlehre faßt er am Ende des ersten Bandes selbst so zusammen (S. 395): „Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß die einfache Kunst der Achäer und Dorier, die beide Griechenstämme aus ihrer nördlichen Heimat mitgebracht hatten, zwar auch zu den Wurzeln der klassisch griechischen Kunst gehört, aber durchaus keine ihrer Hauptwurzeln gewesen ist. Als solche kommen vielmehr zwei entgegengesetzte Kunstarten in Betracht, nämlich die geometrische Kunst der aus Vorderasien stammenden vorgriechischen Bewohner Griechenlands, der Karer, Lykier, Tyrsener usw. und andererseits die orientalische, aus Arabien und Indien stammende naturalistische Kunst, die in zwei Wellen als mykenische um die Mitte des 2. Jahrtausends und als korinthische im Anfang des 1. Jahrtausends nach Griechenland und weiter nach dem westlichen Mittelmeer gelangt ist. Durch die Verbindung des „strengen" geometrischen Stils mit der „zarten" naturalistischen Kunstweise des indischen Ozeans haben die Griechen ihre hohe unerreichte Kunst geschaffen." Fügen wir noch hinzu, daß die Träger der „zarten, naturalistischen Kunstweise" jene „gebildeten Orientalen" des Altertums, die Phöniker sind, so ist das Bild vollständig.

Diese Lehre geht bewußt über viele Ergebnisse der Forschungsarbeit der letzten Jahrzehnte hinweg und findet ihre Hauptstütze in dem immer wieder versuchten Beweis, Adolf Furtwängler, der vor nunmehr fast 30 Jahren verstorbene Archäologe, sei Dörpfelds Meinung zu Unrecht entgegengetreten. Aber, wenn die Archäologie auch A. Furtwängler sehr viel danken muß, so ist doch seine Lehre nicht ihre einzige Grundlage. Eine große Anzahl von Untersuchungen und Ausgrabungen der Gelehrten aller wissenschaftlich interessierten Völker in den letzten Jahrzehnten hat unsere Kenntnis vom antiken Griechenland, aber auch von den

Digitized by Google

übrigen Kulturen Europas und denen des Orients so erweitert und geklärt, daß es unmöglich ist, aus rein theoretischen Erwägungen heraus irgendein Wunschbild des Griechentums aufzustellen.

Drei Hauptfehlerquellen scheinen es mir zu sein, aus denen Dörpfelds Lehre erwächst.

1. Dörpfeld glaubt, alle Mythen und Sagen des Altertums als geschichtliche Quellen werten zu müssen. Aber echte Mythen sind, wie wir auch aus unserer eigenen Volkskunde wissen, durchaus nicht historisch zu erklären, sondern meist als die symbolischen Bilder des Naturgeschehens, wie ein Volk es erlebt, Bilder vom Kampf des Lichtes mit der Finsternis, von Tod und Leben, vom ewigen Wechsel der Gezeiten. Solche Mythen aber werden gerade in Griechenland immer wieder von den Dichtern neu geformt, mit neuen Gestalten erfüllt und untereinander verschmolzen, so daß immer der echte Kern schwer vom dichterischen Beiwerk zu scheiden sein wird. Gerade aber für Olympia muß Dörpfelds Methode gefährlich werden. Denn hier hat sich naturgemäß im Laufe der Jahrhunderte eine Unmasse von Wundergeschichten und künstlichen Mythen angesammelt, die den Ruhm des Ortes mehren und sein hohes Alter und seine Sehenswürdigkeit beweisen sollten. Dichter, Priester und Fremdenführer sind daran gleichermaßen beteiligt, wie wir das bis heute an jedem Wallfahrtsplatze beobachten können, und nicht umsonst wohl sagte ein griechisches Sprichwort: „Einer lügt und säuft wie ein Eleier." Die Eleier waren bekanntlich die Hüter des olympischen Heiligtums.

2. Dörpfeld legt kein Gewicht auf stilistische Eigenart von Kunstwerken. Der sog. „Kamaresstil" der Bewohner Kretas im beginnenden 2. Jahrtausend und der sog. „Dipylonstil" der Athener im 1. Jahrtausend, die er beide der vorgriechischen, zu den Vorderasiaten rechnenden, Urbevölkerung zuschreibt, sind für ihn „geometrisch" und darum derselben Bevölkerung zuzuschreiben.

Aber der Kamaresstil ist nicht „geometrisch". Wohl sind unter den schönen Ranken und Blüten, die in bunter Sorglosigkeit die Oberfläche der ihm zugehörigen Gefäße überziehen, auch linear vereinfachte. Aber selbst solche linearen Motive können wir doch nicht „geometrisch" nennen. Der „Dipylonstil" der Athener aber trägt diesen Namen zu Recht, weil seine Ornamente tatsächlich geometrische Gebilde sind, soweit, daß sie teilweise sogar mit dem Zirkel konstruiert sind. Ähnlich unglücklich ist es mit der Beurteilung der „korinthischen" Kunst. Sie ist für Dörpfeld schlechtweg „orientalisch" und von Orientalen gefertigt, weil sie eine Anzahl orientalischer Formen verwertet. Die Archäologie nennt sie aus demselben Grunde mit einem wenig glücklichen Namen „orientalisierend". Sicher ist diese Kunst, wie überhaupt die griechische Kunst des 7. und eines Teils des 6. Jahrhunderts vor Verwendung orientalischer Motive nicht zurückgeschreckt. Aber wie sie das getan hat, das ist griechisch. Wer einmal wirklich Kunstgegenstände des gleichzeitigen Orient verglichen hat, der wird leicht den Unterschied fassen, den zuletzt E. Kunze in „Kretische Bronzereliefs" (Stuttgart 1931, bes. S. 88) gut und eindeutig herausgearbeitet hat. Wer von uns würde die rheinische Gotik französisch nennen oder französierend, weil manches ihrer Motive zuerst in Frankreich verwandt worden ist, oder ein Bild Dürers italienisch, weil der Meister manches in Italien gelernt hat, und deshalb gar behaupten, er sei ein Italiener gewesen?

3. Die dritte Hauptfehlerquelle ist die völlige Überschätzung des Orients und der Bedeutung gerade der Phöniker für die Griechen. Durch die französischen Ausgrabungen besonders der letzten Jahre in Syrien kennen wir aber heute doch eine ganze Menge phönikischer Kunstgegenstände aus den verschiedenen Jahrhunderten und auch manches von ihrer Religion und sonstigen Kultur. Da lernen wir, daß die Phöniker zu eigener schöpferischer Leistung eigentlich nie gekommen sind. Die Frage bei ihren Werken ist immer wieder die: Hettitisch beeinflußt, ägyptisch beeinflußt, assyrisch oder sonstwie? Da nimmt es uns nicht Wunder, wenn wir zumindest vom 7. Jahrhundert an die Phöniker stärkstens von Griechenland her beeinflußt finden, das, wie uns die Funde lehren, damals seinen Handel und politischen Einfluß über das ganze Mittelmeergebiet und weit nach Vorderasien hinein ausspannte. Man kann heute nicht mehr sagen, die korinthische Vasenmalerei etwa sei phönikisch. Denn wir kennen das

Digitized by Google

Töpferviertel in Korinth, wo jene berühmten Gefäße hergestellt wurden, sehen diese Kunst dort durch 400 Jahre seßhaft und entwickelt, kennen auch eine Anzahl der Namen jener Töpfer inschriftlich: sie sind gut griechisch und nicht gräzisierte Phönikernamen. Gleichzeitige phönikische Kunst zeigt uns etwa Karthago oder das auch von Dörpfeld genannte Motye.

Daß solche Fehlquellen zu Verwirrung führen müssen, ist klar, und darum sind auch fast sämtliche in Dörpfelds neuem Buche vorgeschlagenen Datierungen falsch und unverbindlich. Wir sehen hier wieder jene ganz bestimmte Tendenz am Werke, die alles Wertvolle und jede schöpferische Leistung glaubt aus dem Orient ableiten zu müssen. Mit solchen Zielen und Wünschen sollte man nicht an das Griechentum herantreten, zumindest sehr vorsichtig geworden sein durch das, was uns die Ausgrabungen gelehrt haben. Jahrzehntelang hat man alle griechische Kunst von den an der kleinasiatischen Küste wohnenden griechischen Joniern ableiten wollen, weil dort die Berührung mit dem Orient am innigsten gewesen sei. Den Beweis würden die Ausgrabungen erbringen, prophezeite man. Sie haben das Gegenteil bewiesen. Den Beweis für Dörpfelds Phönikertheorie würden die Grabungen erbringen, sagt er. Sie haben längst das Gegenteil gezeigt. Es scheint fast, als ob es manchen Gelehrten furchtbar schwer fiele, glauben zu müssen, die von Norden her eingewanderten Griechen könnten etwa aus eigener Kraft und Begabung ihre Kunst und Kultur hervorgebracht und selbst herrschaftlich jeweils entschieden haben, welche Werte oder Erfindungen anderer Völker sie bei sich nützen und anwenden wollten. Wir bedauern, daß ein so verdienter Forscher wie Wilhelm Dörpfeld durch merkwürdig voreingenommene Lehren es uns schwer macht, sein Buch mit der Freude zu lesen, wie wir es uns im Olympiajahr gewünscht hätten. O. W. v. Vacano.

Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften. Von Arthur Haberlandt. (Bd. 1 der Reihe „Volk, Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen".) Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale), 1935.

Der bekannte Wiener Volkskundeforscher gibt eine gründliche Darstellung der Quellen und der Literatur zur Geschichte des deutschen Volkstums im allgemeinen und der Wissenschaft der deutschen Volkskunde im besonderen. Die Übersicht über die Spannweite der Volkskunde und über ihre Teilgebiete der Aufgaben werden Sachkenner und Freunde der Volkskunde ebenso zu schätzen wissen, wie die Ausführungen über ihren Standort in der Wissenschaft und deren Fragestellungen; wenngleich der Vertreter der geistigen Zweige der Volkskunde vielleicht eine Überbetonung der sachlichen Volkskunde feststellen wird.

Leider beschränkt sich Haberlandt auf das Referat und verzichtet auf jede kritische Stellungnahme und Wertung. Die Wertung stellt jedoch bei der Gegensätzlichkeit der volkskundlichen Lehrmeinungen der letzten Jahrzehnte ein Erfordernis für eine Arbeit dar, die im Jahre 1936 mit dem Anspruch auftritt, „eine Grundlegung nach Geschichte und Methode" zu geben. So sehr wir es begrüßen, daß sich Haberlandt an einer Stelle gegen die von manchen Seiten erstrebte Einbeziehung der Verfallserscheinungen der Systemzeit auf dem Gebiete des Liedes und der Volkskunst in die Volkskunde durch die treffende Kennzeichnung „Strandgut der Zivilisation" wendet, so sehr müssen wir es bedauern, daß er die rassische Betrachtungsweise der volkskundlichen Fragestellungen mit Stillschweigen übergeht.

M. J.

Lebenskunde

„Nationalsozialismus ist politisch angewandte Biologie." Dieses programmatische Wort Hans Schemms vergegenwärtigt am klarsten die umfassende Bedeutung, die der Lebenskunde — der Biologie im weitesten Sinne — für die Entwicklung eines lebensverbundenen Staatswesens zukommt.

Stärker denn je zuvor bereitet sich damit in engem Zusammenhang, aber abseits der exakten Kleinarbeit an Mikroskop, Tierversuch und Versuchsfeld, zugleich ein geistiges Ringen um die Sinndeutung der jungen biologischen Erkenntnisse vor, das in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit jedes Nationalsozialisten verlangt. Denn letzten Endes stehen hier nicht irgendwelche Spezialprobleme einer einzelnen Fachwissenschaft zur Debatte,

Digitized by Google

sondern ähnlich wie bei Vorgeschichtsforschung und Volkskunde treten auch auf dem Boden der Biologie die geistigen Grundlagen des Nationalsozialismus offen zutage. Im Grunde ihrer unumstößlichen lebensgesetzlichen Erkenntnisse wurzelt die Rassengesetzgebung des Dritten Reiches, auf ihren erst wenigen Jahrzehnte alten Erbgesetzen ruhen die Gesetze zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, aus biologischen Erkenntnissen entspringt auch nicht zuletzt das Wissen um die Rassenverschiedenheit der Menschheit einerseits und der Blutsgemeinschaft innerhalb von Volk und Rasse auf der andern Seite.

Es muß darum bedenklich stimmen, wenn zahlreiche Neuerscheinungen allgemeinbiologischen Inhalts, die nach Wunsch ihrer Urheber gerade auch für einen größeren nicht spezialwissenschaftlich gebildeten Leserkreis bestimmt sein sollen, an den elementarsten biologischen Grundtatsachen vorbeisehen; dafür aber zugleich voreilige Synthesen wagen, deren Schlußfolgerungen im Lichte der gesicherten Forschung gesehen, schon ans Phantastische grenzen.

Wir greifen aus der Reihe dieser Unklarheit verbreitenden Schriften heraus:

Dr. Carl Theo Kempermann, „Am Wendepunkt der Stammesgeschichte" (Verlag Gustav Fischer, Jena, 1936).

Schon in der Einleitung empfängt uns ein Appell an mystische und dunkle Spekulation, wenn wir erfahren müssen, daß der Verfasser mit folgenden Sätzen einer vernunftgemäßen Auseinandersetzung des Themas überhaupt aus dem Wege gehen will: „Das Zentralproblem der Biologie ist das Verhältnis von sinnlicher zur übersinnlichen Welt und zu ihrem Betrachter, dem Menschen. Vor allen Dingen ist es das Problem der Stammesgeschichte, das der Mensch mit den Mitteln seiner Sinne nicht erforschen konnte."

Auf einem Raume von wenig mehr als 30 Seiten gleitet der Verfasser in oberflächlicher Weise über Lebensfragen hinweg, die in ihrer Schwere schon ganze Forschergenerationen beschäftigten, um sich abschließend in folgender Verkündigung zu gefallen: „Es wird nun die Frage auftauchen, von der wir eigentlich ausgehen: von der Menschwerdung. Wie wir uns vorstellen, daß alle Gattungen aus Primordialkeimen (?) entstanden sind, so auch die Gattung: Homo, von der heute nur noch eine Spezies, der Homo sapiens, existiert."

Wenn schon der Verfasser glaubt, dem gesamten Darwinismus, ja darüber hinaus der Entwicklungslehre überhaupt durch die von ihm geprägte Methode der Genogenesis, von der man allerdings nicht mehr als den Namen selbst erfährt, den wissenschaftlichen Beweisgrund entzogen zu haben, wäre es eine selbstverständliche Pflicht gewesen, mit Beispielen aus dem Leben seinen Behauptungen Beweiskraft zu geben. Da diese fehlen, erhebt sich Kempermanns Schrift nicht über das Niveau der feuilletonistischen Dutzendware, die heute überall vom Anbruch eines neuen „biologistischen", „holistischen" oder ganzheitstheoretischen Weltbild träumt und dabei vor lauter Ganzheits„schauen" die Wirklichkeit vergißt, oder bloße Vorstellungen mit Tatsachen verwechselt. Auf die Frage, ob der Verfasser überhaupt in der Lage ist, die Probleme des Darwinismus sachgemäß zu entscheiden, soll hier nicht eingegangen werden, festzustellen ist aber: mit diesen spekulativen und der naturwissenschaftlichen Erkenntnis gänzlich fremden Methoden Fragen der Naturwissenschaft durch Seitenblicke auf das Gebiet der Metaphysik entscheiden zu wollen ist eine gefährliche Irreleitung in einer um Klarheit ringenden deutschen Wissenschaft.

Aufgabe germanisch-deutscher Forschung war es immer, mit nüchternem, klarem Verstande zu einer Kausalanalyse vorzudringen und den Dingen auf den Grund zu gehen. Dieser Weg war oft mühselig — ein Darwin, Haeckel, Mendel, Correns und Baur opferten ihm Jahrzehnte ihres Lebens. Wenn einer dieser Männer dann einmal aus genialer Intuition eine Synthese wagte, konnte er sich immerhin auf umfangreiche Erfahrungen berufen. Die Ehre einer rassegebundenen neuen Wissenschaft verlangt es, daß wir uns dieser, vor allem der nordischen Rasse artgemäßen, Forschungsweise verpflichtet fühlen, dagegen jedwede leere und mystische Spekulation, die das Ansehen der deutschen Forschung untergräbt, dorthin verweisen, wo ihre geistige Heimat ist: in den Raum morgenländischer Offenbarungen.

Aus diesem Grunde sind auch die Bemühungen eines sogenannten Holismus, wie er etwa von Prof. Adolf

Digitized by Google

Meyer vertreten wird, gänzlich ungeeignet, als Exponent der Biologie im Dritten Reich zu gelten. Die Erwartungen des Lesers werden in seinem Buch „Krisepochen und Wendepunkte des biologischen Denkens“ (Verlag G. Fischer, Jena, 1935) aufs tiefste enttäuscht, wenn er in ihm eine sachlich-sichere Auseinandersetzung mit den allgemeinen Problemen der Biologie sucht. Zudem macht die Überladung mit unnötigen Fremdworten die Lektüre dieses Werkes nichts weniger als anziehend. Vor allem hätte der Verfasser, wenn er sich schon an das ungeheuer vielfältige Problem der Deutung einzelner Kulturkreise heranwagt, zumindest die Ergebnisse der Rassenforschung über Rassenmischung und -schichtung berücksichtigen sollen, um auf diese Weise das Weltbild der Antike, wie das der Renaissance und Neuzeit wesensgerechter zu beurteilen. In sachlich-naturwissenschaftlicher Hinsicht enthält die Schrift keine neuen Beiträge. Als bezeichnend sei aus dem Abschnitt über „holistische Kausalität“ folgender Gedanke wiedergegeben:

„Man darf dann natürlich auch die Embryogenese, z. B. des Menschen, nicht mehr elementaristisch, wie es Mechanismus und Vitalismus gleichermaßen tun, als eine Rekapitulation der organischen Entwicklung vom Urtier bis zum Menschen deuten, man muß dann vielmehr davon überzeugt sein, daß die biologische Ganzheit als solche genau ebenso — und vielleicht sogar besser! — durch die befruchtete Eizelle repräsentiert wird als durch den adulten Menschen.“ —

Der hier vorgetragene Gedanke ist eine geradezu unmögliche Konstruktion und aus der durchsichtigen Absicht entstanden, Lücken des Wissens im System des Holismus durch hochgespannte Behauptungen zu schließen. Es ist vielmehr ein seit E. Haeckel und der von ihm ausgegangenen phylogenetischen Forschung hundertfach belegtes Wissensgut, daß nicht nur der Mensch, sondern mit ihm zusammen Pflanze und Tier im Laufe ihrer Eigenentwicklung als Embryonen Stadien ihrer Stammesgeschichte wiederholen. (Beispiel: Kiemenspaltenanlagen beim Menschen und landbewohnenden Säugetier!)

In diesem Zusammenhang muß auch das Buch von Prof. Willy Müller: „Die Welt in ihrer absoluten Erkenntnis“, Verlag F. Frommann Stuttgart, 1935, erwähnt werden. Der Verfasser will in diesem Werk, das den Untertitel „Eine Philosophie des praktischen Idealismus“ trägt, sich von den nur „relativen“ Erkenntnissen, die die bisherige Wissenschaft zu schaffen vermochte, lösen, um zur „absoluten Erkenntnis“ vorzustoßen. Mag das Werk außerhalb des Teilbereiches der Lebenskunde möglicherweise anregende Beiträge enthalten — auf dem uns hier interessierenden Gebiete der Lebenskunde sind ihm derart grobe Verstöße gegen die aller gesichertsten Ergebnisse und wissenschaftlichen Erkenntnisse der naturwissenschaftlichen Forschung unterlaufen, daß hierdurch auch der Wert der übrigen „absoluten Erkenntnisse“ von vornherein in Frage gestellt ist.

Wir greifen aus der Unzahl biologischer Verirrungen dieses Buches, — das auf seinem Titelblatt Leitworte des Juden Baruch Spinoza trägt — folgendes aus dem Kapitel „Universum“ über die Fragen der Befruchtung und Fortpflanzung heraus.

„So wie die ‚Mutter Erde‘ für das Samenkorn der Nährboden ist, unter dessen Einfluß sich die neue Pflanze entwickelt, ebenso wirkt das Ei der menschlichen Mutter auf das Spermatozoid und löst seine Wachstumskräfte aus; und nicht umgekehrt. Wir müssen daher zu dem Schluß kommen, daß das Ei kein besonderes Lebewesen für sich ist, und daß im Gegensatz hierzu die Spermatozoide die künftigen Lebewesen in ihrer ursprünglichen Gestalt sind, ähnlich, wie sich die Raulquappe unserem relativen Auge als ein Vorstadium der endgültigen Froschform darbietet. Danach ist die anfängliche Meinung der Gelehrten des 17. Jahrhunderts kurz nach der Entdeckung der Samenfäden, daß nämlich die Spermatozoide Menschenlarven seien, durchaus nicht so unberechtigt gewesen ...“. Es erscheint auch unangebracht, zu sagen, das spätere Lebewesen ist ein beiderseits gleichberechtigtes Gemeinschaftsprodukt von Spermatozoid und Ei; denn wie sollte die Natur dazu kommen, zwei Erzeuger oder Schöpfer statt eines einzigen zu benutzen? Warum sollte sie den Vorgang unnötig komplizieren? Einleuch-

Digitized by Google

tender ist es, zu sagen, der Vater ist der einzige Erzeuger des Kindes; die Mutter ist der Nährboden für dessen Entwicklung."

Es erscheint unverantwortlich, daß zu einer Zeit, in der ein irregeleiteter Klerus die Rassegesetzgebung des Dritten Reiches sabotiert und bolschewistische, deutschsprachige „Wissenschaftler" nach Art eines Emigranten Schazel sich anmaßen, auf dem kommenden internationalen Kongreß der Vererbungsforscher die nationalsozialistische Rassen- und Erblehre als „brutale Barbarei" zur Diskussion stellen zu wollen, auch innerhalb unseres Reiches auf diesem umstrittenen Gebiete derartige Verwirrung gestiftet wird. Denn, wozu etwa Sterilisation einer weiblichen Erbkranken, wenn nach den Worten W. Müllers allein „die Spermatozoide (also die männlichen Samenzellen) die künftigen Lebewesen in ihrer ursprünglichen Gestalt sind?", oder wenn es nach W. Müller „unangebracht" ist, zu sagen, „das spätere Lebewesen ist ein beiderseits gleichberechtigtes Gemeinschaftsprodukt von Spermatozoid und Ei". In solchen Sätzen findet ein sich wissenschaftlich gebärdender Bolschewismus ebenso wie ein politisierender Klerikalismus eine willkommene Stütze, um aus unserem eigenen Lager Stimmen zu sammeln gegen jene „brutale Barbarei . . . (gemeint ist die Sterilisation!), die Hunderttausende von unschuldigen Opfern fordert" (so Schazel in einem Aufruf an die Biologen in aller Welt). Wir wollen dem allen gegenüber grundsätzlich feststellen — sei es auch im Gegensatz zu W. Müllers „Absoluter Erkenntnis", jenem „reinrassigen Kind, der nicht durch Scheuklappen behinderten Vernunft", wie der Verfasser seine Naturphilosophie im Vorwort treffend zu kennzeichnen versucht:

Im Augenblick der Befruchtung ist durch das Zusammentreffen des väterlichen und mütterlichen Erbgutes die Entwicklungsrichtung des künftigen Lebewesens, sei es nun Pflanze, Mensch und Tier, vollkommen festgelegt. Dabei steuert sowohl die väterliche Samenzelle als auch die von der Mutter stammende Eizelle völlig gleichwertiges, sich einander entsprechendes Erbgut, das in den Kernschleifen (Chromosomen) verankert ist, bei. Aufgabe der exakten Erbforschung ist es, die Gesetzmäßigkeiten, die jeweils zum Überwiegen (Dominanz) eines besonderen Erbfaktors über einen bestimmten anderen führen, zu erforschen. Daß es uns bisher noch nicht gelungen ist, alle Fälle zu analysieren, liegt nicht etwa an einer fehlgeleiteten und in ihren Voraussetzungen irrigen „relativen" Wissenschaft, sondern ganz einfach daran, daß man es seitens der Kirche noch vor einem Menschenalter als sehr bedenklich, vor einem Jahrhundert sogar als offene Ketzerei empfunden hätte, wenn es dem Erkenntnisdrang eines Forschers auch nur eingefallen wäre, nach Erbgesetzen beim Menschen zu fragen.

Die Tatsache aber, daß auch der gesamte Bereich des Geisteslebens, einschließlich des Charakters und der seelischen Veranlagung der allumfassenden Gesetzmäßigkeit der Vererbung unterworfen ist, findet selbst heute noch immer ein gegnerisches Lager unbelehrbarer Dunkelmänner, obwohl der nationalsozialistische Staat auf diesem unumstößlichen und bestgesicherten wissenschaftlichen Ergebnis schon seit zwei Jahren die planmäßige Ausschaltung der Geisteskrankheiten betreibt.

Wenn W. Müller daher glaubt, auf die Vererbungserscheinungen des menschlichen Wesens dadurch besonders helles Licht zu werfen, daß er sagt:

„Als Träger der Vererbung gilt heute der Zellkern, während das Protoplasma mehr ernährendes Gehäuse für den Kern zu sein scheint. Im übrigen ist der Vorgang der Vererbung noch in völliges Dunkel gehüllt; die relative Wissenschaft weiß nur, daß, je nach dem Überwiegen der mütterlichen oder väterlichen Anlagen im Kern der befruchteten Eizelle (Keimzelle), also nach Vereinigung der beiden Einzelkerne, das Kind mehr der Mutter oder dem Vater ähnelt",

dann muß er diese Herabsetzung der deutschen Wissenschaft vor dem Forum einer exakten Vererbungsforschung verantworten.

In einer Zeit aber, in der das Wort „Deutsch sein, heißt, klar sein und logisch denken", in den Mittelpunkt unseres Staatswesens gestellt wurde, sollte Klarheit und Offenheit gerade dort herrschen, wo die Wurzel des völkischen Staates berührt wird: in der Frage vom Blutserbe, der Rasse und ihrer Vererbung.

Heinz Brücher.

Digitized by Google

Vorgeschichte

Rolf Müller: Himmelskundliche Ortung auf nordisch-germanischem Boden. Verlag Kabitzsch, Leipzig 1936. 85 S., 43 Abb. Kart. RM. 2,80.

Die Frage der Ortung vorgeschichtlicher Denkmäler ist in den letzten Jahren oft in scharfen Auseinandersetzungen erörtert worden. Auf der einen Seite stehen bekannte Vertreter der klassischen Archäologie, die ihrer ganzen Einstellung gemäß sich nicht bereitfinden wollen, den Germanen höheres himmelskundliches Wissen zuzuschreiben und daher ohne nähere Prüfung die Ortung ablehnen. Auf der anderen Seite steht eine ganze Reihe verdienstvoller Forscher, die uns grundlegende Erkenntnisse über die germanische Himmelskunde gebracht haben. Daneben wurde freilich auch durch phantastische Theorien Unberufener manche Verwirrung angerichtet. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Professor Rolf Müller vom Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam es unternommen hat, eine kritische Übersicht über diese Frage zu bieten. Der Verfasser räumt mit vielen falschen Vermutungen auf, zeigt aber auch, daß für eine ganze Anzahl vorgeschichtlicher Anlagen die Ortung unbestreitbar ist. Nachgewiesen ist z. B. für die steinzeitliche Kultanlage Stonehenge die Ortung zur Sommersonnenwende, für die Steinkreise von Odry, die z. T. germanische Gräber enthalten, nach den beiden Sonnenwenden und nach den vier Himmelsrichtungen sowie für das sog. Sacellum der Externsteine die Ortung der alten Raumachse zum Sonnenwendpunkt, die von Professor Teudt schon vor Jahren vermutet worden ist. Dagegen ist eine Richtlage von Kultstätten unserer Vorfahren zu Sternstellungen auf Grund des bis heute vorliegenden Materials nicht festzustellen. Insbesondere ist eine astronomische Deutung des Gutshofs Gierke bei Detmold, der öfters als „Sternenhof" bezeichnet wurde, endgültig abzulehnen. Durch Rolf Müllers Untersuchungen finden die von O. S. Reuter und anderen zusammengetragenen Studien über die germanische Himmelskunde weitere Bestätigung.

H. Maier.

◆

Zeitschriftenschau

„Kunst und Volk", die neue Folge der Zeitschrift: Die NS.-Kulturgemeinde, erscheint seit Januar 1936. Das Märzheft brachte u. a. Abhandlungen über „Hans Memlings Altar im Lübecker Dom" und „Bodenständige Töpferkunst am Niederrhein". Der Aufsatz „Der Meister der Spielkarten" macht den Leser mit Meisterblättern deutscher Graphik bekannt. Besonders zu erwähnen ist noch der Beitrag über „Germanische Bauten". Die vielen Abhandlungen aus allen Gebieten der Kunst und die zahlreichen guten Bildbeigaben geben der Zeitschrift ein besonderes Gepräge.

Die Zeitschrift „Volk und Rasse" (J. F. Lehmanns Verlag, München) gibt eine Preisaufgabe der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene bekannt. Es soll an einem beliebig gewählten Beispiel aus der deutschen Geschichte die Auswirkung der Auslese nachgewiesen werden. Diese Auslese kann positiv oder negativ gewesen sein. Rittertum, Zunftwesen, Glaubensverfolgung, Auswanderung, Zölibat usw. sind solche Auslesevorgänge gewesen. Aber auch Herkunftsbeziehungen zwischen Adel und Bürgertum können Stoff zu einer Arbeit abgeben. Der Verlag von „Volk und Rasse" hat zwei Preise von RM. 600,— und RM. 400,— zur Verfügung gestellt. Der Umfang der Preisarbeiten soll 40 Schreibmaschinenseiten zu 30 Zeilen möglichst nicht übersteigen. Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1937 an die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene, z. Hd. von Prof. E. Rüdin, München-Schwabing, Kraepelinstraße 2, einzusenden. Die Einsendungen müssen ein Kennwort tragen; der Name des Verfassers ist im geschlossenen Briefumschlag, der das gleiche Kennwort trägt, beizufügen.

Die Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung" (J. F. Lehmanns Verlag, München) brachte im Februar- und Märzheft einen Artikel: Was heißt „politischer Katholizismus"? von W. v. Mühling. Dieser Artikel ist als Sonderdruck erschienen. Die kleine Schrift bietet auf 16 Seiten sehr gutes Anschauungsmaterial über das Wesen des immer wieder abgestrittenen „politischen" Katholizismus.

E. A.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

„Freiheit und Brot"!

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der N.S.D.A.P. / Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München, Thierschstraße 11. Bezug durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung. Bezugspreis vierteljährlich RM. 3.00 ohne Bestellgeld. Einzelnummer RM. 1.20. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022

Heft 75 | Juni 1936 | 7. Jahrgang

Aus dem Inhalt:

O. S. Reuter: Der Himmel über den Germanen / Dr. A. Thoß: Heinrich I. / Prof. Dr. A. Baeumler: Friedrich Ludwig Jahns Stellung in der deutschen Geistesgeschichte / E. Boyer: Wie der Jude Lang das Deutsche Reich regierte / E. Langenbucher: Gorch Fock / Gedichte / Kritik der Zeit: K. Th. Weigel: „Arteigene Teppiche" / Dr. Grunsky: „Wilhelm von Humboldt und die Juden" / Hans Riegelmann: Friedrich der Große und die Jesuiten / O. Karow: Die „Bewegung Neuen Lebens" in China / Unsere Monatsberichte / Das Buch.

Digitized by Google

Otto Sigfrid Reuter:

Der Himmel über den Germanen

Die allgemeine Vorgeschichtswissenschaft strebt zu den Gründen, aus denen jenes Stammvolk unserer neuen Bildung lebte, bevor die Zeit und fremde Kulturen ihre Schleier über seine Ursprünge warfen. In die großen Zusammenhänge, die wir mit Blut und Boden bezeichnen, gehörte aber von jeher auch der Himmel über uns, und den Forschungsmitteln der allgemeinen Vorgeschichtswissenschaft gesellt sich mit Recht auch die Himmelskunde, weil der Weg über „Sonne, Mond und Sterne" keinen Umweg bedeutet, wenn er zu uns selbst führt.

Dieser Weg, alles Beweises bar, schien gesperrt. Im Gefolge des westeuropäischen Kulturumbruchs, der auch die germanischen Sternbilder mit dem Glanze ihrer alten Götternamen vom Himmelsgewölbe hinwegfegte, um eine verworrene Masse griechischer, römischer und arabischer Bilder und Namen an ihre Stelle zu setzen, gerät allzuleicht noch der heutige Kritiker in die geschichtlich gewordenen Strömungen und erliegt, wissend oder unwissend, schließlich aus Erziehung und Neigung, der bequemeren Tendenz. Es ist zweifellos schwieriger, sich gegen den Strom zu wenden und eine frühgermanische Stern- und Himmelskunde auf dem Wege des Beweises zu behaupten, als dieselben frühgermanischen Stämme für ein barbarisches Naturvolk zu erklären, das aus eigenem nichts, alles aber durch Entlehnung aus der Fremde erworben habe.

Man hält das Schweigen der Quellen für einen genügenden Beweis für den behaupteten Mangel eigenständiger germanischer Himmelsbeobachtung und selbst der Hinweis auf die geschichtliche Verdrängung der vorkirchlichen Gesittung durch die Waffen der Karolinger wird als unbegründet bezeichnet. Und doch war es schon Jacob Grimm aufgefallen, daß aus dem germanischen Gebiete keine Namen für die auffälligen hellen Wandelsterne erhalten sein sollten. „Es ist kaum denkbar," sagte er (Myth. ^{3} 686), „daß die Heiden, wenn sie einzelne Fixsterne durch eigentümliche Benennungen hervorhoben, nicht auch die Wandelsterne, deren Erscheinung und Wechsel weit mehr ins Auge fiel, hätten unterscheiden und benennen sollen." Wenn wir nun eine zudem erheblich größere Anzahl germanischer Sternbilder nachweisen, die ihren Namen aus dem großen Zuge der germanischen Göttersage tragen, so ist deutlich, daß eine so eindrucksvolle heidnische Glaubenslehre am Himmel von der mittelalterlichen Kirche, mitten in ihren Kämpfen, nicht geduldet werden konnte. Die Sternbeobachtungen des Oddi Helgason, der nach ihnen den Ehrennamen des Stern-Oddi im Volke trug, dessen uns durch ein gütiges Geschick erhaltene Zahlenreihen die Bewegung der Sonne und der Dämmerungsbogen betreffen, sind verloren; und doch sind sie gewiß ebenso klare

Digitized by Google

Zeugnisse einer volkstümlichen Himmelsbeobachtung gewesen wie jene uns heute noch nachprüfbaren Zahlenreihen. Daß aber die Quellen der germanischen Himmelskunde heute zum großen Teile nur im nordgermanischen Gebiete fließen, beruht darauf, daß in diesem nordischen Raum die Zerstörung fast ein halbes Jahrtausend später eingesetzt hat als in Deutschland. Die Zerstörung selbst ist erwiesen.

Demgegenüber meinte noch Alexander Tille (und solche Zeugnisse sind lehrreich genug): „Die Beobachtung von Hitze im Sommer und die von Kälte im Winter ist ein Ding; ein anderes ist die Beobachtung der Sonnenstände auf dem Himmelsrande... Die germanischen Stämme wußten so wenig von Sonnwenden und Gleichen, daß sie nicht einmal Namen für sie hatten. Diese Begriffe bekamen sie von den Römern und alle ihre verschiedenen Worte dafür sind Übersetzungen der römischen Bezeichnungen. Es gab niemals eine germanische Sonnwendfeier."

Ganz und gar in diese kampflustige Tonart stimmte Gustav Bilfinger ein, der sich in solchen Wiederholungen wohl fühlt: „Die Angelsachsen (zu Bedas Zeit) sind sicherlich noch nicht imstande gewesen, die Sonnenwende auf einen bestimmten Tag auszurechnen und hiermit eine Aufgabe zu lösen, welche eine hohe Entwicklung der Mathematik und der astronomischen Beobachtung voraussetzt." Es ist nur folgerichtig, wenn es weiterhin bei ihm heißt: „Das gebundene Mondjahr ist eine der kompliziertesten Formen der Zeitrechnung und setzt eine Summe von mathematischen und astronomischen Kenntnissen voraus, die wir wiederum einem Naturvolk nicht leicht zutrauen werden..." Aber es ist unbillig, wie Bilfinger es für seine Begründung tut, dem Vater der isländischen Geschichtsschreibung, Ari Thorgilsson (1067—1148), „ängstliche Verschleierung" eines ihm wohlbekannten Tatbestandes vorzuwerfen, um die altnordische Zeitrechnung aus kirchlichen Quellen ableiten und gleichsam mit einem Frohlocken schließen zu können, daß auch „von dem germanischen Julfeste nichts Urgermanisches übrig bleibe als der Name Jul".

Das ungenügend begründete und irrige Urteil Bilfingers über die altnordische Zeitrechnung war schon von Ginzel, Finnur Jónsson, Martin P. Nilsson, J. Fr. Schroeter u. a. als „überspitzt" abgelehnt worden; heute ist die germanische Selbständigkeit auch hierin erwiesen. Wie weit aber solche, trotz ihrer gelehrten Umkleidung doch der Widerlegung zugänglichen Irrtümer in der wissenschaftlichen Erörterung umsichgreifen können, wie schwer sie auszurotten sind, geht daraus hervor, daß selbst Franz Boll, der Verfasser der Sphaera, sich noch 1913 auf jenen Alexander Tille und auf „Bilfingers wie immer sehr gründliche und sachkundige Erörterungen" stützen zu dürfen glaubte, als er betonte, daß sich bei den Germanen „keine wenn auch primitive wissenschaftliche Astronomie entwickelt" habe. Es ist lehrreich zu sehen, daß ein so gewichtiges Urteil auf einer lückenhaften und einseitigen Heranziehung und Ausnutzung der Quellen beruht, die weniger dem betrachtenden Astronomen als dem kritischen Chronologen vorzuwerfen ist.

Digitized by Google

Im folgenden wollen wir Vermutung, Wahrscheinlichkeit und Erweis nach bestem Vermögen scheiden. Wer in die Zusammenhänge der germanischen Welt eindringen, wer aus den Quellen, Berichten und Urkunden erkennen will, wie diese Himmelskunde nicht nur der Besitz einzelner, sondern Volksgut war, den verweise ich auf meine „Germanische Himmelskunde" (Verlag J. F. Lehmann, München). Hier ist zunächst wesentlich, die Selbständigkeit des germanischen Stammes auf einem der wichtigsten Gebiete, in der Beobachtung der himmlischen Gesetzmäßigkeit zu erkennen. Was jedoch in der nachfolgenden Aufzählung leicht als Summe der germanischen Leistung erscheinen könnte, ist in Wirklichkeit nur eine kurze Übersicht über einzelne erkennbare Trümmer. Diese allerdings sind derart, daß wir nicht nur eine Nutzung der himmlischen Erscheinungen, wie etwa in der Zeitrechnung oder in der Hochseeschiffahrt, sondern auch das geduldige Ringen um die zahlenmäßige Erfassung des Naturgesetzes feststellen können.

Angesichts der Ungunst der nordischen Wetterverhältnisse, die die ganze Kraft des Mannes in den Kampf um das Dasein stellten, wird kein Einsichtiger vom Norden eine Entwicklung der Mathematik und der astronomischen Theorie erwarten, wie sie die Welt dem rasseverwandten Hellenenvolke aus glücklicheren Gebieten verdankt. Andererseits finden wir bei keinem der uns bekannten sogenannten Naturvölker die selbständige Entwicklung einer längeren Schaltspanne, wie sie bei den Nordgermanen beweisbar, bei den Südgermanen wahrscheinlich geübt wurde, die weit über das von Bilfinger vermißte „gebundene Mondjahr" hinausgeht. Auch dem gleichzeitigen abendländischen Mittelalter wie dem alten Rom stellt sich das germanische, zumindest das altnordische, als ein eigenes Kulturgebiet mit einer himmelskundlichen Leistung gegenüber, die in jenen Gebieten und Zeiten zu fehlen scheint. Es ist der gewaltige Ausgriff über den Atlantik, die Entwicklung einer Hochseeschiffahrt über 40 Breiten- und 100 Längengrade hinweg, deren Forderungen der Süden auf engerem Raume nicht kannte.

Die großen Religionsideen der nordischen Edda, die, weit hinüber ins arische Iran reichend, den uralten Mythus des Endkampfes zwischen den Mächten der Schöpfung und der Zerstörung darzustellen scheinen, stehen in neuem Licht, wenn wir im Glanze der Sternbilder die große Gottesweissagung am nächtlichen Himmel selbst geschrieben sehen.

Wir wissen nicht, wie weit sie als gemeingermanisch anzusprechen sind. Der Forschung eröffnet sich ein weites Feld. Dennoch erkennen wir auch hierin: Es ist eine geistige Vorzeit, die sich erhellt, wenn ihre dauernden Beziehungen zum Himmel über uns beweiskräftig ans Licht treten.

Wir beginnen mit dem Gange der Sonne über dem Himmelsrande und der Entstehung und Nutzung der Himmelsrichtungen; dem folgt eine Übersicht volkstümlicher Beobachtungen und Messungen. Die zweite Hälfte bringt die germanische Zeitrechnung nach Sonne und Mond, sowie die Darstellung des gestirnten Himmels.

Digitized by Google

I. Himmelsrand und Himmelskreis

Für die germanische wie für jede frühe Himmelsbeobachtung wird der Gesichtskreis die erste Bezugsebene sein. Über dem festen Himmelsrande bewegt sich der Himmel; es ist kein Wunder, daß der beobachtende Mensch die Bewegung auf die nachprüfbare feste Ebene bezieht. Wir werden jedoch sehen, daß die germanischen Völker sehr bald zur Unterscheidung zwischen dem irgendwie gestalteten, mit Hügeln, Wäldern, Meeresflächen besetzten sichtbaren irdischen Gesichtskreis, dem sogenannten Himmelsrand, und dem von ihm ganz unabhängigen, nur gedachten Himmelskreise, dem sogenannten scheinbaren Horizonte, gekommen sind.

1. Sonne und Richtungsbild.

Eine der ersten Nachrichten von germanischer Himmelsbeobachtung und zwar aus sehr alter vorgeschichtlicher Zeit findet sich in den Urkunden der Sprache. Dem Richtungsbilde aller germanischen Völker sind die Bezeichnungen Nord, Ost, Süd, West gemeinsam; heute sind diese in Weltgeltung übergegangen. Die Urbedeutung dieser vier ersten Richtungsworte beweist, daß dem Richtungsbilde die Beobachtung der Tages- und Nachtbahn der Sonne zugrunde gelegen hat. (Vgl. Abb. 1.)

1. Nord = „hinab, nieder“: für den Nachtlauf der Sonne unterhalb des Himmelsrandes; nord und nieder führt in altnordischer Redeweise der Hel, d. i. Totenweg.
2. Ost = „aufhellend, brennend“: für die Aufgangsseite. So ist Ostern die Zeit, in der die Sonne die Mitte dieser Aufgangsseite nordwärts zu ihren Sommerstellungen überschreitet.
3. Süd = „die leuchtende“, nach anderer Deutung die „Gang“-Seite, über welcher die Sonne ihren höchsten Tagesbogen geht und ihr vollstes Licht gibt.
4. West = „die Abendseite“.

Dieses erste germanische Richtungsbild meint nicht schon die sog. wahren Himmelsrichtungen N, O, S, W, vielmehr zunächst nur die vier Hauptgegenden der Sonne.

Die Einheitlichkeit dieses Richtungsbildes fällt um so mehr auf, als eine solche z. B. dem griechischen und römischen Richtungsbilde fehlt.

Die Griechen nennen den Norden nach dem brausenden Winde Boreas; den Süden nach dem feuchten Winde Notos; Ost und West dagegen werden die helle (Euros) und die dunkle (Zephyros) Gegend, nach der Sonnenerscheinung, genannt.

Die römischen Richtungsworte beziehen sich 1. auf den Himmelspol (Nord = septem triones, die sieben Sterne des Großen Himmelswagens), 2. auf die Tagesmitte (Süd = meridies, Mittag), 3. auf die Auf- und Untergangsseite (Ost = oriens; West = occidens).

Aus dem Vergleich geht hervor, daß das germanische Richtungsbild in schon vorgeschichtlicher Zeit selbständig entstanden ist; ferner, daß in der aufgehenden Sonne die untergegangene des vorhergehenden Tages erkannt wurde;

Digitized by Google

daß man auch in der Nordtiefe die Sonne nur ihren Kreislauf beenden und beginnen sah.

In den deutschen Gebieten ist in den Sommermonaten auf dem Nordrande der helle Schein der unter ihm herziehenden Sonne erkennbar; in höheren germ. Breiten vollendet die Sonne ihren Kreis sogar sichtbar oberhalb des Nordrandes. In Griechenland, wo diese Erscheinungen wegen der größeren Steilheit der Sonnenbahnen fehlen, lehrten noch kurz vor dem gewaltigen Aufschwung der griechischen Naturerkenntnis Männer vom Range des Xenophanes und selbst Heraklit um 500 vor unserer Zeit, daß wie alle Gestirne auch die Sonne abends wirklich erlösche und daß beim Aufgang sich eine neue entzünde.

2. Die Beobachtung des Kreislaufs.

Ein weiteres Zeugnis für die Beobachtung des Kreislaufs bietet der germanische und wohl schon indogermanische Brauch, alle Bewegung, der man Glück wünscht, sonnläufig, d. i. mit der Sonne, rechts herum auszuführen. Mit der Sonne wird das Boot gewendet, das Tau aufgeschossen, das feuerzeugende Rad gedreht. In großartigster Weise liegt der gleiche Gedanke dem germanischen Königsritt zugrunde, durch dessen sonnläufige Umreitung des Landes die Königswahl erst rechtskräftig wurde (in Schweden die „Erichsstraße" genannt). Recht und Sitte, Glauben und Brauch wurden auf solche Weise unter den Segen des Himmels gestellt.

Hierher gehört das auf den schwedischen Felsbildern und sonst häufig vorkommende germanische vierspeichige Radkreuz aus alter Vorzeit. Noch in geschichtlicher Zeit wird nicht nur das Bild der Sonne, sondern auch die Gesamtkreisung des Himmels als Rad und zwar als „Himmelsrad" bezeichnet. Das Segensgestirn des Mondes scheint zunächst sonnläufig zu fahren; aber seine wahre wie der Sonne Jahresbewegung geht ostwärts, d. i. gegen die scheinbare, die nur ein Spiegelbild der Erdumdrehung ist. So scheint auch das uralt heilige Sinnbild des Hakenkreuzes in beiden Richtungen die Bewegung des Lichtes im viergeteilten Kreise, die göttliche Lichtordnung selbst darzustellen.

3. Die Grundrichtung.

Von allen Sonnenrichtungen stehen nur Nord und Süd, Mitternachts- und Mittagsstandort der Sonne unerschütterlich fest. Alle andern Sonnenstände, in und über dem Himmelsrande, wandern mit der Jahreszeit, vom Winterpunkt zum Sommerpunkt nordwärts, vom Sommer- zum Winterpunkt südwärts. Der Aufgangs- (Untergangs-) ort der Sonne schwankt in deutschen Breiten zwischen NO im Sommer und SO (NW und SW) im Winter. Die wahre Ostrichtung kennzeichnet der Sonnenaufgang nur am Tage der Frühlings- und der Herbsttagundnachtgleiche. (Vgl. Abb. 1 u. 2.)

Die nächtliche Richtnahme (ohne Beziehung auf die Sonne) beginnt mit der Beobachtung des Drehpunktes des Himmelsrades (des Himmelspols), der die unwandelbare Nordrichtung gewährt. Von ihm geht alle andere Richtung

Digitized by Google

aus. Mit seiner Beobachtung erhalten die bisherigen Richtungsseiten die gleichbleibende vom Himmelsrand unabhängige Mitte. Ost und West sind auch bei der Richtnahme nach dem Drehpunkt des Himmels keine selbständigen Richtungen, sondern liegen in der Quere zur Hauptrichtung. Die in den schwedischen Felsbildern nicht selten vorkommenden nur gehälfteten Kreise scheinen hiernach die Nordsüdrichtung, in bezug auf den Himmelsdrehpunkt die Himmelsachse anzudeuten.

(Über die nordgermanische Beobachtung des Himmelspols noch in geschichtlicher Zeit siehe den II. und IV. Abschnitt.)

4. Richtlage in Glaube und Brauch.

Das germanische Richtungsbild spiegelt sich in der altnordischen Schöpfungssage, in der Richtung des Hauses, der Siedlung, des Thinghügels, des Eides, des Gebetes, des Grabes.

1. Die Schöpfungssage. Der anfängliche Urraum (altnordisch Ginnungagap) ist zwischen der riesischen Eiswelt im Norden und der riesischen Feuerwelt im Süden ausgespannt.

> Zwischen beiden entsteht durch eine urgöttliche Macht (Gylf. 4) die Bewegung; aus ihrer Begegnung erwächst in der Urkluft das riesige Urwesen (Ymir), zugleich aber dessen Gegner, der Asenstamm. Diese Götter erschlugen den Urriesen und bildeten aus seinem Schädel das Himmelsdach, aus seinem Leib und Blute Erde und Meer. Aus den feindlichen Glutfunken der südlichen Feuerwelt machten die himmlischen Sonne und die übrigen Gestirne und gaben ihnen Stätte und Bahn.

2. Bauernhaus und Königshalle werden so gerichtet, daß der Hochsitz an der nördlichen Längswand zur Südhöhe der Sonne, der niedrigere Sitz von der gegenüberliegenden südlichen Längswand zur Nordhöhe des Himmels, zum Göttersitz, blickte. Am Hochsitzpfeiler der nördlichen Längswand waren Götterbild und „Götternägel" (die Nordsterne) ausgeschnitzt.

3. Das Dorf wird in Südnordrichtung gebaut; der zweite Siedler nimmt das Land in der Nordlage. Dem Jüngsten gehört das südlichste Landlos.

4. Der Thinghügel liegt in den Weltrichtungen. König und Gesetzessprecher stehen in Nord nach Süden, das Thingvolk in Süd nach Norden gewandt.

> Der Kläger geht von Süden an das Gericht; von Nord gegen Süd erfolgen Einrede und Reinigungseid. Der Eid wird gegen die Südhöhe (Sonne im vollen Süd, zuhöchst im Rade) geleistet.
>
> Anders als beim Rechtsverfahren, das als Kampf gilt, kommt beim Vertragsschluß, dem Vergleich, die eine Partei von Osten, die andere von Westen. Auch in diesem Gerichtsgang schlägt die Spiegelung des Sonnengangs durch. In N und S stehen sich die äußersten Gegensätze, Mitternacht und Mittag, die Anrufung der Nordhöhe von der Südtiefe aus, Sommer- und Winterwende, — in O und W der Ausgleich zwischen beiden, zwischen Licht und Finsternis, die Tagundnachtgleichen gegenüber.

Digitized by Google

5. Die Gräber zeigen oftmals eine regelhafte Richtung. Nordsüdgerichtet ist auch das bildreiche Kivikgrab aus der älteren Bronzezeit in Südschweden; das gleiche gilt von den großen Schiffssetzungen und Schiffsgräbern (Blomsholm, Oseberg, Gokstad, Ynglingehög).

6. Das Gebet ist gegen den unbeweglichen Himmelssitz, die Nordhöhe, gewandt (Bilskirnir, Walhall).

Dieser Nordrichtung des Gebets trat als Heilsrichtung der Kirche gesetzlich die Ostrichtung entgegen. In die westostgerichteten Kirchen der soeben von Karl dem Franken gechristeten Friesen ließ der Dänenkönig Gotrik (um 800) Nordtüren brechen und zwang sie, gebückt durch diese zu gehen; auf christlicher Seite ließ der Norwegerkönig Olaf Kyrre (im 12. Jahrhundert) den nördlichen Hochsitz des Bauernhauses und der Königshalle an die Ostseite verlegen. Das christliche Gebet meint die Aufgangsrichtung der Sonne (ex oriente lux; was nur für südlichere Breiten zutrifft); das germanische Gebet wandte sich zur Himmelshöhe und meinte den Himmel.

5. Der Teilungsgrundsatz.

In der Teilung des Himmelsrandes herrscht der Grundsatz fortgesetzter Hälftung. Nord und Ost treffen sich in NO, Süd und West in SW. Die weitere Hälftung führt zur uralten 8-, zur 16- und 32teilung.

Neben dieser gemeingermanischen Bezeichnung hat Norwegen in sehr alter, ebenfalls schon vorgeschichtlicher Zeit die Zwischenrichtungen nach ihrer Abweichung nur von der Südnordrichtung und zwar in Beziehung auf die nordöstlichste Küstenerstreckung des Landes bezeichnet. NO wird Landnord, SO Landsüd, die nach dem Meere dagegen weisenden Westrichtungen Außennord und Außensüd (d. i. NW und SW) benannt. Auch fernab der norwegischen Küste gelten diese Bezeichnungen. (Vgl. Abb. 2.)

Die germ. Achtteilung suchte Karl der Franke durch eine gelehrte Zwölfteilung chaldäischen Ursprungs zu ersetzen. Das Nordwestviertel sollte nicht mehr durch die Mittelsrichtung NW gehälftet, sondern durch zwei andere Richtungen, nämlich N 30° und N 60° W mit den Bezeichnungen Nordwest und Westnord gedrittelt werden. Karls Absicht ist gescheitert. Die heutige Kompaßteilung geht auf den germanischen Hälftungsgrundsatz zurück.

6. Himmelsgegend und Himmelsrichtung.

Aus dem Hälftungsgrundsatz folgt, daß die wahre Himmelsrichtung in der Mitte der gleichnamigen Himmelsgegend liegt. Im nordgermanischen Gebiete nennt man die acht Gegenden aett (d. i. Geschlecht; Mehrzahl aettir); die wahre (astronomische) Richtung ist aetting (auch stadr, d. i. Stätte, Stätt).

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Bildnis eines alten Fiſchers

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die Teilung ist gesetzlich. Nordabschnitt (Nordkante) ist der Abschnitt zwischen Nordnordwest und Nordnordost; in seiner Mitte liegt der wahre Nord. Weiter unten werden wir sehen, daß als Nacht die Zeit gilt, die die Sonne braucht, um diesen Abschnitt zurückzulegen.

Für die wahren Himmelsrichtungen gebrauchen die germanischen Seevölker wie vor alters, so noch heute die Bezeichnungen rechtnord, rechtwest usw.

7. Die Himmelsrichtungen als Zifferblatt.

Bei allen Völkern ist die Tages- und Nachtzeit nach dem Stande der Gestirne über bestimmten Landmarken wie Bergen, Bäumen und anderen Überhöhungen des Himmelsrandes bestimmt worden. Über dieses einfache, von der Gestaltung des Himmelsrandes abhängige Verfahren hinaus hat der germanische Raum ein eigenes, sonst auf der Erde nicht gebrauchtes Zeitbestimmungsverfahren entwickelt, indem er an die Stelle der zufälligen Landmarken das von aller Landgestaltung und vom Beobachtungsorte unabhängige, unveränderliche und allgemeingültige Zifferblatt der wahren Himmelsrichtungen setzte und den Zeitablauf durch den Gestirngang über oder unter diesem Richtungskreise teilte. (Vgl. Abb. 2.)

Als Zeitgestirne sind bei Tage die Sonne, bei Nacht Mond und Sterne in Gebrauch gewesen. Zu den Sternen siehe unten den Abschnitt über den Gestirnten Himmel.

Das Verfahren beruht darauf, daß, je nördlicher wir uns befinden, der Himmelspol um so höher steht, die Gestirnbahnen also desto flacher liegen. Je waagrechter aber das Gestirn kreist, um so mehr fallen gleiche Teilungen des Himmelsrandes und des Gestirngangs zusammen, um so mehr nähern sich Himmelsrichtung und Zeitwert. Das Verfahren ist daher im Mittelmeergebiete nicht brauchbar, desto besser im Norden. Der Zeitausdruck „Sonne in Ostmitte" verändert seinen Wert während des Sommerhalbjahrs auf der Breite von Tunis um rund $2\frac{1}{2}$ Stunden, auf Island nur um $\frac{3}{4}$ Stunden. Die isländische Veränderung ist kaum merkbar; die mittelmeerische kaum erträglich.

Der Versuch der mittelalterlichen Kirche, das südländische Verfahren, das sog. Temporalstundensystem, in den Norden einzuführen ist gescheitert. Es teilte die Zeit zwischen Auf- und Untergang der Sonne in 12 Tagesstunden, die Zeit zwischen Untergang und Aufgang in 12 Nachtstunden. Da die Nächte im Winter länger als die Tage, im Sommer kürzer als jene sind, sind die Stunden ungleich; die Tagesstunden sind im Winter kürzer als im Sommer. In den mittelmeerischen Breiten war der Unterschied erträglich; auf Island dagegen, wo der Tag nach römischem Verfahren im Sommer 21, im Winter nur drei Stunden unserer heutigen Stundenrechnung dauerte, hatte die damalige Stunde der kirchlichen Art im Sommer eine Dauer von $1\frac{3}{4}$, im Winter von $\frac{1}{4}$ Stunde unserer heutigen Rechnung. Die Untauglichkeit des mittelalterlichen Temporalstundensystems mußte schon bald nach seiner Einführung im Norden auf Widerstand stoßen, nachdem es dort zu großer Verwirrung geführt hatte.

Unsere 24 gleichlangen Stunden sind erst im Gefolge der Schlaguhren im 14. Jahrhundert gebräuchlich geworden.

Digitized by Google

8. Die Eyktteilung.

(Vgl. Abb. 2.)

Den acht Himmelsgegenden (aettir) entsprechen ebensoviele Zeitabschnitte (eyktir; Einzahl die eykt, wahrscheinlich mit dem deutschen „Joch"), die das Zeitgestirn zum Überqueren der betreffenden Himmelskanten gebrauchte. Bei den germanischen Seevölkern hat sich daher in schon vorgeschichtlicher Zeit die folgende Tagesteilung entwickelt:

Der Sonnengang durch den Nordabschnitt bedeutet auf Island gesetzlich Nacht; Sonne in Nordmitte also Mitternacht. Die Sonne im Nordostabschnitt wird Uchte (ótta), das ist Tagesgrauen, genannt. Mit dem Übergang in den Ostabschnitt beginnt der Morgen; Sonne in ONO ist Morgenbeginn und im Sommerhalbjahr die Aufstehzeit (rismál). Die Sonne in Ostmitte zeigt Mittmorgen an. An die Morgeneykt schließt sich im Norden die Tagesspeisezeit (dagmál); in ihrem Beginne steht die Sonne in OSO, d. i. altnordisch Dagmalstätt. Die weiteren Abschnitte dieser Gestirnuhr sind aus der Zeichnung zu ersehen. Am Ende der Nachmittagseykt steht die Sonne in Westsüdwest; es ist (im Sommerhalbjahr) Arbeitsschluß, Eyktstätt. Sie liegt der Aufsteheeykt gegenüber, so daß der Tag durch den ONO- und WSW-Stand der Sonne in zwei gleiche Teile (doegr) geteilt wird. Mit dem Übergang in den Westabschnitt beginnt der Abend; Sonne in Westmitte bezeichnet Mittabend. (Zur Eyktteilung in Deutschland siehe Abb. 3.)

Mit dem Herbst-Untergange der Sonne in der Eyktstätt beginnt außerdem im Norden das Winterhalbjahr, in dem alle Feldarbeit ruht. Bestimmte man in den Winternächten die Zeit nach den Sternen oder dem Monde, so behielten die Eyktstätten doch ihren vom Sonnengange genommenen Namen bei. „Der Stern ist in Mittagsstätt" bedeutet seine Süd- und Höchststellung. Bei der Verfrühung der Sterne gegen den Sonnengang, die täglich etwa vier Minuten beträgt, mußte ein Zeitgestirn das andere ablösen. Die Aufforderung „Sieh' nach dem Stern" zielt im Winter auf das Siebengestirn (Plejaden), im Frühjahr auf den Tagstern (Arktur).

Die Zeitbestimmung nach dem Monde erforderte eine besondere Regel, da dieses Gestirn wegen seiner sichtbaren wahren Ostbewegung in der gemeinsamen scheinbaren Westbewegung mit den übrigen Gestirnen nicht gleichen Schritt hält.

Bei bedecktem Himmel half man sich auf vielerlei Weise; wesentlich, wenigstens an der Küste, war die Beobachtung des gesetzmäßigen Eintreffens von Ebbe und Flut. Das Rechnen mit den etwa zwölfstündigen Flutfolgen hat im germanischen Norden früh zur Teilung des Tages in zwei Halbtage (doegr) geführt, deren Beginn, von Tag zu Tag verspätet, im Monatskreise zur nahezu selben Tageszeit wiederkehrte.

9. Eyktmarken und Beobachtungsstein.

Zur Erleichterung der Zeitbestimmung baute man, wie erwähnt, das Haus von vornherein in die Himmelsrichtungen, so daß, wer aus einer der Türen

Digitized by Google

trat, die betreffende Himmelsrichtung bereits vor sich hatte, ohne sie erst in jedem Falle feststellen zu müssen. Wer aus der Südtür trat, hatte vor sich den wahren Süden, rechts den wahren West, zur Linken den wahren Ost. Lag aus irgendwelchen Gründen das Haus nicht in den Himmelsrichtungen, so erbaute man, wenn zudem natürliche Überhöhungen des Himmelsrandes als Eyktmarken fehlten, künstliche Warten, welche die Himmelsrichtung anzeigten.

Da aber mit jedem Schritt des Beobachters die Eyktmarke sich gegen die Himmelsrichtung verschieben mußte, so galt die Zeitbestimmung über derartigen Eyktmarken nur von einer festgesetzten Beobachtungsstelle aus. Auf dem isländischen Althing (und anderswo wird es auch so gewesen sein) wurde der Sonnengang „vom Sitze des Gesetzsprechers" beobachtet. Vor jedem altisländischen Hause, und zwar vor der Haustür, lag der „Hausstein", auf den der Beobachter treten mußte, um nach dem Stande der Sonne, des Mondes oder des gesetzlichen Zeitgestirns die wahre Zeit zu bestimmen.

Hiernach sind die Eyktmarken nur Behelfe für die wahre Himmelsrichtung. Die Kenntnis der wahren Himmelsrichtungen entstammt einer planmäßigen Himmelsbeobachtung.

II. Beobachtung und Messung

Anschauung, Auszierung mit Sternbildern, Verehrung des Himmels sind noch nicht Himmelskunde; diese zeigt sich erst in Beobachtung und Messung der Himmelserscheinungen, sei es, daß durch sie ein greifbarer Nutzen (z. B. für die Zeit- oder die Ortsbestimmung) erzielt werden soll, sei es, daß die Ermittelung des Naturgesetzes der Beobachtung und Messung als letztes Ziel vorschwebt. Mit diesem Ziele begibt sich die Himmelsbeobachtung und Himmelsmessung auf den Weg zur Wissenschaft.

1. Die Mitternachtssonne am Nordkap.

(Vgl. Abb. 4.)

Im 9. Jahrhundert umfuhr der Norweger Ottar, um zu ermitteln, wie weit das Land nordwärts reiche, das Nordkap. Er gelangte ins Weiße Meer, bis an die Dwinamündung (Archangelsk). In dem uns erhaltenen ausführlichen Fahrtberichte sind die Küstenerstreckungen nach den Himmelsrichtungen so gut bestimmt, daß diese, da der Kompaß nicht bekannt war, durch Beobachtung gewonnen sein müssen. Nun sind in jenen Breiten den Sommer hindurch wegen der beständigen Helle die Sterne nicht sichtbar; die Sonne selbst kreist unablässig über dem Himmelsrand. Richtungsmöglichkeit gewährte allein der Höchst- oder Tiefstand der Sonne, über dem Südpunkt oder dem Nordpunkt. Wahrscheinlich ist es, daß Ottars Richtungsbestimmungen die Beobachtung der tiefsten Bahnsenkung der Sonne zugrunde liegt. Der Abstand des scheinbaren Unterrandes der Sonne von der Kimm beträgt um die Sommersonnenwende mitternachts am Nordkap (NBr $71^0\,11'$) etwa $4^0.5$

Digitized by Google

(d. i. die halbe Handbreite bei ausgestrecktem Arm); mit Hilfe dieser Beobachtung hat Ottar die Mitte des Nordabschnittes, d. i. den wahren Nord festgestellt. Da der Küstenfahrer bei der Wendung des Landes am Nordkap berichtsgemäß einige Zeit auf „westlichen oder ein wenig nördlichen Wind" (wahrscheinlich in der geschützten Hornsbucht) gewartet hat, so wird er seine Beobachtung mehrfach wiederholt und das Ergebnis gesichert haben.

2. Mittags- und Mitternachtssonnenhöhen in Nordgrönland.

Am 25. Juli (a. St.) 1267 wurden südgrönländische Fischer von ihrem Heimathafen Gardar durch einen Sturm nordwärts verschlagen. Am Endpunkt ihrer Fahrt stellten sie fest:

1. die Sonne stand mittags so niedrig, daß ein im Boot querliegender Mann die Sonne gerade über der gegen die Sonne querliegenden Schiffswand peilen konnte;
2. die Sonne stand mitternachts „so hoch wie im Heimathafen in Nordwest" (am längsten Tage).

(Zu 1.) Das Verfahren, die Schiffswand oder eine Erhöhung des Reling (Sonnbord) als Schattenwerfer oder bei mattem Lichte als Peilvorrichtung zu benutzen, ist im alten Norden mehrfach bezeugt. Auf südlicherem Schiffsort fiel der Schatten näher, auf nördlicherem ferner. Kerben auf der Schiffsbank konnten den Schattenfall für den Heimathafen und für jeden anderen bekannten Schiffsort festlegen und gestatteten damit die Entfernung in der Nord- oder Südrichtung abzuschätzen.

(Zu 2.) Die Höhe der Mitternachtssonne am fernen Ort wird mit einer bekannten Sonnenhöhe im Heimathafen Gardar (NBr. 61°) verglichen. In Gardar stand die Sonne am längsten Tage in Nordwest 3° 41' hoch; wenn an jenem fernen Orte, und zwar am 25. Juli (a. St.), die Sonne mitternachts, also im wahren Nord, 3° 41' hoch stand, so ergibt die Nachrechnung für den Schiffsort eine NBr. von 74° 34', d. i. einen Küstenpunkt an der Baffinsbay, nördlich von Upernivik.

Etwas südlicher (NBr. 73°), nordwestlich von Upernivik, auf der Insel Kingigtorsuak hat man im Jahre 1824 einen Runenstein gefunden, dessen Sprache ihn der Zeit um 1300 zuweist. Die Fahrt in so hohe Breiten steht mithin nicht allein. Das astronomische Ortsbestimmungsverfahren, so verstümmelt es im Berichte erscheint, beruht auf dem Vergleich der Sonnenhöhen. Der Mitternachtssonnenhöhe konnte aus dem Heimathafen Gardar eine solche nicht gegenübergestellt werden, da dort (NBr. 61°) die Mitternachtssonne nur unterhalb des Nordpunkts läuft. Die Angabe der „Sonnenhöhe in NW zu Gardar" ist also ein Auskunftsmittel, das vortrefflich die himmelskundliche Erfahrung und Schulung der Leute beweist.

3. Die Schafthöhe der Sonne.

(Vgl. Abb. 5.)

Die Zeitmarke Eyktstätt (Westsüdwest) war für jedes Gehöft durch eine Landmarke im Himmelsrand fest bestimmt und erkennbar. Auf der Wan-

Digitized by Google

derung dagegen konnte die Himmelsrichtung nicht ohne weiteres gefunden werden, zumal im Sommer nicht, wenn Monate hindurch die Nachthelligkeit alle Sternsicht verwehrte. Aus vorkirchlicher Zeit stammt ein volkstümliches Verfahren, den Arbeitsschluß oder überhaupt eine bestimmte Zeit statt durch eine Richtung des Sonnenstandes durch eine Sonnenhöhe allgemeingültig auszusprechen. Als einen solchen Zeitpunkt ordnete das Gesetz z. B. die „Schafthöhe der Sonne" an; diese liegt vor, wenn am Nachmittag

> „der Unterrand der Sonne die Spitze des in neun Fuß Entfernung vom Beobachter aufgestellten Speeres zu berühren scheint".

Ausdrückliche gesetzliche Voraussetzung ist, daß es sich um den eigenen Speer des Beobachters handelt und daß dieser den Speer so aufgestellt hat, daß er noch bequem mit der Schafthand bis zur Tülle der eisernen Speerspitze reichen kann, d. h., daß unter allen Umständen ein gleicher Sehwinkel gesichert wird.

> Die Länge des Speers steht in einem festen Erfahrungsverhältnis zur Körpergröße seines Eigners. Der Sehwinkel „Schafthöhe" wird also durch Standebene und Handgriff gleichermaßen gewährleistet.
>
> Mit wachsender Beobachtungshöhe (höherem Standort) steht die Sonnenscheibe höher über der Kimm. Würde die Sonnenhöhe von der Kimm als dem sichtbaren Himmelsrande gemessen, so ergäbe sich bei Beobachtung von Berghöhe aus eine andere und zwar spätere Zeit als bei Beobachtung vom Strande aus.

Die gesetzliche Regel, die einen gleichen Zeitwert für alle Beobachtungshöhen (ob am Strande oder vom Berge aus) will, schaltet den Himmelsrand aus der Höhenbestimmung aus und verlangt als Bezugsebene ausdrücklich die Augesebene selbst (die Waagrechte der Augeshöhe), unabhängig von der Standhöhe und vom Himmelsrand, d. h. den sog. scheinbaren Horizont.

Die Nachrechnung ergibt für den Zeitpunkt „Schafthöhe der Sonne" einen Winkel von etwa 10 Grad.

4. Eine Polhöhenbestimmung aus der Rückenlage.

Um das Jahr 1150 gelangte ein isländischer Abt Nikolaus auf einer Pilgerreise an den Jordan. An der Stelle, wo Christus getauft sein sollte, stellt Nikolaus auf gut isländisch zunächst fest, daß der Jordan hier „von Nordost nach Südwest" fließt und wie hoch hier der Leitstern steht:

> „Wenn man sich draußen am Jordan offen auf flaches Feld legt, setzt das Knie auf und die Faust darauf und hebt den Daumen senkrecht von der Faust empor, so ist der Leitstern darüber zu sehen, so hoch, nicht höher."

Die Faust mit dem aufgerichteten Daumen ist wieder das altgermanische Maß der Schafthand. Unter dem Leitstern ist, wie wir im Abschnitt über den Gestirnten Himmel noch feststellen werden, der Stern 32 im Kopf der „Giraffe" zu verstehen, dessen Beobachtung dem Isländer von der Heimat her vertraut sein mußte; unser Polarstern stand damals noch weit vom

Digitized by Google

Drehpunkt ab. Dem Isländer ist der Vergleich der Polhöhe am Ziel seiner Reise mit der an seinem Wohnort in Nordisland wichtig gewesen.

Auch die Beobachtung aus der Rückenlage ist heimisches Verfahren, zweckmäßig, weil der Drehpunkt für Nordisland nur 24 Grad vom Scheitelpunkt absteht. Unzweckmäßig dagegen erscheint die Rückenlage am Jordan, weil der Leitstern dort nur 32 Grad über dem Himmelsrand stand. Die Anwendung des isländischen Verfahrens am Jordan bezweckt vielmehr nur die Ausschaltung der Überhöhungen des Himmelsrandes in dem gebirgigen Jordanlande, die Herstellung eines künstlichen, von der Augeshöhe unabhängigen, scheinbaren Horizontes (der waagrechten Augesebene), der auch in der Schafthöhenbestimmung regelhaft und gesetzlich gefordert war.

Die Nachprüfung des volkstümlichen Verfahrens ergibt den für die Beobachtungsbreite zutreffenden Winkel von etwa 32 Grad.

5. Sonnenstand als Jahresmarke.
(Vgl. Abb. 2.)

Im Jahre 930 wurde auf Island das Sonnenjahr als ausschließliche Zeitrechnung eingeführt. Als ersten Sommertag bezeichnete man den Tag, an dem die Sonne im Frühling in ONO, der sommerlichen Aufsteh-Eyktmarke (rismál), aufging. Der erste Wintertag sollte sein, wenn die Sonne im Herbst in WSW, der Arbeitsschluß-Eyktmarke (eyktarstadr) unterging. Die Isländer wollten ihr Jahr aber außerdem noch mit ganzen Wochen rechnen und vergaßen (in der Unruhe der Besiedlungszeit) den 365. Tag, obgleich dessen Kenntnis schon 400 Jahre früher bei den Norwegern bezeugt ist. Sie merkten auch bald selbst, daß der Sonnengang am gesetzlichen ersten Sommertage nicht mehr richtig eintraf, und es war Thorstein Surt, der den Isländern die nach ihm benannte Einschaltung einer Woche etwa alle sieben Jahre empfahl, um dann aufs neue zu prüfen, wie das Jahr mit dem Sonnengange in Einklang gebracht werden könne.

Es ist nicht bekannt, auf welche Weise man den „Sonnengang" bestimmt hat; das Verfahren, das Jahr von einem Sonnenstande aus zu beginnen, diesen also alljährlich sittegemäß zu beobachten, führt auf ein altes norwegisches Vorbild zurück. (Vgl. den Abschnitt „Zeitrechnung".)

6. Ortsbestimmung durch den Sonnenstand. Die Lage Vinlands.
(Vgl. Abb. 6.)

Im Jahre 986 hatte der Norweger Bjarni Herjulfsson als erster Europäer das amerikanische Festland gesichtet. Den neuen Erdteil betrat zuerst Leif Eiriksson im Jahre 1000. Den südlichsten von ihm erreichten Küstenstrich, der nach den dort aufgefundenen Rebstöcken Vinland genannt wurde, hat Leif durch eine himmelskundliche Nachricht gekennzeichnet. Er berichtet:

Digitized by Google

1. daß der dort verbrachte Winter ganz frostlos gewesen sei;
2. daß die Tage und Nächte dort einander an Länge mehr gleich gewesen seien als auf Grönland;
3. daß am kürzesten Tage die Sonne dort Eyktstätt und Dagmalstätt hatte.

Die beiden letzteren Eyktmarken kennen wir bereits als Westsüdwest- und Ostsüdostpunkt. Leif vergleicht die Himmelserscheinungen des neuen Landes mit denen in der Heimat. Auf Erichs Gehöft Brattahlid, der väterlichen Siedlung in Südgrönland (NBr. 61°), ging die Sonne am kürzesten Tage in der Richtung S 34°.7 W unter, das sind rund 33 Grade südlich vom Westsüdwestpunkt, der Eyktstätt.

Je südlicher wir gelangen, um so nördlicher geht am kürzesten Tage die Sonne unter, um so näher liegt an diesem Tage der Sonnenuntergang an der Eyktstätt, erreicht diese aber selbst am Äquator nicht ganz. Auf dem Himmelsrand von Cuba (NBr. 21°) beträgt der Abstand noch 2°.7, auf dem von Georgia (NBr. 31°) ungefähr 5°. Die Landschilderung Leifs in der Saga läßt die Annahme nicht zu, daß er südlicher als Florida gelangt sei; an dieser Küste aber hatte die Sonne am kürzesten Tag doch nahezu Eykt- und Dagmalstätt. Der Abstand betrug in Südgrönland 33°, in Vinland (Florida) 3 bis 4°, die gewiß beobachtet, wenn auch im Bericht, der erst nach drei Jahrhunderten mündlicher Überlieferung aufgezeichnet wurde, nicht mehr zum Ausdruck gelangt sind.

Daß dieses astronomische Ortsbestimmungsverfahren germanischen Ursprungs und nicht aus dem Süden entlehnt ist (wie noch Frithjof Nansen behauptete), geht daraus hervor, daß es die wegen der flacheren Lage der Sonnenbahn breitere Streuung der Auf- und Untergangsorte der Sonne nutzt, die nur den nördlicheren Breiten angehört. Im Mittelmeergebiet bleiben die Auf- und Untergangsörter der Sonne dicht zusammen, so daß die Beobachtung und Messung zum Zwecke der Ortsbestimmung erschwert ist. Das Verfahren bietet in den germanischen Meeren und Gebieten eine um das Fünffache verbesserte Beobachtungsmöglichkeit. Das nordische Verfahren wird im südlichen Altertum nirgends erwähnt; es ist aus der seemännischen Erfahrung des Nordens selbständig erwachsen und ihm eigentümlich.

7. Eine Bauernregel zur Voraussage von Neu- und Vollmond durch die Handspanne.

Vorbemerkung. Überquert der Mond die Richtung Erde — Sonne, so verschwindet er meist in ihrem Glanze und kann nicht gesehen werden. Er wird trotzdem von Zeit zu Zeit in dieser Stellung sichtbar, wenn sein Lauf ihn gerade vor der Sonne vorbeiführt, so daß diese durch seinen Leib verfinstert wird. Unregelmäßig ist das Erscheinen der ersten zarten Sichel nach dem Vorübergange des Mondes. In südlichen Breiten wurde der Monat mit dem Neulicht begonnen, dessen erste Sicht ausgerufen wurde. In den germanischen Breiten schwankt das Erscheinen der Neusichel selbst bei klarem Himmel doch zwischen ein bis drei Tagen; Grund genug, den Monatsbeginn auf andere Weise zu bestimmen.

Dem großen germanischen Heerkönige Arioviſt, dem Gegner Cäſars, rieten die dem Heere folgenden Hausmütter, die Schlacht nicht vor dem Neumond zu beginnen. Da es sich um eine Entscheidung von großer Be-

Digitized by Google

deutung handelte, müssen diese Hausmütter auch in der Lage gewesen sein, dem Arioviſt den Neumondstag anzusagen, falls dies ihm selbst nicht möglich gewesen sein sollte. Bei bedecktem Himmel konnte dies nur durch Berechnung geschehen. Wenn 150 Jahre später von Tacitus berichtet wird, daß die Germanen an gewissen Tagen, nämlich bei Neu- oder Vollmond, zusammenkommen, so setzt er also richtig hinzu, daß sie die Tageszahl berechnen. Wir werden im Abschnitt über die germanische Zeitrechnung noch durch Zeugnisse beweisen, daß alle germanische Mondrechnung weder vom Neulicht, noch vom Neumond, sondern allgemein vom Vollmond ausging.

Eine schwedische volkstümliche Regel, überliefert erst im 17. Jahrhundert, die aber dem kirchlichen Brauche ebenso fernliegt wie dem Primstab, sagt: Alle Monderscheinungen werden durch den Vollmond bestimmt. Vollmond ist, wenn der Mond mitten im Nachtring steht. Nachtring nennen sie den Schlagschatten der Erde, der bei Sonnenuntergang am östlichen Himmelsrande, bei Sonnenaufgang auf dem westlichen Himmelsrand einen breiten dunklen niedrigen Bogen auf dem der Sonne gegenüberliegenden Himmelsrande erscheinen läßt; der abends immer größer wird, bis er den Himmel ganz überdeckt und in die Nacht eingeht; der morgens immer kleiner wird, weil er vor dem ihm gegenüber heraufziehenden Tages- und Sonnenlichte weicht, bis es ganz Tag geworden ist. Da der Vollmond dann eintritt, wenn der Mond der Sonne gerade gegenübersteht (was durchschnittlich alle 29 bis 30 Tage erfolgt), so hat die Bauernregel recht, wenn sie sagt: Vollmond ist dann, wenn der Mond mitten im Nachtring steht.

Zur Vorausbestimmung von Neu- oder Vollmond bedienen sich die Bauern der kurzen Handspanne zwischen der Spitze des Daumens und des Zeigefingers bei ausgestrecktem Arm, die etwa 13 Grad am Himmel ausmißt. In sehr früher, noch urgermanischer Zeit, bei allen west- und nordgermanischen Stämmen nachweisbar, verglich man den Mond mit einem Hahne, der seinen Wedel, die Neu- und Altsichel, zur einen Monatshälfte auf die Ostseite, zur anderen Monatshälfte auf die Westseite der Sonne zu werfen schien. Die Bezeichnung ging also vom Vollmond aus; noch heute sagt man in Süddeutschland „es wädelt", wenn es Vollmond wird; man spricht vom bösen Wedel und meint den abnehmenden Mond.

Von diesem Bilde eines Hahnes ist die Bezeichnung „Hahnenschritt", die im gleichen Umkreis der genannten germanischen Stämme bezeugt ist, für die Strecke genommen, die der Mond auf seiner wahren Bahn nächtlich sichtbar zwischen den Sternen ostwärts zurücklegt. Diese wahre Ostbewegung (bei gleichzeitiger scheinbarer Westbewegung, dem Spiegelbild der Erddrehung) ist nachts an den Sternen von Stunde zu Stunde deutlich zu verfolgen. Zum selben Sterne kehrt der Mond (wenn auch nicht in gleicher Gestalt) nach ungefähr 27,3 Nächten (abgerundet auf 27 oder 28) zurück. Dies ist die Vollendung des wahren Mondumlaufs, von dem das später noch zu besprechende Dreizehnmonatsjahr berechnet wird. Der Gestaltenumlauf (von Phase zu Phase) ist erst 2½ Tage später beendet, weil der Mond, um dieselbe (von

Digitized by Google

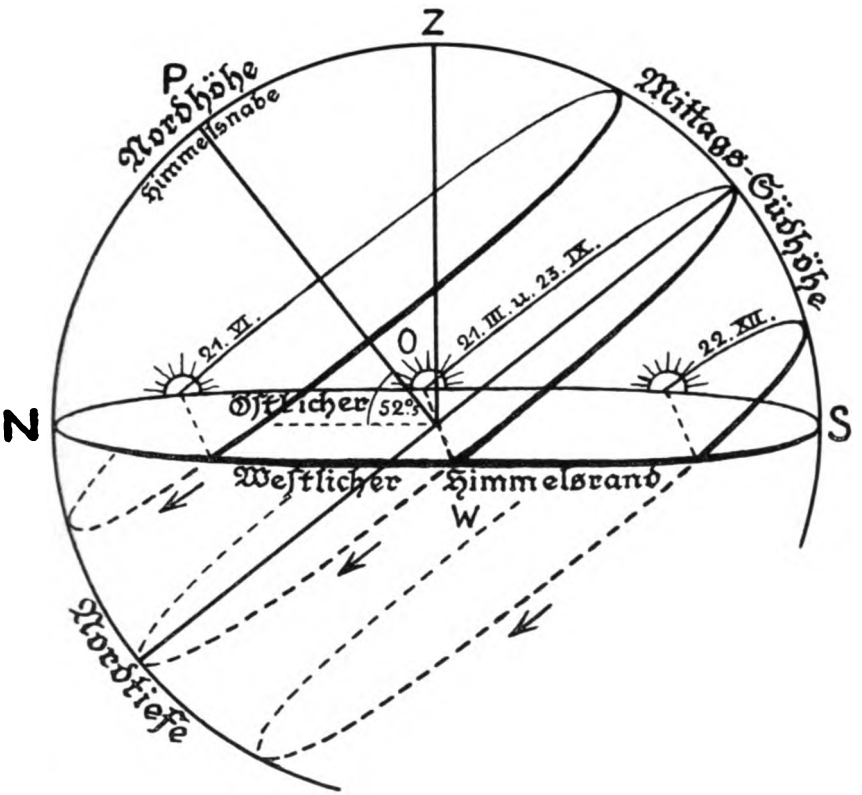


Abb. 1. Zur Entstehung des Richtungsbildes.

Die Wanderung der Tagesbogen der Sonne zwischen den Sonnenwenden auf dem Himmelsrand NBr. 52.°5 (Berlin).

Digitized by Google

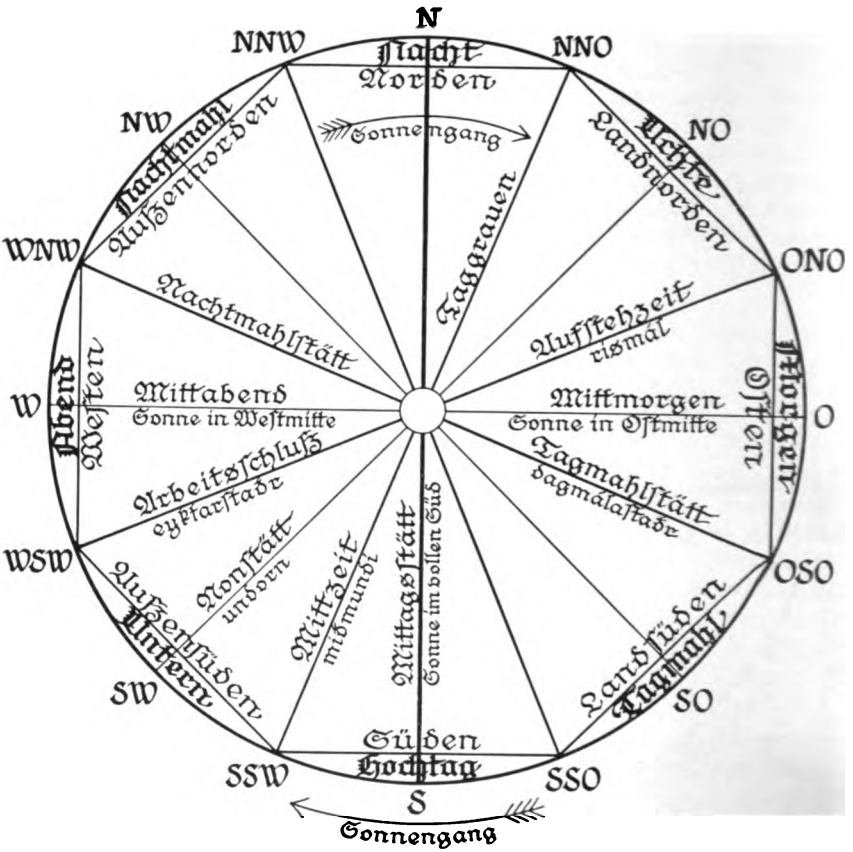


Abb. 2. Richtungsbild und Sonnenzeit (Die Himmelsuhr).

I. Zur Tagesteilung: Von den Eyktnamen ſind nur die überlieferten eingeſetzt; einige von ihnen gelten nur für das Sommerhalbjahr. — Die Durchmeſſer teilen planmäßig den Tag in zwei gleiche Teile (doegr; Halbtage) der Arbeit und Ruhe: Der ſommerlichen Aufſteheykt ſteht die Eyktmarke des Arbeitsſchluſſes am Sommertage gegenüber; der Tagmahlſtätt die Nachtmahlſtätt; dem Taggrauensbeginn die im alten Norden ſehr wichtige Tagmarke des miðmundi (die von „Mittagsſtätt“ wohl zu unterſcheiden iſt) uſf.

II. Zur Jahresteilung: Mit dem herbſtlichen Sonnenuntergang in der Eyktſtätt (von welchem ab die Sonne ſüdlicher aufgeht und die Eyktſtätt im Winter nicht mehr berührt) beginnt geſetzlich der Winter. Das Jahr teilt ſich (NBr. 64° Island—Norwegen) nach den Untergangsrichtungen der Sonne.

Digitized by Google

Winterbeginn: Der Oberrand der Sonne
geht unter in Eyktstätt = WSW
Wintersonnwend: midmundi = SSW

Frühlingsbeginn: Mittabendstätt = W

Sommerbeginn: Nachtmahlstätt = WNW
Sommersonnwend: = NNW

Herbstbeginn: Mittabendstätt = W.

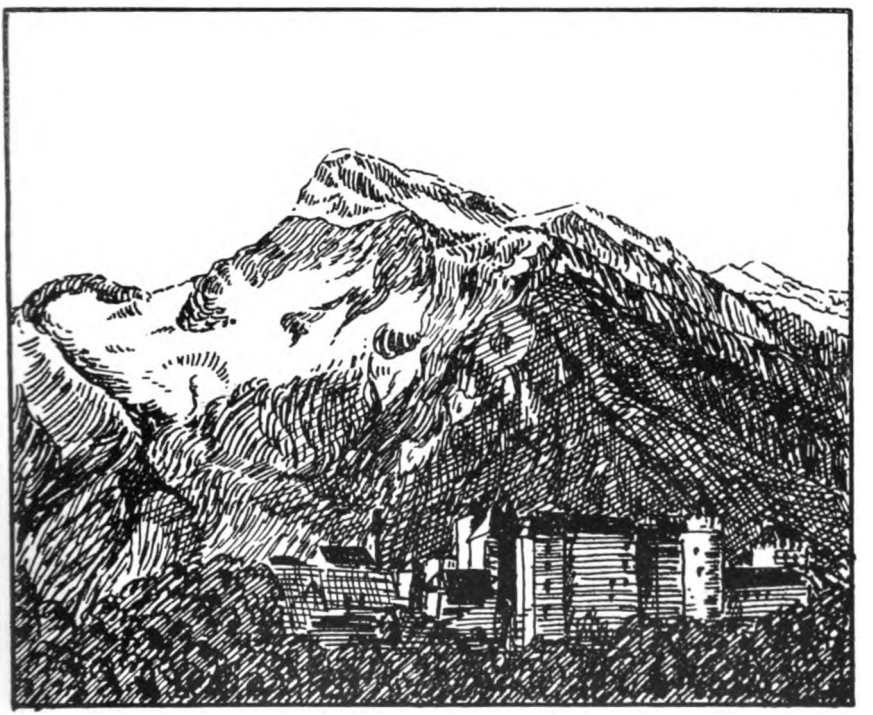


Abb. 3. Süddeutsche Eyktmarken.
Die Gipfelkette des Unter(n)sberges über Hohen-Salzburg.

Digitized by Google

Fotoarchiv des Nordd. Lloyd

Abb. 4. Zur Bestimmung der Himmelsrichtungen.
Mitternachtssonne am Nordkap.

Digitized by Google

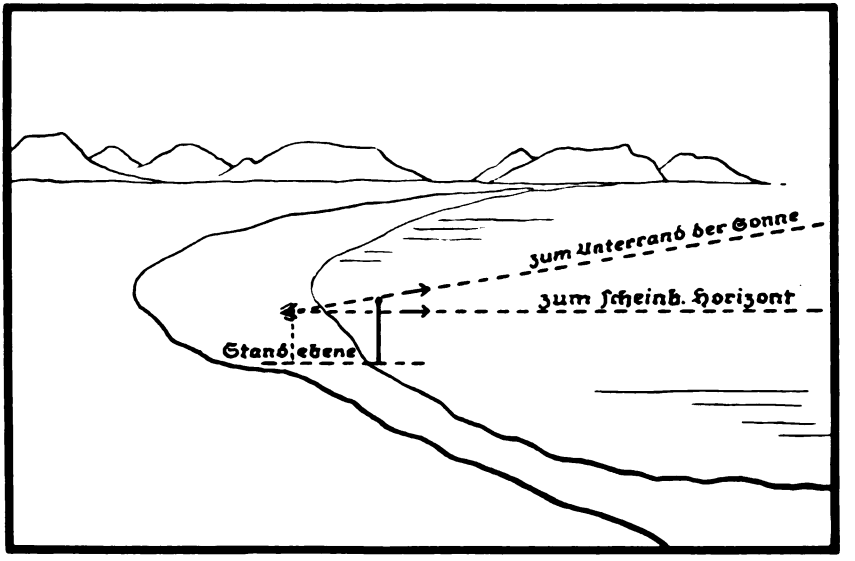


Abb. 5. Zur Bestimmung der Tageszeit.
Die „Schaftböhe" der Sonne.

Digitized by Google

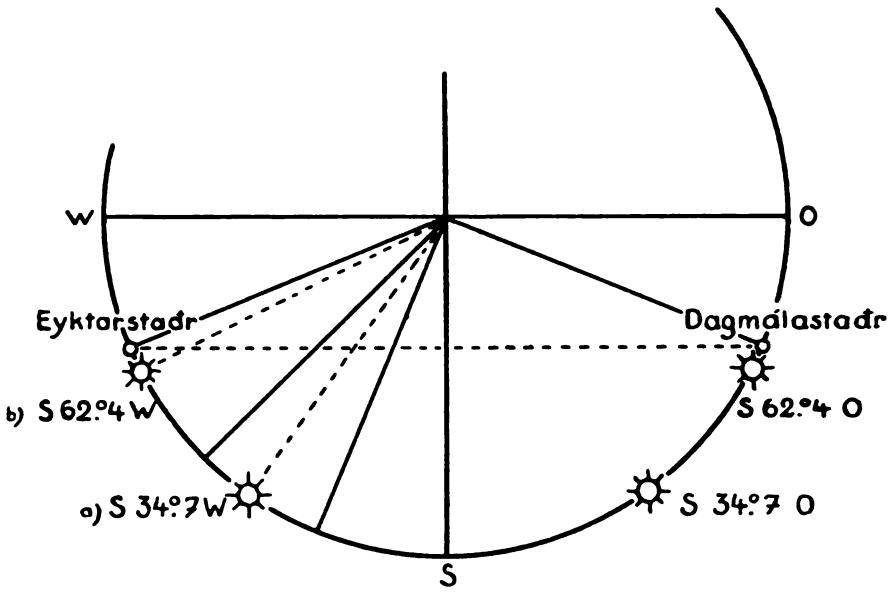


Abb. 6. Zur astronomischen Ortsbestimmung.
Die Lage Vinlands.
Abstand des Sonnenuntergangsortes von der „Eyktstätt" am kürzesten Tage auf zwei verschiedenen Breiten: a) NBr. 61° (Südgrönland, Brattahlid); b) NBr. 31° (Georgia, Nordflorida).

Digitized by Google

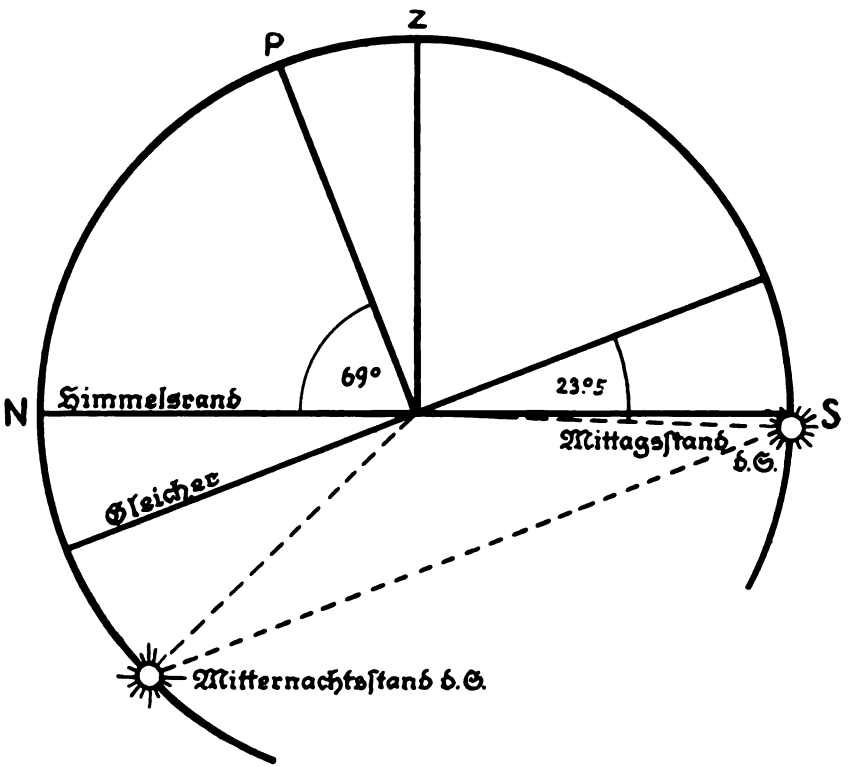


Abb. 7. Zur Tageszählung in der Polarnacht.
Die Unterläufigkeit der Sonne um die Wintersonnwende auf NBr. 69° (Tromsö).

Digitized by Google

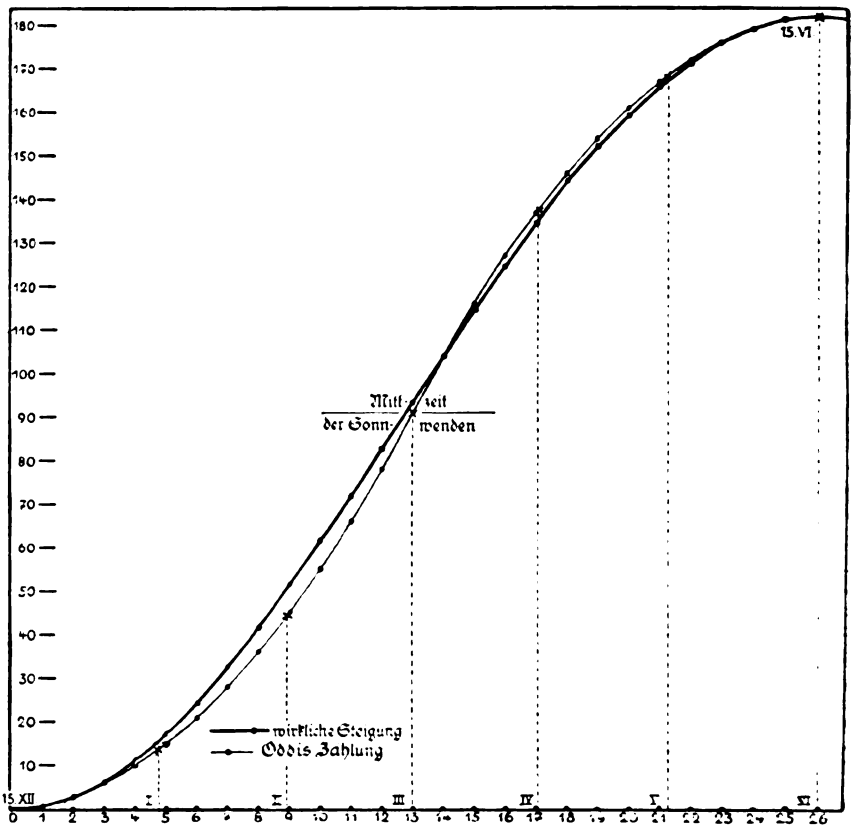


Abb. 8. Zur Überlieferung der Odda-Tala.
Die Sonnenmittagshöhen nach Oddi Helgason im Vergleich mit der Wirklichkeit um 1000.

Digitized by Google

der Beleuchtung durch die Sonne abhängige) Gestalt wieder zu erlangen, die inzwischen gleichfalls ostwärts vorgeschrittene Sonne noch wiedereinholen muß.

Von Nacht zu Nacht legt der Mond also im wahren Umlauf (360 : 27) = rund 13 volle Grad zurück. Diese Strecke entspricht der Kurzspanne und trägt mit ihr zugleich den Namen „Hahnenschritt", weil es der alte Himmelshahn, der Mond, ist, der mit diesen 27 oder 28 Schritten seinen vollen Umlauf zurücklegt. Durch Übung erwirbt man sich leicht ein ziemlich genaues Maß.

Die schwedischen Bauern messen nun bei zunehmendem Mond den Abstand zwischen Sonne und östlich von ihr stehendem Mond (bei Tage) mit dieser Handspanne und stellen fest, wieviel „Spann" der zunehmende Mond von der Sonne als seiner Neumondstellung entfernt ist, d. h. wieviel Tage seit Neumond verflossen sind. Bei Sonnenuntergang zeigt der Abstand zwischen Mond und Nachtring an, wieviel Tage noch bis Vollmond ausstehen. Vollmond selbst ist, wenn, wie erwähnt, der Mond mitten im Nachtring steht. Bei abnehmendem Monde, d. h. wenn der Mond westlich von der Sonne steht und auf sie zuläuft, zeigt die Zahl der Spann zwischen Mond und Sonne (also vormittags) an, wieviel Tage es noch bis zum Neumond sind, die Zahl der Spann (vor Sonnenaufgang) zwischen Nachtring und Mond, wieviel Tage seit Vollmond verflossen sind.

Diese Handspannenregel kann nur bei Tage angewandt werden, da nachts Sonne und Nachtring fehlen. In der Nacht, bei Sternsicht, erlaubt die Spanne, die Zahl der seit einer bestimmten Sternstellung des Mondes vergangenen Tage unmittelbar abzulesen.

Das Hahnenschrittmaß ist mit diesem Namen bei den germanischen Stämmen altbekannt. Der „Wedel" bezeichnet den Vollmond bei den Nord- wie bei den Südgermanen. Die Zahl 27 und 28 der Hahnenschritte wird uns als Urmaß der wahren Mondbewegung, d. i. als ein Himmelsmaß noch ferner begegnen.

8. Beobachtungen in der Polarnacht.
(Vgl. Abb. 7.)

Um 550 berichten einige Norweger aus dem Lofot dem griechischen Geschichtsschreiber Prokop auf sein Befragen: daß man in ihrer Heimat während der Oberläufigkeit der Sonne, d. h. in der Zeit der Mitternachtssonne die Zahl der Tage danach feststelle, wie oft die Sonne den Ort ihres ersten Aufgangs überquere. Dieser Aufgang findet alljährlich nach der Polarnacht mittags im Südpunkt statt. Es ist also, da die Berichterstatter als besonders glaubwürdig bezeichnet werden, auch als sicher anzunehmen, daß diese Beobachtung durch den gleichbleibenden Beobachtungsort und eine Landmarke gesichert war.

Die Zählung der Tage in der 40tägigen Polarnacht ist nach dem gleichen Berichte so vor sich gegangen, daß die Länge der Tage durch Beobachtung aus den Mond- und Sternüberquerungen jenes Südpunktes gefolgert wird.

Digitized by Google

Der erste Aufgang der Sonne in diesem Südpunkt wird sittegemäß durch besondere Beobachter von einer Berghöhe „irgendwie" vorausbestimmt. Diese melden, daß die Sonne in fünf Tagen wieder sichtbar sein werde. Welcher Art diese Beobachtungen waren, ist aus dem „irgendwie" des Berichts nicht zu entnehmen; wir dürfen aber an die Dämmerungsbeobachtungen (s. unten) des Stern-Oddi auf Island, die nachweislich auf norwegischer Übung beruhen, erinnern. Der Bericht sagt auch ausdrücklich, daß jene fünf Tage „noch in der Finsternis (Dämmerung)" als größtes Fest gefeiert würden. Es muß sich also um Dämmerungsbeobachtungen gehandelt haben.

Da übrigens in der 40tägigen Unsichtbarkeit der Sonne der Mond 1½ Umläufe vollzog, so kann den Nordleuten, die die Wiederkehr der Sonne berichtsgemäß nach den Mondumläufen und durch deren Tageszählung berechneten, die Zahl der Tage nicht unbekannt geblieben sein, die der Mond selbst zu seinen eigenen Umläufen gebrauchte, und zwar weder die 27 bis 28 Tage seines wahren Umlaufs zwischen den Sternen, noch die 29 bis 30 Tage seines dauernden Gestaltwandels.

(Über das nordische Sonnenjahr siehe Zeitrechnung.)

9. Die Oberläufigkeit des Mondes.

Vorbemerkung. Während vom 66. Breitengrad ab die Sonne um die Wenden alljährlich ober- und unterläufig wird, zeigt der Mond (dessen Abweichung vom Weltgleicher zwischen 18,5 und 28,5 Grad in 18,6 Jahren schwankt) entsprechende Erscheinungen alle 19 Jahre, aber schon vom 62. Breitengrad ab und zwar, unabhängig von seiner Lichtgestalt, in jedem seiner wahren 27,3tägigen Umläufe. Nördlich des Lofot dauern Ober- und Unterläufigkeit in den Jahren der größten Abweichung durchschnittlich je 7 Tage in jedem Umlauf, zwischen denen etwa 14 Tage liegen, in denen das Gestirn zwischen dem Nord- und Südpunkt des Himmelsrandes auf- und untergeht. Mit dem Rückgang der Abweichung gehen auch diese Erscheinungen einer dauernden Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit zurück, um für jede Breite nördlich des 61. Breitengrades alle 19 Jahre erstmalig wieder aufzutauchen.

Von diesen Erscheinungen berichtet der griechische Geschichtsschreiber Diodor: Daß in dem Lande der Hyperboreer der Gott Apollon alle 19 Jahre die Erde betrete und ununterbrochen einen Rundreigen, von der Frühlingsgleiche bis zum Frühaufgang der Plejaden, tanze, die Zither spielend und sich an seinen Glückstagen ergötzend. In dieser griechischen Sage tritt der Gott selbst für das ihm in Griechenland heilige Gestirn ein. Den Griechen war die 19jährige Schaltfolge des Atheners Meton bekannt; sie war auf den 19jährigen Knotenumlauf des Mondes aufgebaut. Was aber den Griechen und den anderen Mittelmeervölkern nicht erfahrbar sein, von ihnen auch nicht errechnet werden konnte, war die Erscheinung der Oberläufigkeit des Mondes, des dauernden Kreisens des Mondes über dem Himmelsrand.

Von den hellen Nächten und der Mitternachtssonne haben die Griechen Homers bereits gewußt. Auch die Kunde von der Mondoberläufigkeit wird ihnen auf alten Wegen zugegangen sein, wenn sie diese alte dorische Sage nicht schon aus ihren nördlicheren Sitzen in den Süden mitgebracht hatten.

Digitized by Google

Aber nur ein Himmelskundiger von hohem Range, dem auch das sogenannte Große Jahr Metons von 19 Jahren bekannt war, konnte zwischen diesem und der allneunzehnjährigen Erscheinung der Oberläufigkeit des Mondes im hohen Norden den Zusammenhang erkennen und behaupten.

Ein solcher bedeutender Astronom war der Grieche Pytheas, der um 330 v. u. Z. Norwegen besuchte, um die Oberläufigkeit der Sonne mit eigenen Augen zu schauen. Seine Absichten waren rein wissenschaftlicher Art und die Gespräche, die er berichtsgemäß zufolge mit den Norwegern in der Gegend von Drontheim gehalten hat, werden nicht nur die Sonne, sondern auch den Mond und dessen Erscheinungen betroffen haben. Es ist wahrscheinlich, daß Pytheas selbst es war, der in seinem leider verlorenen Reiseberichte „Über den Ocean" eine Nachricht von der Oberläufigkeit des Mondes in 19jährlichem Wechsel vom Norden nach Griechenland gebracht hat, wo sie anscheinend schärfstem Unglauben begegnete.

Hier ist von Bedeutung, daß diese Nachricht nur einer Beobachtung im germanischen Norden ihr Dasein verdanken kann. Da aber Pytheas selbst nur einige Sommerwochen bei den Thröndern verweilt hat, kann er die Fristen jener Erscheinungen nicht aus eigener Erfahrung gewonnen, er muß sie vielmehr von den Nordleuten selbst gehört haben, auf deren himmelskundliche Kenntnisse er sich, wie ein erhaltenes Bruchstück seines Buches zeigt, auch in anderen Fällen verlassen hat.

Die Nachricht hat Diodor wahrscheinlich, seiner Art gemäß, einem angesehenen Schriftsteller entnommen, der nur Pytheas gewesen sein kann. Wir dürfen schließen, daß der 19jährliche Umlauf der Mondoberläufigkeit zum Wissensstande der Norweger gehörte, die Pytheas befragt hat.

10. Oddi Helgason.

Im Ausgang des 10. Jahrhunderts, in noch heidnischer Zeit, lebte auf dem Gehöfte Muli in Nordisland Oddi Helgason als ein Arbeitsmann des Bauern Thord. Das Rauchtal, über dessen Nordausgang das Gehöft auf einem Bergvorsprung lag, war um 900 von einer norwegischen Bauernsippe aus Hardanger besiedelt worden; Thord und Oddi waren wahrscheinlich Vettern. Dadurch erklärte es sich, daß Oddi, obgleich wenig arbeitstüchtig und — aus kinderreicher Ehe stammend — ohne Vermögen, andererseits als höchst zuverlässig, wahrheitsliebend, zeitrechnungskundig wie kein anderer zu seiner Zeit und auch sonst als sehr vielseitig geschildert, bei Thord gut gehalten wird. Hierüber berichtet eine kleine alte Saga „Stern-Oddis Traum". Aus ihr erfahren wir diesen Beinamen, auch daß er auf der Flachinsel (Flatey) an der Nordküste Islands (NBr. 66° 10') den Fischereibetrieb des Bauern Thord besorgte, und daß er in klaren Nächten die Sterne gewohnheitsmäßig beobachtete.

Von diesem thorgläubigen Isländer sind in einer kirchlichen Zeitrechnungsschrift des 12. Jahrhunderts einige himmelskundliche Nachrichten unter dem Namen „Oddis Zählung (Odda tala)" erhalten.

Digitized by Google

Die erste der drei Überlieferungen (O I) setzt die neue kirchliche Zeitrechnung von 365¼ Tagen in Beziehung zum isländisch-norwegischen Jahre und erläutert, wie sich die wirklichen, dem Norden geläufigen und auch von Oddi richtig beobachteten wahren Jahrpunkte (Wenden und Gleichen) in dem neuen, julianischen Schaltkreis von vier Jahren verschieben. Die Erörterung ist scharfsinnig und richtig gedacht. Die Frage selbst ist ohne fremdes Vorbild gestellt, weil sie nur im Zusammenprall dieser beiden Zeitrechnungen entstehen konnte und Sinn hatte.

Die zweite Überlieferung Oddis (O II) betrifft das Steigen und Fallen der Sonnenmittagshöhen; die dritte Überlieferung (O III) die Nord- und Südwanderung der Dämmerungslichtbogen auf dem Himmelsrande.

Es fällt auf, daß Sternbeobachtungen, von denen Oddi seinen Namen trug, nicht erhalten sind; auch vom Monde hören wir nichts. Die drei erhaltenen Überlieferungen beziehen sich auf die Bewegung der Sonne; alle drei Überlieferungsreihen suchen das Naturgesetz.

Die Mittagshöhen der Sonne.

Um 1000 stand die Sonne am Mittag des kürzesten Tages (Wintersonnenwende), von der Flachinsel gesehen, nur 0^0 35′ über dem Südpunkt des freien Himmelsrandes; am Mittag des längsten Tages (Sommersonnenwende) 47^0 20′. Diese Steigung hat Oddi in eine arithmetische Zahlenreihe gebracht; er mißt ohne Gradnetz mit dem Naturmaße des scheinbaren Sonnendurchmessers und Halbmessers; indem Oddi jeder der 26 Wochen zwischen den Wenden eine um 1 scheinbaren Halbmesser (ein halbes Rad der Sonne) gegen den Betrag der Vorwoche vermehrte bzw. verminderte Steigung der Sonnenmittagshöhe beilegt, stellt er die Gesamtsteigung auf 182 Halbrad fest. Die Überlieferung lautet:

„Der Sonne Gang wächst zur Sicht ½ Rad der Sonne in der 1. Woche nach Sonnwend; in der 2. Woche 1 Rad; in der 3. Woche 1½; in der 4. 2 Rad; in der 5. 2½; in der 6. 3; in der 7. 3½; in der 8. 4; in der 9. 4½; in der 10. 5; in der 11. 5½; in der 12. 6; in der 13. 6½; in der 14. ebenfalls 6½ Rad. Da wächst am meisten in jenen beiden Wochen der Sonne Gang, weil da die Mitte zwischen den Sonnwenden ist (und die Wochen begegnen sich vier Nächte vor Gregoriustag — d. i. 16. März a. St.) —. In der 15. Woche wächst der Sonne Gang um 6 Rad, in der 16. um 5½; in der 17. 5; in der 18. 4½; in der 19. 4; in der 20. 3½; in der 21. 3; in der 22. 2½; in der 23. 2; in der 24 1½; in der 25. 1; in der 26. ½ Rad. Da ist er zu den Sonnwenden im Sommer gekommen und in gleichem Maße, wie er eben nach seinem Steigen gezählt ist, schwindet der Sonne Gang. (Im Herbst ist die Mitte zwischen den Wenden am Kreuztag — d. i. 14. September a. St.).“

Den Vergleich mit der Wirklichkeit um 1000 bietet das Schaubild (Abb. 8), das eine gute Annäherung zeigt. Der Grund für den Mangel einer vollen

Digitized by Google

Übereinstimmung liegt wahrscheinlich nicht in Fehlern der Beobachtung, sondern in der Theorie Oddis, der eine vollkommene Gleichmäßigkeit der Sonnenbewegung (wie bei den Griechen noch Eudoxos) annehmen zu müssen glaubte.

Trotz dieser Mängel, die weniger dem Beobachter als dem Denker Oddi zur Last zu schreiben sind, ergibt sich für die Annahme der Höchstabweichung ein Fehler von nur 0,7 Grad; für den scheinbaren Sonnenhalbmesser ein mittlerer Wert von 15,5 Bogenminuten, der dem wirklichen von 15,8 im Sommer und 16 im Winter nahekommt. Das gleichzeitige europäische Mittelalter (Beda, Honorius) berechnete den scheinbaren Durchmesser der Sonne um das dreifache zu groß (1° 40′).

Die auf die Heiligentage bezugnehmenden Zusätze in „Oddis Zählung" gehören nicht ihm, sondern der kirchlichen Niederschrift der mündlichen Überlieferung an.

Die Wanderung der Dämmerungsrichtungen.

Vorbemerkung. Befindet sich die Sonne in einer bestimmten Tiefe unter dem Himmelsrand, so sendet sie einen ersten, kaum merkbaren Lichtbogen von bestimmter Größe über den Himmelsrand hinauf, den wir abends als das Ende, morgens als den Anfang der Dämmerung bezeichnen. Die Mitte des Lichtbogens steht senkrecht über dem Standort der Sonne, bei gleicher Sonnentiefe mit gleicher Größe. Mit der Nordwanderung der täglichen Sonnenbahnen zum Sommer wandern auch die Lichtbogen nordwärts, zum Winter rückläufig.

Oddi Helgason hat auf der Flachinsel beobachtet, wann die gleichen Dämmerungsgrößen in den 16 Himmelsrichtungen eintreffen; wieviel Tage sie also von einer dieser Himmelsrichtungen zur nächsten gebrauchen. Er hat die Beschleunigung zum Sommer, die Verlangsamung zum Winter hin festgestellt. Oddi bezeichnet die bestimmte Dämmerungsgröße als Tagaufgang. Der Bericht (O III) lautet:

„Oddi (zählte so, daß Andreastag und 5. Jultag gleich lang wären. Er) ließ da den Tag aufkommen in OSO, niedergehen in WSW. (Vom 5. Jultag) ließ er 43 Nächte bis zum Tagaufgang in O bzw. Taguntergang in W zählen (das ist am Scholastikatag). Dann sind 25 Nächte bis zum Tagaufgang (Taguntergang) in ONO (WNW), (das ist 5 Nächte vor Gregoriustag); dann vergehen 18 Nächte bis zum Tagaufgang in NO und Taguntergang in NW (das ist am Marientag). Dann vergehen 10 Nächte bis zum Tagaufgang in NNO und Niedergang in NNW. Dann vergehen 5 Nächte bis dahin, wann der Tag nicht [mehr] niedergeht (das ist 5 Nächte vor Tiburtius und Valerianus). Dann vergehen 134 Nächte, bis der Tag nahezu niedergeht (das ist 6 Nächte nach dem Jüngeren Marientag); und es geschieht auf solche Weise wo die Nacht sich längt, wie es bei den sich verkürzenden gezählt ist; und zwar 1 aett in 5 Nächten, das 2. in 10, das 3. in 18, das 4. in 25, das 5. aett in 43 Nächten (da ist es zum Andreastag gekommen)."

Digitized by Google

Die (hier in Klammer gesetzte) julianische Datierung setzt für ihre Zeit den Beginn des Jahres in die Wintersonnenwende, zwischen Andreastag und 5. Jultag, d. i. 30. XI. und 29. XII. a. St., also auf Mitternacht, 14./15. XII. a. St. In der Mitte der 134 hellen Nächte liegt auf dem 15. VI. die Sommersonnenwende. Die Nachrechnung der Angaben ergibt, daß den Dämmerungsrichtungen eine Sonnentiefe von etwa 14 Grad für die NBr. 660 10′, d. i. der Flachinsel und Oddis Beobachtungsort, zugehört.

Es handelt sich nicht um Helligkeitsmessungen und Sternsichtbarkeiten, sondern um die Bestimmung des Mittelpunktes jenes sehr kleinen Lichtbogens, wobei die Bestimmung der Richtung nur Wert hat, wenn sie gleichgroße Lichtbögen betrifft. Die Ergebnisse Oddis sind so genau, daß ihnen ein Zeitfehler von nur ungefähr ± 5 Minuten entspricht. Die himmelskundliche Genauigkeit seines Richtungsbildes, vor allem der Südnordachse (des Meridians), ist zugleich erwiesen.

Während bei der ersten Zahlenreihe, in der Bestimmung der Mittagshöhen der Sonne im Laufe des Jahres, das Ergebnis durch die Einwirkung einer Theorie beeinträchtigt wurde, hält sich die Bestimmung der Beschleunigung und Verlangsamung der Dämmerungswanderung im Rahmen der Beobachtung. Alle drei Überlieferungen der Odda tala dienen der Ermittelung des Naturgesetzes.

In allen drei Überlieferungen handelt es sich um ein Jahr von 365 Tagen, das nur in der ersten Reihe mit dem neuen julianischen Jahre von 365¼ Tagen in Vergleich gesetzt wird. Oddi beginnt seine Zählungen und Beobachtungen stets mit der Wintersonnwende, die er einheitlich in die Mitternacht setzt, also im Nordpunkt, d. i. dem tiefsten Punkte der Sonnenbahn am kürzesten Tage vor sich gehen läßt. Diese lag zu Oddis Zeit (+ 1000) auf dem 15. Dezember a. St. und ging erst um 1100 auf den 14. XII. über.

Inzwischen rechnete das abendländische Mittelalter noch lange mit den seit Cäsar immer fehlerhafter gewordenen julianischen Jahrpunkten. Richtigere Bestimmungen treten innerhalb der Kirche erst im 11. Jahrhundert vereinzelt auf und zwar in den beiden bekannten Fällen (Wilhelm von Hirschau, Hermann der Lahme) unter griechisch-arabischem Einflusse. Von letzterem bleibt Island noch bis 1173 unberührt.

Oddi Helgason steht im Ausgang einer vorkirchlichen Himmelskunde; der Genauigkeitsgrad seiner Beobachtung erscheint noch in der bruchstückhaften Überlieferung bewunderungswürdig.

Digitized by Google

Dr. A. Thoß:

Heinrich I. (919—936)

Der Gründer des ersten Deutschen Volksreiches

Die Liudolfinger

Das Herzogtum Sachsen war nach zwei Richtungen Grenzland: im Norden gegen die Dänen, im Osten gegen die Slaven. So mußte es immer stark, immer gerüstet sein. Seine Kriege waren keine Eroberungskriege, sondern Grenzkriege, die den ganzen Stamm und nicht das regierende Herrscherhaus angingen. Darum hatte sich in Sachsen — wie in germanischen Zeiten — auch der alte Heerbann noch erhalten, während der fränkische Eroberterstaat schon länger zum Berufskriegertum übergegangen war. Heerfolge und Gerichtsfolge sicherten den sächsischen Freibauern ihre alte Selbständigkeit im Volksverband. Das Waffenrecht gab der Ehre des freien Mannes Ausdruck, wie bei dem altgermanischen Bauernkriegertum.

Die Führung eines solchen wehrhaften Volkes konnten natürlich auch nur Männer übernehmen, die von gleicher Art wie ihre Mannen waren; denn wenn irgendwo ein Staatsverband auf dem Treueverhältnis von Führer und Gefolgschaft aufgebaut war, so ist es in diesem sächsischen Herzogtum gewesen, das durch seine einheitliche nordrassische Bevölkerung, seine arteigene Kultur, seine gleichgeartete Wirtschaft und seine Ausrichtung gegen den Feind an der Grenze ein geschlossenes Ganzes bildete.

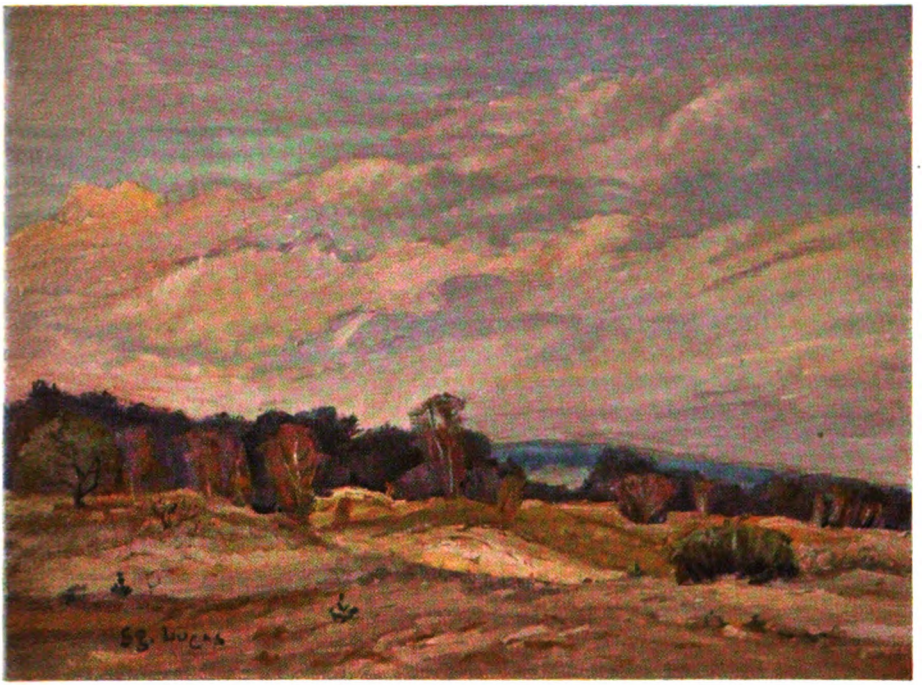
Der älteste bekannte Vorfahre des Herzogshauses war Bruno, ein sächsischer Edeling, von dem uns wenig überliefert ist. Da der deutsche Kaiser Ludwig der Fromme sehr viel mit inneren Reichsangelegenheiten beschäftigt war, ließ er jenem Bruno große Freiheiten, die dieser zur Festigung seiner Macht in den Grenzlanden wohl ausnutzte. Sein Sohn Liudolf hatte bereits solches Ansehen, daß er Herzog von Sachsen genannt wurde. Er heiratete Oda, eine Tochter des sächsischen Markgrafen Billung; Nachkommen dieser Familie setzte später der sächsische Kaiser Otto als Markgrafen des Unterelbegebietes ein. Oda hat ihren Gemahl Liudolf, der im Jahre 866 starb, um viele Jahre überlebt und starb im Jahre 913 im Alter von 107 Jahren, nachdem sie zehn Kindern das Leben geschenkt hatte, von denen eine Tochter und drei Söhne früh starben. Die große Kinderzahl zeigt die außerordentliche Lebenskraft. Die Liudolfinger heirateten mit dem gesunden, nüchternen Blick des Bauern, der sich die Frau aus gutem, erbgesundem Blut wählt. Dieses Blut war damals bei den bodenbesitzenden Odalsbauern noch überall vorhanden; so kam es, daß die Liudolfinger mit den Heiraten zugleich auch ihr Eigentum bedeutend vermehrten. Wir werden es bei allen Nachfolgern sehen. Liudolf war ein reicher Odalsbauer, dessen Grundbesitz sich von der Lippe bis an den Harz erstreckte. Er kämpfte im Heere Ludwigs des Deutschen und

Digitized by Google

wurde dafür vom Kaiser mit dem Heerführeramt (ducatus) in Sachsen belehnt. Hier (wie gelegentlich auch an anderen Orten) haben wir den bezeichnenden Versuch, die fränkische Reichsverfassung mit der Stammesverfassung personell zu vereinigen. Der Mächtigste im Stamm wurde Träger der Reichsgewalt. Auf diese Weise erhielt er anscheinend auch eine Anzahl fränkischer Königsgüter zu Lehen, die dann in seiner Familie erblich wurden; zu diesen Gütern gehörten vor allem die thüringischen Besitzungen Grona, Duderstadt, Pöhlde, Nordhausen, Wallhausen, Quedlinburg und Werla. Liudolf sah sein Herzogsamt, mit dem die Aufsicht über die Grafen — zumindest in Ostfalen — verbunden war, schon als erblich an. Daß er seine Tochter Liutgard mit dem Herrscher in Ostfranken, Ludwig III., verheiraten konnte, mehrte sein Ansehen. Als er starb (866), konnte er sein Werk getrost in die Hände seines tüchtigen Sohnes Brun legen. Brun fiel jedoch schon im Jahre 880 im Kampfe gegen die Normannen; ob er Nachkommenschaft hinterlassen hat, ist nicht bekannt. Der Sage nach soll er Braunschweig (Bruns-wick) gegründet haben und Stammvater des Welfengeschlechts sein.

Ihm folgte sein Bruder Otto, der später den Beinamen „Der Erlauchte" erhielt. Schon im Jahre 877 war Otto Gaugraf in Südthüringen; 880 trat er dann die Herrschaft seines Bruders in Sachsen an, wurde im Jahre 897 Gaugraf im Eichsfeld und 901 Laienabt der Abtei Hersfeld, wodurch er große Güter in Thüringen, vor allem auf dem linken Ufer der Saale, zu verwalten hatte. Herzog Otto trieb sächsische Politik, ähnlich wie Friedrich Wilhelm I. preußische Politik. Wie dieser Preußen für die geniale Politik Friedrichs des Großen vorbereitete, so schuf Otto der Erlauchte die Grundlagen für die Herrschaft seines tüchtigen Sohnes Heinrich. Er kümmerte sich wenig um die schwächliche Politik der letzten Karolinger, hielt aber Sachsen noch nicht für stark genug, um führend in Deutschland hervorzutreten. Aber überall, wo es möglich war, sammelte er Kräfte. Als z. B. Markgraf Burchard von Thüringen im Kampfe gegen die Ungarn fiel (908), nahm Otto dessen Besitz zu seinen bisherigen thüringischen Gütern hinzu, ohne den König zu fragen. Er gebot danach über Sachsen und Thüringen und drängte den fränkischen Einfluß zurück. Mit dieser gewaltigen Herrschaft übernahm er zugleich die Beschirmung der gesamten deutschen Ostgrenze von Nordalbingien bis zum Fichtelgebirge. Bei ihm war der Titel Herzog keine Anmaßung, denn er war der mächtigste unter allen deutschen Fürsten. Diese durch das Erbe der Vorfahren und durch eigene Leistung errungene Stellung veranlaßte die deutschen Fürsten, nach dem Tod Ludwigs des Kindes im Jahre 911 Otto dem Erlauchten die deutsche Königskrone anzubieten. Er lehnte sie jedoch wegen seines hohen Alters ab. Sicher ist dies der einzige Grund gewesen, denn Otto hätte das bisherige Kirchenregiment, seiner ganzen nordisch-sächsischen Art gemäß, nicht fortführen können; für einen Bruch und den damit verbundenen Kampf fühlte er sich jedoch zu alt. Er hatte alles getan, um sein Volk politisch und machtmäßig zu stärken, und vielleicht ließ ihn seine Ahnung voraussehen, daß sein Sohn die Herrschaft in Deutschland einmal führen werde. Den Ehrgeiz dazu hatte er, und um seinen vielerprobten und leistungsfähigen Sohn Heinrich als seinen Nach-

Digitized by Google



Georg Lucas: Vorfrühling in der Senne

Digitized by Google

LIBRARY
LINOIS

Digitized by Google

folger brauchte er nicht zu bangen, als er am 30. November 912 starb; Thietmar pries ihn hundert Jahre später als Vater des Vaterlandes.

Über die Herkunft seiner Gemahlin Hadwich hat man viel gestritten, weil die Quellen nichts darüber sagen. Wahrscheinlich ist sie die Tochter eines sächsischen oder fränkischen Edlen. Manche Gelehrte unserer Zeit wollen sie durch spitzfindige Überlegungen aus dem karolingischen Geschlecht herleiten. Diese Versuche sind jedoch alle gescheitert. Der Ehe Ottos und Hadwichs entsproßen fünf Kinder.

Ottos Nachfolger wurde Heinrich, da die beiden anderen Söhne Thankmar und Liudolf früh gestorben waren. Schon frühzeitig muß Heinrichs ungewöhnliche Begabung aufgefallen sein, sonst hätten die beiden sächsischen Geschichtsschreiber nicht mit so rühmenden Worten von dem Knaben, der ums Jahr 876 geboren wurde, sprechen können. So schreibt Widukind: „Es wurde ihm (Otto) aber ein Sohn geboren, wie ihn die ganze Welt brauchte, der größte und beste unter den Königen, Heinrich, der zuerst mit freier Machtvollkommenheit in Sachsen regiert hat. Dieser zierte schon in frühem Alter sein Leben mit Tugenden jeder Art und nahm von Tag zu Tag zu an überragender Weisheit und an Ruhm aller seiner guten Handlungen. Denn von Jugend auf hatte er den heißesten Trieb, sein Volk glorreich zu machen und den Frieden in seinem Machtgebiet zu befestigen." Bei Thietmar von Merseburg ist zu lesen: „Der Knabe wuchs wie ein verborgenes Bäumchen still heran, dann aber strahlte er wie eine junge Frühlingsblüte, ausgestattet mit den schönsten Eigenschaften, allmählich hervor." In noch schöneren Worten lobt ihn die Lebensbeschreibung seiner späteren Gemahlin Mathilde: „Von der ersten Blüte der Jugend an freier gestellt in den Verhältnissen des Lebens, bildete er sich weislich an allem, wodurch der Geist gehoben werden kann; alle verehrend und liebend, mit denen er war, keinem feindlich, über keinen sich erhebend, die Traurigen tröstend, den Elenden helfend, erwarb er sich Lob und keinen Neid und gewann Freunde, die ihm als gleiche sich anschlossen." Sind diese Worte auch von Verehrern des Königs und erst in späterer Zeit geschrieben, als sein Ruhm unbestreitbar war, so lassen sie doch darauf schließen, daß man auf Heinrich schon in jungen Jahren große Hoffnungen setzen konnte.

Nur wenig berichten die Quellen aus seinen frühen Zeiten, aber schon das Leben und die ersten Taten beweisen, daß Heinrich eine selbstbewußte, starke Persönlichkeit war, die sich überall durchsetzte. Als in seiner Jugend die kirchliche Mißwirtschaft so weit ging, daß Erzbischof Hatto von Mainz eidbrüchig wurde und Adalbert von Babenberg, der sich der königlichen Gnade unterworfen hatte, hinrichten ließ, bäumte sich das mit Adalbert gleichgeartete nordische Blut gegen solchen Frevel auf. Auch durch den siegreichen Zug gegen die Dalaminzier konnte die Erbitterung Heinrichs gegen Hatto nicht abgeschwächt werden. Denn diese lockten nun die Ungarn nach Sachsen, und, anstatt daß das Reichsregiment die Sachsen, die sich der gewandten Feinde allein nicht erwehren konnten, mit einem Heer unterstützt hätte, setzte dieses Regiment nur seine eigensüchtige Politik in Süddeutschland fort. Sachsen blieb nichts übrig, als darauf bedacht zu sein, seine eigene Macht

Digitized by Google

soweit als möglich auszubauen. Noch nie hat derjenige Siege davongetragen, der sich in seiner Sache auf die Unterstützung anderer verläßt; er wird immer allein stehen und sich dem Willen anderer fügen müssen. Wer aber seiner eigenen Kraft vertraut, sie stärkt und untermauert, der kann selbst ein Hort des Schutzes werden, ihn suchen andere als Freunde zu gewinnen. Allein diese klare, einfache Einsicht, vielleicht unbewußt als Auswirkung ihres Blutes, bewog die Sachsenherzöge, ihre Macht so auszubauen. Heinrich trug alte Bauernklugheit und Bauerngeiz und -ehrgeiz als Erbe in sich. Schon sein nächster politischer Schritt im Jahre 906 zeigte sein zielstrebiges Handeln: er heiratete Hateburg, die Tochter des verstorbenen Grafen Erwin von Merseburg, der im Hassegau und Frisonefeld reich begütert war. Hateburg war bereits Witwe und ins Kloster gegangen. Wenn auch nicht feststeht, ob sie schon die Nonnengelübde abgelegt, auf jeden Fall hatte sie damit, daß sie den Schleier genommen hatte, nach damaligen Begriffen ihr Recht auf eine zweite Heirat verwirkt. Heinrich heiratete sie dennoch und setzte sich damit über Vorurteile seiner Zeit hinweg. Ihr umfangreicher Grundbesitz wäre der Kirche anheimgefallen, wenn sie im Kloster geblieben wäre. Gerade dieses Land an der Saale mit dem festen Stützpunkt Merseburg war aber zur Abrundung des thüringischen Besitzes der Liudolfinger außerordentlich wichtig. Wir müssen diese Heirat Heinrichs wohl in erster Linie als eine politische ansehen, wenn auch Thietmar schreibt: „Heinrich bekam Kunde von einer vielgepriesenen Frau, genannt Hateburch und entbrannt von jugendlicher Liebe, sehnte er sich, sie zu besitzen ... Eiligst schickte Heinrich, gelockt von Hateburchs Schönheit und reichem Erbe, Abgesandte und warb um sie, sein Wort verpfändend, denn er wollte seine Wünsche befriedigen, obwohl er wußte, daß sie als Witwe verschleiert war.“ Nach der Hochzeit feierte das junge Paar einen festlichen Einzug in Merseburg, wohin Heinrich alle Nachbarn zu sich einlud. Thietmar erzählt, wie Heinrich sie durch sein persönliches Auftreten an sich fesselte, so daß sie ihn als Herrn verehrten und als Freund liebten. Als ausgezeichneter Krieger, kühner Jäger, großzügiger Festgeber und tüchtiger Zecher, der jedoch stets seine Würde zu wahren wußte, gewann er sie alle für sich. Wir dürfen uns solche Zusammenkünfte wohl getrost nach den anschaulichen Schilderungen nordischer Sagas ausmalen. Er war der Führer, der seine getreuen Gefolgsleute an Kraft, Größe und Weisheit überragte und die Getreuen mit seiner Huld freigebig beschenkte. Verleihung oder Entzug der Huld des Gefolgsherrn und nicht das fränkische Lehnssystem waren in der damaligen Zeit bei den Sachsen als staatsrechtliche Vorgänge noch gebräuchlich.

Obwohl die Ehe Heinrichs damaligen Sitten entsprechend geschlossen worden war, wurde sie von der Kirche nicht anerkannt. Der Halberstädter Bischof Sigismund lud Heinrich auf einen Kirchentag und verbot ihm jeglichen ehelichen Verkehr.

Was der sächsische Herzog Otto zu der Angelegenheit Heinrichs meinte, wissen wir nicht. Er kannte den stürmischen, unbeugsamen Willen seines nunmehr 30jährigen Sohnes. Sicherlich war ihm die Erwerbung der hateburgschen Güter an der Saale recht. Den Sohn aus der kirchlich nicht

Digitized by Google

anerkannten Ehe zwischen Heinrich und Hateburg nahm Otto als vollberechtigtes Mitglied in die liudolfingische Sippe auf und gab ihm den in der Familie gebräuchlichen Namen Thankward. Später wurde die Ehe doch noch kirchlich anerkannt. Plischke nimmt an, daß Heinrichs Vater die Versöhnung dadurch herbeiführte, daß er auf Fürsprache Hattos dem Kloster Hersfeld nach seinem Tode freie Abtwahl versprach und liudolfingische Ansprüche auf Klostereinkommen zurückzog. — Hateburg ist dann ganz aus der Umgebung Heinrichs verschwunden. Vielleicht hat er ihr zugeredet, wieder ins Kloster zu gehen; vielleicht hat er sie auch verstoßen. Ihre Güter blieben in seinem Besitz, aber ihr Name wurde am königlichen Hofe gemieden. Nicht einmal Widukind erwähnt sie als Heinrichs erste Gemahlin, und wir dürfen vielleicht annehmen, daß der Grund zur Trennung eine neue Heirat Heinrichs war. Er hatte das zielstrebige liudolfingische Blut so stark in den Adern, daß er auf persönliches Glück verzichtete und allein auf die Mehrung des Ansehens der sächsischen Herzogsmacht bedacht war. Weil die Abstammung von einem alten, anerkannten Geschlecht damals allein zur Staatsführung berechtigte, erwählte sich Heinrich nun eine Urenkelin aus dem berühmten und in ganz Sachsen bekannten Geschlecht des Witukind zur Frau. Es war Mathilde, die Tochter des westfälischen Grafen Theoderich und seiner Gemahlin Reinhilde. Drei Beweggründe mögen zu dieser Ehe, die im Jahre 909 geschlossen wurde, geführt haben: die Sippenzugehörigkeit der Mathilde, die Liebe Heinrichs zu ihr und ihr Reichtum an Grundbesitz. Es ist namentlich in der Politik zu allen Zeiten so gewesen, daß die Liebe zukünftiger Herrscher hinter dem Wohl des Staates zurücktreten mußte. Wir dürfen dies auch für Heinrich annehmen. Rassetüchtigkeit und Grundbesitz waren sicherlich die vornehmsten Gesichtspunkte seiner Wahl. Wir lesen ja auch aus den mannigfaltigsten Beispielen in den nordischen Sagas, wie die eben genannten Gesichtspunkte bei Familiengründungen in den nordischen Ländern vielfach allein ausschlaggebend bei der Wahl waren. Die Liebe war damals nicht allein eine Angelegenheit des einzelnen, sondern fügte sich in den gesamten Lebensbereich der Sippe ein. Aus diesen tieferen Gründen müssen wir die nordische Art der „Vernunftheirat" Heinrichs verstehen.

Herzog Otto war mit dieser Wahl wohl einverstanden. Die Brautwerbung wie das gesamte Leben der Mathilde sind uns aus zwei Lebensbeschreibungen bekannt, die nach dem Tode der Mathilde geschrieben sind, die jüngere hat dabei vielfach die Angaben der älteren benützt. Mathilde lebte im Kloster Herford, wo ihre Großmutter Äbtissin war. Herzog Otto hatte von Mathilde gehört und sandte Heinrichs Lehrer, Graf Thietmar, hin, um über sie Erkundigungen einzuziehen. Bald ging Heinrich selbst mit dem Grafen in das Kloster; er erblickte Mathilde, erkannte in ihr die ihm gemäße Frau, erhielt von der Großmutter die Erlaubnis zur Heirat und nahm Mathilde am anderen Tag gleich mit sich nach Wallhausen, ohne die Eltern der Braut um die Einwilligung zur Heirat gefragt zu haben. „So war der junge Mann einmal geartet, der beste Freund seiner Altersgenossen, aber hochstrebend, eigenmächtig." In Wallhausen feierte Heinrich im Jahre 909 seine zweite

Digitized by Google

Heirat. Am Hochzeitstage schenkte er diesen Ort mit allem Zubehör seiner Frau als Morgengabe. Mathilde wird gern in diese Ehe gewilligt haben, denn Heinrichs Ruhm war damals schon weithin verbreitet. „Er erfüllte die Herzen seiner Freunde mit Lust, die seiner Widersacher aber mit Trauer, weil er der Mann war, der die Seinen mit Weisheit zu behandeln, seine Feinde aber mit Mut und Gewandtheit zu überwältigen wußte.“ Daß Heinrich gerade eine Nachfahrin aus dem Stamme Witukinds heiratete, sollte anscheinend seinen festen Willen zum Ausdruck bringen, arteigene altsächsische Überlieferung hochzuhalten; waren die Liudolfinger durch ihre Herzogswürde und durch ihren Grundbesitz schon jetzt die Angesehensten in Sachsen — und man kann sagen im ganzen Reich —, so wurde es der junge Heinrich durch seine Vermählung noch viel mehr. Er übernahm das Vermächtnis altsächsischen Willens, nordisch-germanische Art gegenüber Fremdem zu erhalten, und trat so immer mehr als Gegenspieler der kirchlich-uniformistischen Politik in den Vordergrund.

Gebietsmäßig bedeutete die Verbindung des liudolfingischen Hauses mit dem Witukinds einen großen Gewinn. Dieses war in dem sächsischen Stammland Engern und in Westfalen reich begütert. Eine große Zahl der Nachkommen Witukinds war wohl infolge der Zugehörigkeit zum geistlichen Stand kinderlos geblieben, und so war das Geschlecht am Ende des 9. Jahrhunderts nahezu am Erlöschen. Zwar finden wir auch noch tüchtige Krieger unter ihnen, wie jenen Reginbert, der den Dänen eine solche Niederlage beibrachte, daß sie das Wiederkommen vergaßen. Sonst hören wir nichts weiter von einzelnen Gliedern der Familie, als daß sie Äbte in dem Kloster Wildeshausen, der Witukindschen Familienstiftung, waren. Der Sohn des Grafen Theoderich und Bruder der Mathilde, Ruotbert, war Erzbischof von Trier; nun erbte Mathilde allen Besitz. Heinrich war nach der Heirat an Besitz und Macht wirklich der Beherrscher Sachsens. Die ältere Lebensbeschreibung der Mathilde sagt, daß ihn die Sachsen wegen seiner persönlichen Tapferkeit zum Herzog wählten, nachdem sein Vater am 30. November 912 gestorben war. Als acht Tage vor dessen Tod ein Knabe geboren wurde, dem Heinrich den Namen seines Großvaters, Otto, gab, ahnte dieser wohl nicht, daß der Enkel fünfzig Jahre später die Kaiserkrone des Deutschen Reiches tragen würde, des Reiches, zu dem der Großvater durch seine sächsische Politik den Grund gelegt hatte. Außer Otto, dem späteren Kaiser, schenkte Mathilde ihrem Gemahl noch vier Kinder: Gerberga, die Heinrich später in erster Ehe mit dem Herzog Giselbert von Lothringen verheiratete, Bruno, der im Jahre 965 als Erzbischof von Köln starb, Hedwig, die Hugo von Franzien heiratete, und Heinrich, der das Herzogtum Bayern erhielt.

Heinrich erbte von seinem Vater einen riesigen Eigenbesitz, so daß sein Reich von Thüringen über das Harzgebiet bis zu dem Erbe seiner Gemahlin in Westfalen und Engern reichte. Der Erzbischof Hatto von Mainz und der ihm hörige König Konrad wollten nicht dulden, daß derjenige Mann einen so ausgedehnten Besitz innehatte, der ihnen politisch nicht wohlgesonnen war und mit dem sie schon anläßlich seiner ersten Heirat großen Streit gehabt

Digitized by Google

hatten. Der Geschichtsschreiber Widukind sagt, daß König Konrad Bedenken gehabt habe, dem jungen Herzog Heinrich die ganze Macht seines Vaters zu übertragen. Da aber der sächsische Heerbann geschlossen hinter Heinrich stand und keine Schmälerung des Herzogtums dulden wollte, überlegte Konrad, wie er Heinrich durch List beseitigen könnte. Und nun erzählt Widukind eine Geschichte, deren Wahrheit nicht verbürgt ist, die aber, wie jede mündliche Erzählung, zumindest die Auffassung der Menschen damaliger Zeit wiedergibt. Wenn der Mainzer Erzbischof Hatto dabei als Meuchelmörder erscheint, wundert uns das nicht, nach allem was wir über seine Politik wissen.

Hatto soll vorgeschlagen haben, Heinrich in friedfertiger Weise zu König Konrad einzuladen, und ihn dabei mit einer goldenen und vergifteten Halskette ums Leben zu bringen. Dieser Anschlag auf das Leben des Sachsenherzogs soll durch den Goldschmied, der die Kette anfertigte, vereitelt worden sein, nachdem einer der Verschwörer diesem Schmied den verruchten Plan verraten hatte. Heinrich soll nämlich schon auf dem Weg zum Königshof gewesen sein, als ihn der Schmied warnte. Daraufhin soll er jedoch umgekehrt und nie mehr in freundschaftlicher Weise zu Konrad gekommen sein. Dem Boten des Erzbischofs habe er sagen lassen: „Geh und sage Hatto, Heinrichs Hals sei nicht härter als Adalberts."

Die Wahrheit dieser Geschichte wird nie recht erhellt werden; vielleicht ist sie durch den Meuchelmord Hattos an Adalbert von Babenberg genährt worden. Daß sie überhaupt entstehen konnte, ist schon Beweis genug für das politische Ränkespiel der kirchlichen Reichsgewalt. Hatto hatte als Erzbischof von Mainz und als Vorsteher des Bistums Würzburg Besitzungen in Thüringen; er sah nun in dem Herrscherwechsel im sächsischen Herzogtum eine günstige Gelegenheit, die Kirche weiterhin zu bereichern, und zwar mag er zuerst daran gedacht haben, Heinrichs rechtmäßige Nachfolge in den ehemaligen Besitz des im Jahre 908 im Ungarnkampf gefallenen Herzogs Burchard von Thüringen anzuzweifeln. Heinrich duldete diese Verletzung seiner Ehre jedoch nicht und überzog Gebiete Hattos mit Krieg. Aus Kummer darüber, so sagt Widukind, starb Hatto am 15. Mai des Jahres 913. König Konrad hielt sich für verpflichtet, aus diesem Grunde gegen Heinrich Stellung zu nehmen. Obgleich er zur selben Zeit auch gegen die Unbotmäßigkeit der süddeutschen Herzöge zu kämpfen hatte, wandte er sich im Jahre 915 mit Heeresmacht gegen Sachsen. Sein Bruder Eberhard zog auf der Heeresstraße Karls I. und wie dieser von Hessen aus gegen die sächsische Eresburg an der Diemel. Widukind berichtet davon, wie Eberhard übermütig prahlte, die Sachsen wagten es nicht, mit ihren Soldaten vor der Burg zu erscheinen, und stellten sich seinem Heere nicht. Kaum hatte er dies gesagt, so wären die sächsischen Krieger auch schon gekommen und hätten dem fränkischen Heer eine solche Niederlage beigebracht, „daß man die fahrenden Sänger vortragen hörte, wo es wohl eine Hölle gäbe, groß genug, eine solche Menge Gefallener aufzunehmen". Daraus erkennen wir, daß der Volksmund Konrad die Niederlage gönnte und Heinrich Recht gab.

Digitized by Google

Dieser verfolgte die geschlagenen Franken und kam bis ins fränkische Land. Darüber war König Konrad so erzürnt, daß er die Belagerung der Burg Twiel bei Singen in Schwaben aufgab und ein großes Heer gegen die Sachsen führte. Heinrich zog sich mit seinem Heer in die feste Burg Grone bei Göttingen zurück. Es wird erzählt, daß Konrad Heinrich zur Übergabe aufforderte und versprach, ihn als Freund, nicht als Feind zu behandeln. Während dieser Verhandlung sei jedoch ein Graf Thietmar von Osten gekommen und habe in Anwesenheit von Konrads Boten laut geäußert: er bringe ein Heer zum Entsatze Heinrichs und möchte einen Platz für die Lagerstätte angewiesen haben. Durch diese unerwartete Hilfeleistung gestärkt, lehnte Heinrich alle Verhandlungen ab. Das fränkische Heer wurde eingeschüchtert, es gab die Belagerung von Grone auf und zog ab. In Wahrheit hatte der schlaue Graf Thietmar nur fünf Mann mitgebracht und durch seinen Mut den Gegner überlistet. Das Verhalten des Grafen zeigt, wie Heinrich auch in der größten Not auf die Treue seiner Mannen bauen konnte.

Schon Giesebrecht hebt hervor, wie gern und reichlich Heinrich seine Dienstleute belohnte, und wie treu ihm diese ergeben waren. Es war darum schwer zu sagen, ob sie mehr Ehrfurcht oder Liebe an ihn fesselte. Anhänglichkeit an sein sächsisches Land und sein Sachsenvolk waren die vornehmsten Tugenden Heinrichs. Der nordische Mensch weiß Treue mit Treue zu vergelten. Das germanische Gefolgschaftswesen, das Heinrich als sächsisches Erbe zum Grundsatz seiner Herrschaft auch als deutscher König erhob, kennt nicht herrischen Befehl auf der einen und blinden Gehorsam auf der anderen Seite, sondern das Gesetz der Mannschaft, nachdem das In-Treue-Zueinanderstehen die Ehre jedes einzelnen ist. — Auch der Führer Adolf Hitler herrscht nach diesem Leitbild in Deutschland. —

Heinrichs Persönlichkeit

Schon äußerlich schildert uns Widukind Heinrich als nordischen Menschen: „Zu der außerordentlichen Klugheit und Weisheit, durch die er sich auszeichnete, kam noch seine mächtige Körpergestalt, die der königlichen Würde erst die ganze Zierde verlieh. Auch bei Kampfspielen besiegte er alle mit solcher Überlegenheit, daß er den übrigen Schrecken einjagte. Auf der Jagd war er so unermüdlich, daß er auf einem Ritt vierzig oder noch mehr Stück Wildes erlegte; und obgleich er bei Gelagen sehr heiter war, vergab er doch der königlichen Würde nichts, denn er flößte zu gleicher Zeit solche Anhänglichkeit und solche Furcht den Kriegsleuten ein, daß sie, selbst wenn er scherzte, sich nicht getrauten, irgendwie Unziemliches sich zu erlauben." Sein Körper war durch harte kriegerische Zucht und durch Anstrengungen der Jagd gestählt. Wir können aus den Zeilen lesen, daß er öfter, vielleicht während einer Fahrt, im friedlichen Wettstreit die Kräfte mit seinen Getreuen maß. Dabei zeichnete er sich durch Schnelligkeit und Kraft vor den anderen aus. Im engeren Kreis seiner nächsten Gefolgsleute feierte er nach altgermanischer Weise frohe Gelage.

Digitized by Google

„Mit Waffen soll man Freunde und mit Gewanden erfreuen,
das sieht man an sich selbst:
Geber und Vergelter bleiben gute Freunde,
ist ihnen günstig das Glück.
Nicht Großes nur gebe man anderen,
damit man Dank verdient:
durch Brotes Bissen und Bechers Neige
den Gefährten ich fand."

Diese Weisheit der Alten war Heinrich kund; in froher Runde zechte er mit seinen Mannen und mag sich auch dabei nicht als Schwächling gezeigt haben, denn urwüchsige Kraft und kernige Gesundheit waren ihm eigen. Bei aller Geselligkeit blieb er jedoch immer der geachtete Führer und hielt auch selbst auf seine Würde. Vielleicht hat er die Ordnung seiner Tischgesellschaft beim Festmahl dann auch bei Festlichkeiten des Reiches eingeführt. Er selbst bestimmte ja seinen Sohn Otto zum Nachfolger und wird die Form der Krönung der gesicherten Stellung seines Thrones entsprechend gut vorbereitet haben. Die Dienste der deutschen Herzöge bei den Krönungsfeierlichkeiten seines Sohnes Otto hat sicherlich Heinrich schon angeregt, denn ihn verehrten alle und erfüllten seine Wünsche. So hat er, wie bei vielen anderen Dingen, dazu beigetragen, daß altgermanische Sitten in Deutschland staatsrechtlich verankert wurden.

Wir haben bisher wenig von Heinrichs Gemahlin und seiner Familie gehört, weil für jene eine besondere Würdigung vorbehalten wird. Dieser Mann, der so fest in seiner Sippe stand, konnte nicht anders handeln, als daß er sein Haus mit aller Liebe und Vorsorge väterlich betreute. Mit welcher Zuneigung hat er Mathilde von Anfang an geliebt! Wie sorgte er, der als bäuerlicher Mensch immer aus eigenem Hof die besten Kräfte für sein Werk schöpfte, dafür, daß seine Sippe immer mit dem Boden verbunden blieb! Er schenkte Mathilde mit Zustimmung seines Sohnes Otto ertragreiche Erbgüter. Der besonderen Fürbitte seiner Gemahlin hatten viele Kirchen und Stifte zu verdanken, daß ihnen der König ihre Rechte neu verbriefte. Dabei ließ er sich in seinen politischen Entschlüssen jedoch nicht im entferntesten von seiner Frau beeinflussen. Ihr Lieblingskind war Heinrich; er hielt ihn jedoch für unbedacht und voreilig und bestimmte vor seinem Tode den ältesten Sohn aus der Ehe mit Mathilde zur Nachfolge. Dabei verblieb er auch.

Mathilde hatte ihm fünf Kinder geschenkt, deren Zukunft ihm am Herzen lag, denn sie hatten das stolze liudolfingische Erbe in der Zukunft weiterzugeben. Darum konnte er so unbesonnene Schritte, wie sie die Liebe Ottos zu einer slavischen Gefangenen waren, nicht dulden. Mit der Gemahlin Ottos aus englischem Königshaus verband er, alter Überlieferung gleich, höhere Ziele zum Wohle des Vaterlandes. Die älteste Tochter, Gerberga, vermählte er mit dem Herzog Giselbert von Lothringen und band dieses neu erworbene Herzogtum enger ans Reich. Später heiratete Gerberga den französischen König Ludwig IV. und pflegte selbst damit die von Heinrich

Digitized by Google

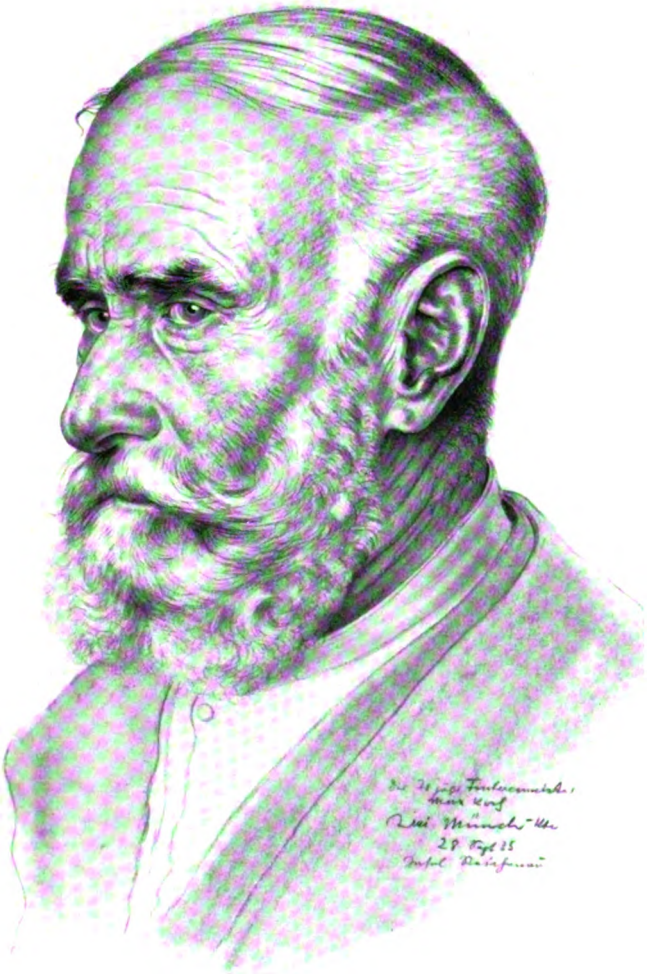
glücklich gefügte Freundschaft mit dem westlichen Nachbarland. Seinen Sohn Bruno hatte Heinrich in seinem vierten Jahr zum geistlichen Stand bestimmt. Die nächste Tochter Hedwig heiratete Hugo von Franzien, der Heinrich oft um Vermittlung in seinen Streitigkeiten mit dem französischen König gebeten hatte. Heinrich, der jüngste Sohn und Liebling der Königin, war später, nach vielen Jahren und nach Aufständen gegen seinen Bruder Otto, Herzog in Bayern.

Gegen Freunde war Heinrich freigebig. Einem solchen Mann können sich nur gerade und tüchtige Charaktere aus echtem Blut auf die Dauer zugesellen. Puppen sind ihres Scheines bald entkleidet; darum tat Heinrich gut daran, daß er für seine Freunde sorgte. „Er war von der Art, daß er seinen Freunden nichts abschlagen konnte, und wenn es ihm galt, sein Volk zu erhöhen, so war kaum einer oder niemand unter den namhaften Männern in ganz Sachsen, den er nicht durch ein herrliches Geschenk oder Amt oder irgendein Lehen geehrt hätte." Die Freunde achteten ihn denn auch als ihren Freund in Freud und Leid, als ihren Gefolgsherrn und König. Jeder hätte sein Leben für ihn hingegeben. Und selbst die ihm erst feind waren, machte er sich durch weise Mäßigung und Überzeugung zu Freunden, wie Arnulf, den Herzog von Bayern. Schließlich pflanzte sich der Ruf seiner Größe über Deutschlands Grenzen bis in fremde Länder fort, denn er wußte „die Seinen mit Weisheit zu behandeln, seine Feinde aber mit Mut und Gewandtheit zu überwältigen". Widukind rühmt Heinrich Strenge gegen die Fremden, Milde jedoch gegen die Landsleute in allen Dingen nach. Die Lebensbeschreibung seiner Gemahlin Mathilde nennt ihn freigebig gegen die Armen, väterlich schützend gegen Witwen und Unterdrückte. Seinen Kriegern gab er nach ihrem Werte und regierte in Frömmigkeit und Besonnenheit.

Große Tugenden müssen den Mann ausgezeichnet haben, der ein Chaos in Ordnung verwandelt hatte! Es ist wie ein Wunder, daß sich während seiner Regierungsjahre *keiner* der deutschen Großen gegen ihn empörte, daß kein Bürgerkrieg mehr im Lande tobte. Große Mäßigung und Klugheit können dies allein bewirkt haben. Daß Deutschland damals nur ein Bundesstaat gewesen sei, in dem die einzelnen Herzöge vollkommen freie Hand gehabt hätten, haben wir im Laufe der Darstellung öfters widerlegt; auch haben die Erfolge Heinrich recht gegeben, daß seine Regierungsweise richtig war.

Nach reifer Überlegung faßte er seine Entschlüsse; dabei verläuft sein ganzes Lebenswerk in einer so klaren, eindeutigen Richtung, daß man annehmen möchte, er habe sich schon bei seinem Regierungsantritt ein großes Fernziel gegeben, das er schrittweise, in weiser Mäßigung und Besonnenheit und unter Berücksichtigung aller Gegebenheiten zu verwirklichen suchte. Der einfache Blick des Bauern ließ ihn immer rasch erkennen, was zuerst zu tun sei, und mit einem beharrlichen Willen führte er dies auch erst zu einem guten Ende, ehe er das nächste ergriff. „Die Arbeit auf dem Bauernhof ist eine *wirkliche* Angelegenheit. Sie führt den Bauern dazu, die Dinge ursächlich richtig in Zusammenhang zu bringen; sonst wird er bald

Digitized by Google



Willi Münch-Khe: Der 78jährige Fischereimeister auf Insel Reichenau

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

unliebsame Gelegenheit haben, über Ursache und Wirkung nachzudenken. Echtes Bauerntum erzieht daher zu einem Rechnen mit gegebenen Größen... Damit erhielt die nordische Rasse entwicklungsgeschichtlich den Keim zu jener eigenartigen Begabung für echte Politik, die sie so auszeichnet."

Heinrich ließ die außenpolitischen Aufgaben ruhen, bis er das Reich geeint und das entfremdete Lothringen wieder zurückgewonnen hatte. Dabei griff er schon auf die Außenpolitik über. Seine Erfolge an der Westgrenze und die Übereinkommen mit Frankreich sind nicht minder groß wie die späteren im Osten und Norden. Erinnern wir uns doch, daß er gegenüber den französischen Karolingern durchsetzte, daß sie in Deutschland ein anderes als das karolingische Geschlecht als herrschend anerkannten. So wie sich am Anfang Deutschland und Frankreich gleich stark an Macht vertraglich einigten, hat sich Heinrich auch in späterer Zeit, als er dem französischen König weit überlegen war, nicht auf die Versuchungen französischer Großer eingelassen und die Uneinigkeit dieses Landes nicht ausgenutzt. Ihm lag nur die Einheit und Festigung des Deutschen Reiches am Herzen. So gewann er im Osten altes germanisches Siedlungsland zurück und schaffte Raum für die wachsende Volkszahl. Gleichzeitig sicherte er die Ostgrenze und bereitete den größten Schlag vor, der ihn und Deutschland zum Retter europäischer Kultur und Gesittung machte; er schlug die Ungarn im Jahre 933 bei Riade. Diese Zeit sah ihn auf dem Höhepunkte seiner Macht: Deutschland geeint, deutsche Krieger aus allen Gauen in einem gemeinsamen Heer! Durch eine gemeinsame Aufgabe hat dieser König Deutschland zu einem Volksreich geeint und die Weltstellung des mittelalterlichen deutschen Reiches vorbereitet. Er ist der Begründer der Wiedereindeutschung des Ostens auf der Grundlage des Volkstums. Es wäre müßig, darüber zu streiten, ob dieser Beginner oder sein Sohn Otto oder später Heinrich der Löwe mehr Verdienste um diese Raumgewinnung haben. Heinrich zeichnete sowohl an der Elbe und Saale, in Böhmen wie auch an der Ostsee durch die Einnahme von Haithabu die große Linie deutscher Politik vor. Er knüpfte Verbindung mit dem stammverwandten England an.

Leopold von Ranke urteilt: „Heinrich hatte alle Qualitäten, um seine Aufgabe zu erfüllen. Er war schlagfertig, unerbittlich und selbst grausam, wenn es galt, den Abfall und die Verbindung mit den Feinden zu strafen; aber dabei leutselig und ein Kriegsmann durch und durch, der seine Truppen nach dem Bedürfnis der Zeit zu bilden wußte. Die hohe Stelle, die er einnahm, machte ihn nicht übermütig. Bei den Zusammenkünften, die er mit fremden Herrschern hatte, scheint seine persönliche Liebenswürdigkeit dazu beigetragen zu haben, die Feindseligkeiten zu beseitigen, die aus den Umständen entsprangen." Seine Kriege dienten dem Frieden Deutschlands und wie im Ungarnkrieg dem Frieden der ganzen Welt. So sahen ihn schon die Zeitgenossen: „Unter Heinrichs Regierung ist die Wucherpflanze der Bosheit verdorrt und des holden Friedens lachende Blüte hell hervorgetreten" oder: „Der Tag würde nicht ausreichen, wollte man erzählen,

Digitized by Google

wie Heinrich es so weit brachte, daß der schönste und herrlichste Friede dem Reich erblühte, das er in dem traurigsten Zustand übernahm."

Konrad hatte seinen Bruder Eberhard zum Verzicht bewogen und die Reichsinsignien dem sächsischen Herrscher bringen lassen, weil „sein Geschlecht nicht die rechte Art hatte", wie die Quellen ihn sprechen lassen. Der Reichsobmann des Reichsnährstandes, Meinberg, hat während des Dritten Reichsbauerntages in Goslar in einer Rede darauf hingewiesen, daß dieser Verzicht aus der Erkenntnis heraus, daß ein besserer da sei, einmalig ist in der Weltgeschichte. Das Verhältnis Heinrichs zu seinem Vater Otto dem Erlauchten vergleicht er mit Recht mit dem Friedrichs des Großen und seines Vaters, des Soldatenkönigs. Schöner konnte dies Verhältnis nicht ausgedrückt werden. Tatsächlich hat Otto alles für seinen Sohn vorbereitet; wir haben das an vielen Beispielen gehört, und wie sehr die einzelnen Glieder dieses Sachsengeschlechts aufeinander bauen, erhärten auch wieder die Taten Heinrichs, der mit seiner Heereserneuerung die Waffen schmiedete, mit denen sein Sohn Otto die deutsche Weltmacht gründete. Er ist nicht der Städtegründer gewesen, aber er hat mit seinen Burgen die Keimzellen für das Städtewesen gelegt. „Den sicheren Sinn für das praktisch Erreichbare und Fruchtbare, welcher die Seele aller realen Politik ist, bewahrte er nach jeder Richtung bis an das Ende seiner Tage" (H. von Sybel). In all dem offenbart sich sein bäuerliches Wesen; wo er persönlich erschien oder wo er sprach, waren ihm die Menschen zugetan. Umgekehrt verstand er das gemeinsame nordische Blut anzusprechen und das Volk zu Taten fortzureißen. Er regierte nicht nach einer starren Verfassung, Handschlag und Treuwort galten ihm mehr als geschriebenes Recht. So haben wir von ihm nicht ein geschriebenes Reichsrecht, wie es vorher oder nachher teilweise wieder aufgezeichnet wurde. Nach altgermanischer Sitte verpflichtete er sich seine Getreuen persönlich, und wer ihm ins Auge geschaut hatte, konnte nicht zum Verräter oder Verfälscher seiner Sache werden, denn Unehrlichkeit wagt sich nicht ins helle Licht leuchtender Augen, sondern bleibt im Dunkeln. Heinrich selbst war „ein Verehrer der Gerechtigkeit, ein Zerstörer des Ungerechten", sagt ein zeitgenössischer Franzose.

Digitized by Google

Prof. Dr. Alfred Baeumler:

Friedrich Ludwig Jahns Stellung in der deutschen Geistesgeschichte

Wir leben im Zeitalter der Kentauern. Wo immer heute ein geistesgeschichtlicher Versuch unternommen wird — gleich ist der Kentauer da: die Absichten, Haupt- und Oberleib, sind nationalsozialistisch, das übrige aber will nicht recht dazu stimmen. Der kräftige Pferdeleib der geistesgeschichtlichen Überlieferung macht zusammen mit den neuen Absichten ein seltsames, schwerbewegliches Ganzes aus. Wir werden froh sein, wenn dieses Kentauernzeitalter zu Ende sein wird, d. h. also, wenn unsere Wertungen nicht mehr auf die sonderbarste Weise mit überlieferten Auffassungen verbunden sind, sondern wenn wir von unseren Werten aus auch die Vergangenheit neu verstanden haben werden.

Man mache sich einmal klar, was es heißt, daß die von Geschlechtern ausgebaute Auffassung von der „klassischen" Epoche unserer Philosophie und Dichtung noch immer in unerschütterlicher Geltung ist. Man hat zwar in den letzten Jahrzehnten auch die Romantik wieder entdeckt, aber das bedeutet doch nur eine Bereicherung und Vervollständigung jenes überlieferten Bildes, keineswegs eine Neugestaltung von Grund auf. Im Banne der klassizistisch-romantischen Tradition bewegt sich noch immer das deutsche Geistesleben von heute. An der jungen Generation ist es, die deutschen Quellen neu zu lesen und darin jene Züge aufzufinden, die von früheren Geschlechtern übersehen wurden, zugleich aber auch die Legenden zu beseitigen, die sich unter dem Zwange herrschender politischer und sozialer Verhältnisse einmal gebildet haben, und die freiwillig nicht wieder abdanken. Wir können nicht den jungen Herder, Jean Paul und Hölderlin an dem Platze sehen, der ihnen in der wahren Geschichte des deutschen Geistes zukommt, ohne die Überlieferung des 19. Jahrhunderts von der überragenden Bedeutung des klassizistischen Weimar und der Freundschaft Goethes und Schillers zu zerstören. Wir können unsere Weltanschauung nicht philosophisch ausdrücken, ohne die Gedankenentwicklung, die von Kant zu Nietzsche führt, kritisch zu beherrschen. Mit den Formeln Fichtes und Hegels, auch wenn sie noch so tief verstanden werden, ist unsere Welt nicht mehr zu fassen. Und doch ist nichts häufiger als der Versuch, z. B. Fichtes Gedankenwelt mit der nationalsozialistischen gleichzusetzen. Es würde sich nichts ändern, wenn an die Stelle des Fichte-Kentauern der Hegel-Kentauer träte. Wir müssen mit den Augen des 20. Jahrhunderts sehen lernen — das ist die Aufgabe.

Die für die Gegenwart kennzeichnende Unsicherheit in geistesgeschichtlichen Dingen sei an einem großen Beispiel aufgezeigt. In diesem Jahre hat die Deutsche Turnerschaft aufgehört zu bestehen. Zwischen den großen Erziehungsorganisationen der Partei konnte die DT., die ihrem tieferen Sinne nach immer eine Erziehungsgemeinschaft gewesen ist, sich nicht als

Digitized by Google

selbständiges Wesen behaupten. Das Beste, was von ihr angestrebt wurde, ist in den Zielen der nationalsozialistischen Bewegung restlos aufbewahrt. Wenn jemals von einem „Aufgehen" und „Übergehen" zu reden erlaubt war, dann in diesem Falle, wo die durch Jahn geschaffene politische und pädagogische Bewegung sich auflöst in die Bewegung Adolf Hitlers. Man sollte erwarten, daß der Begründer der Turnbewegung und der Verfasser des „Deutschen Volkstums" in unserem heutigen politisch-pädagogischen Denken an erster Stelle stünde. Aber das ist keineswegs der Fall. Nicht einmal die kräftigen Worte, die der Führer über Jahn auf dem deutschen Turnfest im Jahre 1933 gesprochen hat, haben den Bann zu brechen vermocht, der auf Jahn liegt. Man hat den braven und klugen W. H. Riehl wieder entdeckt, man liest Treitschke, man schwelgt in Fichte und Arndt — Jahn aber bleibt der gute, alte „Turnvater", der, wie wohl manche hoffen, in diesem Jahre endgültig eingesargt worden ist. Es ist Tatsache, daß wir im Jahre der Auflösung der DT. noch kein anerkanntes, überzeugendes und verpflichtendes Bild des Mannes besitzen, der der früheste und kühnste Verfechter des Gedankens der Einheit Deutschlands war und ein echter Genius unseres Volkes, und der überdies einer der erfolgreichsten und fruchtbarsten politischen Erzieher aller Zeiten gewesen ist.

Man braucht sich diesen Tatbestand nur vor Augen halten, um zu erkennen: es müssen tiefere Gründe sein, die die Entstehung eines richtigen Jahnbildes bis heute verhindert haben. Der Hinweis darauf, daß Jahn seinen Ruhm selber überlebt habe, genügt so wenig, wie der auf seine „Schwächen". Vielmehr ist eben dieses fortgesetzte Gerede von seinen „Schwächen" eine Erscheinung, die der Erklärung bedarf. Noch im Jahre 1928 konnte in einer wissenschaftlichen historischen Zeitschrift ein Aufsatz gedruckt werden (er war hervorgegangen aus einer Leipziger Dissertation), der eine einzige fortlaufende Verdächtigung eines großen Deutschen durch einen kleinen verwirrten Menschen war. Und das Kennzeichnendste: selbst die verdienstliche Erwiderung auf diese Selbstprostitution liberaler Wissenschaftlichkeit blieb wesentlich im Tone der Entschuldigung stecken. Ein Mann wie Jahn sollte es nicht nötig haben, gegen herz- und kopfschwache Zöglinge liberaler Geschichtsprofessoren verteidigt zu werden. Er braucht nur selber zu erscheinen, um jene in einen Verteidigungszustand zu versetzen, von dem sie sich zuvor nichts haben träumen lassen.

Warum kann Jahns Bild heute noch verdunkelt werden, während etwas Ähnliches bei seinen Zeitgenossen Fichte und Arndt ganz unvorstellbar wäre? Wie viele kritische Stimmen hat Fichtes Auftreten zu seiner Zeit herausgefordert — und die Nachwelt ist ein einziges Lob. Jahn hat jahrelang die Anerkennung der Besten der Mitlebenden genossen — aber die Nachwelt wagt nur von ihm zu reden, indem sie ihn entschuldigt. Was ist hier vorgegangen?

Auf Jahn liegt der Bannfluch der national-liberalen Tradition. Alle die Glühenden und Treibenden der preußischen Reformzeit sind aus den Gräbern, in denen die Reaktion sie schon beigesetzt wähnte, wieder auferstanden: Stein, Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau, Arndt, Fichte, Schleiermacher, Humboldt — nur Jahn ist nicht wiedergekommen. Die Grabplatte, die das

Digitized by Google

19. Jahrhundert auf ihn gewälzt hatte, war zu schwer. Es war gerade noch möglich, den „Turnvater" anzuerkennen; die Gesamtgestalt des großen Volkserziehers blieb verdeckt. Pestalozzi wurde mit Feierlichkeit durch die ganze Nation eingeholt; Jahn, der nicht minder wirksame und lebendige, blieb bei der DT. Es gehört zu den Wesenszügen des 19. Jahrhunderts, daß es gerade Jahn mit seinem großen Bann belegte, ein Bann, der von links bis rechts, von Heine bis Treitschke reichte. Die Juden und Freimaurer wußten natürlich, was sie gegen den Mann hatten; die nationale Rechte wußte es nicht, warum sie hier mit der sonst wenig geachteten Linken übereinstimmte. Der Redakteur des Berliner Tageblattes, der im „Ulk" zum Gedächtnis des ersten Turnplatzes in der Hasenheide 1911 eine herabsetzende Jahnkarikatur veröffentlichte, wußte genau, was er tat; diejenigen aber, die sich heute noch im Tone Treitschkes gegen Jahn äußern, wissen so wenig wie Treitschke selber, was sie eigentlich gegen den großen Vaterlandsfreund einzuwenden haben. Es scheint zunächst nur ein Geschmack zu sein, der sich hier auflehnt. „In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahn zeigten sich schon einige der fratzenhaften Züge, welche das neue Deutschtum verunzierten ...". Mit diesen Worten wird Jahn von Treitschke in dessen „Deutsche Geschichte" eingeführt. Und was ist es, was er ihm vorzuwerfen hat? „Rauher und hochmütiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmut und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist, Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indes war die Wirksamkeit des Alten im Bart während der ersten Jahre noch überwiegend heilsam. Für den einen Gedanken, der damals not tat, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe, die Jugend in Zucht zu nehmen ..."

Was bleibt von diesem Angriff, der doch dem Pädagogen Jahn widerwillig Gerechtigkeit widerfahren lassen muß? Es bleibt weiter nichts als der Tatbestand, daß hier ein bestimmter „Geist", eine bestimmte „Bildung" sich gegen den Alten im Bart auflehnt. Der feine Geschmack des manchmal allzu gebildeten Treitschke verschmäht es nicht, geschmacklos zu werden, und das innere Getroffensein dieses „Geistes" und dieser „Bildung" zu verraten: „Wer diesem Kraftmenschen glaubte, mußte die Überzeugung gewinnen, daß beim nächsten Einfall der Franzosen die deutsche Turnerschaft nur eine einzige Bauchwelle zu schlagen brauchte, um den Feind zu zermalmen." Das geht auf den Jahn, der wie kein anderer die Jugend der Befreiungskriege begeistert hat, auf den geistigen Begründer des Lützowschen Freikorps, aus dem die Urburschenschaft hervorgegangen ist. Die Frage ist wahrlich nicht: was kann zur Verteidigung Jahns gesagt werden, sondern einzig und allein: wie war ein solches Fehlurteil möglich?

Zur Geschichte dieses Fehlurteils hat Fritz Eckardt das Material zusammengestellt. (Fr. L. Jahn, 1924.) Er weist die Abhängigkeit Treitschkes von Immermann nach. Dabei ist nicht entscheidend, ob Immermann auch von

Digitized by Google

persönlichen Motiven geleitet wurde, als er in seinen „Memorabilien“ (1840) gegen Jahn als den unbewußten Affen Fichtes loszog und feststellte, daß er mit seinem Bauernverstand, seinem plumpen Wesen und seiner geistlosen Tugend nur eine Handvoll junger Menschen eine Zeitlang habe beschäftigen können, den gebildeten Teil des Volkes aber nicht gelockt habe. Entscheidend ist vielmehr der Eifer, mit dem hier gesprochen wird. Darüber, daß dies der Eifer des gebildeten bürgerlichen Publikums ist, kann kein Zweifel bestehen. Dasselbe nationale und liberale Publikum, das Luthers Bild hausväterlich-philisterhaft verkitschte, das die Legende des klassischen Weimar schuf, Hölderlin vergaß, Nietzsche ausstieß und in Treitschkes „Deutscher Geschichte“ sein eigenes Bild wiederfand, hat auch Jahn als einen ungebildeten Patrioten von sich ausgeschlossen. Man wollte nur noch gebildete Patrioten als Vorkämpfer für Deutschlands Freiheit und Einheit anerkannt sehen.

Jahn war ein belesener Mann von weitem Horizont und durchaus gebildet in jedem tieferen Sinne des Wortes. Aber er war kein Gebildeter im Sinne der neuen Berliner Universität. Es ist völlig richtig: niemals hat Jahn die Schicht der geistig hochstehenden Offiziere und Beamten in derselben Weise beeinflußt wie Schleiermacher oder Fichte. Zu seinen Zuhörern und Bewunderern gehörten auch gebildete Offiziere und Beamte, aber das Zentrum seiner Wirksamkeit lag doch anderswo. Jahn erkannte, daß die Nation, die das Joch Napoleons abzuschütteln hatte, mehr umfaßte als den kleinen Kreis, der die Berliner Universität umstand. Der Volksmann Jahn wirkte auf ganz andere Schichten ein, als es Schleiermacher und Fichte jemals möglich gewesen wäre. Kann man aber heute noch die Geschichte der Befreiungszeit lediglich unter dem Gesichtspunkt der „gebildeten Stände“ schreiben? Die Erhebung wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht das Volk in seiner Gesamtheit den Führenden Gefolgschaft geleistet hätte. Wieviel Jahn dazu beigetragen hat, diese Erhebung vorzubereiten, ist nicht mehr abzuschätzen. Sicher aber ist, daß er auf seinem Gebiete ohne Vorgänger und Beispiel mit stärkstem Einsatz und größtem Erfolge gearbeitet hat. Er war der einzige, der wirklich ins Volk ging und in der Sprache des Volkes zu reden wußte. Er konnte mit Schiffsknechten und Handwerksburschen ebenso umgehen wie mit Tagelöhnern und Bauern; er kannte ebenso gut die Geheimnisse der Wildschützen und der Schmuggler, wie er die Sprache der Gauner, das Rotwelsch, beherrschte; daneben natürlich eine Anzahl Mundarten. „Ohne Mundarten wird der Sprachleib ein Sprachleichnam“ hat er einmal geschrieben. Dieser Mann hatte eine andere Aufgabe als die Schleiermacher, Fichte und Humboldt. Er bewegte sich in einem ganz anderen Raum, gleichsam im unteren Stockwerk der Gesellschaft. Für wen die Nation nur die Gebildeten umfaßt, wer das Volk der Bauern und Handwerksburschen für minderwertig hält, der muß auch Jahn für minderwertig halten. Er vergißt aber dabei, daß diese einfachen Herzen ihr Leben genau so für das Vaterland in die Schanze schlugen. Es war gewiß auch notwendig, daß Schleiermacher ein vornehmes Publikum im Patriotismus stärkte, indem er es zugleich religiös erbaute. Reiner und auch tiefer will uns heute freilich

Digitized by Google

die Art Jahns erscheinen, der nicht mit kluger Dialektik die Gemüter lenkte, sondern mit einem einzigen Kampfruf die Herzen entflammte. Wir denken nicht daran, Schleiermacher und Fichte gering zu achten, weil sie nur die Sprache der Gelehrten und Gebildeten beherrschten. Wir nehmen uns aber heraus, den einen Bildungsphilister zu nennen, der sich Jahns volkstümliches, männliches Wesen durch Bezeichnungen wie roh, derb, plump vom Leibe hält.

Wie warm und beredt schildert derselbe Treitschke, der Jahn so hart anzulassen weiß, die Tätigkeit Schleiermachers. „Er vor allen andern wurde der politische Lehrer der gebildeten Berliner Gesellschaft. Dichte Scharen Andächtiger drängten sich in dem engen Rundbau der dürftigen kleinen Dreifaltigkeitskirche, wenn er in seinen breit dahinrauschenden, echt rednerischen Perioden, in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken dieser neuen Zeit verkündigte: daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege: mehr denn jemals gelte jetzt die Mahnung des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, Besitz und Leben nur als anvertraute Güter zu betrachten, die dahinfahren müßten für höhere Zwecke, und die Feinde nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können.... Das alles, so einfach fromm, dem schlichtesten Sinne verständlich, und doch so geistvoll, tief aus dem Borne der neuen Kultur geschöpft; so glaubensinnig und doch so klug auf die politischen Nöte des Augenblicks berechnet. Die praktische Theologie, die solange seitab von den geistigen Kämpfen der Zeit im Hintertreffen gestanden, wagte sich wieder heraus auf die freien Höhen der deutschen Bildung, und die getrösteten Hörer empfanden, daß das Christentum in jedem Wandel der Geschicke immer neu und lebendig, immer zeitgemäß zu wirken vermag."

Ein Theologe von heute könnte vielleicht im Stile Treitschkes gegen Jahn von diesen Predigten (ebenso ungerecht), sagen: In der Dreifaltigkeitskirche seien damals patriotische Klimmzüge am Reck des Christentums gemacht worden. Wir lassen uns auf solche Auseinandersetzungen nicht ein. Schleiermacher hat als Deutscher seine Pflicht getan und wir ehren ihn deshalb. Lesen wir aber, wie zur gleichen Zeit Jahn geredet und gedacht hat, dann wird uns noch heute weit und wohl ums Herz. Neben die Schilderung Schleiermachers durch Treitschke stelle ich die Zusammenfassung der Jahnschen Reden und Ansichten, wie sie sich in seinen Prozeßakten findet — der Redaktor ist kein geringerer als E. Th. A. Hoffmann. Der von Jahn 1810 gegründete „Deutsche Bund", um dessentwillen er 1819 gefangen gesetzt wurde, hatte folgende Ziele: „Des deutschen Bundes Zweck ist Erhaltung des deutschen Volks in seiner Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, Neubelebung der Deutschheit und aller schlummernden Kräfte, Bewahrung unseres Volkstums, Schutz und Schirm wider heimliche Verderbung von innen, wider offenbare Knechtschaft von außen und alle Kunstgriffe, Listen und Betörungen der Ein- und Umschmelzung, Hinwirken zur endlichen Einheit unseres zersplitterten, geteilten und getrennten Volks.... Wider alle und jede Ausländerei reden, lehren und handeln — das Volksgefühl beleben, die Willenlosigkeit benehmen und alle Hirngespinste von Volksohnmacht und Feindes Übermacht — überhaupt deutsch werden und bleiben."

Digitized by Google

Das ist nicht aus dem Borne jener neuen deutschen Bildung geschöpft, für die Treitschke sich begeisterte — aber aus dem bedrohten Existenzgefühl eines Deutschen in einer großen Wendezeit. Man halte neben diese Worte das, was Treitschke an Schleiermacher zu rühmen weiß, um zu sehen, in welch ganz anderer Tiefe Jahn mit der wirklichen Bewegung der Zeit verbunden gewesen ist, als der berühmte Prediger. Es läuft bei Schleiermacher schließlich doch auf eine Gesinnungspredigt mit zeitgemäßer Zuspitzung hinaus. Das Ganze schwebt in den Wolken der Moral und der neuen Bildung. Jahn dagegen spricht mit der Ergriffenheit und der Wucht dessen, der mitten im Geschehen steht, und dem aus bedrängendem Erlebnis neue Erkenntnis wird. Bei Jahn weist alles vorwärts auf kommende Ereignisse, die er selber gar nicht mehr erlebt hat, seine Worte haben etwas Seherisches. Schleiermacher bewegt sich mit Sicherheit und Eleganz auf den Höhen der idealistisch-romantischen Gefühls- und Gedankenwelt. Aber seine Predigt ist der Not der Zeit ebenso fern wie der Gehalt dieser Gedankenwelt selbst.

Es handelt sich hier um etwas ganz anderes als um bloße Unterschiede von Persönlichkeiten oder Geschmäckern. In dem Mißverständnis Jahns durch Treitschke wird das Problem der Deutung der Reformzeit überhaupt lebendig. Was war der Sinn jener Erhebung: wurde damals Deutschland über die Schlagbäume der Territorialstaaten hinweg unter dem Druck einer großen Aufgabe seiner Einheit auf einer ganz neuen Ebene bewußt — nicht mehr auf irgendeiner dynastischen, sondern auf der organischen des Volkstums — oder handelte es sich um einen viel einfacheren, ohne weiteres übersehbaren Prozeß? In welchem Stockwerk spielten sich die Ereignisse ab: vollzog sich ein entscheidender Ruck in der Tiefe des völkischen Seins — eine Bewegung dieser Art kann nur Herzen vernehmbar werden, die die Empfindlichkeit eines Seismographen für schicksalhafte Veränderungen des Volksleibes mitbringen — oder spielte sich nur ein höchst erfreulicher Vorgang in den oberen Stockwerken ab, handelte es sich nur um eine Synthese, um die „Versöhnung des preußischen Staates mit der Freiheit deutscher Bildung", wie Treitschke es ausdrückt?

Sieht man die Abschüttelung der Fremdherrschaft und die preußische Erhebung nur als eine „Versöhnung" vorher getrennter, aber doch schon vorhandener, geformter Mächte an — als die Synthese von Potsdam und Weimar — dann muß Jahn als altdeutscher Recke, als unhistorischer Barde, als formloser Teutone erscheinen. Er wirkt formlos, weil er nicht als Repräsentant bestimmter, vorhandener Tendenzen auftritt, sondern als Vorfühlender und Weissagender, der sich nicht auf Formen und historische Wirklichkeiten, sondern nur auf sein Gefühl zu berufen vermag. Bei dem Vorwurf der Derbheit und Plumpheit handelt es sich also gar nicht um zufällige empirische Charaktereigenschaften, die zu bedauern oder zu entschuldigen wären; dieser Vorwurf ist vielmehr als subjektiver psychologischer Ausdruck einer objektiven geschichtsphilosophischen Haltung zu verstehen. Treitschkes Auffassung vom Geschichtlichen bewegt sich ausschließlich innerhalb der geformten Mächte. Geschichte ist Staaten- und Bildungsgeschichte. Was wir Volksgeschichte nennen, ist Treitschke gänzlich fremd. Wie Fichte und

Digitized by Google

Ernſt Boehm: Dünen bei Nidden

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Hegel redet er eigentlich immer nur von der Nation, nicht vom Volk, das für ihn in eine bedenkliche Nähe zu der dämonischen Masse rückt. Die Nation als das Volk in seiner bereits geformten (staatlichen oder geistigen) Erscheinung ist aber nie das ganze Volk in der Unerschöpflichkeit seiner Kraft und seiner Möglichkeiten. Jahn war gerade dies aufgegangen, daß hinter allen jenen Formen eine gewaltige Wirklichkeit lebt, die sie hervorgebracht hat. Dieser Wirklichkeit versuchte er durch das von ihm neu geprägte Wort Volkstum gerecht zu werden. Von dem, was ihn dabei trieb, hatten die Staatsmänner und Historiker des 18. Jahrhunderts keine Vorstellung. Mit seinem Instinkt nahm Jahn nicht nur das 19., sondern auch schon das 20. Jahrhundert vorweg.

Es soll hier keineswegs eine Kluft zwischen Staats- und Bildungsgeschichte einerseits, Volksgeschichte auf der anderen Seite aufgerissen werden. Die Geschichte eines Volkes ist in Staats- und Bildungsgeschichte geschrieben und man kann sie daher nur aus dem Wandel der Staats- und Bildungsformen ablesen. Aber man erkennt anders, wenn man das Werden der politischen und geistigen Gestalten auf dem Hintergrunde der dunklen schöpferischen Kräfte sieht, als wenn man sie nur als etwas im Lichte sich selbständig Bewegendes gewahr wird.

In der verschiedenen Auffassung des Geschehens der Reformzeit kündigen sich zwei verschiedene Anschauungen von Wirklichkeit und Geschichte an. „Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus, sagt Treitschke, erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah.“ Handelte es sich aber wirklich nur um einen neuen Staatsbegriff, handelte es sich wirklich nur um das Einströmen der neuen Freiheit der Persönlichkeit in die alten Staatsformen und um die Umwandlung dieser Formen? Oder betrat eine neue Wirklichkeit die Bühne der Geschichte: das sich seiner selbst zum ersten Male bewußt werdende deutsche Volk? Es leistet dem Augenblick nicht Genüge, wenn man dem engen Staate der Aufklärung immer nur das neue Staatsbewußtsein, dem Untertanen den Staatsbürger gegenüberstellt. Es war mehr geschehen: die lebendige Volksseele hatte sich geregt, und außer sich vor Entzücken gab der Volksmann Jahn davon Kunde. Länger als ein Jahrhundert hindurch ist er dafür immer wieder in die Schranken verwiesen worden. Es ist Zeit, daß wir ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Treitschke bekämpft in Jahn nicht einen Mann, der sich da und dort mißliebig gemacht hat, sondern eine andere Auffassung von Volk und Geschichte. Sein Kampf gegen W. H. Riehl liegt auf derselben Linie. Daß es sich hier um den Wesensgegensatz staatlichen und volklichen Denkens, nicht um etwas anderes handelt, geht daraus hervor, daß in der konkreten politischen Zielsetzung zwischen Jahn und Treitschke völlige Übereinstimmung herrscht. Treitschke verdankt seinen Ruhm als Politiker der Einsicht, daß Bismarcks Weg der einzig mögliche war, daß Deutschland nur durch Preußen wiedergewonnen werden könne. Nicht anders hat der Fanatiker der deutschen Einheit den Weg der Zukunft gesehen. Schon 1808 entdeckt Jahn

Digitized by Google

im preußischen Staat „eine Triebkraft zur Vervollkommnung und einstigen Vollendung", und mit wahrer geschichtlicher Schau nennt er diesen Staat den „Kern" vom zersplitterten Deutschland und den „jüngsten schnellwüchsigen Schößling aus der alten Reichswurzel". Unstaatlich hat Jahn nie gedacht; aber er kam auch nie in Gefahr, unvolklich zu denken.

Wir müssen es heute noch bewundern, mit welcher Bestimmtheit Jahn seinen neuen Volksbegriff dargestellt hat. Entscheidend ist der Ansatz: er geht nicht vom Geiste, sondern von der Natur und ihren unerschütterlichen Gesetzen aus. Das naturam expellas furca ... wird von ihm vom Einzelwesen auf die Völker übertragen. Im Anschluß an die individualistische Erfahrungsseelenlehre von K. Ph. Moritz fordert er eine Erfahrungsseelenlehre der Völker. „Die vergleichende Zergliederung entdeckte eine bleibende, nachartende Schädelbildung einzelner Völker; die vergleichende Völkergeschichte kam auf leibliche, geistige, sittliche ins ganze Völkerleben verwebte Besonderheiten." Von Anfang an zeigt sich Jahn begabt mit dem seinen Zeitgenossen völlig unbekannten Sinn für überindividuelle Wirklichkeiten. Er sieht die Rassen und erkennt ihre Gesetze. „Mischlinge von Tieren haben keine Fortpflanzungskraft und ebenso wenig Blendlingsvölker ein eigenes eigentümliches Fortleben... je reiner ein Volk, je besser... Nie hat die zahlreichste Brüderschaft eines einzigen Bundes, der nur auf Ein Volk sich beschränkte, solch Unheil gestiftet, wie Jesuiten und andere Orden, die unbekannte Obern durch alle Völker und Staaten gängeln." Das alles ist gegen die universalen Bestrebungen des napoleonischen Imperiums empfunden und gesagt. „Der Gründungstag der Universalmonarchie ist der letzte Augenblick der Menschheit." Dagegen haben sich auch andere mit Kraft und Nachdruck gewendet. Das Bedeutungsvolle liegt darin, daß Jahn die „Allmutter", die Natur aufruft gegen den Wahnsinn einer volk- und naturlosen Politik.

Jahn sieht nicht nur Einzelne, „Persönlichkeiten", sondern er sieht auch das, was, dem Willen und dem Bewußtsein entzogen, verborgen und gemeinsam in den Einzelnen wirkt und sie zu großen Einheiten zusammenschließt. Einungskraft wird das „unnennbare Etwas", das ein Volk ausmacht, von ihm benannt. Die Einungskraft in der höchsten, größten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, ist das Volkstum. „Es ist das Gemeinsame des Volks, sein inwohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volks, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den übrigen, zu einer schönverbundenen Gemeinde."

Man könnte versucht sein, dies nur für eine Beschreibung zu halten, aber es ist eine Definition. Das Gemeinsame wird objektiv nach seiner biologischen Wurzel als Wiedererzeugungskraft bestimmt und ebenso objektiv in dem ganzen Umfang seiner Erscheinung bezeichnet. Es ist bis

Digitized by Google

heute keine bessere Definition des Volkstums gegeben worden. Jahn hat begriffen, daß ein Volk *Leben* ist, Leben, das zwar Traditionen und Institutionen einschließt, aber tiefer, ursprünglicher und unerschöpflicher als alle Traditionen und Institutionen ist. Wie sehr ist er doch darin seinen Zeitgenossen nicht nur, sondern noch dem ganzen 19. Jahrhundert überlegen. Das Verhältnis von Volk und Staat hat keiner so klar durchschaut wie er. Wäre der folgende Satz nicht ein schönes Motto für Treitschkes gesammelte Schriften: „Erst die Volkstumskunde kann Fragen beantworten und Rätsel lösen, die jeder bloßen Staatengeschichte zu schwer geblieben sind.“? Wie ganz anders würde eine deutsche Geschichte des Zeitraums, den Treitschke geschildert hat, aussehen, wenn der Jahnsche Gesichtspunkt der *Volksgeschichte* alles bestimmte!

Mit welcher Klarheit Jahn das Verhältnis von Volk und Staat vor Augen gehabt hat, geht aus einem Urteil über Friedrich den Großen hervor. Er rühmt Friedrich den Einzigen, aber er bezeichnet auch den „Hauptfehler“, den er begangen hat. „So groß er auch für sich selber war, er ahnete nicht die Hehrheit eines Volkstums. Trefflich verstand er einen Staat zu bauen, aber stiftete kein Volk in ihm, weil er das Bedürfnis verkannte.“ Nicht der äußere, umgelegte Staatsverband, sagt er, macht das Volk, sondern „das Ineinanderhineinleben, das stille vertrauliche Sichaneinandergewöhnen, das mit Wechselliebe Sichlebendeinverleiben bildet das Volk, und bewahrt und erhält es durch Volkstum. So paart sich der Jugend Feuer mit gereifter Mannskraft, und des Alters reicher Erfahrung. So ist ein echtes Volk, durchdrungen vom Machtgefühl seines eigenen Volkstums, eine menschliche Meisterschöpfung, die selbst wieder Schöpfungskraft äußert; und so im ewigen Kreistanz das Schaffende und Erschaffene einigt.“ Solche Sätze haben nicht das Schmetternde der Treitschkeschen Formeln über Nation und Staat, aber sie sind nicht nur inniger, sondern auch richtiger und tiefer.

Wir haben jedoch die politischen Grundbegriffe Jahns noch nicht erschöpft. Die Gegenüberstellung von Volk und Staat bleibt nicht sein letztes Wort. Der seherische Mann weiß auch ihre *Einheit* zu kennzeichnen. „Nichts ist ein Staat ohne Volk, ein seelenloses Kunstwerk; nichts ist ein Volk ohne Staat, ein leibloser luftiger Schemen, wie die weltflüchtigen Zigeuner und Juden. Staat und Volk in Eins, geben erst ein Reich und dessen Erhaltungsgewalt bleibt das Volkstum.“

Auf die Bedeutung dieser Bestimmung habe ich schon an anderer Stelle hingewiesen (Sport und Staat, I, 1934). Jahn hat zum ersten Male das Wort „Reich“ für die ideale Einheit von Volk und Staat gebraucht, also in dem Sinne, wie wir es heute gebrauchen. Zwischen Adolf Hitler und Jahn steht kein Politiker oder politischer Denker, der diese große Anschauung von der „Erhaltungsgewalt“ des Reiches gehabt hätte.

„Volkstum“ bedeutet: das Volk von innen gesehen, d. h. von dem her, was es als Volk zusammenhält, von der „Einungskraft“ her. Es ist grotesk, wenn man meint, Jahn habe durch sein neugebildetes Wort nur den schon dem 18. Jahrhundert geläufigen Begriff der „Nationaleigentümlich-

Digitized by Google

keit" übersetzen wollen. Die Nationaleigentümlichkeit wird von außen erblickt und festgestellt; sie dient der Vergleichung. Volkstum kann nur erlebt werden. Nationaleigentümlichkeit ist ein kalter, profaner Begriff; Volkstum ist „eines Schutzgeistes Weihungsgabe". Die Nationaleigentümlichkeit ist ein Faktum; Volkstum ist unter anderem ein Gegenbegriff gegen Staat. Jahn nennt es den wahren Völkermesser der Größe, die richtige Völkerwaage des Werts. „Es setzt den Staat voraus, aber nicht umgekehrt jeder Staat das Volkstum." Der Staat kann untergehen; wenn das Volkstum erhalten bleibt, kann alles wiedergewonnen werden. Ist das Volkstum vernichtet, dann ist alles verloren. Ein Volk kann sich daher nur selber helfen. „Den Deutschen kann nur durch Deutsche geholfen werden." Wir brauchen zur Wiedergeburt keine fremden Geburtshelfer, heißt es im „Deutschen Volkstum", noch sind wir zu retten. „Aber nur durch uns selbst." Mit dieser tiefen Einsicht verbindet sich bei Jahn ein ungewöhnlicher Weitblick für die Gesamtlage Europas und für das Verhältnis Deutschlands zu ihr. Das beruht auf seiner echten, geschichtlichen Bildung. Immer denkt er vom alten Reiche und seiner ehemaligen europäischen Stellung aus, und doch denkt er niemals universalistisch. Er sieht das Reich nicht „romantisch", in märchenhafter christentümlicher Herrlichkeit, sondern politisch als deutsche und zugleich europäische Wirklichkeit. „Deutschland, wenn es einig mit sich, als Deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuern nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein! — Das ruht auf seiner Lage und seinem Volke, und bleibt selbst durch seine neuern Verhältnisse." —

Von hier aus wird uns Jahns Schicksal im 19. Jahrhundert verständlich. Die Feindschaft Treitschkes, in deren Schatten das Andenken Jahns heute noch begraben liegt, ist nur der Ausdruck dafür, daß seine Gedankenwelt in die Vorstellung der „Syntheſe" von Staat und Geist nicht paßte, die sich das 19. Jahrhundert unter dem Druck der volksfeindlichen Restaurationsepoche von der Reformzeit gemacht hat. Die Versöhnung von Potsdam und Weimar, von preußischem Staat und klassischer Bildung war durch Hegel philosophisch heilig gesprochen worden. Der Hegelianer Treitschke konnte nicht anders: Worte wie „Volk" und „Reich" sagten dem nichts, dessen Augen wie gebannt an dem geistverklärten Bau des preußischen Staates hingen, jenem neugotischen Wunderbau, wo jeder Pfeiler das Ganze trägt, und jede Strebe die andere stützt und hält. Gegenüber dieser historisch gewordenen, durch Vernunft und Wille vollendeten Form mußte das, was Jahn mit seinem „Volkstum" meinte, chaotisch und unklar, gestaltlos und roh erscheinen; niemand ahnte, daß jener Wunderbau, den der absolute Geist selber errichtet zu haben schien, einmal wanken könnte, daß die Syntheſe von Staat und Geist einmal zum Feldgeschrei volkszerstörender Intellektueller werden würde, und daß in der höchsten Not ein politischer Genius die Nation retten würde durch den Appell an jene unzerstörbaren Kräfte der Tiefe, ohne die Staat und Geist nichts sind — Kräfte, die der „barbarische" Jahn rein und klar geschaut hatte — und die Klugen, Gebildeten neben ihm hatten nichts gesehen.

Digitized by Google

Jahns Schicksal als Politiker ist in noch viel höherem Maße tragisch als das Huttens. Denn Jahn hatte in allen entscheidenden Punkten recht; er war nur zu früh gekommen.

Die tragische Wirkungslosigkeit Jahns hat eine bedeutsame Parallele in der deutschen Geistesgeschichte. Gleichzeitig mit Jahn ist von den Brüdern Grimm und der Heidelberger Romantik das Volk als schöpferische Kraft entdeckt worden. Eine neue Epoche wissenschaftlicher Forschung hob an, die Geschichte der deutschen Sprache und Poesie, die deutsche Rechtsgeschichte wurden erschlossen. Die Geschichte überhaupt gewann ein neues Leben, indem sie als Geschichte des eigenen Volkes, als Ahnengeschichte verstanden wurde. Diese wissenschaftliche Romantik ist nicht dem christlichen Universalreich des Mittelalters zugewendet, sondern den Ursprüngen des Deutschen im Germanischen. Es ist nicht die nebelhafte Romantik des „Heinrich von Ofterdingen", sondern die klare Romantik von Jakob Grimms „Deutscher Grammatik". Mit seltsamer Gewalt ist damals einem kleinen Kreise von Menschen das vor die Seele getreten, was von Jahn einmal so schön die „heiligbewahrte Ursprünglichkeit von Geschlecht zu Geschlecht" genannt wird. Die Vergangenheit, die Tiefe der Zeiten, die „Vorzeit" wurde von den Heidelberger Romantikern als etwas Heiliges empfunden. Nirgends finden wir uns weiter entfernt von allem „Naturalismus" als hier, wo man national ist, indem man den Ursprung des eigenen Seins als heilig verehrt und so dem Bewußtsein von der Würde und Größe der Gesamt-Existenz ohne Eitelkeit und Hochmut Ausdruck verleiht. Keiner von denen, die im Befreiungskampfe mitkämpften, war mit der Heidelberger Romantik so im Einklang wie Jahn. Unabhängig von einander, unbewußt eins, fühlten diese Männer das Volk heilig und unantastbar wie die Natur. Als eine langsam-bildende und geduldig-schöpferische Macht trat ihnen das mütterliche Sein ihres Volkes entgegen. „Volkstum ist eines Schutzgeistes Weihungsgabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Grenze. Die Natur hat diese Völkerscheide selbst aus natürlichen Beschaffenheiten erbaut, fortwirkend durch die Zeit wieder gebildet, durch die Sprache benannt, mit der Schrift befestigt, und in den Herzen und Geistern verewigt."

Im Jahre 1814 hat Jahn Wilhelm Grimm in Kassel aufgesucht, „Er kennt die Sitten des Volks gut, schreibt Wilhelm an den Bruder über ihn, und weiß viele Sagen und hat Freude an unseren Märchen gehabt." Ein wenig später, nachdem er die „Runenblätter" von Jahn erhalten hat, schreibt er: „...ich wollte, der Mann wäre hier. Der würde in vielen Stücken in unsere Absichten und Arbeiten eingehen." So haben sich die Romantiker gefunden. Aber ihre tiefbegründete Gemeinsamkeit blieb ohne Frucht und ohne Folgen, so wie die ganze romantische Bewegung politisch folgenlos blieb.

Es ist das wichtigste negative Ereignis der deutschen Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert, daß die Entdeckung der Wirklichkeit des Volkes durch die Romantik ohne alle politische Nachwirkung geblieben ist. Gibt es etwas Revolutionäreres als den Gedanken des schöpferischen Volkes? Welche

Digitized by Google

ungeheuren Folgerungen waren zu ziehen! Aber der Gedanke griff auf die Wirklichkeit nicht über; es geschah nichts. Das lag nicht allein, wie man wohl meinen könnte, an dem unpolitischen Charakter der Romantiker, unter denen Aktivisten wie Jahn und Görres sich befanden, sondern es lag an der politischen Gesamtkonstellation, die wir seit Srbiks Werk über Metternich erst ganz übersehen. Jahns Abwürgung durch die Reaktion ist zugleich das symbolische Ereignis für die Erstickung der romantischen Bewegung überhaupt. Während die katholisierenden Pseudo-Romantiker der Restauration wie Adam Müller und Friedrich Schlegel triumphierten, wurde die echte Romantik gefangen gesetzt und in die Gelehrtenstuben abgedrängt. Der neue Feudalismus ruft den neuen Liberalismus hervor. Um die Mitte des Jahrhunderts ist „romantisch" ein politisches Schimpfwort, das alles unter sich begräbt, ganz gleich, ob es aufbauend, echt und zukunftsvoll, oder ob es bloß „romantisch", d. h. christentümelnd und feudalisierend ist. Das nationale und liberale Bürgertum ist naturgemäß anti-klerikal und anti-feudalistisch; es stellt außerdem eine Elite dar, in der Besitz und Bildung als höchste Werte gelten. Es ist also kein Wunder, daß Jahn und die Heidelberger Romantik mit ihrer Treuherzigkeit und ihrer gänzlich unkapitalistischen Sorglosigkeit unbeachtet bleiben oder schroffe Ablehnung finden. Das deutsche Publikum erbaut sich an Heinescher „romantischer" Ironie und am Trompeter von Säckingen, ohne zu ahnen, daß diese Karikaturen Gespenster waren, die auf dem Schein-Grabe der größten und zukunftsvollsten politischen Weltanschauung hockten.

Eine romantische Lehre vom Volk und seinen Gliederungen, verbunden mit einer geschichtlichen Stammes- und Landschaftskunde war im Entstehen, — sie wurde niemals ausgebildet. W. H. Riehl rettete ein Stück jener Wissenschaft, die ein Opfer des neuen Liberalismus geworden war. Aber Riehl und seiner Lehre vom Volke mangelt, im Gegensatz zu Jahn, der politische Nerv. In diesem Punkte war Treitschke mit seinem staatlichen Nationalismus dem spät-romantischen Volkskundler entschieden überlegen. Zudem glaubte ja der auf Hegels Synthesen gegründete Nationalismus das Gute und Berechtigte der Romantik in sich aufbewahrt zu haben. Erkannte man denn nicht den Volksgeist an? War die Lehre von der Eigenart der Volksgeister nicht ein geschätztes Bestandstück deutschen politischen und geschichtlichen Denkens?

Erst angesichts des romantisch-idealistischen Begriffs des Volksgeistes kann das, was Jahn von Fichte, Schleiermacher und Hegel unterscheidet, ganz sichtbar gemacht werden. Was das 19. Jahrhundert „Volksgeist" nannte und zwischen den eigentlichen politischen und staatsrechtlichen Begriffen so nebenbei mitlaufen ließ, war ein Erzeugnis der Aneignung romantischer Entdeckungen durch den idealistisch-philosophischen Geist, bedeutete aber keineswegs eine rückhaltlose Anerkennung jener erschütternden unaussagbaren Wirklichkeit, die in der echten Romantik durch die Worte „Volksleben" und „Volkstum" bezeichnet worden war. Mit welcher Herablassung spricht Treitschke in seiner Deutschen Geschichte von der romantischen Bewegung, und wie entgegenkommend ist es, wenn er von Jahns

Digitized by Google

Hauptwerk sagt: „Sein Buch über das deutsche Volkstum brachte mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.“ In Wahrheit ist Jahns „Deutsches Volkstum“ zusammen mit den Schriften des jungen Görres und den Arbeiten der Brüder Grimm das verschollene Zeugnis einer großartigen, in sich geschlossenen Weltanschauung, die alle aufklärerischen und feudalistischen Elemente von sich ausgestoßen hat, und ein neues Verhältnis des deutschen Menschen zur Welt zum Ausdruck bringt, ein Verhältnis, das zugleich kosmisch und politisch ist. Es weht ein befreiender Atem durch diese Welt. Die Pathetik des idealistisch-romantischen Nationalismus, der immer zu tun hat, das humanistische Element in sich zu überwinden, fehlt gänzlich. Es fehlt ferner gänzlich der heiße Atem, der den nationalistischen Säkularisationen christlicher Erlösungsvorstellungen eigen ist. Hier erscheint alles klar, schlicht, gerade und einfach. Man hat es nicht nötig, den Willen aufzupeitschen, man spricht von der Wirklichkeit, weil man aus der Wirklichkeit spricht. Es ist ein neuer Glaube, der hier redet, eine naive Weltfrömmigkeit, die ohne Angst ist, weil sie sich geborgen weiß in der Welt der heimischen Götter.

Ein solcher Glaube ist da unmöglich, wo die religiöse Naivität verloren gegangen ist. Das ist aber in Deutschland überall da der Fall, wo die pietistische Erweckungsbewegung hingedrungen ist. In weit höherem Maße als gemeinhin angenommen wird, ist das deutsche Geistesleben durch die letzte umfassende religiöse Bewegung auf protestantischem Boden bestimmt worden. Wer immer sich der Sprache der „Stillen“ bedient, wer immer das Wörterbuch pietistischer Innerlichkeit beherrscht, der hat noch heute Aussicht, verstanden zu werden. Durch Schleiermacher und Fichte ist die pietistische Innerlichkeit zu einer Philosophie der Gemeinschaft, der Nation und des Staates gekommen. Dabei wird die Nation als eine Gemeinschaft von reinen Geistern aufgefaßt. Entsprechend liegt in dem romantisch-idealistischen Begriff „Volksgeist“ der Ton auf dem Worte „Geist“. Nicht eine natürlich-geschichtliche Größe, das Volk, bringt im Kampfe die Einheit der Nation hervor, sondern die Geist-Gemeinschaft der zur nationalen Tat Erweckten wird Nation genannt. Unmöglich ist es, von diesem Nationbegriff her den in der Rassenwirklichkeit begründeten Volksbegriff des Nationalsozialismus zu begreifen. Hier liegt der tiefste Grund für viele Mißverständnisse der Gegenwart: Nationalismus und Nationalismus ist durchaus nicht einerlei. Der aus dem pietistisch-idealistischen Gemeinschaftsbegriff hervorgegangene Nationalismus wird den Nationalismus Jahns und der Heidelberger Romantik immer als „naturalistisch“ verdächtigen. In diesem Vorwurf enthüllt sich seine eigene Entfremdung von der Natur. Treitschkes Wärme für Schleiermacher, seine Ungerechtigkeit gegenüber Jahn empfangen hier ihre letzte Erklärung. Obwohl er dem Christentum innerlich gleichgültig gegenüberstand, hat Treitschke doch die liberale Christlichkeit des deutschen Bürgertums mitgemacht und der vom Pietismus durchdrungenen deutschen Geistigkeit Stimme verliehen. Er sah nicht, was in dem Raume des vom Pietismus nicht berührten Luthertums unerwartet Großes

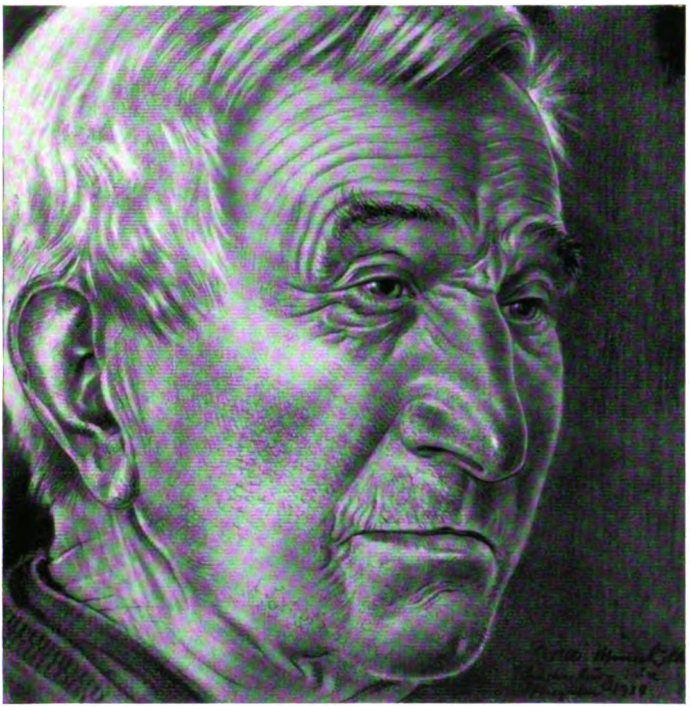
Digitized by Google

geschehen war. Hier war eine Bewegung aufgebrochen, die auf dem Grunde der Lutherschen Trennung der beiden „Reiche" die Natur ohne pietistisches Ressentiment anerkannte, und die dadurch in den Stand gesetzt war, die Natur auch als Rasse und Volk unbefangen zu sehen. Dem vornehmtuenden, innerlichkeitsstolzen Pietisten mag das als eine „äußerliche" Betrachtungsweise erscheinen, die sich an Naturgegebenheiten, an Wirklichkeiten und Kräfte anschließt. Sie ist auch äußerlich, sie hängt immer am Wirklichen, an der Erscheinung; aber sie ist auch ohne Betrug und Täuschung, ohne Selbstgerechtigkeit und ohne Überhebung. Denn sie hat nicht die eigene so oder so gestimmte Seele vor Augen, die Einzelseele mit ihrer „selbstgemachten Pein", sondern stets ein großes, lebendiges reales Ganzes.

Zwischen Romantik und Liberalismus (d. h. Aufklärung) bewegt sich das ganze 19. Jahrhundert. Die Situation im Geistigen entspricht genau der politischen Lage, die durch Restauration (heilige Allianz) und liberale Opposition gekennzeichnet ist. Außerhalb der sich bekämpfenden Mächte halten sich nur ganz wenige selbständige Geister: Wagner, Nietzsche, Lagarde, Chamberlain. Außerhalb aber stehen auch jene, die der echten Romantik zugehören: der junge Görres, die Brüder Grimm, Jahn, Bachofen. Jahns Vereinsamung ist der genaue geschichtliche Ausdruck für seine Fremdheit inmitten der geschichtlichen Parteien. Erst die Überwindung des 19. Jahrhunderts durch den Nationalsozialismus hat uns in den Stand gesetzt, die Gestalt Jahns ganz rein und frei zu sehen. Die Abgrenzung, die der Nationalsozialismus gegenüber dem nationalen Liberalismus vorgenommen hat — eine seiner größten Leistungen — macht es uns möglich, Jahn aus den Klauen der deutschnationalen Kritik zu befreien. In der Aufdeckung der Notwendigkeit des Schicksals von Jahn offenbart sich zugleich die objektive Stellung des Nationalsozialismus im Zusammenhang der deutschen Geschichte.

Wir müssen also das scheinbar gerechte Endurteil Pröhles berichtigen: „Es haftet etwas Tragisches an Jahns Gestalt, an diesem seltenen Manne mit seltenen Fehlern. Er war angelegt zu einem stolzen Charakter, aber zur Eitelkeit verkümmert. Er war zu einer großen Lebenswirkung bestimmt, und doch ist vielleicht der klare, reelle Gehalt seines geschichtlichen Daseins weniger in Taten und Werken als in der Anregung zu suchen, die von ihm ausging." Die erhaltenen Briefe Jahns, diese untrüglichen Zeugnisse der Person, lassen von einer Verkümmerung zur Eitelkeit nichts spüren. Daß Jahn mehr Anreger als Vollender war, ist wohl richtig, sagt aber nicht gegen ihn aus, denn die Anreger sind geschichtlich ebenso notwendig wie die Vollender. Alles kommt darauf an, den „reellen Gehalt seines geschichtlichen Daseins" richtig zu bestimmen. Das vermag aber derjenige nicht, der durch den Rückgang auf die Schwächen des Individuums etwas erklären zu können glaubt. Wenn wir Jahn mit den Augen des 20. Jahrhunderts sehen, dann sehen wir ihn in jener schicksalhaften Einsamkeit, in der die nie vollendeten Entwürfe jenes ersten großen Aufbruchs mahnend und tröstend aufragen, der uns zurück in die germanische Urheimat der deutschen Seele führte. Denn das war der letzte Sinn der echten Romantik: Entdeckung des Ewig-Germanischen im

Digitized by Google



Willi Münch-Khe: Der alte Keſſel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Geschichtlich-Deutschen. Jahn hat einmal ein Werk geplant unter dem Titel: „Mittelgard: Forschungen über den allgemeinen Zusammenhang der gesamten germanischen Welt in der vorchristlichen Zeit.“ Mit dem Nachweis der Einheit und Übereinstimmung in der germanischen Welt wollte er „die Lärmtrommel durch unsere ganze alte Geschichte rühren“. Das Werk ist niemals geschrieben worden; der Gedanke aber war tiefer und dauernder gegründet als alle die geistreichen Ideen der Pseudo-Romantik und des Liberalismus, die den Tag beherrschten.

Digitized by Google

Erich Boyer:

Wie der Jude Lang das Deutsche Reich regierte

Ein Beitrag zum Thema Juda — Rom — Habsburg

An einem Tage des Jahres 1600 bewegte sich ein seltsames Gefährt durch die Straßen der kaiserlichen Residenzstadt Prag. Es hätte sich nicht von den üblichen Karren unterschieden, mit denen die Juden der Altstadt ihren Kram über Land brachten. Es war ebenso schmutzig, ebenso unordentlich mit hunderterlei Trödelzeug beladen. Aber vorne neben dem Kutscher saß diesmal nicht der dazugehörige Kaftanjude, sondern ein Mann in dem grellen Aufzug eines provinzlerischen Stutzers von adeligem Geblüt. Da das Aussehen des Mannes trotzdem den Juden nicht verleugnete und da aus dem Inneren des Wagens noch zwei schwarzlockige Jüngels neugierig hervorlugten, gab es einen ziemlichen Auflauf. Es war auch in Prag noch nie dagewesen, daß ein jüdischer Trödler sich anmaßte, am hellichten Tag den Anzug anzulegen, den ein adeliger Junker vielleicht am Tag zuvor bei ihm versetzt haben mochte. Das ungewohnte Schauspiel erreichte seinen Höhepunkt, als der Wagen zur kaiserlichen Burg hinauffuhr und von den Garden widerstandslos eingelassen wurde.

Am nächsten Tag hatte der Hof und hatte die Stadt Prag ihren Gesprächsstoff. Seine Kaiserliche Majestät Rudolf II. hatten geruht, einen Innsbrucker Juden zum kaiserlichen Kammerdiener zu bestellen. Nicht nur das. Der Jude gebärdete sich als Adeliger und hieß bei vollem Namen: Philipp Lang von Langenfels.

Nannte man in der damaligen Zeit bei Hof einen Namen, so nannte man im gleichen Atemzug auch die Namen der mächtigen Fürsprecher, die hinter ihm standen. Im Fall Lang war einer gewichtiger als der andere: Markgraf Karl von Burgau, Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tirol und der Philippine Welser, Neffe des Kaisers, von diesem sehr gefördert; Kurfürst Maximilian von Bayern, der mächtigste Reichsfürst der katholischen Partei; dazu die drei geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier. Eine bessere Fürsprache war zu jener Zeit überhaupt nicht zu haben. Da man zudem erfuhr, daß Herr Lang von Langenfels als eifriger Katholik auch die besondere Unterstützung der Jesuiten genoß, war auf dem armseligen Trödlerkarren eine Macht in die kaiserliche Burg eingerückt, mit der man künftig rechnen mußte.

◆

Obgleich das Heilige Römische Reich schwer unter den Verrücktheiten des kaiserlichen Herrn zu leiden hatte, gehörte die Berufung eines Juden in die kaiserliche Burg doch zu den einmaligen und erstmaligen Begebenheiten. Mochte es getaufte Juden auch anderswo geben — ein Jud mit Adelstitel war noch nicht dagewesen. Aus all dem ergab sich, daß die Vergangenheit des Lang nicht alltäglich gewesen sein konnte. Wer dieser Vergangenheit nachspürt, wird freilich trotzdem auf keinerlei Sensationen stoßen. Lang muß, als er gen Prag fuhr, ungefähr 65 Jahre alt gewesen sein. Er war also bereits ein alter Mann. Sein Geburtsdatum ist unbekannt. Seine jüdische Abkunft ergibt sich daraus, daß man ihn in Innsbruck allgemein „das Jüdel" nannte. Auch die Prager Zeitgenossen sprachen später allgemein nur vom „Juden". Er muß sich allerdings frühzeitig haben taufen lassen. Das erste nachweisbare Begebnis seines

Digitized by Google

Daseins ist seine Heirat mit der Dienstmagd Maria Scalaber, die an der Innsbrucker Burg bedienstet war. Lang stammt also aus kleinen Verhältnissen. Um das Jahr 1570 muß dann auch Lang irgendeinen kleinen Posten an der Innsbrucker Residenz ergattert haben. Später hört man von ihm, daß er gehenkt werden soll. Er hat des Erzherzogs Siegel und Unterschrift gefälscht, um einem Grafen Christoph von Scheer eine freigewordene Pfründe, die Trostburg, zu verschaffen. Hohe Beziehungen retteten ihn. Diese Episode ist kennzeichnend für die Methode, der Lang für immer treu blieb. Er ist unermüdlich bemüht, sich durch mehr oder weniger verwegene Gefälligkeiten die Gunst der hohen Herren zu verschaffen und sich unentbehrlich zu machen. Seine Konsequenz dabei möchte man fast bewundernswert nennen. Er ist bereit, 65 Jahre alt zu werden und doch nicht mehr zu sammeln, als das, was er später auf einem Karren nach Prag transportiert. Sein Blick ist mit unmenschlicher Zähigkeit auf ein fernes, ungeheuerliches Ziel gerichtet. Er gehört nicht, wie der Jud Süß und andere Hofjuden, zu jenen spitzfindigen Gaunern, die irgendeine Gelegenheit nach Strich und Faden für sich ausnützen. Er ist von unbegreiflicher Bescheidenheit. Als er schließlich Burgvogt in Innsbruck geworden ist, als ihm irgendeiner seiner Gönner — wahrscheinlich Burgau — sogar den Adelstitel verschafft hat, begnügt er sich immer noch mit einem Jahreseinkommen von 300 Gulden. Er sammelt nur eines: Beziehungen. Er hat die Geduld, an diesem Netz der Beziehungen so lange zu arbeiten, bis es groß und dicht genug ist, daß er es selber beherrschen kann. Sein Plan ist unfaßbar groß. Das Innsbrucker Jüdel, das seine Karriere mit den Beziehungen zu einer Dienstmagd beginnt, strebt nach der höchsten Gewalt, die ein einzelner in seiner Hand vereinigen kann.

Als der Jude 1600 nach Prag kommt, vors Ziel seiner Wünsche, ist er ein Greis. Er hat nur noch wenige Jahre zu leben. Wenn diese Jahre ein langes Leben voller Bescheidenheit, unterwürfiger Demut, kriechender Dienstfertigkeit, geheuchelter Ehrlichkeit und christlicher Frömmigkeit wettmachen sollen, müssen sie ein einziger Rausch von Macht und Glanz, brutaler, rücksichtsloser Gewaltherrschaft sein. Der Jude Lang muß Geschichte machen, wenn er die Demut des Jüdels rechtfertigen will vor sich, vor seiner Sippe und vor seinem Gott.

◆

Wollten diejenigen Mächte, in deren Kreisen der Jude Lang nun seine Beziehungen spann, noch größeren Einfluß auf den Herrscher gewinnen, so mußten sie ihm einen Mann vor die Türschwelle setzen, der ihnen so ergeben war, wie den „Gemütsblödigkeiten" seines kaiserlichen Herrn Rudolf II. (1576—1612). Wollte der Jude Lang diese Stellung ausbauen zu seinen eigenen Gunsten, so konnte er nichts besseres tun, als die Wünsche seiner Auftraggeber getreulich zu erfüllen und zugleich das zweite Ich seines kaiserlichen Herrn zu werden. Vom Jahre 1603 an, da es Lang gelingt, Rudolfs Vertrauen restlos zu gewinnen, bis zum Jahre 1608, da Lang gestürzt wird, sind Rudolf und Lang ein und dieselbe Person. In diesen fünf entscheidenden Jahren, in denen das finstere Gewölk des Dreißigjährigen Krieges heraufzieht, in denen sich die innenpolitischen Fronten gruppieren und in sich erstarren, ist Philipp Lang der heimliche Kaiser des Deutschen Reiches. In diesen fünf Jahren sammelt sich auf beiden Seiten der Sprengstoff an, der 1618 zur Explosion gelangt, Deutschland an den Rand des Abgrundes schleudert und die politische und kulturelle Entwicklung der Nation um ein Jahrhundert zurückwirft. In diesen Schicksalsjahren des Reiches führt ein Jude unbestritten das Regiment.

Man mag darüber verschiedener Meinung sein, ob Lang, als Willensvollstrecker seiner Auftraggeber, tätig mithalf, die Katastrophe vorzubereiten oder ob sein Dasein

Digitized by Google

bloß ein ausgleichendes Wirken der kaiserlichen Macht verhindert hat. Die Quellen sind noch zu spärlich, als daß man darin eine klare Entscheidung fällen könnte. Die Tatsache der Herrschaft jenes Juden in diesen entscheidenden Jahren ist nicht hinwegzuleugnen, ebensowenig die zweite Tatsache, daß er klarer, beauftragter Parteigänger und Willensvollstrecker der römischen Partei war, die ihre sichtbare Spitze in Maximilian von Bayern sah. Die Zange Juda — Rom, der schwachsinnige Habsburger in ihrer Mitte, ist jedem sichtbar, der nicht mit verbundenen Augen „Geschichte" studiert. Und nun ist da eine sehr bezeichnende Feststellung zu machen, die das kennzeichnet, was man offizielle Geschichtsschreibung nennt: Diese Geschichtsschreibung deutscher oder österreichischer Prägung weiß nichts vom Juden Lang. Er wird zwar in Spezialdarstellungen der Geschichte und Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges und auch in einer Universal-Biographie genannt, in Werken also, die von vornherein für einen engeren Fachkreis bestimmt sind. In den Geschichtsdarstellungen aber, die für die breite Masse geschrieben wurden, ist vom Juden Lang keine Rede. Diese Geschichtsschreibung geht bedenkenlos an der uns ungeheuerlich erscheinenden Tatsache vorbei, daß ein Mann wie Lang in fünf hochwichtigen Jahren Beherrscher des Kaisers, also des Reiches, war. Dieselbe Geschichtsschreibung, die sonst so ängstlich bemüht ist, im Interesse der „historischen Wahrheit" das Bild bedeutender Männer zu verkleinern, ihre kleinen menschlichen Schwächen ans Licht zu zerren!

Das ehemalige Wiener Hofarchiv behütet heute noch eine Aktensammlung über den Fall Lang, ohne daß wir mehr von ihrem Inhalt wüßten, als das, was vor bald hundert Jahren ein Archivrat unter völliger Schonung habsburgischer und römischer Belange in ein schmales, fast völlig vergessenes und verschollenes Bändchen schrieb und in einer kleinen schweizerischen Presse drucken ließ. Bei der ausgedehnten Korrespondenz des Lang mit seinen Auftraggebern darf man weiteres reichhaltiges Material in Archiven zu Köln, Mainz, Trier und München, in manchen klösterlichen Kellergewölben, in den Hausarchiven böhmischer und österreichischer Adelsfamilien, in der Hinterlassenschaft der Augsburger Imhofs und sonstwo vermuten. Dieses gewiß sehr aufschlußreiche Material ist nicht mehr zerstreut, nicht schwieriger zu finden und zu bearbeiten als jedes andere aus der Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges und es hieße der zünftigen Geschichtsforschung ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wollte man annehmen, die Spuren des Lang seien ihr ganz und gar entgangen. Hätte sie dem Juden Lang nur einen Teil jener Aufmerksamkeit zugewandt, die den Unterrockgeheimnissen der Maitressen jedes kleinen Duodezfürsten galten — dieser Jude Lang stände längst da als eherner Pfeiler einer geschichtlichen Vorstellung von den wahren und ewigen Feinden des Reiches und der deutschen Nation.

Als Herr Philipp Lang von Langenfels in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Kammerdiener die Schwelle des Hofes überschritten hatte, war es, als fiele alle Demut, alle Unterwürfigkeit, alle kriecherische Schläue, alle Gewandtheit des Umgangs mit Menschen von ihm ab und als würden tausend Teufel der Herrschsucht, der Rachsucht, der niederen Begierde, des Geizes und der Habgier in ihm losgelassen. Was er in einem langen Leben an Wünschen und Hoffnungen, an den zurückgedrängten Begierden seiner Rasse aufgespeichert hatte, das ließ er nun auf alle Menschheit los und das verschonte nur einen: den Kaiser. Der Majestät allein war er ein unterwürfiger Diener. Er bestärkte Rudolfs seltsame Neigungen und gab sich den Anschein, als wollte er alles von dem Kaiser fernhalten, was diesen stören, ärgern konnte. Rudolf war träge und ließ es gerne geschehen, daß man ihm Arbeit abnahm.

Im Jahre 1603 stürzte Lang den Obersten Kammerdiener Machowsky von Machau mit Hilfe der Jesuiten, die Machowsky ketzerischer Gesinnung verdächtigten. Mit der Eroberung des kaiserlichen Schlafzimmers trat Lang in jenes innige Vertrauensverhältnis zum Kaiser ein, das ihn befähigte, fünf Jahre lang des Kaisers Hand-

Digitized by Google

lungen zu überwachen und zu lenken. Wie groß seine Macht bereits war, bewies Lang wenige Tage nach seiner nunmehrigen Ernennung zum Obersten Kammerdiener. Er ließ seinen Vorgänger nicht nur verhaften, sondern erwirkte auch eine Schenkungsurkunde des Kaisers, in der ihm der gesamte Besitz Machowskys übertragen wurde. Der erste Gewaltakt seiner neuen Macht brachte ihm selbst ein großes Vermögen ein, das nun mit den gleichen Methoden zu schwindelnder Höhe gesteigert werden sollte.

Die äußere Macht des heimlichen Kaisers war so groß, daß selbst die Brüder des Kaisers, regierende Fürsten, nur über Lang und nach Langs Willen brieflich oder persönlich zum Kaiser vordringen konnten. Erzherzog Mathias, der spätere Kaiser, umschreibt diese Sachlage mit folgenden Worten: „Die Kammerdiener, Maler, Alchymisten, Wasserbrenner und dergleichen Leute regieren die Lande, finden besonderes Gehör, vor ihnen müssen selbst des Kaisers Brüder sich schmiegen.“ Sie schmiegten sich so sehr, daß sie den Gewaltigen nicht einmal beim Namen nannten.

Der Sekretär der ungarischen Kammer, Leopold Beck, schreibt 1605: nur durch eines Kammerdieners oder Stallmeisters Gnade sei es möglich, zu der Person des Kaisers zu gelangen.

Briefe der Erzherzöge an Lang behandeln Dinge von solcher Vertraulichkeit, wie sie niemals ein Kaisersohn einem Kammerdiener schildern würde, wenn es einen anderen Weg zu des Kaisers Gehör gäbe.

Die Reichsfürsten, die Bischöfe und Erzbischöfe, die hohen Beamten, Feldherren und Gesandten wandten sich in allen Dingen, die den Kaiser angingen, an Lang, mußten es tun, wenn sie die geringste Aussicht auf Erfolg haben wollten, möchte es sich nun um persönliche Dinge oder um Angelegenheiten des Reiches handeln. Dabei vergaßen sie nicht, Lang jedesmal ihrer besonderen Dankbarkeit zu versichern, einer Dankbarkeit, die Lang nur zu empfinden vermochte, wenn sie von klingendem Klang begleitet war. Lang nahm die 50 Gulden des kleinen Mannes wie die 20 000 der großen Herren. Keine Audienz, keine Fürsprache, keine Erledigung irgendeines Schriftstücks ohne eine Zahlung an Lang, deren Höhe von ihm selbst bestimmt wurde. Ausschließlich die Habgier des Juden und das Maß ihrer Erfüllung bestimmte, was in diesen fünf Jahren als kaiserlicher Wille dekretiert und vollzogen wurde!

Die recht fadenscheinige Moral der damals führenden Kreise mußten den Juden in seiner ebenso wirklichen wie eingebildeten Machtstellung stärken. Der Burggraf zu Dohna nennt Lang „seinen günstigen und geliebten Herrn“, der Erzbischof von Prag sucht „seine Zuflucht allein beim Herrn Philippo“, bleibt „des Herrn vertrauter Freund und Diener“, der Bruder dieses famosen Erzbischofs, Georg Sigmund Graf zu Lamberg, Landeshauptmann ob der Enns, schickt Lang ein Geschenk, „nur damit er seine schuldige getreue Affection und aufrechtes Gemüth, in allen Gelegenheiten ihm zu dienen, verspüren möge“.

Der Hofkammerpräsident von Molart zahlte 1000 Taler für seine Stelle an Lang, der Graf von Slawata — der 1618 den Fensterstürz tat — zahlte an Lang für das Burggrafenamt auf dem Carlstein 5000 Taler, der Reichsgraf Georg von Fugger schickte ein Roßzeug für 2000 Gulden für den Gesandtenposten in Venedig. Der siebenbürgische Magnat Stephan Hoszutothi zahlte 11 000 Gulden allein für das Versprechen, daß Lang den Kurfürsten von Brandenburg drängen würde, eine alte Schuld zu begleichen. Carl von Liechtenstein zahlte 12 000 Taler für „eine Verwendung beim Kaiser“, selbst ein so energischer Herr wie der berühmte Graf Georg Basta konnte des Kaisers Schwelle erst nach Zahlung von 3500 Gulden überschreiten. Der berühmte Feldmarschall Tilly hatte von der Hofkammer 33 000 Gulden zu fordern und zahlte 3000 an Lang für zu leistende Hilfe — vergeblich, denn dem Juden erschien die Summe zu gering. Der ganze damalige Reichsadel mußte

Digitized by Google

den Juden finanzieren, um zu wirklichem oder vermeintlichem oder angeblichem Recht zu gelangen, jede Stellenbesetzung, jede Erledigung notwendiger politischer, militärischer Maßnahmen erfolgte durch Lang, nach seinem Gutdünken, je nach dem, wie man ihn bezahlte. Er verkörperte die Moral eines vom Juden beherrschten Staatswesens, die restlose Unterordnung des Rechts und der Politik in so vollkommenem Maße, daß daneben alle Beispiele aus der Jetztzeit nur dürftig erscheinen.

Daß Lang sich selbst gewissermaßen auf dem legalen Wege alle nur irgendwie erraffbaren Pfründen zuschanzte, ist so selbstverständlich, daß man seine Titel nur der Reihe nach zu vermerken braucht. Er war kaiserlicher Rat, Verwalter des Oberstlandjägeramtes, Mautner zu Stein, Stadthauptmann zu Krems, Burgpfleger zu Innsbruck, Postmeister und Zoller am Kollman, Besitzer und Obrigkeit der Herrschaft Oberinglingen bei Augsburg, Mitglied der böhmischen Ritterschaft und des Landtages. Und wo seine Gewalt hinreichte, seufzte das Volk unter furchtbarer Abgabenlast. Seinen Sohn Andreas verheiratete er mit einer Tochter des schwerreichen augsburgischen Patrizierhauses Imhof, die Hochzeit wurde mit fürstlichem Gepräge auf der Prager Burg gefeiert. Der jüngere Sohn Ferdinand wurde Geistlicher — noch im Knabenalter — Probst zum Heiligen Kreuz zu Leletz, Abt in Porno und — böhmischer Appelationsrat.

Daß Lang sich mit solchen Methoden ein Riesenvermögen ergaunerte, gehört gleichfalls mehr zur kriminellen Seite der Angelegenheit und sei hier nur am Rande vermerkt. Bei vorsichtiger Schätzung gelangt man zu einer Gesamtsumme von acht Millionen Mark, die Lang in fünf Jahren gestohlen, erpreßt, ergaunert hat an einem Hofe, der selbst in ewigen Geldesnöten steckte. Vor dieser Leistung eines großen Vorbildes kann jeder moderne jüdische Schieber nur mit ungeheurer Hochachtung den Hut ziehen.

Ein größeres Kapitel muß man dem Mörder Lang widmen. Denn seine Morde und Mordversuche umfassen den Bereich von der reinsten persönlichen Habgier bis zur ganz großen Politik, vom eigenen Beweggrund bis zur Tat, die ihn selber wieder als den Willensvollstrecker anderer erkennen läßt. Den Kammerheizer Bartholomeus Blahel versuchte er aus dem Wege zu räumen, weil dieser einer der seltenen Menschen gewesen sein muß, die es wagten, offen gegen Lang aufzutreten. Wegen der Äußerung, „daß der Jud Ihre Majestät verzaubere; er treibt die Zauberei so hart, daß den Kaiser Gott behüten möge", ließ er Blahel einsperren und dessen Hinrichtung anbefehlen. Nur die Standhaftigkeit des Schloßhauptmanns rettete Blahel. Lang mußte sich damit begnügen, sich das Vermögen Blahels anzueignen.

Der Hofkammerpräsident von Molart wagte es, in einer Schrift an den Kaiser Langs Gaunereien aufzudecken. Diesmal war Lang geschickter. Molart wurde vergiftet, aber ein Befehl zu dieser Tat ist dem Lang nicht nachzuweisen. Es ergibt sich nur aus Zeugenaussagen, daß er das Gift selber beschafft und die Obduktion der Leiche durch sein Eingreifen verhindert hat.

Ein ungeheuerliches Geschehnis, zugleich der sichtbarste Beweis für Langs teuflische Macht über den Kaiser, war die Hinrichtung des Feldmarschalls Christoph Hermann von Rußwurm, eines hochverdienten Heerführers wider die Türken. Rußwurm, ein streitbares Raubbein, hatte einen Grafen Belgiojoso im Streit verwundet. Der Feldmarschall Johann Jakob Belgiojoso, ein eifriger Parteigänger der römischen Clique und Nebenbuhler Rußwurms, ließ Lang 20000 Taler zukommen. Für diesen Preis und in der Hoffnung auf Rußwurms Vermögen, ließ der Jude den Feldmarschall verhaften, entzog ihm jede Möglichkeit der Verteidigung, redete dem Kaiser ein, Rußwurm habe gegen die Majestät konspiriert und erwirkte den Hinrichtungsbefehl, der am 29. November 1605 auf offener Straße vollstreckt wurde. Lang hat sich später offen zu dieser Mordtat bekannt. Vor der Hinrichtung

Digitized by Google

hatte er aber all die reichen Geschenke eingesteckt, die ihm die Verwandtschaft Rußwurms in ihren Nöten zukommen ließ.

Der Fall Rußwurm greift bereits auf das politische Gebiet über. Rußwurm entstammte einem mitteldeutschen Adelsgeschlecht und war Protestant, ehe er zur katholischen Kirche übertrat. Seine Beziehungen reichten aber weiterhin in protestantische Kreise und als Lang sich seiner Person bemächtigt hatte, waren es vornehmlich die protestantischen Reichsfürsten, die — freilich vergeblich — für ihn eintraten. Der Kampf um Rußwurms Kopf war eine erste Machtprobe der beiden sich eben bildenden Parteien und Lang entschied ihn zugunsten der römischen Partei.

Das Schicksal Rußwurms war auch dem Mächtigsten unter den böhmischen Adeligen, dem Führer der protestantischen Stände Wenzel von Kinsky, zugedacht. Kinsky kannte das Schicksal des mit ihm befreundeten Herrn von Molart, er wußte darum, daß Lang den Hofalchimisten Anselmo beauftragt hatte, ihm das stärkste Gift zu beschaffen, und als er eine Einladung Langs zu einem Gastmahl empfing, blieb er diesem wohlweislich fern. Bei diesem Anschlag konnte Langs unmenschliche Habgier unmöglich die treibende Kraft sein, denn die Kinsky waren viel zu mächtig, als daß Lang hätte hoffen können, aus dem Vermögen des Beseitigten irgend etwas für sich zu ergaunern. Kinsky war aber zu jener Zeit, als die protestantischen Reichsfürsten noch ganz unter sich zerfallen waren, der mächtigste Gegenspieler der römischen Partei und der treueste Helfershelfer des Erzherzogs Matthias, der es auf die Kronen Böhmens, Österreichs und schließlich des Reiches abgesehen hatte.

Das Bild rundet sich, wenn man in der Beschwerdeschrift, die Matthias später wider den Kaiser an die Reichsfürsten richtete, folgende Stelle liest: daß Manchem „mit Gifft und heimblichen Assasinamenten, welches zwar Sr. Mt. nicht, sondern vblen Räthen zuzumessen, sogar ihm nach dem Leben seye gestanden worden". Wenn also Matthias selber Ursache hatte, anzunehmen, daß man ihn habe vergiften wollen, so wird man nicht fehlgehen in der Annahme, daß auch dabei nur Lang die Hand im Spiel gehabt haben konnte.

Es sind die entscheidenden Jahre, in denen es darum geht, ob in den süddeutschen, namentlich den habsburgischen Erblanden, die römische Partei so stark Fuß fassen kann, daß sie es wagen darf, zum Kampf um das Reich anzutreten. Rudolfs Vorgänger, Maximilian, hatte es mehr oder weniger heimlich mit den Protestanten gehalten, er war ein Feind der Jesuiten und seiner Gesinnung nach zweifellos ein deutscher Kaiser. Unter Rudolf kehrten die Jesuiten zurück, aber im gleichen Maße regte sich verstärkt die protestantische Opposition. Da der Kaiser selbst keine Nachkommenschaft hatte, mußte sein Bruder Matthias auf ihn folgen, und dieser Matthias erschien den Römischen als unsicherer Kantonist. Er stützte sich, wenn er sich auch sonst als Katholik gebärdete, offen auf die protestantischen Stände und seine Machtergreifung mußte vielerlei Pläne zunichte machen. Wenn von dem Zeitpunkt an, an dem Lang die Herrschaft über den Kaiser gewann, das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern immer schlechter wurde, wenn Matthias — von dem wahrscheinlichen Giftanschlag abgesehen — immer wieder brüskiert, herabgesetzt, gedemütigt wurde, so erkennt man den Sinn des Auftrages, mit dem der Jude Lang nach Prag ging. Der dramatische und dramatisierte „Bruderzwist im Hause Habsburg" — sieht Lang als treibende und formende Kraft. Zur gleichen Zeit gehen geheimnisvolle welsche Abgesandte bei ihm ein und aus, seine Briefe an den Kurfürsten von Köln, wie an den von Bayern, sind von einer nicht zu überbietenden Unterwürfigkeit, und damit das Bild sich runde, finden sich viele Zeugenaussagen, die bekunden, wie Lang einen umfangreichen geheimen Verkehr mit jüdischen Abgesandten unterhalten habe. Wo immer es nur angeht, ist er bereit, die Macht Roms zu stärken. Als Beispiel diene seine Handel mit dem Fürstentum Jägerndorf, das er nach dem Aussterben

Digitized by Google

der Bayreuther Hohenzollern-Linie dem Markgrafen Johann Georg, Administrator des Bistums Straßburg, einem eifrigen Katholiken, Jesuitenfreund und späteren „Ligisten" zuschanzt. Daß er mit diesem Handel nicht nur den Willen seiner Auftraggeber erfüllt, sondern gleichzeitig auch noch 16 000 Gulden Schmiergeld verdient, spricht nicht gegen die politische Tendenz, denn die 16 000 Gulden hätte ihm ein protestantischer Fürst schließlich auch noch für ein Fürstentum bezahlt.

Der Fall Jägerndorf steht nachweislich auf seinem Konto. Ob er auch bei dem Gewaltakt von Donauwörth seine Finger im Spiel gehabt hat, ist zur Zeit noch nicht zu klären. Die „Reichsexekution" gegen das protestantische Donauwörth, vom Kaiser 1607 an Maximilian von Bayern übertragen, zog unmittelbar die Erstarrung der Fronten nach sich, die Bildung der protestantischen „Union" und der katholischen „Liga", und wurde damit einer der vornehmlichsten Anlässe zum 30jährigen Kriege. Die Möglichkeit ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß sich der Bayernherzog der Hilfe seines demütigen „Freundes" Lang bediente, um dem Kaiser die schwerwiegende Exekutionsbefugnis zu entlocken. Nachzuweisen ist ihm diese Vermittlerrolle nicht, denn die den Lang belastenden Akten enthalten fast nur solche Vorkommnisse, die auch den Wiener Hofkreisen als Verbrechen erschienen.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für eifrige Historiker, festzustellen, welchem politischen Ziel Lang und seine Auftraggeber eigentlich gedient haben. Ihr Kampf gegen Matthias mußte — wenn er erfolgreich war — die geregelte Thronfolge in den habsburgischen Erblanden unterbrechen und damit auch die Einsetzung eines Kaisers aus dem Hause Habsburg verhindern. Diese zunächst nicht unerfreuliche Entwicklung hätte die Frage aufgeworfen, wer denn sonst, außer einem Habsburger, für die Kaiserkrone in Frage kam? Stand der Kurfürst von Bayern abwartend im Hintergrund? Mußte die römische Partei sich nicht sagen, daß ein derartig exponierter, abgestempelter Parteigänger Roms die protestantischen Länder aus dem Reiche treiben würde? Diese Aussicht weist geradewegs ins Chaos. Aber wer wagt zu sagen, daß Männer wie Lang nicht gerade dieses gewollt haben sollten!

Der Jude Lang jedenfalls war verbissener in seinen Auftrag, als die Auftraggeber selbst. Die tatsächliche Macht Matthias', der zum Kaiser alsbald in offenen, kriegerischen Gegensatz trat, ward schließlich so groß, daß es keine zweite gab, die ihr hätte entgegentreten können. Die römische Partei gab dieses Spiel verloren, vertröstete sich auf längere Frist und bemühte sich später mit Erfolg, den Katholiken Matthias seinen protestantischen Paladinen zu entfremden. Den Juden Lang ließ man im Stich und kein Anzeichen verrät, daß dieser selbst versucht hätte, das Steuer herumzuwerfen. Bis zum letzten Augenblick spie er — der betrogene Betrüger — auf seinem verlorenen Posten Gift und Galle gegen die ihm feindliche Partei, ja, man schreibt es nicht zuletzt seinem Wirken zu, daß Hilferufe des Kaisers an die mit Matthias durchaus nicht einigen protestantischen Reichsfürsten ungehört verhallten. Die besondere jüdische Tragik des Nicht-aufhören-Könnens fand auch hier ihre Erfüllung.

Als im Frühsommer 1608 Matthias überraschend in Böhmen einrückte und Prag belagerte, ließ der Kaiser Herrn Philipp Lang von Langenfels in den Weißen Turm werfen. Ob er das tat in einem lichten Augenblick, seinem Bruder Matthias zu Gefallen oder auf den Rat seiner jesuitischen Beichtväter, die sich eines lästigen Mitwissers entledigen wollten, ist nicht mehr festzustellen. Genützt hat ihm das Opfer nichts, denn Matthias nahm ihm 1608 Österreich, Mähren und Ungarn, 1611 auch die Krone Böhmens, so daß bis zu seinem 1612 erfolgten Tode nur noch die Scheinkrone des Deutschen Kaisertums auf diesem Narrenhaupte ruhte.

Lang muß bereits 1610, einige siebenzig Jahre alt, gestorben sein. Der Brief eines Unbekannten aus jener Zeit meldet: „Pfilp lang, der ain behemen angenommen ist gewest in der gefengnus Sterben". Er hat also den Abschluß der Untersuchung gegen

Digitized by Google

Ernst Boehm: Dünen auf der Kurischen Nehrung

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ihn nicht überlebt, denn eine gelahrte Kommission war noch für Jahre hinaus damit beschäftigt. Das Material, das sie hinterließ, befaßt sich wohlweislich nur mit kriminellen Dingen. Es waren allzu viele großmögende Herren da, die ein Interesse daran haben mußten, die Politik aus dem Spiele zu lassen. Später dürften die gleichen Kräfte bemüht gewesen sein, auch den kriminellen Verbrecher Lang in Vergessenheit geraten zu lassen und alle Spuren sorglich auszutilgen, die das Dreieck Juda-Rom-Habsburg erkennen lassen.

Es sei uns — wie man so sagt — „aus gegebenem Anlaß" gestattet, einen Zipfel des Schleiers wieder zu lüften. Das Bild, das sich uns darbietet, trägt seltsam bekannte Züge. Wir erkennen Rom und Juda, die alten Bundesgenossen, die selben Methoden, die immer noch unveränderten Ziele. Wir erkennen Habsburg wieder, den Narrenpopanz, den die beiden vor sich herschieben. Nur eines erkennen wir nicht wieder: das römische Reich.

Digitized by Google

Erich Langenbucher:

Gorch Fock

Zu seinem Todestag am 31. Mai

Deutsch werden, das heißt treu,
gut, stark und fröhlich sein".
Gorch Fock.

Johannes Wilhelm Kinau, der sich als Dichter Gorch Fock nannte, starb am 31. Mai 1916 auf dem deutschen Kreuzer „Wiesbaden" den Heldentod für Deutschland und besiegelte so sein dichterisches und menschliches Bekenntnis zu Volk und Vaterland mit dem Opfer seines Lebens. Er starb sechsunddreißigjährig in einer Zeit, da sein Werk noch nicht abgeschlossen war, seine vielen Pläne, die in seinen Tagebüchern niedergelegt sind, nahm er mit ins Grab. Trotzdem begegnen wir in den Büchern und Tagebuchblättern und Kriegsbriefen einer beglückenden Fülle menschlichen und dichterischen Erlebens, das heute so lebendig ist wie in der Zeit, da es entstand. Gorch Fock war 1880 in Finkenwärder als Sohn des Seefischers Heinrich Wilhelm Kinau geboren worden. Diese Jugendzeit an der Elbe, im Hintergrund der Welthafen Hamburg und die Nordsee, sind der eigentliche Grund seines Schaffens, das, so will er es selbst gesehen haben, ein Kampf für deutsche Seegeltung gewesen ist, ein Kampf für das Erlebnis des Meeres und der deutschen Seefahrt. So schreibt er selbst einmal, daß sein Werk, seine Arbeit und sein Soldatsein immer einem gleichen Ziele gedient haben:

Immer wieder ist's dasselbe:
all mein Kampf gilt meiner Elbe!
Polens tiefe Schützengräben
waren für die Segel eben!
Auf dem Balkan muß ich graben,
daß wir wieder Schiffahrt haben!
Muß mein Leben wohl noch geben,
daß sich Hamburg kann erheben!"

Hamburg bedeutet für ihn dabei nicht die Stadt, sondern wird ihm zum Begriff deutscher Seefahrt als Welttor Deutschlands.

Gorch Fock sah seinen Weg als Dichter nicht immer so deutlich, wie er in diesem Vers zum Ausdruck kommt, weil eigentlich sein äußerer Lebensweg anders lief als der eines Seemannes: Zu schwächlich für den Seemannsberuf gab ihn der Vater in die kaufmännische Lehre nach Geestemünde, von dort führte ihn der Weg nach Meiningen und Halle, wo er die erste Berührung mit dem Theater hatte, die nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen blieb. Die Arbeiten, die dort entstanden, waren Schauspiele, heitere und ernste Sachen, so u. a. ein Drama „Nylan" und ein Spiel „Der Fischerkönig", einen Liebesroman, einen Kaufmannsroman, den er plante, vollendete er nie. Nur seine frühen Gedichte führen schon hin zum späteren Dichterwerk. Er hat aber das Gefühl, daß er als Kaufmann in Mitteldeutschland nicht das Recht habe, Dichter der See zu sein, obgleich ihm das Jugenderlebnis unauslöschlich eingeprägt war: „Als Kind sah ich Finkenwärder einmal überwältigend groß: als über hundert Fischer in zwei langen Kurrleinen den Ewer von Paul Bausen durch das Eis zogen, von

Digitized by Google

Karsten Pnitts Knein bis zum Fahrwasser: um einen Fahrweg für alle Schiffe zu schaffen. Wie gnosterte der Ewer gegen das Eis! Und die Rufe: „Hödjihö! Nochmol!“ Paul Bausen bald vorn, bald hinten ermunternd. Er gab den Ewer, die anderen liehen ihre Kräfte. Unauslöschliches Bild großer Zeit!“ Er versucht, in Mitteldeutschland, in der Landschaft dort Boden zu fassen. Und fast glaubte er, daß es ihm gelingen wird:

„Im Mondenschein grüßt mich das Meer —
ich hör's, doch bleib ich kalt.
Ich bin gewandert nicht umsonst:
ich sah den deutschen Wald!“

Bald aber muß er erkennen, daß seine eigentliche Aufgabe doch die Gestaltung seiner Jugend ist, der Menschen und ihrer Arbeit am Meer: „Ich habe zuviel Wurzeln auf Finkenwärder: es wäre töricht, wenn ich nun nicht Nahrung zöge, Blätter bildete und Blüten schüfe“. In seinem Zimmer hängt eine große Karte der Nordsee, und so verfolgt er in Gedanken die Wege der Boote dort und versenkt sich in ihr Tun: „Mir zu Häupten hängt eine große Fischereikarte der Nordsee. Ich achte gut auf Schlick und Sandgrund, auf Untiefen und Steine, auf Feuerschiffe und Lichter — und steure aus der Elbe über den Helgoländer und Sylter Grund nach den Austernbänken. Überall grüße ich weiße Steven und braune Segel. Und gucke wieder nach dem Kompaß, lote sorgsam, binde den Südwester fester und segle weiter. Dabei hätte ich aber beinahe das Fischen vergessen!“ Zwar legt er in Halle schon den Anfang zu dem großen Roman „Seefahrt ist not!“, der aber erst zur Reife gelangt, als ihn der Beruf wieder nach Hamburg führt. Da bricht elementarer die lange zurückgehaltene dichterische Kraft durch, die keine Ruhe mehr kennt:

„Segle, Herz, mit allen Winden,
wirst nicht deinen Hafen finden.
Hafen? Was soll dir der Hafen?
Legtest dich nur hin zum Schlafen!
Segle, Herz, mit allen Winden!“

Da hatte er, der der Heimat gram geworden war, sie wieder neu gefunden und sich ihr ganz verschrieben, so wollte er „mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen“.

In Hamburg entstehen dann in rascher Folge seine Erzählungen, Gedichte und Geschichten, die deftige Hamburger Geschichte von „Hein Godenwind, de Admirol von Moskitonien“. Wer diese Geschichte lesen will, der muß sich schon die Mühe machen, sie in der plattdeutschen Fassung zu lesen, denn es wird schwer sein, ihnen diese Lebendigkeit und Frische in einer Verhochdeutschung zu erhalten. Dann kommen in rascher Folge die Finkenwärder Geschichten von „Schullengriepern und Tungenkniepern“. Es ist ein eigener, stiller Humor, der darin lebt, es ist auch viel Traurigkeit und Not, aber es ist darin neben dieser Not ein großer Glaube, der es dem Seemann überhaupt erst möglich macht, Seemann zu sein. Und nach diesen Geschichten folgt ein Bändchen neue Seegeschichten, die „Fahrensleute“. Einen Höhepunkt in seiner dichterischen Arbeit bedeutet der Roman „Seefahrt ist not!“, das Buch des kleinen Klaus Mewes, den sein Vater und der sich selbst „Störtebeker“ nennt. Es sind Erinnerungen, die in diesem Roman Gestalt gewonnen haben, Erinnerungen des Vaters, den man auch nicht den Weg zur See gehen lassen wollte, und wohl auch eigene Erinnerungen. Und die Mutter des Klaus Störtebeker mag wohl viel von den Zügen seiner eigenen Mutter haben. Wer dieses Buch mit dem gleichen offenen und gläubigen Herzen liest, mit dem der Dichter es schrieb, der wird sich nicht dem darin geschilderten gewaltigen Erlebnis verschließen können, das sein

Digitized by Google

Ende findet in dem Mahnruf: „Seefahrt ist not!“ Aber auch nach der Niederschrift dieses Romanes findet der Dichter noch keine Ruhe, und sein Kriegstagebuch verrät viele Eintragungen von neuen Plänen, zu deren Ausführungen Gorch Fock aber nicht mehr kommen sollte, weil ein höheres Geschick es anders bestimmt hatte.

Trotzdem war die dichterische Ernte noch so reich, daß nach seinem Tode etliche andere Sammelbände herausgegeben werden konnten, so z. B. die Erzählungen „Schiff vor Anker“, die mit der ergreifenden Geschichte „Ein Sterben“ beendet werden. Eine seltene Fülle reichsten inneren Erlebens spricht auch aus dem Bändchen „Sterne überm Meer“, das Tagebuchblätter und Gedichte enthält.

In jüngster Zeit legt dann der Bruder Gorch Focks, Jakob Kinau, zwei neue Bände vor, das bei Lehmann in München erschienene Tagebuchwerk „Ein Schiff! Ein Schwert! Ein Segel!“ und den „Versuch einer Lebens- und Werkschilderung“ des Dichterbruders „Gorch Fock. Ein Leben im Banne der See“. Damit erhielten wir Kenntnis von dem reichen Leben des Suchers und Kämpfers Gorch Fock, den wir als Kämpfer schon kannten aus seinen Erzählungen und aus seinem Roman. Und wir stehen jetzt überrascht vor der Fülle von Gedanken, Mahnungen und Bekenntnissen, die sich in seinen Briefen an Kameraden, an die Frau und in den Tagebuchaufzeichnungen offenbart. Wir brauchen hier nicht einzugehen auf die Zeit, in der Gorch Fock lebte, um zu ermessen, was diese Blätter damals bedeuteten, jeder, der ihnen nachgeht, wird selbst fühlen und ermessen können, wie darin das Wort, daß Dichter sein Seher sein heißt, erfüllt wurde. Es ist nur ein kleiner Teil des Reichtums, den wir im Rahmen dieser Arbeit herausheben können. Waren diese Gedanken in der frühen Zeit des Dichters erfühlt und erahnt, so spüren wir, wie sie allmählich heraustreten aus dem Unbewußten und zu einem Bekenntnis zu einer klar gesehenen Zukunft und ihren Aufgaben werden. Ein paar Ideen, die heute unsere Wirklichkeit geworden sind, sei in seinen Tagebuchblättern nachgegangen.

In der Tatsache, daß Gorch Fock seine Tagebücher für seinen Sohn schrieb, sehen wir, wie viel Gorch Fock um das Gliedsein in der Kette wußte, wie sehr bei ihm der Gedanke „Ahne und Enkel“ notwendige Gewißheit geworden war. Seine Arbeit ist nicht um ihret- und seiner selbst willen da, sie ist die Aufgabe in der Verantwortung dem Volk gegenüber: „Der einzelne diene dem Stamm, der Stamm dem Volk. Aber er soll nicht losgelöst von seinem Stamm etwas leisten wollen. Er ist nur eine Sprosse und kann nur in der Leiter wirken“. Er weiß, daß er Zwischenglied ist, „eine Verbindung, eine Brücke“, darum setzt er alle Kraft an den ihm zufallenden Teil der Leistung.

Aus diesem Gedanken wächst bei Gorch Fock ein anderer, auch erst in unserer Zeit Wirklichkeit gewordener: von der Reinheit des Volkes und des Blutes. So schreibt er in einem Feldpostbrief an seine Frau: „Man wird vielleicht schon in fünfzig Jahren nicht mehr verstehen, wie die Menschen einmal bei ihren Hunden, Kaninchen und Pferden streng auf Rasse und Rassenpaarung hielten, und ihre eigene Rasse in einem großen Wurstkessel verkommen ließen“, oder ein andermal: „Kreuzungen taugen nur für Jahrhunderte, reine Völker für Jahrtausende und Ewigkeiten“. Wie bitter mußten wir büßen, was der Dichter damals in der Kriegszeit mahnend und ablehnend erkannte. So sieht er die Aufgabe eines Volkes, sich rein zu erhalten und das zu tragen, was jedem einzelnen auferlegt ist für die Kinder.

Von den Gedanken der Familie, der Sippe und der Reinheit des Blutes führt Gorch Fock weiter zur Gemeinschaft, zum „Du“ und „Wir“, er sucht den „Kameraden“ und nennt den glücklich und reich, der ihn gefunden hat, er weiß, daß der Weg von der Seele des einzelnen zum anderen „oft meilenweit“ ist, daß er aber um des Volkes willen gegangen werden muß, weil das zur Gemeinschaft

Digitized by Google

werden, die Erfüllung des deutschen Gedankens sei. Von der Volksgemeinschaft schreibt er: „Es wird eine Gemeinschaft entstehen, die unser Volk auf eine höhere Stufe bringen wird. Und wir werden unvergängliche Dome bauen". So ruft er jedem zu, in dem Kreise aller „seinen Hammer zu schwingen", „seine Schultern darzubieten", seine „ganze Kraft und die ganze Seele einzusetzen", „tragen zu helfen".

Mächtig brechen diese Gedanken aus ihm heraus während des Kampfes an den Kriegsfronten, er kämpft im Westen und im Osten, er sieht das Ringen und Sterben, spürt, wie der endgültige Sieg nur nach einem Sieg der Volksseele kommen kann, um diesen Sieg geht sein Kampf, denn, wenn er nicht errungen werden kann, dann ist jahrelanges Grauen umsonst, dann ist der Tod von Millionen vergeblich. Er glaubt, daß es dem aufwühlenden Erlebnis des Krieges gelingen wird, jeden einzelnen zu wecken, daß diese Kriegsjahre etwas gesät haben in den Herzen der Männer: „Wir wollen es festhalten, was wir in diesen Tagen gewinnen ... Die Saat dieser Zeit soll uns niemand vertreten, und kein Unkraut soll uns dazwischenkommen".

Und was war die Saat dieser Zeit?: „Den Segen des Krieges erkenne ich auch in der Kameradschaft. Jeder von uns hat sie erfahren, und wer sie hier draußen nicht kennen lernte, der taugt selbst nicht dazu ... so gut wie jetzt haben sich Stände und Schichten noch nicht kennen gelernt, wie im Weltkrieg, den wir allerdings den deutschen nennen sollten, denn um das Deutsche in der Welt wird er allein geführt". Und wissen wir nicht die Antwort auf eine Frage, die Gorch Fock stellte: „Wer weiß, wie wir noch einmal der ewigen Macht für diese Zeit zu danken haben?"

Anders konnte sich dieser suchende und ringende Mensch den Sinn des Krieges nicht erklären. Es sind noch viele, viele Dinge da, denen man nachspüren könnte in den Tagebüchern, so den Fragen der Religion und des Glaubens oder dem Mühen um den dichterischen Auftrag, den Gedanken über Dichtung eines Volkes überhaupt. Es kann hier nicht alles aufgezeichnet werden, möge jeder einmal diesen Tagebuchblättern nachgehen, sie wurden meist in den Schützengräben der Fronten geschrieben, in den Gräben, in denen Deutschlands Führer seinen Weg erkannte.

Digitized by Google

Deutsche Sonnwend

Wenn auf düstrem Bergeskamme
Aufbrennt unsrer Sehnsucht Licht,
Und die heilge Glut der Flamme
Lodernd in die Weltnacht bricht,
Stehn wir ernst geschart im Kreise,
Starren in lebendige Glut,
Spüren stark die wilde heiße
Deutsche Stimme uns im Blut.

Brennen über uns die Sterne,
Brennt in uns das Herz voll Not,
Brennt der Ruf in alle Ferne!
Flammt, ein einziges Gebot.
Sonnwendfeuer, Notwendfeuer,
Endzeit du und Zeit der Wende!
Übergroß und ungeheuer
Zwingt es Hände nun in Hände.

Gerhard Schumann.

(Entnommen dem Buch „Wir aber sind das Korn".)

Digitized by Google

Sonnwendchor

Flamm auf! Flamm auf!
Feuer der Höhe, du Sonnenruf!
Wir grüßen das Volk, wir grüßen die Erde,
Wir grüßen ihn, der die Einheit ſchuf.
Seht dort, und dort! Auf Bergen und Warten
Stehn Feuerblumen im nächtlichen Garten,
Greifen Feuerhände hinauf:
Sonnwendfeuer, flamm auf! Flamm auf!

So ſtanden in grauer Vorzeit die Ahnen,
So ſtand unſ're Jugend auf nächtlicher Fahrt;
So ſteht heut — einig — ein einziges Mahnen,
Ein ganzes Volk um die Fahne geſchart.
Wir öffnen die Herzen, wir heben die Hände,
Wir grüßen des Jahres fruchtbringende Wende,
Wir grüßen des Lichtes geſegneten Lauf:
Sonnwendfeuer, flamm auf! Flamm auf!

In jubelndem Aufſtieg, in ſtrahlendem Schweben,
In reifender Wende kreiſt ewig das Jahr.
Wir grüßen die Sonne, wir grüßen das Leben!
Wir grüßen den, der von Anfang war.
Ein Führer, ein Wille, ein Volk, ein Vollbringen,
Ein Gott, eine Gnade: So wird es gelingen!
Wir grüßen des Schickſals allmächtigen Lauf:
Sonnwendfeuer, flamm auf! Flamm auf!

Werner Jäkel.

(Entnommen dem Heft „Weg und Beſinnung“.)

Digitized by Google

Feuerchoral

Feuer steh auf dieser Erde
wie ein aufgerichtet Schwert,
das den Neid und alles Unheil
weit von diesem Acker wehrt.

Denn zum Acker wird der Boden,
den ein Deutscher je betrat,
weil er geht den Schritt der Pflüger,
und sein Händewerk ist Saat.

Deutschland, wie sie dich verstehen:
Tausendmal bist du verkannt!
Doch du schweigst und stehst im Werke,
bis du allen Spott gebannt.

Trägst das Feuer deines Glaubens
mitten in die Dunkelheit,
bis die Glut die Menschen aufruft
und das Land den Sternen weiht.

Hans Baumann.

(Entommen dem Heft „Feuer steh auf dieser Erde".)

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Hahn

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Fohlen

Digitized by Google

Leben

Nun muß ich knien ins Herz des Lichtgefildes.
Der Blütenschwall wogt ringsher auf mich zu,
Hell brandend, überflutend. — O du wildes
Du seliges Meer. Wie nah bist du.

Und alles Leben ist um mich gesammelt.
Die herben Knospen stehn mit aufgetanen
Betenden Seelen. Bäume, Blütenfahnen
Wehn hin. Das Lied gesungen und gestammelt

Aus tausend Kehlen, Herzen, Knospen, Blüten,
Will schier die blaue Himmelskuppel brechen.
Der Lobgesang von Winden und von Bächen
Und allen lieben Tierlein will nicht müden.

Ich muß hinknien und all das Wachsen spüren,
Das Schlagen in der süßen Vögel Brust,
An Gras und Halm, an Stamm und Knospe rühren,
Dem großen Strom des Keimens kaum bewußt,

Dem dunklen Werden schauervoll begegnen,
Gebeugt und brüderlich die Knospen küssen,
Und weinen und das tiefe Leben segnen.
Und Eins in selig heimgekehrten Müssen

Die ewige Kraft in jedem Samen lieben,
Und sprechen, hingeströmt und mitgetrieben:
Ich danke dir, daß du mich froh durchwebst.
Daß du nicht tot bist. Daß du lebst.

Gerhard Schumann.

(Entnommen dem Buch „Wir aber sind das Korn".)

Digitized by Google

Mütter, wir müssen marschieren

Mütter, wir müssen marschieren,
weil euer Herz uns berührt
als wir in euch noch erwuchsen,
als wer die Trommel gerührt.

Mütter, in euren Gebeten
wart ihr voll Demut und Kraft,
Mütter, so wurden wir Männer,
greifen zum Fahnenschaft.

Mütter, es lodert ein Glaube
aus unsern Herzen zu Gott,
Mütter, wir müssen marschieren,
sonst wird der Glaube zu Spott.

Mütter, auf allen Wegen,
sie gehen so hoch und so tief,
woll'n wir für Deutschland marschieren,
zu dem euer Herzschlag berief.

Mütter, in euren Augen
sah'n wir die Liebe zum Land,
Mütter, ihr gabt sie uns weiter,
und sie hat weitergebrannt.

Herybert Menzel.

(Entnommen dem Heft „In unsern Fahnen lodert Gott".)

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Arteigene Teppiche

Es gibt in unserer deutschen Heimat Gegenden, in denen Teppiche geknüpft werden. Besonders im Ostseeraum kommen diese wundervollen Teppiche vor, in denen sich vielerlei alte Sinnbilder erhalten haben. Im Volkskundemuseum in Berlin werden eine ganze Reihe solcher Wertstücke deutscher Kunst aufbewahrt, und wir wissen, daß sie zumeist als „Brautteppiche" geschenkt wurden. Kein Mensch denkt aber daran, diese Teppiche nun „arteigen" zu nennen; sie sind einfach aus dem Volkstum herausgewachsen und bewahren jahrhundertealte Überlieferung.

Etwas anders ist es aber mit den „arteigenen" Plüschteppichen, die heute von einer findigen Industrie hergestellt werden. Die Firma Huchzermeyer in Herford hat sich auf dieses Geschäft geworfen. Sie versucht es eben mit einer großen Ausstellung bei Herzog in Berlin. Betrachtet man diese Teppiche genauer, so findet man, daß in diese Teppiche maschinell Motive hineingewebt worden sind, die aus der Holzschnitzerei oder Metallverarbeitung entlehnt sind. Ein Flugblatt der Firma „Altgermanisches Brauchtum in Herforder Teppichen" unterstreicht die konjunkturellen Bestrebungen dieser Firma noch weiter. Da sieht man, wie krampfhaft hier materialfremdes Formengut aufgegriffen worden ist zu Geschäftszwecken. Da sieht man, wie auf eine gewisse Käuferschaft spekuliert wird, und man kann dazu nur sagen, daß eine solche Art und Weise nicht arteigen ist! Wie in dem Flugblatt die Ausdeutung der Sinnbilder hergeholt worden ist, wie auf den farbigen Musterkarten der Firma auf der Rückseite die Ausdeutung jedes einzelnen Teppichmusters in schwülstiger Form — mit Eddasprüchen und allen Schikanen — vorgenommen worden ist, das spricht für die Methode, die hinter dem Ganzen steckt: Geschäft mit Volkstum; Geschäft mit nicht fest verwurzelter Weltanschauung; Geschäft mit Dingen, mit denen man keinen Handel treiben sollte!

Wenn die Firma Huchzermeyer schon etwas schaffen wollte, was sich vorhandenen, volkstumsmäßig echten Teppichen anpassen sollte, so hätte sie schließlich auf Motive zurückgreifen müssen, die der Weberei, Stickerei usw. entnommen sind. Trotzdem würde sie nie den wirklich echten Teppich, wie ihn nur wahre Volkskunst schaffen kann, nachahmen und verdrängen können. Wir müssen solche Methoden als das zurückweisen was sie sind: als Konjunktur!

A. Th. Weigel.

Wilhelm von Humboldt und die Juden

Es war am 9. November 1923 nach dem Furchtbaren, das sich damals in München ereignet hatte. Ein Deutscher trifft einen Juden, den er flüchtig kennt, auf der Straße. „Was sagen Sie zu der Operette an der Feldherrnhalle?" höhnt der Jude. Dem Deutschen zuckt es in der Hand, aber er reißt sich zusammen und gibt nur eine scharfe Antwort. Der Jude redet auf ihn ein, da wendet der Deutsche, von Ekel gepackt, dem Juden den Rücken und läßt ihn stehen. Aber in seinen Ohren klingen noch die letzten Worte nach, die ihm der Jude entgegenrief: „Lesen Sie Humboldt, lesen Sie Humboldt!"

Die unscheinbare Begebenheit versinnbildlicht blitzartig eine geistesgeschichtliche Lage von allergrößtem Ausmaß. Die toten Helden der nationalsozialistischen Revolution und ein bedeutender Deutscher, der hundert Jahre früher starb: wie verhalten sie sich zueinander?

Der Toten Tatenruhm ist's, der nimmer stirbt, sagt die Edda. Vor dem Urteil der Geschichte bestehen, das ist das Größte, was Große zu erlangen vermögen. Und was bedeutet dies wiederum anderes als bestehen vor dem Urteil des eigenen Volkes! Die hohe Würde, die dem wahren Historiker den inneren Rang verleiht, leitet sich eben daraus ab, daß er — fern von jedem pharisäischen Dünkel — diesen feierlichen Richterspruch der Geschichte im Namen des Volkes unbestechlich zu vollziehen hat.

Wilhelm von Humboldt ist einer ganzen Epoche zum Wahrzeichen ihres Wol-

Digitized by Google

lens geworden. In ihm fand das Humanitätsideal seinen vorzüglichsten Ausdruck, auf ihm errichtete wie auf einem mächtigen Grundpfeiler die liberalistische Geistigkeit ihr Gedankengebäude. Und so scheint er — auch heute noch — eine Lichtgestalt, ja eine letzte Rechtfertigung denen, die sich vom Alten nicht lösen können. Mag das Gebäude selbst Fehler aufweisen oder baufällig geworden sein, jener Grundpfeiler, steht er nicht unversehrt und eisern da, bereit, einen neuen Bau zu tragen?

Aber wie, wenn jener Pfeiler schon von Anfang an einen riesenhaften Sprung gehabt hätte, wenn der Untergrund dadurch nicht fest, sondern im Gegenteil die Ursache des Einsturzes gewesen wäre? Was sagt die Geschichte dazu? Mit andern Worten: Wie verhält es sich mit Wilhelm von Humboldts Tatenruhm?

Diese große Frage beantwortet eindeutig das Buch des jungen Historikers Wilhelm Grau: „Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935). Es stellt darum weit mehr dar als eine vorzügliche wissenschaftliche Leistung im formellen Sinn des Wortes, die es ist. Gewiß, Grau sagt selbst, daß er insofern einseitig verfährt, als die Lichtseiten dieses Mannes vielfach unberücksichtigt bleiben, da sie ohnedies bekannt sind. Aber der eine Punkt, auf den er den Finger legt, ist eben leider der entscheidende. Man mag Humboldts geniale Leistungen auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie, die wichtigen Anregungen, die er durch seine griechischen und indoarischen Studien (Bhagavadgita) gab, nebst vielen menschlich sympathischen Zügen und großen Gedanken noch so hoch einschätzen, so wird man von jetzt ab nicht mehr über die wahrhaft furchtbare Tatsache hinwegkommen, die Grau zum erstenmal aufgedeckt hat: daß dieser Mann mit seiner molluskenhaften Überempfänglichkeit, der keine gleich starke produktive Kraft die Waage hielt, in den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung vollkommen im jüdischen Lebensraum stand und von ihm aus geformt wurde. Das Bild, das Grau hiervon unter Heranziehung eines erdrückenden Beweismaterials vor uns aufrollt, ist grenzenlos erschütternd. Es ist ein trostloser, sich mehr als einmal bis zum Widerlichen steigernder Anblick, den jungen Humboldt im Kreise seiner jüdischen Freundinnen und Freunde zu sehen und dann zu verfolgen, wie er diesen Einfluß nie mehr vollständig loswerden konnte.

Allein, so negativ dies alles der Sache nach sich darstellt, so steht hinter Graus Arbeit dennoch ein positives Ergebnis von größter Tragweite. Grau löst — und das ist das wesentlich Neue an seinem Buch — durch nüchternste historische Forschung zum erstenmal ein geistesgeschichtliches Paradoxon, das vorher unlösbar schien. Wie kommt es, konnte man früher fragen, daß ein bedeutender Deutscher aus seinem innersten deutschen Wesen heraus ein Menschheitsideal entwickeln konnte, das zum Fanal der jüdisch-liberalistischen Geisteshaltung wurde? Grau zeigt, daß in dieser Hinsicht gar nicht deutsches Wesen sprach. Denn erst wurde Humboldt vom Jüdischen her geformt, vom Bazillus der Zersetzung infiziert, bevor er sich zum großen Schirmherrn des Judentums entwickelte, in die Judenemanzipation fördernd eingriff und ihr die geistigen Waffen lieferte.

Gewiß, Humboldt war außerdem noch dem allgemeinen Zeitgeist der Aufklärung ausgesetzt. Aber dieser Zeitgeist wirkte ebenso auf Goethe und Schiller und er wirkte auch auf Humboldts Gattin Karoline, die mit unvergleichlicher Instinktsicherheit die Judenfrage erkannte und deren Gestalt nun wundervoller denn je aufleuchtet. Nein es war kein Zufall, daß gerade Wilhelm von Humboldt als Heros der jüdisch-liberalistischen Haltung in die Geschichte eingegangen ist. „Lesen Sie Humboldt, lesen Sie Humboldt!"

Damit hat die junge nationalsozialistische Wissenschaft einen Schlag geführt, durch den eine bisher für unantastbar gehaltene Stütze der jüdisch-liberalistischen Geisteshaltung zusammenbricht.

Hans A. Grunsky.

Friedrich der Große und die Jesuiten

Eine der merkwürdigsten Tatsachen der Geschichte, die wohl geeignet ist Verwunderung zu wecken, ist es, daß Friedrich der Große nach der von Papst

Digitized by Google

Clemens XIV. im Jahre 1773 verfügten Auflösung des Jesuitenordens diesen doch in seinem Staate duldete, obwohl der König das Papsttum, seine wahren Ziele und seine „geistlichen" und „weltlichen" Helfershelfer ebenso klar erkannte und durchschaute, wie er sich auch über alle Zusammenhänge bei der Unterwerfung Deutschlands unter Roms Herrschaft durchaus im klaren gewesen. Ein Satz wie „Möge nach dem erhabenen Vorbild Carls des Großen Norddeutschland durch Schwert, Feuer und Blut wiederum zum wahren Glauben bekehrt werden!", den Friedrich in seiner berühmten Spottschrift vom Mai 1759 „Breve des Papstes an Feldmarschall Daun" den Papst als dessen Wunsch gegen das ihm verhaßte Preußen aussprechen läßt, findet vielfach vorher und nachher in mündlichen und schriftlichen Äußerungen des Königs seine Bestätigung und genauere Begründung. Schon in seinen „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten" z. B., jener kurz nach dem zweiten Schlesischen Kriege begonnenen Geschichte Brandenburg-Preußens bis zu seinem Regierungsantritt, wo er mehrfach auf diese römische Gewaltunterwerfung Deutschlands, meist „Bekehrung" genannt, zu sprechen kommt und sein Urteil darüber zusammenfaßt in Sätzen wie: „Die christliche Religion, die Demut, Nächstenliebe und Geduld lehrte, wurde mit Feuer und Schwert verbreitet", und zur Charakteristik der römischen Kirche —: „Demütig und sanft zur Zeit der Verfolgungen, aber herrschsüchtig, nachdem sie sich durchgesetzt hatte, ging sie selber zur Verfolgung über".

Fünf Jahre vor Abfassung seiner „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten", im Vorwort der ersten Fassung der „Geschichte meiner Zeit", hatte der junge König es schon sehr deutlich ausgesprochen, wie richtig er Rom einschätzte und beurteilte: „Vom kleinsten bis zum größten Staat kann man darauf rechnen, daß das Prinzip, sich zu vergrößern, das Fundamentalgesetz der Regierung ist; diese Leidenschaft wurzelt ebenso stark in jedem Ministerium, wie das Streben nach despotischer Weltherrschaft im Vatikan". Und in der eigenhändigen „Instruktion" des Königs vom 24. September 1751 — also knapp ein Jahrzehnt später — für den Major Grafen Borcke, den (bis 1764) Erzieher des damals gerade siebenjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm (des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II.) heißt es: Der Erzieher solle seinem Schüler auf geschickte Art ein Gefühl dafür erwecken, „daß es wegen der Glaubensverfolgungen und des päpstlichen Ehrgeizes nichts Gefährlicheres gibt, als wenn die Katholiken in einem Staat obenauf sind, und daß ein protestantischer Fürst weit mehr Herr in seinem Hause ist als ein katholischer".

Wie richtig Friedrich der Große als Staatsmann diese gefährliche Macht Rom auch aus seinen eigenen Erfahrungen erkannt hatte, beweist sehr klar z. B. eine der zahlreichen „Flugschriften" des Königs, betitelt „Schreiben eines Sekretärs des Grafen Kaunitz (also des österreichischen Staatskanzlers) an einen Sekretär des Grafen Cobenzl (des in Brüssel residierenden Statthalters der österreichischen Niederlande)" vom September 1758, darin er den Staatsbeamten der katholisch-österreichischen Monarchie unter anderem sagen läßt: „Durch die Zerschmetterung des Königs von Preußen verlöre die Sache der Augsburgischen Konfession um so mehr, als der König von Preußen ihre einzige Stütze ist". Friedrich fühlt sich also selber durchaus als der politische Führer des Protestantismus in dessen deutschem Abwehrkampf eben gegen Rom, so sehr er geistig auch persönlich über allen „Konfessionen" stand, die er lediglich als Staatsmann unter dem Gesichtspunkt der Gefährlichkeit oder Nützlichkeit für den Staat betrachtete und wertete. Wie klar und richtig hatte er die Stellung erkannt, die das Schicksal ihm selber zugewiesen hatte, und damit überhaupt die geschichtliche Sendung und Aufgabe Preußens!

König Friedrich hat auch in seinen Kriegen um den protestantischen Norden mit dem katholischen Süden und Westen häufig genug Erfahrungen mit der Kampfesweise Roms machen müssen, wie sie der Weltkrieg[1] uns in Ursprung und Verlauf selber in Hülle und Fülle bestätigte, und wie wir sie noch jetzt immer

[1] Vgl. z. B. besonders: Carl Herrmann, Vom Pater Philippart, vom Kardinal Mercier und von anderen unbekannten Soldaten; Tübingen 1932 (Verein für Kriegsschuldforschung).

Digitized by Google

wieder machen müssen, da für den gläubigen Katholiken nun einmal bestehen bleibt: „Man muß ‚Gott' mehr gehorchen als den ‚Menschen'!" —, wobei unter ‚Gott' der römische Papst und seine Beamten, die Priester, unter den ‚Menschen' der Staat, das Vaterland, das eigene Volk zu verstehen sind! Auch Friedrich hatte das schon erkannt, damit gerechnet und entsprechend gehandelt. Namentlich in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (die er sofort nach Beendigung dieses Krieges schrieb) berichtet er uns mehrfach von solchen Fällen römischen Landes- und Volksverrats, von immer wieder festzustellender Spionage katholischer Geistlicher, von Mönchen und Jesuiten, besonders in Schlesien, warnt vor dem römischen Klerus, gibt Ratschläge für dessen Behandlung seitens des Staates und begründet seine zu empfehlende kluge Politik dem Papst gegenüber.

Wir kommen damit zu des Königs Auffassung und Verhalten gegenüber den Jesuiten. Wie er diese in seinen Kriegen um Schlesien namentlich als Spione „schätzen" gelernt, darauf hatte ich eben schon kurz hingewiesen; und daß er sie deswegen schon 1757 — also im ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges — aus der Grafschaft Glatz verbannte, nachdem er sie zwei Jahre zuvor der Verräterei gegen ihn beschuldigt (das hatte bereits Georg Albert in „Der Jesuitenorden", NS.-Monatshefte Nr. 73, April nachgewiesen). In seinem „Politischen Testament" von 1752 hatte Friedrich die Jesuiten auch schon als „die gefährlichste Gattung unter allen Mönchen" („espèce la plus dangereuse des tous les moines de cette communion"), denen man, wie er ein andermal sagte, „scharf auf die Finger sehen" müsse, gekennzeichnet; und wie der große König bei seinen umfassenden Geschichtsstudien, sorgfältigst und gewissenhaft alle geschichtlichen Persönlichkeiten, Erscheinungen und Probleme stets selber prüfend und von überallher Aussagen und Berichte seiner Gewährsmänner zu den einzelnen Fragen und Gebieten anfordernd, so auch mit Geschichte und „Problem" des Jesuitenordens wiederholt bereits früher sich beschäftigt hatte, „theoretisch" schon, bevor er auch „praktisch" sich mit ihm befassen mußte, — das berichtet uns der Geschichtsschreiber Friedrich schon zehn Jahre vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges:

> „Der Jesuitenorden, den Ignaz von Loyola im 16. Jahrhundert gegründet hatte, ward ein sehr beachtenswertes Problem. Diese Gesellschaft hatte in allen katholischen Ländern die Erziehung der Jugend an sich gerissen, alle Beichtväter der Könige entstammten ihrem Orden; sie hatten Missionare in China und Japan und ohne einen unvorhergesehenen Zufall hätten sie das ganze Königreich Siam für sich gewonnen; es gehörte ihnen das Land Paraguay . . ."

und Friedrich fügt dem noch hinzu, er habe einen handschriftlichen Bericht darüber, aus dem hervorgehe, daß die Jesuiten dort ein Heer von 10 000 Soldaten unterhalten hätten, und daß das Land mit Gerechtigkeit, Milde und Weisheit regiert worden sei (nur weiß der König eben noch nicht: mit welchen Folgen für das Land, das — wie viele andere — bis aufs Letzte ausgesogen, während die Jesuiten reich wurden!). Er kommt dann kurz auf Frankreich zu sprechen, auf die Vertreibung der Jesuiten von dort nach der Ermordung Heinrichs IV. und ihre schon baldige Rückkehr und deren Triumph, und fährt dann fort:

> „Man behauptet, sie hätten dreierlei Ordensgelübde, deren drittes alle abgefeimtesten Geheimnisse ihrer Ordenspolitik umfasse. Vielleicht tut man ihnen zu viel Ehre; nichtsdestoweniger ist es erstaunlich, daß sie überall geduldet werden, und daß Herrscher in ihren Ländern eine Gesellschaft von Menschen dulden, die eigentlich keinen anderen Gehorsamseid leisten als den dem Papste gegenüber: aber wenn man, streng genommen, die Gewohnheiten der Staaten prüft, — wieviel Unfolgerichtigkeiten, wieviel Widersprüche sind da nicht anzutreffen?"[2]

Der Herausgeber der Fassung von 1746 (Posner) der „Histoire de mon temps" fügt in seiner Anmerkung, das Fehlen dieses Abschnittes über die Jesuiten in der letzten Fassung von 1775 be-

[2] Dieser ganze Abschnitt ist in der letzten Fassung von 1775 fortgeblieben!

Digitized by Google

treffend, hinzu: „Es ist beachtenswert, daß genau um dieselbe Zeit mit der Abfassung jener Redaktion (Sommer 1775) Friedrich sich auf das lebhafteste für die Duldung der Jesuiten aussprach und in diesem Sinne beim päpstlichen Hofe verwendete".

Wir werden zu prüfen haben, inwieweit das zutrifft, und welche Gründe für den König hier bestimmend waren.

Wenn Friedrich die Jesuiten (wie andere Orden und Sekten und die Kirche überhaupt, mit alledem er persönlich freilich nichts zu tun haben wollte) als religiöse Gemeinschaft überhaupt duldete, so geschah das einmal aus seiner eigenen Geisteshaltung und Weltanschauung und zugleich aus der hohen Auffassung seines Königtums heraus, die grundsätzlich „einen jeden nach seiner Fasson selig werden" ließ und lassen wollte, also aus seiner eigenen religiösen Toleranz. Der große König vertrat damit — und das ist etwas Einzigartiges zu jener Zeit, so kurz nach dem Zeitalter der Religionskriege und des Glaubenszwanges, da doch noch immer fast überall die Auffassung vorherrschte: „Cuius regio, eius religio!", daß also die Untertanen dem Bekenntnis anzugehören hätten, das von der Staatsleitung vertreten ward und herrschend war, — öffentlich die vollkommene Gewissensfreiheit in allen Glaubensdingen. Das allein schon läßt ihn den Namen „der Große" mit vollem Recht vor der Weltgeschichte tragen, und das ist der eine typische nordische Zug im Wesensbilde des Königs Friedrich!

Zum anderen geschah jene Duldung nicht weniger aus staatspolitischen Gründen[3]: völlige Neutralität des Herrschers den verschiedenen religiösen Bekenntnissen seines Volkes gegenüber (die er für seine Person allesamt ablehnte) und völlige Gleichberechtigung in ihrer Behandlung seitens des Staates hielt er für den obersten Grundsatz, nach dem ein Staatsmann und Herrscher hier handeln müsse, und danach er eben selbst handelte: „Ich bin neutral zwischen Rom und Genf (d. h. also: dem römisch-katholischen und dem reformierten Bekenntnis Calvins gegenüber, welch letzteres ihm noch aus seiner Jugend her immer noch das am wenigsten unsympathische war); auf diese Weise kann ich dem religiösen Haß steuern, indem ich allen Parteien Mäßigung predige. Ich suche aber auch Einigkeit unter ihnen zu stiften, indem ich ihnen vorhalte, daß sie alle Bürger eines Staates sind...". Die Rücksicht auf seine neuerworbene Provinz Schlesien, die ihm vor allem am Herzen lag, und in der die katholische Bevölkerung ja besonders stark vertreten war, mag ihn gerade hier zu solcher Haltung bewogen haben. Doch schreibt der König anderseits sehr entschieden: „Dem ersten (Angehörigen einer der christlichen Sekten), der einen Bürgerkrieg entzünden will, schließt man den Mund...!" D. h.: in religiöser Beziehung kann jeder sich eingliedern, wo er will, tun, was ihm beliebt, — vorausgesetzt, daß er im übrigen als Staatsbürger seine Pflicht erfüllt!

Und aus solchen staatspolitischen Klugheitsgründen sucht Friedrich auch „gute Freundschaft mit dem Papst zu halten" — als der König das schreibt (1752), denkt er freilich nur an Benedict XIV. (1740—1758), während er dessen Nachfolger Clemens XIII. später, als der im Siebenjährigen Kriege geradezu einen Kreuzzug gegen Friedrich predigte, scharf bekämpfte! —, um dadurch seine katholischen Untertanen, eben in dem neuerworbenen Schlesien, zu gewinnen. (Auch außenpolitische Rücksichten werden hier gleichzeitig mitbestimmend gewesen sein: die römisch-katholischen Großmächte Österreich und Frankreich und auch den katholischen Süden Deutschlands nicht unnötig zu reizen, ihnen — zumal in Anbetracht der unglücklichen geographischen Lage und Zerrissenheit Preußens, das auch politisch so gut wie vereinsamt dastand — nicht leichtfertig Vorwände zu einem „Kreuzzuge" gegen das ohnehin verhaßte „ketzerische" Preußen zu geben!)

„Doch rate ich der Nachwelt, dem römischen Klerus nicht zu trauen, ohne zuverlässige Beweise seiner Treue zu haben", warnt der König aus seinen mancherlei Erfahrungen heraus in seinem Politischen Testament von 1752, um dem in dem Testament von 1768 noch hinzuzufügen (wieder besonders hinsichtlich des römischen Klerus in Schlesien): „Sobald ein Krieg in Aussicht steht, muß man

[3]) S. z. B. den ganzen Absatz im Politischen Testament von 1752 „Die Geistlichen und die Religion".

Digitized by Google

die Verdächtigsten festnehmen und sie bis zum Frieden" auf Festung setzen, „damit sie uns weder verraten noch sich selbst zugrunde richten; denn sie würden uns in die unangenehme Notwendigkeit versetzen, sie streng zu bestrafen" — also wieder sind es politische Gründe, die den König hier zu vorsichtiger Behandlung und Rücksicht raten lassen: innenpolitisch die Mentalität der vorwiegend katholischen Bevölkerung Schlesiens, außenpolitisch die Macht Roms durch die ihm hörigen Staaten! —; „man muß ein Auge auf sie (die Verdächtigsten) haben und sie unschädlich machen, falls der Verdacht sich bestätigt", mit dieser nochmaligen Warnung schließt Friedrich seine Ausführungen dieses Abschnittes über die „Innenpolitik", um später in dem über die „Religion" abermals zu sagen: „Läßt man die Verdächtigen in Friedenszeiten scharf beobachten, sieht man ihnen nach Kriegsausbruch noch mehr auf die Finger und bringt sie dann sofort in Haft, so scheint mir das ein untrügliches Mittel, zu verhindern, daß sie Schaden anrichten". — Zwischen der Abfassungszeit jenes ersten und dieses zweiten Politischen Testamentes liegen die ernsten und schweren Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges, die den großen König seine Nachfolger noch ernster, eindringlicher warnen lassen vor den Feinden Preußens, den heimlichen vornehmlich, und ihn Ratschläge geben lassen, die wohl heute noch zu beherzigen sind.

Das alles gilt natürlich besonders für jene „gefährlichste Gattung unter allen Mönchen, die Jesuiten. Wir haben gesehen, wie der König sich mit Geschichte und Wesen dieses Ordens schon 1746 eingehend beschäftigte, wie auch ihm die beiden Tatsachen, daß die Jesuiten in den katholischen Ländern die Jugenderziehung in der Hand hätten und die Beichtväter der Fürsten stellten, besonders beachtenswert erschienen, und für wie bedenklich schließlich er selber (aus der Kenntnis des Wesens und der Organisation des Ordens heraus) das Bestehen dieses Ordens für einen Staat und seine Duldung durch denselben hielt.

Demgegenüber scheint sein eigenes Verhalten wohl bisweilen widerspruchsvoll:

Friedrich schreibt 1782, die Jesuiten in Schlesien gehörten „zu den fanatischsten Anhängern des Hauses Österreich"; er habe nun gebildete französische Jesuitenkommenlassen, die den schlesischen Adel erziehen sollten, und um so „Altar gegen Altar zu setzen" („pour opposer autel à autel") und etwaige Ränke der schlesischen Jesuiten zugunsten Österreichs „durch die Erbitterung zwischen den französischen und deutschen Mönchen zu vereiteln". Damit scheint er seine eigene Auffassung von 1746, nach der eine Gesellschaft, die lediglich dem Papst ihren Treueid leistet, für einen Staat höchst gefährlich sein müsse, widerlegt zu haben, indem er zu den bereits vorhandenen einheimischen Jesuiten fremde noch hinzu ruft! Zwei Gründe gibt er selber für sein Verhalten an: einen „diplomatisch-politischen" und einen erzieherischen. Sind diese stichhaltig gegenüber seinen eigenen früheren Ausführungen?

Das Letztgenannte schrieb und führte er aus vier Jahre vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Sechs Jahre nach dessen Abschluß schreibt der König an d'Alembert (am 16. Juni 1769):

> „Der Franziskaner Ganganelli soll der Gesellschaft Jesu keine weichen Birnen versprochen haben und der heilige Franz von Assisi wohl imstande gewesen sein, den heiligen Ignaz umzubringen. Ich glaube, der Heilige Vater, ganz Franziskaner, würde eine große Dummheit begehen, den katholischen Fürsten zuliebe so sein Garderegiment aufzulösen. Das scheint mir dem Vertrage ähnlich zu sein, den die Wölfe mit den Schafen schlossen, und dessen Hauptbedingung für die letzteren war, ihre Hunde auszuliefern; wie ihnen das bekam, weiß man ja! Wie dem auch sei — es wäre einzigartig: während Ihre Aller-Christlichsten, Aller-Katholischsten, Aller-Apostolischsten und Aller-Gläubigsten Majestäten die Grenadiere des Heiligen Stuhles vernichten, bewahrt als einziger sie
>
> Eure allerketzerischste Majestät."

Friedrich scheint nach diesen Worten voll köstlicher Ironie und scharfem Sarkasmus lediglich „Opposition zu machen", um die anderen zu „ärgern": das päpst-

Digitized by Google

liche „Schaf", das möglicherweise die „Hunde", die es vor ihnen bewachen sollen, den fürstlichen „Wölfen" ausliefert — die „Hunde", vor denen die letzteren so große und König Friedrich so gar keine Angst hat, und die ihm auch nicht „unbequem" sind, die er schon „bändigen" wird! (Hierher würden in gewissem Sinne auch seine häufigen spöttischen Antworten passen, die er orthodoxen Geistlichen des Protestantismus gegenüber auf deren „beschwörende" Anträge, die Jesuiten doch zu „verbieten", zu geben pflegte: „Ihr seid viel zu beschränkt, um Euch mit diesen Leuten messen zu können! Lernt erst einmal — Bildung von ihnen!")

So lehnt Friedrich auch zunächst für das preußische Staatsgebiet die von Papst Clemens XIV. 1773 verkündete Aufhebung des Jesuitenordens ab, der daraufhin sonst fast aus allen Ländern ausgeschlossen wurde, — aus allen bisher genannten persönlichen und politischen Gründen, die ihn stets zu Vorsicht und Rücksichtnahme allen religiösen Organisationen gegenüber bestimmt hatten, um jenen Gründen noch hinzuzufügen:

1. Er wolle die Jesuiten beibehalten, da er im Breslauer Frieden (1742) den kirchlichen Zustand Schlesiens unverändert zu lassen versprochen und weil er

2. „nirgends bessere Priester als die Jesuiten gefunden" habe;

3. „Wenn man sie hindern kann, die Gesellschaft zu beunruhigen, so mag man sie dulden, solange sie das Volk will", womit er das Aufhebungsbreve denn auch zurückwies.

Friedrich verbot daher für Preußen die Bekanntmachung und Vollziehung, „weil er sich bei der Mehrheit seiner mit seinen Grundsätzen übereinstimmenden Untertanen vor den Jesuiten nicht fürchtete".[4] Das kam ja bereits in seinem Schreiben an d'Alembert von 1769 zum Ausdruck!

Erst drei Jahre danach, im Jahre 1776, gab er die Auflösung des Jesuitenordens als Korporation zu: Die Jesuiten mußten ihre Ordenskleidung und ihren Namen ablegen, doch durften sie den Unterricht im Königl. Schulinstitut zu Breslau unter Aufsicht einer besonderen, vom König bestellten Schulkommission fortsetzen, Es ist noch derselbe Grund wie früher: es fehlte an tüchtigen, gebildeten Lehrkräften! Die Jesuiten waren das aber.

Fassen wir also zusammen:

1. Friedrich kennt den Jesuitenorden nach Geschichte, Wesen und Organisation aus Literatur und „Praxis" sehr genau, betont selber seine Staatsgefährlichkeit und warnt vor ihm.

2. Friedrich duldet den Jesuitenorden in Preußen als religiöse Organisation (wie alle solche), ruft noch fremde Ordensangehörige hinzu, einmal, um sie gegen die ihm feindlich gesinnten einheimischen auszuspielen, zum anderen, um fehlendes Lehrpersonal zu haben.

3. Noch darüber hinaus lehnt er selbst zunächst die Aufhebung des Ordens ab und verbietet obendrein sogar — nach dessen erfolgter Aufhebung durch Beschluß des Papstes — deren Bekanntmachung; als Begründung gibt er selbst seine im Breslauer Frieden gemachte Zusage an, den kirchlichen Zustand Schlesiens unverändert zu lassen — das also, als einmal übernommene Verpflichtung, zweifellos ein stichhaltiger Grund, bevor kein Bruch des Vertrages seitens des Vertragspartners bzw. ein neuer Vertrag vorlag. (Freilich könnte man diesen Frieden als infolge des zweiten Schlesischen und des Siebenjährigen Krieges und der seither erfolgten Friedensschlüsse von Dresden 1745 und Hubertusburg 1763 längst „überholt" ansehen.) Jedenfalls scheint bisher die Anmerkung des Herausgebers der „Histoire de mon temps", die ich oben erwähnt hatte, also ihre scheinbare Bestätigung zu finden.

4. Friedrich gibt schließlich die Auflösung des Jesuitenordens als Organisation zu, behält die Jesuiten selbst aber als Lehrkräfte bei, allerdings unter strenger Aufsicht durch eine besondere Kommission; die Tatsache empfindlichen Mangels an eigenen Lehrkräften können das fürs erste als gerechtfertigt erscheinen lassen.

4) Dittmars Weltgeschichte IV, 2 (Heidelberg 1850), S. 239.

Digitized by Google

Bei allem aber bleibt des Königs Wort in Geltung: „Man muß ihnen scharf auf die Finger sehen!“

Es ist alledem gegenüber festzustellen:

Grundsätzlich sind Friedrichs Toleranzverfügungen für Preußen als einem seit der Erwerbung des katholischen Schlesiens (sowie auch der späteren des ebenfalls vorwiegend katholischen Westpreußens im Jahre 1772) konfessionell gemischten Staate sehr bedeutungsvoll (besonders, wie wir sahen, für die damalige Zeit!), staatspolitisch — zumal für seine Zeit und das werdende Preußen zutreffend — durchaus richtig und schließlich segensreich. Friedrichs großer Biograph Reinhold Koser hat zur Würdigung dessen die rechten Worte gefunden:

„Von einer Gleichstellung der Bekenntnisse im bürgerlichen Leben war allemal nicht die Rede; was jeder Religionsgemeinschaft verheißen und gewährt wurde, war lediglich öffentliche Anerkennung ihres Gottesdienstes und Schutz der Glaubensfreiheit, Schutz gleichmäßig gegen staatlichen Gewissenszwang wie gegen geistlichen Bekehrungseifer. Denn diesen zwiefachen Sinn hatte das berühmte Wort, das über der Eingangspforte der friderizianischen Kirchenpolitik steht: ‚Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue; denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden!‘“

Es sind das ja Fragen, die auch uns alle zutiefst bewegen, und die Antwort heischen, heute mehr denn je. Da kann auch uns Heutigen der große König in Vielem Wege weisen, die er in seinem deutschen Herzen selber gefunden. —

Die von Friedrich selbst angegebenen Gründe für die Behandlung des Jesuitenproblems durch ihn sind — zumindest für seine Zeit — stichhaltig, verkennen jedoch — trotz eigener Feststellungen, Warnungen und Maßnahmen — dennoch die große Gefahr für den Staat seitens der Jesuiten. Die Erklärung dafür liegt in drei Tatsachen begründet:

1. fehlten Friedrich natürlich unsere viel umfassenderen heutigen Erkenntnisse als Ergebnis aller vielfachen staatlichen und völkischen Erfahrungen der Folgezeit;

2. getraut es sich der Starke stets zu, aller Gefahren Herr zu werden und selbst sie meistern zu können, sonst müßte er eben nicht stark sein, und daß ihm das noch gelungen, steht fest; und wenn er

3. sich weigerte, das päpstliche Verbot auszuführen, so aus dem einfachen Selbstbewußtsein des selbständigen und unabhängigen Staatsführers, der, wenn er ein Verbot für nötig hält, es dann ausspricht und durchführt, sobald ihm der Zeitpunkt dafür gekommen scheint. Und der römische Papst war schließlich nicht des Königs von Preußen Vorgesetzter!

Dennoch dürfte zutreffen, daß Friedrich diesen geheimen und darum um so gefährlicheren Gegner — namentlich auch im Hinblick auf die Zukunft — unterschätzte: sein Brief an d'Alembert von 1769, die Tatsache, daß er — wie niemanden — so auch die Jesuiten nicht fürchtete und schließlich seine von Georg Albert angeführten Worte (zur Aufhebung des Jesuitenordens):

„Der Papst hat ihnen (den Jesuiten) den Schwanz abgehauen; sie können nun nicht mehr wie die Füchse Simsons dazu dienen, die Ernten der Philister in Brand zu stecken.“

bezeugen das. Auch anderweitig hat der große Friedrich, in politischer und militärischer Beziehung, bisweilen diesen Fehler gemacht, den Gegner zu unterschätzen: man denke nur an die Unterschätzung Dauns bei Kolin und Hochkirch!

Es war doch bei den Füchsen Simsons nicht der „Schwanz mit dem Feuerbrand“ das Wesentliche — das Wesentliche war der Kopf, der solches ausgesonnen, Simson selbst! So wird auch „Aufhebung“ und „Verbot“ des Jesuitenordens — und höchstwahrscheinlich war Friedrich selber auch darüber völlig sich im klaren, was sein Verhalten noch weiter klären könnte! —, selbst die Vertreibung seiner Angehörigen, nimmer das Wesentliche sein können, sondern allein die Aufklärung und damit verbunden die geistige und seelische Wappnung der Völker gegenüber ihren wahren Feinden durch das Erwecken der „Volksseele“ zu geschlossener, arteigener, völkischer Weltanschauung.

Digitized by Google

Und wir finden auch die letzte, tiefste Begründung für König Friedrichs Haltung und Verhalten:

Alle persönlich tapferen, heldischen Menschen, die selber keine Furcht kennen, neigen dazu, den Feind zu unterschätzen, weil sie ihn nicht fürchten! Das ist auch ein besonders deutscher, wie überhaupt germanischer Charakterzug; unseres Volkes und seiner Helden Geschichte selber zeigt uns die Beispiele hierfür zur Genüge! — Und das ist der andere, typisch nordische Zug im Wesensbilde des Königs Friedrich!

Lernen wir daraus für die Gegenwart — um der Zukunft willen, auf daß sie unser sei!

Hans Riegelmann.

Die „Bewegung Neuen Lebens" in China

Als im Jahre 1911 die Revolution in China ausbrach, glaubten manche revolutionäre Führer, daß es ihnen ein leichtes sein würde, den Frieden und die Ordnung wieder herzustellen und den darniederliegenden Handel und die schwer ringende Industrie wieder aufzubauen. Hatte doch der Führer der sog. Volkspartei (Kuo-min-tang), Sün yatsen, seine Pläne zur Verwirklichung dieser Ideen nach westlichem Vorbild aufgebaut. Aber lange Jahre wogten die Kämpfe hin und her. Mannigfache Schwierigkeiten stellten sich Sun yatsens genialen Gedanken entgegen. Parteiführer und herrschsüchtige Generäle intrigierten untereinander, oft aus kleinlichen persönlichen Motiven; einige von ihnen wurden sowohl durch Anleihen als auch durch Waffen von ausländischen an China interessierten Staaten unterstützt. Korruption war an der Tagesordnung, und es ereignete sich sogar der Fall, daß einmal sämtliche Mitglieder des Parlaments bestochen wurden.

Eine Besserung der gesamten chinesischen Lage gelang erst dem Mann, der wirklich das Erbe Sun yatsens (Sun yatsen gest. 12. März 1925) in seine Hand nahm und sich nicht nur die innere Befriedigung des Landes zum Ziele setzte, sondern auch die Herzen des Volkes für die neuen Ideen gewinnen wollte. Es war dies der Marschall Chiang kai shek. Dieser tatkräftigen Persönlichkeit ist es zu verdanken, daß die Eroberung Chinas vom Süden aus erfolgte, und ihm mit der Einnahme von Peking im Jahre 1928 die Einigung des gesamten Reiches — wenigstens militärisch — gelang. Sun yatsen hatte in seinen Reden betont, daß auf die Zeit der „Militärischen Durchdringung" Chinas die Periode der „Erziehung des Volkes" folgen sollte. Getreu dem Vermächtnis seines großen Vorkämpfers gründete Marschall Chiang kai shek die „Bewegung Neuen Lebens", die sich dieser gewaltigen Aufgabe widmen wollte. Während man zu Beginn der chinesischen Revolution und später besonders unter dem Einfluß des Kommunismus die altchinesischen Sitten und Überlieferungen für überholt angesehen, die Tempel und Götter entthront und die Jahrtausende alten Bande der Familie, d. h. das dem Chinesen arteigene soziale System, für abgeschafft erklärt hatte, besann man sich wieder auf sein ureigenstes Wesen. Nicht der äußerliche Firnis einer westlichen Kultur — wie wir sie in den Steinmauern von Shanghai oder Kanton erleben können — konnte die Grundlagen für die Auferstehung Chinas abgeben.

Chiang kai shek ging auf die alten Klassiker zurück und gab seinem Volke die Begriffe, wenn auch in neue Formen gegossen, wieder, die einst das chinesische Reich hatten groß und stark werden lassen. Es sind dies die vier Begriffe der „li" = Etikette, „i" = Gerechtigkeit, „lien" = Ehrbarkeit und „ch'ih" = Schamgefühl. Marschall Chiang kai shek und die Anhänger der „Bewegung Neuen Lebens" verpflichteten sich, mit allen Kräften dem Volke dieses Gedankengut aus alter Zeit vorzuleben. An Stelle eines ungebildeten, schwelgerischen und undisziplinierten Lebens sollte wieder Mäßigung, Zucht, Ordnung und gute Sitte treten. Der Beamte sollte sich nicht mehr durch Bestechung bereichern und einen unsittlichen Lebenswandel führen, sondern vielmehr in treuer Arbeit für sein Volk und durch Fleiß sein Brot verdienen. Vom Kaufmann wurde Ehrlichkeit und Anständigkeit, von allen Volksgenossen überhaupt gutes Verstehen und gegenseitige Wertschätzung gefordert. Vor allem wollte diese Bewegung das

Digitized by Google

vaterländische Gefühl wecken und auch dem einfachsten Mann des Volkes die Pflicht zum Eintreten für das Vaterland nahebringen, denn nur als ein wehrhaftes Volk kann China erfolgreich seinen zahlreichen äußeren Feinden entgegentreten. Durch Ordnung, Verantwortung, Loyalität und Disziplin waren einst die beiden Staaten Ch'u und Ch'i groß geworden. Darin lag das Geheimnis ihrer Kraft.

Zwei Jahre sind seit der Gründung der „Bewegung Neuen Lebens" vergangen. Nicht weniger als 100 000 chinesische Menschen aller Stände und Berufe haben sich mit ganzem Herzen in den Dienst der Sache gestellt und ihren Volksgenossen ein persönliches Vorbild gegeben. Zwar ist der Erfolg noch nicht so, wie man erwartet hatte, eingetreten, und an zwei Dingen, nämlich der Sauberkeit und Ordnung, vor allem in den Städten hat es gefehlt. Aber trotzdem hat Chiang kai shek in seinem Ringen um das chinesische Volk nicht nachgelassen, und wie in dem Programm für das dritte Jahr dieser Bewegung zum Ausdruck kommt, fordert er noch stärkere Disziplin und ernsteres Bemühen der Anhänger der „Bewegung Neuen Lebens". General Feng yu hsiang hat vor kurzem in einem Schreiben folgendes ausgesprochen: „Die ‚Bewegung Neuen Lebens' soll die chinesischen Tugenden bewahren. Rauchen, Trunksucht, Prostitution und Würfelspiel sind einige der vielen Laster, die die chinesischen Tugenden bekämpfen. Sie sind auch der Grund für die körperliche Schwäche und Demütigung eines Volkes von 400 Millionen Einwohnern durch ein anderes von nur 60 Millionen. Obgleich dies nicht der einzige Grund ist, so ist es doch nichtsdestoweniger einer der Gründe der nationalen Krisis. Wir müssen dies für einen Spiegel ansehen, damit eines Tages die Stunde für die Erneuerung der Nation kommen möge!"

Unsere Zeit wird einmal in der Geschichte das „Zeitalter völkischen Erwachens" genannt werden. Nicht nur in Deutschland sondern auch in China wächst aus Blut und Boden ein neues Geschlecht heran, das sich auf seine rassemäßigen Eigenheiten besinnt. In seiner Jahrtausende langen Geschichte hat China große Niederlagen, riesige Naturkatastrophen und namenloses Elend gesehen, aber dieses Volk wird niemals aussterben, solange seine Kräfte tief im chinesischen Boden verwurzelt sind und der chinesische Mensch fortfährt, getreu den Gedanken seiner arteigenen alten Kultur zu leben.

Otto Karow.

Unsere Monatsberichte

Aus der Bewegung

Reichstreffen der Kreisleiter auf der Ordensburg Crössinsee.

In der Zeit vom 15. bis 24. April waren auf der Ordensburg Crössinsee bei Falkenburg in Pommern die Kreisleiter der NSDAP. aus dem gesamten Reichsgebiet, weit über 700 an der Zahl, zu einem Reichstreffen versammelt. In den 10 Tagen ihres Zusammenseins sprachen die führenden Männer der Bewegung und des Staates zu ihnen über ihre Arbeitsgebiete und die bevorstehenden Aufgaben. Auf diese Weise wurde eine enge persönliche Fühlungnahme zwischen den in ihrem Kreisgebiet auf verantwortungsreichstem Posten stehenden Kreisleitern und den an höchster Stelle stehenden Männern geschaffen und die gemeinsame Ausrichtung für den kommenden harten Tageskampf gegeben. An die Eröffnung am 15. April durch Hauptdienstleiter Schmeer, der die ganze Tagung leitete, schloß sich ein Vortrag des Reichsleiters Dr. Ley an, der die neuen Wege aufzeigte, die die Bewegung bei der Heranbildung des neuen Führernachwuchses beschreiten werde. Darauf sprachen in Vertretung des Reichskriegsministers General Fromm und der Leiter des Rassenpolitischen Amtes Dr. Groß. Der zweite Tag des Treffens wurde eingeleitet durch einen Vortrag des Reichsleiters Dr. Ley über die Aufgabe der jetzt errichteten Ordensburgen Crössinsee, Vogelsang in der Eifel und Sonthofen im Allgäu, in denen ab Anfang Mai der Führernach-

Digitized by Google

wuchs der Partei herangebildet werde. Am Nachmittag sprach Reichsleiter Rosenberg über den weltanschaulichen Kampf des Nationalsozialismus.

An den folgenden Tagen sprachen der Stabschef der SA. Lutze über die Aufgaben der SA., Hauptdienstleiter Reinhardt über die Finanzpolitik der nationalsozialistischen Regierung, Reichsminister Kerrl und Hauptamtsleiter Sommer vom Stabe des Stellvertreters des Führers.

Der Geburtstag des Führers wurde mit einer schlichten Feierlichkeit auf der Schulungsburg begangen; anschließend daran fuhren die Kreisleiter in Autobussen durch das schöne Pommern, von den Bewohnern der Dörfer und Städtchen jubelnd begrüßt, nach Kolberg. Am Dienstag, den 21. April sprachen der Korpsführer des NSKK. Hühnlein über die Aufgaben des Korps und der Reichsführer SS. Himmler über die besonders verantwortungsvolle Arbeit der Schutzstaffel. Reichspropagandaleiter Dr. Goebbels gab nachmittags nach kurzen einführenden Worten Gelegenheit zu einer offenen Aussprache über alle Fragen, die den Kreisleitern auf dem Gebiet der Propaganda entgegengetreten wären. Anschließend daran sprach Reichsarbeitsführer Hierl über den Ausbildungsgang des Führeranwärters des Reichsarbeitsdienstes und über den freiwilligen Arbeitsdienst.

An den beiden folgenden Tagen sprachen Reichsminister Darré über die Ernährungsgrundlage des deutschen Volkes, Ministerpräsident Generaloberst Göring, der in seiner fast eineinhalbstündigen Rede von dem unbeugsamen inneren Kampfgeist der Bewegung ein Zeugnis ablegte, Reichsleiter Schwarz über das innere Gefüge der Verwaltung der NSDAP. und Reichsleiter Fiehler über nationalsozialistische Kommunalpolitik.

Als letzter Redner sprach Reichsleiter Rosenberg über das Fundament und die innere Einheit der nationalsozialistischen Weltanschauung. Aus seiner Rede sei der folgende Abschnitt wörtlich wiedergegeben:

„Aus dieser Gesamthaltung des geistigen Charakters, der den Mut aufgebracht hat, daß der Deutsche sich wieder zu sich selbst bekennt, aus der Entschlossenheit, in Schicksalszeiten auch seine Sache auf Nichts zu stellen, aus der Erkenntnis der rassischen Kräfte und Kämpfe in der Völkergeschichte und aus der unerbittlichen Wertrettung der Charakterwerte: *das macht die Einheit der nationalsozialistischen Weltanschauung aus.* Aus diesem einen Kern entwickeln sich nunmehr die Strebungen nach allen Richtungen und die nationalsozialistische Revolution wird erst dann gesiegt haben, wenn auf allen Gebieten des Lebens diese innere Haltung auch durch die nach außen sichtbare Tat in Erscheinung getreten ist. Diese eine Haltung fordert aber eine *gedankliche Ordnung der menschlichen Tätigkeit.* Wir können beobachten, daß Menschen, die über Probleme eines Gebiets streiten, oft nur deshalb verschiedener Meinung sind, weil sie von verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Wäre dies geklärt, würden die verschiedenen Anschauungen sich entweder fremd aber faßbar abgeschlossen gegenüberstehen, oder aber schnell den Weg zu einer *Verständigung* finden. Deshalb ergibt sich aus dieser einen inneren Wendung, die durch den Nationalsozialismus herbeigeführt wurde, ein notwendiger, einheitlich zu gestaltender *Entfaltungswille.*

Dieser Wille ist nach unserem alten Grundsatz notwendig verbunden mit dem Willen zur Gestaltung, d. h. mit dem *Grundsatz höchster Leistungen,* nicht Leistungen an sich, sondern stets im Zusammenhang mit jener alles bedingenden Seelen- und Charakterhaltung, wie sie im Anfang nationalsozialistischer Entwicklung stand. Ein so entwickelter Entfaltungswille, verbunden mit dem Leistungsprinzip, muß vor allem jene geistige und willensmäßige Ordnung herbeiführen helfen, an der es heute vielfach noch mangelt, deren Durchdenken und Vorarbeiten aber mit zur Aufgabe der kommenden Jahre gehören wird."

Höhepunkt und Abschluß der Tagung bildeten die Rede des Führers und die Einweihung der Ordensburgen. Nachdem der Führer am Freitag vormittag in eineinhalbstündigen Ausführungen zu den Kreisleitern über ihre Aufgabe in der nationalsozialistischen Bewegung gesprochen hatte, übergab Reichsleiter Dr. Ley dem Führer die drei Ordensburgen als Dankgeschenk der Arbeitsfront an die Bewegung. Zur gleichen Stunde, während

Digitized by Google

der Führer die Ordensburg Crössinsee übernahm, stiegen auf den anderen Burgen Vogelsang und Sonthofen die Fahnen am Mast empor.

Die drei Ordensburgen der NSDAP.

Am Freitag, den 24. April weihte der Führer die Ordensburg Crössinsee und mit ihr die beiden anderen Ordensburgen Vogelsang bei Gemünd in der Eifel und Sontfosen im Allgäu. Damit hat ein großer und bedeutsamer Abschnitt auf dem Wege zur Erfüllung einer der wichtigsten Aufgaben der nationalsozialistischen Bewegung seinen Abschluß gefunden. Innerhalb dreier Jahre wurden diese gewaltigen und in der Welt beispiellos dastehenden Bauwerke errichtet. Sie haben der einen großen Aufgabe zu dienen, der Heranbildung des Führernachwuchses für die politische Leitung der NSDAP.

Die Ordensburg Crössinsee, auf der vom 15. bis 24. April das Reichstreffen der Kreisleiter stattfand, liegt mitten in der herben pommerschen Landschaft, umgeben von Wald und See. Von dem Wachtturm der Burg herab, der eigentlich das einzige ist, das an eine Burg im alten Sinne erinnert, bietet sich ein großartiges Bild. Uns zu Füßen liegen die beiden großen Hallen mit ihren strohgedeckten Dächern — zwischen ihnen die Ehrenhalle —; dann dehnt sich nach Osten das weite rechteckige Feld, an dessen Längsseiten je 6 einstöckige Kameradschaftshäuser stehen, die die Schlafräume bergen. Die ganze Anlage überzeugt in ihrer schlichten ehrlichen Schönheit und ist mit der Landschaft zu einem einheitlichen Ganzen verwachsen.

In der Eifel, nicht weit von Gemünd, liegt einsam auf einer Höhe die Burg Vogelsang, ihr zu Füßen der Urfsee. Sie verkörpert von den jetzt neu erbauten Burgen am stärksten den harten Kampfgeist der Bewegung. Trutzig erheben sich auf den Hügeln und Bergen der Burgturm und die einzelnen Gebäude, in die auch diese Anlage gegliedert ist. Auch hier wurde das Bauwerk vollendet schön in die Landschaft eingefügt.

Die Ordensburg Sonthofen im Allgäu ist wohl auf dem schönsten Platz der gesamten deutschen Alpenlandschaft erbaut. So wie die Berge des Allgäus von allen Seiten das Tal umstehen und die Landschaft begrenzt erscheinen lassen, wurden hier gegenüber den beiden anderen Burgen alle Gebäudeteile unter einem Dach zusammengefügt, das sich über die in Hufeisenform erbaute Burg dehnt. Dennoch erreicht man das andere Ende der Gebäude nicht durch düstere Gänge und Korridore, sondern holzgefügte weit offene Sonnengänge und kunstreiche Steinarkaden verbinden die Räume und gestalten die Burg licht, hell und heiter.

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, als dessen Werk man die Errichtung der Ordensburgen bezeichnen darf, hat Richtlinien für die Auslese des Führernachwuchses der politischen Leiter, d. h. derjenigen Parteigenossen, die jetzt für die Ausbildung auf den Ordensburgen ausgewählt werden, gegeben, die in folgendem kurz zusammengefaßt sind:

1. Der Anwärter, der selbstverständlich Mitglied der NSDAP. sein muß, soll schon in seinem täglichen Leben bewiesen haben, daß er imstande ist, freiwillig ohne Entgelt und ohne irgendwelche Vorteile davon zu haben, für die Gemeinschaft zu arbeiten, daß er es fertig bringt, eigene Wünsche einer großen gemeinsamen Sache unterzuordnen.
2. Der Anwärter muß körperlich absolut gesund sein. Bei der Auswahl wird daher ein Arzt zur Beratung herangezogen.
3. Muß die Erbgesundheit nachgewiesen und der Ariernachweis gemäß den Richtlinien für politische Leiter erbracht sein.

Die Auslese und Musterung der Anwärter, die sich nur bei ihren Ortsgruppenleitern oder bei ihren Sturmführern der SA., SS. oder NSKK. melden können, erfolgt weiter durch den Kreisleiter und Gauleiter und zuletzt durch den Reichsorganisationsleiter persönlich.

Am 1. Mai 1936 haben die ersten 500 Anwärter die Ordensburg Vogelsang zunächst für ein Jahr bezogen. Hier erfolgt die Festigung ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung und die Untermauerung durch Wissen auf den Gebieten der Rassenkunde, der deutschen Vorgeschichte und Geschichte und damit zusammenhängend der deutschen Kultur-

Digitized by Google

und Wirtschaftsgeschichte. Für diese Gebiete sollen die besten Kräfte der Partei als Lehrer herangezogen werden. Der in den einzelnen Unterrichtsstunden vermittelte Wissensstoff wird in Arbeitsgemeinschaften zu je fünfzig Mann weiter vertieft und unklar gebliebene Zusammenhänge aufgeklärt. Daneben läuft eine eingehende und gründliche Ausbildung in körperlicher und sportlicher Hinsicht. Es ist Vorsorge getroffen, daß schlechthin jeder Sport betrieben werden kann: Fußball-, Tennis- und Golfplätze, Aschenbahnen und Reitbahnen, Schwimmanlagen, Sporthallen und ideales Skigelände harren der Betätigung unserer Männer.

Diesem einem Jahr auf der Ordensburg Vogelsang sollen nach dem Willen des Reichsorganisationsleiters zwei Ausbildungsjahre auf der Ordensburg Crössinsee und Sonthofen und ein weiteres halbes Jahr auf der Marienburg in Ostpreußen folgen.

Aus dem Hauptamt für Erzieher.

Verabschiedung und Einführung.

Anläßlich einer Tagung sämtlicher Hauptstellenleiter des Hauptamtes für Erzieher verabschiedete Hauptamtsleiter Gauleiter Wächtler den bisherigen Leiter der Begutachtungsstelle, Dr. Holoubeck, der als Dozent an die Hochschule für Lehrerbildung in Pasing berufen wurde. Hauptamtsleiter Wächtler dankte ihm für die wertvollen Dienste, die er bei Einrichtung des Hauses der Deutschen Erziehung in Bayreuth, dem NS.-Lehrerbund und der Organisation des Hauptamtes für Erzieher während seiner zweijährigen Mitarbeit leistete. Weiter verpflichtete der Hauptamtsleiter den zum Leiter der Rechtsstelle berufenen Rechtsanwalt Dr. Greif und führte ihn in sein neues Amt ein. (NSK.)

Nur eine parteiamtliche Stelle für deutsche Vorgeschichte.

Der Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Erziehung der NSDAP. gibt bekannt:

Angesichts auftretender Fragen teile ich mit, daß es nur eine einzige parteiamtliche Stelle für deutsche Vorgeschichte gibt, und zwar die Abteilung Vorgeschichte in meiner Dienststelle, Leiter: Hauptstellenleiter Prof. Dr. Hans Reinerth.

gez. Alfred Rosenberg. (NSK.)

Arbeitstagung der Gauschulungsleiter und Gauobmänner der NS.-Kulturgemeinde.

Am Mittwoch, den 29. April, hatte der Beauftragte des Führers, Reichsleiter Rosenberg, seine sämtlichen Gauvertreter (Gauschulungsleiter), sowie die Gauobmänner der NS.-Kulturgemeinde in Berlin versammelt. Reichsleiter Rosenberg gab den Gauvertretungen ein Bild von der weltanschaulichen Lage und umriß die Arbeit für die Zukunft. Reichsamtsleiter Dr. Stang und Hauptstellenleiter Scheidt referierten über Kultur- und Erziehungsfragen. Die Gauvertreter hatten anschließend Gelegenheit das olympische Dorf zu besichtigen. (NSK.)

Reichsärzteführer Dr. Wagner zum Hauptdienstleiter ernannt.

Im Rahmen der Ernennung aus Anlaß des 20. April hat der Führer den bisherigen Hauptamtsleiter Dr. Gerhard Wagner zum Hauptdienstleiter in der Reichsleitung der NSDAP. ernannt. (NSK.)

Reichswissenschaftsminister Rust ernennt den neuen Leiter Archivrat Dr. Engel.

Der bisherige Leiter der „Monumenta Germaniae" Geheimrat Professor Paul Fridolin Kehr hat den Reichswissenschaftsminister mit Rücksicht auf sein Alter um Enthebung von seinem Amt gebeten.

Reichsminister Rust hat diesem Wunsche stattgegeben und mit der kommissarischen Leitung des neuen „Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde" den Staatsarchivrat und Privatdozenten Dr. Wilhelm Engel betraut.

Zur weltanschaulichen Lage

In der Tagespresse ist die Teilnahme des sogenannten „fliegenden Paters" der katholischen Missionen an der ersten Nordatlantikfahrt des Luftschiffes „Hindenburg" besonders vermerkt worden. Es

Digitized by Google

handelt sich hier um den früheren Fliegeroffizier und heutigen Oblaten-Missionar P. Schulte. Er ist der Gründer und Leiter der im Jahre 1927 gegründeten katholischen Missionsverkehrsgesellschaft, kurz „Miva" genannt, mit dem Sitz in Aachen. Sein Bestreben ist „in großzügiger Weise die Technik in den Dienst der Mission zu stellen". Nach einer Mitteilung der katholischen Familienzeitschrift „Stadt Gottes" beträgt die Mitgliederzahl der Organisation, die die Missionsverkehrsgesellschaft finanziell und ideell zu tragen hat, bereits 40 000. In einem Aufruf, den P. Schulte an die deutschen Katholiken richtete, heißt es u. a.: „Zweck der Miva (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft e. V.) ist die Beschaffung dieser Verkehrsmittel für unsere katholischen Missionen. Der Heilige Vater gibt allen Miva-Freunden und -Mitgliedern den Päpstlichen Segen, wie er es schriftlich und in der Privataudienz Pater Schulte versprochen hat. Das Protektorat der Miva hat Se. Eminenz Karl Josef Kardinal Schulte Erzbischof von Köln übernommen. Zahlreiche Bischöfe haben unser Werk empfohlen. Gegen 100 moderne Verkehrsmittel konnten wir schon zur Verfügung stellen. Aus aller Welt liegen Hilferufe vor: Sendet Autos, Motorboote, Flugzeuge an die Missionsfront! Unsere Bitte an Sie: Schließen Sie sich als Mitglied der Miva an! Helfen Sie uns, die Welt für Christus zu erobern, dessen Königtum auch die moderne Technik dienen soll. „Vox temporis, vox Dei!" — Der Ruf der Zeit ist Gottes Ruf! (Kardinal Dr. Faulhaber)." — P. Schulte konnte am 16. April wieder ein neues Miva-Flugzeug übernehmen, das auf den Namen „St. Maria, unsere lb. Frau von Aachen" getauft worden ist. Dieses Flugzeug soll in den Dienst der Mission Nordwestkanadas gestellt werden, zu welchem Zweck P. Schulte mit dem Luftschiff „Hindenburg" nach Amerika gefahren ist; an Bord desselben hat er mit besonderer päpstlicher Genehmigung zum erstenmal das Meßopfer in einem Luftschiff dargebracht. P. Schulte weiß, was Propaganda bedeutet und weiß sie auch in den Dienst der „Motorisierung der Missionen" zu stellen. So ist zum Grundstock des Miva-Werkes die Markspende einer arbeitslosen Frau erklärt worden. Es wird auch darauf hingewiesen, daß die Tätigkeit der Miva vielen deutschen Arbeitern Beschäftigung gebe. Das katholische „Paulinus-Blatt", Trier vom 17. November 1935 schreibt über diesen Punkt der Propaganda: „Mit Freude und Genugtuung darf die Miva heute auf ihre erste Arbeit zurückblicken. Mit Stolz beobachtet aber auch die deutsche Industrie das Aufwärtsstreben. Und es ist schon bewiesen, daß die Verkehrsmittel der Miva im ausländischen Missionsgebiet beste Propaganda für deutsche Erzeugnisse machen, dem deutschen Unternehmer Aufträge, dem deutschen Arbeiter Brot bringen. Ein kleines Beispiel liefert die südafrikanische Union, nach der eine große deutsche Autofirma bereits mehr als 250 Autos ausführen konnte, nachdem vor einigen Monaten eine Anzahl Miva-Wagen dort stationiert wurden. Erfolge, die für sich sprechen!" — An dem katholischen Missionswesen ist auch der Ozeanflieger Hauptmann Köhl beteiligt, der im vergangenen Jahr auf 2 Jahre für die Miva verpflichtet worden ist. Im März 1935 flog Köhl ein Miva-Flugzeug nach Rom und wurde in Sonderaudienz vom Papst empfangen. Pius XI. zeigt großes Interesse für das Miva-Werk, er wird daher nicht nur als „Papst der Missionen", sondern auch als „Papst des technischen Fortschritts" bezeichnet.

✦

Zu den modernen Großkampfmitteln der Propaganda, denen die römische Kirche in steigendem Maße ihre Aufmerksamkeit zuwendet, gehört auch der Rundfunk. Der Beginn des Aufbaus des katholischen Rundfunks fällt ins Jahr 1928 mit der Gründung des Internationalen katholischen Rundfunkbüros in Amsterdam, dessen Präsident Msgr. Marschall, Düsseldorf, ist. Bereits im Jahre 1929 fand in München der erste Internationale katholische Rundfunkkongreß statt, der zweite bat in diesem Jahr vom 4.—7. Mai in Prag getagt. Über das bisher Erreichte berichtete der Generaldirektor des österreichischen Rundfunks (Ravag), Czeija, in der Wiener „Reichspost" vom 10. Mai 1936 anläßlich des Prager Kongresses. Er schreibt u. a.: „Die Entwicklung der katholischen Rundfunkarbeit in vielen

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Reh

Digitized by Google

Willi Münch-Khe: Springendes Bauernfohlen

Digitized by Google

Staaten ist sehr beachtenswert. In den Vereinigten Staaten finden ständig katholische Rundfunksendungen statt, unter denen besonders die Ansprachen des hervorragenden Predigers P. Coughlins über den ganzen Kontinent verbreitet werden und Millionen Hörer finden. Es gibt sogar eigene Rundfunksender, wie etwa die neue Hunderttilowattstation in Sao Paolo, die nach dem berühmten Missionär Anchista benannt wurde. In den Niederlanden besteht eine große katholische Radiogesellschaft, die KRO. (Katolieke Radio Omroep), die für die großen holländischen Sender regelmäßige Rundfunkprogramme bestreitet. Besonderes Interesse verdienen die Missionssendungen, die über den Kurzwellensender Eindhoven verbreitet werden und auch die Unterstützung des holländischen Staates finden." Der Vatikan hat seit einigen Jahren seinen eigenen Kurzwellensender, mit dem er mit den Katholiken aller Länder in Verbindung tritt. — Der Internationale katholische Rundfunkkongreß in Prag faßte nach Abschluß der Tagung eine Entschließung, in der vor allem die Schaffung eigener Rundfunkorganisationen, die die Förderung und Verteidigung der katholischen Rundfunkinteressen zu übernehmen haben, gefordert wurde. Weiter wird dann auf die Organisierung internationaler katholischer Sendungen hingewiesen und die Ländervertreter werden dazu angehalten, besondere Sendungen für die Kranken, die Jugend und die Missionen zu veranlassen. Auch dem Fernsehen sollen die Ländervertreter Aufmerksamkeit widmen. Die Entschließung spricht dann den Wunsch aus, „der Rundfunk möge in den einzelnen Ländern in den Dienst des internationalen religiösen und sozialen Friedens gestellt werden."

◆

Jedes Frühjahr findet ein katholischer Schul- und Erziehungssonntag statt, der in diesem Jahr auf Anordnung des deutschen Episkopats auf den 3. Mai festgelegt worden ist. Es ist üblich, daß an diesem Sonntag ein besonderes Hirtenschreiben zu Schul- und Erziehungsfragen an die Gemeinden gerichtet wird. Neben den allgemeinen Richtlinien für eine katholische Erziehung, die hier die Kirche in Erinnerung zu bringen pflegt, wird jedesmal nachdrücklich auf die Bedeutung und die Beibehaltung der katholischen Konfessionsschule hingewiesen. Im diesjährigen Hirtenbrief heißt es darüber: „Es ist die Königsaufgabe der Erziehung an den jungen Seelen, dahin zu wirken, daß Natur und Übernatur, Religion und Leben, Liebe zur Kirche und Opferbereitschaft für das Volk zur innigsten Einheit sich verschmelzen. Weil wir wollen, daß unsere Kinder zu solch einheitlich geschlossenen, einsatzfreudigen und tapferen Menschen geformt werden, darum halten wir an der katholischen Schule fest." Im Anschluß an den bisherigen Schul- und Erziehungssonntag wurde von den Bischöfen die Durchführung einer katholischen Erziehungswoche gewünscht. Die Bischöfliche Hauptarbeitsstelle für die Katholische Aktion in Düsseldorf hat zu diesem Zweck für die katholischen Pfarrämter und für die anderen an der Durchführung dieser Woche Beteiligten eine Materialmappe herausgegeben mit dem Titel „Eltern, hütet das christliche Erbe der Väter in eurem Kind." Gleichsam als Abschluß dieser Veranstaltung kann die Verlesung eines zweiten Hirtenschreibens am Sonntag, den 12. 5. 1936 bezeichnet werden, das in erster Linie an die katholische Jugend gerichtet war und in recht eindeutiger Weise von neuem vor dem Geist des „Neuheidentums" und vor einer „romfreien Kirche" warnte: „In Wort und Schrift wird ein anderer Glaube gepredigt, der nicht aus Gott, sondern aus dem Blute geboren ist. Die Feinde Christi versuchen, euch den Blick für die Gestalt des Herrn, des Siegers von Golgatha, zu trüben." „Der Ruf nach der ‚romfreien Kirche' bedeutet nichts anderes als den Versuch, den Quell vom geistigen Felsen zu trennen, der den geistigen Trank spendet, und dieser Fels ist in Wahrheit Christus (vgl. 1. Kor. 10. 4). Schon werden Mietlinge gesucht, die bereit sind, um zeitlicher Vorteile willen den einen Hirten zu verraten, seine Herde zu zerstreuen, seine Schafe zu stehlen und zu rauben." Im weiteren enthält dieser „Appell" der deutschen Bischöfe an die katholische Jugend eine Aufforderung, aus solchen Vereinigungen auszutreten, in denen der katholische Glaube gefährdet werde. Es sind damit wohl in erster

Digitized by Google

Linie die Organisationen der HJ. und des BDM. gemeint, wenn geschrieben wird von „Bewegungen und Bünden, in die ihr vielleicht euch eingliedern müßt und deren Entwicklung uns mit wachsender Besorgnis erfüllt".

✦

Am 12. Mai ist in der Vatikanstadt die Ausstellung der römischen Weltpresse durch Papst Pius XI. eröffnet worden. In seiner Ansprache beklagte der Papst das Fehlen Deutschlands und Rußlands auf der Ausstellung. Nachdem er von dem „bewundernswerten Heldentum" der russischen Märtyrer gesprochen hatte, sagte er von Deutschland: „Und das andere (Land), das uns besonders gut bekannt und teuer ist, wo gegen jedes Recht und jede Wahrheit durch eine künstliche Vermischung von Religion und Politik man das Dasein einer katholischen Presse für überflüssig erklärt. In beiden Fällen hat man der katholischen Presse die Ehre erwiesen, ihre Macht und Wirksamkeit zu fürchten, und auf diese Weise gibt man der Wahrheit die letzte Ehre, die darin besteht, daß man die Opposition unterdrückt. An beide Länder, an beide Völker und an alle Söhne, die Wir dort haben, richtet sich von diesem Ort und in diesem Augenblick Unser schmerzerfüllter Gruß, dorthin wenden sich unsere Gedanken." Der Papst hat hier zum erstenmal Deutschland mit Sowjetrußland gleichgesetzt. Das wird sogar, wie die Wiener „Reichspost" vom 13. 5. 1936 meldet, „von hoher vatikanischer Seite" in einem Kommentar zu der Papstrede ausdrücklich festgestellt. Es heißt dort u. a.: „Der Heilige Vater hatte sich bisher in all seinen Ansprachen dagegen gewehrt, eine völlige Gleichsetzung beider Länder laut werden zu lassen. Noch vor einer Woche hat der Papst in einer Rede über die Kirchenpolitik Deutschlands nur mit der Einschränkung ‚teilweise' Deutschland mit der kirchenfeindlichen Haltung Rußlands verglichen. Diesmal jedoch hat der Papst durch wiederholte inhaltliche und stilistische Gleichsetzung des einen wie des anderen Landes bewiesen, daß er eine neue Haltung zu dieser Frage einnehmen will."

✦

Das preußische Staatsministerium hat der russisch-orthodoxen Diözese von Berlin und Deutschland die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts verliehen. Bischof Tychon, das geistliche Oberhaupt der Russisch-Orthodoxen in Deutschland ist seit 1924 in seinem Amt, er ist von der russisch-orthodoxen bischöflichen Synode mit Zustimmung des Reichsministers für kirchliche Angelegenheiten gleichzeitig mit der Verleihung der Körperschaft des öffentlichen Rechts an seine Diözese als orthodoxer Bischof von Berlin und von Deutschland bestätigt worden. Er will an Stelle der bekannten russischen Kirche am Fehrbelliner Platz in Berlin-Wilmersdorf, die sich in privater Hand befindet, eine neue russisch-orthodoxe Kathedrale bauen. — Auf Grund der Feststellungen des Statistischen Reichsamtes gibt es in Deutschland 13 000 orthodoxe Christen, größtenteils russische Emigranten.

Abgeschlossen am 18. Mai 1936.

Karl Rosenfelder.

Außenpolitische Rundschau

Der Krieg in Ostafrika fand ein rasches Ende, nachdem durch die Siege des italienischen Marschalls Badoglio an der Nordfront die Trümmer der abessinischen Armeen in voller Auflösung in das Innere des Landes zurückfluteten. Zwar gelang es dem abessinischen Heerführer Ras Nassibu an der Südfront für einige Zeit der Offensive des italienischen Generals Graziani hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen, bis auch dieser schließlich gebrochen wurde und der Weg nach Djidschiga und Harrar für die italienischen Truppen frei wurde.

Nach der Einnahme von Dessie durch die Italiener hatte es den Anschein, als ob der Negus alle ihm noch zur Verfügung stehenden Kräfte heranziehen würde, um den siegreichen italienischen Armeen den Weg von Dessie nach Addis Abeba, bei dem sehr große Geländeschwierigkeiten zu überwinden sind, zu versperren, doch wurden seine Befehle von den Unterführern, die ihm die Gefolgschaft gekündigt hatten, verweigert, sodaß er es vorzog, Hals über Kopf sein Land zu verlassen, um sich nach der

Digitized by Google

Hafenstadt Djibuti unter französischen Schutz zu begeben, von wo er auf einem englischen Kreuzer die Fahrt nach Haifa und von dort weiter nach Jerusalem antrat. Wie weit die Demoralisation unter den abessinischen Truppenteilen bereits fortgeschritten war, das bewiesen die Tage, die die abessinische Hauptstadt von dem Tage der Flucht des Negus bis zum Einmarsch der Italiener erlebte. Die Plünderungen und das Brandschatzen öffentlicher und privater Gebäude, bei welchen sich abessinische Soldaten und der Mob gegenseitig in die Hände spielten, legen ein beredtes Zeugnis ab von dem raschen Schwinden jeder Autorität und der vollkommenen Auflösung des abessinischen Heeres, das nach einer Kriegsdauer von sieben Monate die Waffen strecken mußte. Der Verlauf des Feldzuges in Ostafrika hat nicht nur die große technische Überlegenheit der italienischen Armeen erkennen lassen, vielmehr auch die passive Resistenz und die Zerwürfnisse der einzelnen Provinzen mit dem abessinischen Kaiserhaus, dem es auch nur zum Teil gelungen war, die wehrfähigen Männer des Landes zu den Fahnen zu rufen.

Man hat in Rom, wo das schnelle Niederwerfen des abessinischen Gegners einen ungeheuren Jubel auslöste, nicht lange gezögert, eine Entscheidung über das endgültige Schicksal des eroberten Landes zu treffen, indem Mussolini über sämtliche Gebiete und Volksstämme die volle und uneingeschränkte Souveränität Italiens unter dem Szepter seines Königs, der den Titel eines Kaiser von Abessinien annahm, verkündete. „Italien habe nun endlich sein Imperium und zwar ein faschistisches", so rief Mussolini bei der Siegesfeier in Rom aus, „denn es trage die untrüglichen Zeichen des Willens des römischen Liktorenbündels."

Der italienische Sieg in Ostafrika warf seine Schatten auf die in Genf stattfindende Tagung des Völkerbundes, die im Zeichen völliger Ratlosigkeit stand und an der, wie bisher, ein Vertreter Abessiniens teilnahm. Der italienische Delegierte, Baron Aloisi, erhob dagegen Protest und bezeichnete als die einzige in Abessinien vorhandene Souveränität diejenige Italiens. Aus diesem Grund sei jede Erörterung über den italienisch-abessinischen Konflikt gegenstandslos, weshalb er sich gezwungen sähe, an einer Teilnahme zu verzichten. Auf Veranlassung des englischen Außenminister Eden wurde beschlossen, daß der italienisch-abessinische Streitfall nach wie vor auf der Tagesordnung des Völkerbundes bleibe. Von Mussolini erhielt die italienische Delegation die Anweisung, Genf unverzüglich zu verlassen. Schließlich beschloß der Völkerbund, „um seinen Mitgliedern die Prüfung der Lage zu ermöglichen, die durch die schwerwiegenden neue Schritte der italienischen Regierung entstanden sei", unter Betonung der Aufrechterhaltung der Sanktionen, seine Vertagung auf Mitte Juni. Die Sanktionsfront in Genf wies bei der letzten Tagung bereits deutliche Risse auf, so daß eine weitere Sanktionsverlängerung kaum dazu beitragen wird, Italien einzuschüchtern, das bereits dazu übergegangen ist, in größeren Mengen Produkte aus Abessinien einzuführen.

Die französischen Kammerwahlen, die sich über zwei Sonntage hinzogen, endeten mit einem großen Erfolg der „Volksfront", von der die Kommunisten den weitaus größten Stimmenzuwachs erhielten. Ebenso gewannen die Marxisten Leon Blums, die als stärkste Partei hervorgingen, während die Radikalsozialisten als ehemals stärkste Fraktion der Kammer einen Verlust von 43 Mandaten, ein Drittel ihres Gesamtbestandes, buchen mußten. Ebenso haben die kleineren Gruppen der Mitte eine erhebliche Einbuße von Mandaten erlitten, während bei den Rechtsparteien, die ihren Bestand behaupten konnten, nur kleinere Verschiebungen unter den einzelnen Gruppen eintraten. Auffallend stark waren die kommunistischen Erfolge im Seine-Departement, zu welchem auch Paris zählt, wo von 60 zu vergebenden Kammersitzen die Kommunisten allein 32 errangen. Mit dieser Wahl hat Frankreich die Früchte des Sowjetpaktes geerntet und es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß ausgerechnet die Wählermassen der Radikalsozialistischen Partei, die in Herriot einen der stärksten Befürworter für den Pakt Paris-Moskau hatten, ihre Fahne verließen und sich den Kommunisten zuwandten. Das Kabinett Sarraut beschloß bis zum 1. Juni, dem Tage des Beginns der neuen Legislaturperiode, im Amt zu bleiben. Wer an seine Stelle tritt ist vorderhand noch ungeklärt. Es scheint, daß der Versuch

Digitized by Google

unternommen werden wird, ein neues Kabinett zu bilden, in dem in der Hauptsache die Sozialdemokraten und Radikalsozialisten vertreten sein werden und das seine Unterstützung bei den Kommunisten suchen wird. Diese haben bereits eine Reihe Forderungen, die eine Besteuerung der großen Vermögen, eine Außerkraftsetzung der Notverordnungen sowie eine Erhöhung der Löhne vorsehen, angemeldet, deren Bekanntgabe einen Abfluß von einigen Milliarden Franken aus der Bank von Frankreich im Gefolge hatten, die sich infolgedessen genötigt sah, ihren Diskont erheblich heraufzusetzen.

Die englischen Rückfragen zu den deutschen Friedensvorschlägen wurden durch den englischen Botschafter in Berlin, Sir Eric Phipps, dem deutschen Außenminister überreicht. Es schien ursprünglich, auf Grund von Äußerungen der englischen Presse, keineswegs die Absicht zu bestehen, diese Fragen der Öffentlichkeit zu unterbreiten und man geht wohl kaum fehl in der Annahme, daß die unerwartete Sinnesänderung auf den Einfluß gewisser altkonservativer Kreise auf die englische Regierung zurückzuführen ist, deren enge Beziehungen zu Kreisen der französischen Diplomatie kein Geheimnis sind. Im einzelnen beziehen sich die englischen Fragen auf die Art und Weise des Abschlusses zukünftiger Verträge, auf gewisse Bestimmungen des Vertrages von Versailles, die bestehende gebietsmäßige und politische Ordnung Europas, sowie auf die Luftrüstungen und die Sowjet-Flugwaffe. Außerdem finden noch eine Reihe anderer Punkte Erwähnung, um deren Beantwortung die Deutsche Regierung ersucht wird.

Die seit langem bestehenden Gegensätze innerhalb des österreichischen Kabinetts führten zu einer sehr rasch vorgenommenen Umbildung der Regierung Schuschnigg, wobei Vizekanzler Starhemberg, infolge von Meinungsverschiedenheiten, aus ihr ausscheiden mußte, trotzdem er sowohl als auch der Bundeskanzler stets in öffentlichen Ansprachen versicherten, daß keinerlei Differenzen innerhalb der Regierung vorhanden seien. Die Kaltstellung Starhembergs, der zugleich die von ihm betrauten Ämter in der Vaterländischen Front niederlegte, bedeutet einen Erfolg der klerikalen Kreise, denen die faschistischen Tendenzen des Fürsten stets ein Dorn im Auge waren. Hinzu kamen die starken Gegensätze in sozialpolitischer Hinsicht, die anläßlich einer Kundgebung klerikaler Organisationen in Wien, an der auch Bundeskanzler Schuschnigg teilnahm, offen in Erscheinung traten und zu Verhaftungen von Anhängern Starhembergs führten, die schließlich auf Grund einer persönlichen Intervention des Fürsten wieder freigelassen wurden. Man trägt sich nunmehr in der neuen österreichischen Regierung mit dem Gedanken, auch eine Entwaffnung der Heimwehren herbeizuführen, eine Maßnahme, der von seiten Starhembergs stets ein großer Widerstand entgegengesetzt wurde. Die innerpolitische Lage in Österreich hat sich erneut stark zugespitzt, nachdem es den Christlich-Sozialen nun endlich gelungen ist, ihre Partei-Diktatur aufzurichten und so gut wie alle ihnen mißliebig gesonnenen Persönlichkeiten aus der Regierung auszuschalten.

In der Tschechoslowakei gelangte ein Staatsverteidigungsgesetz zur Annahme, das die Bürger des Staates in „staatlich zuverlässige“ und „staatlich unzuverlässige“ einteilt. Dies Gesetz richtet sich ausschließlich gegen die nationalen Minderheiten, insbesondere gegen die Sudetendeutschen, die von den Tschechen als Staatsbürger mindern Rechts angesehen werden, was von der Prager Regierungspresse, die unter anderm von „Beschränkungen der Gleichberechtigung der Deutschen“ schreibt, offiziell bestätigt wird, womit die am 29. November 1920 durch den Völkerbund garantierten Minderheitenverträge eigenmächtig außer Kraft gesetzt wurden. In denselben Rahmen fällt ein Erlaß des tschechoslowakischen Verteidigungsministers, der eine Vergebung von Staatslieferungen an sudetendeutsche Unternehmen nur dann vorsieht, wenn in denselben eine erhebliche Zahl Arbeiter „tschechoslowakischer Nationalität“ beschäftigt werden. Gegen diesen Erlaß, der ebenfalls gegen die Bestimmungen der Minderheitenschutzverträge verstößt, legte die Sudetendeutsche Partei beim Völkerbund Beschwerde ein.

Außerdem wurde durch den Slowakischen Rat dem Völkerbund eine Denkschrift überreicht, die umfangreiche Be-

Digitized by Google

weisstücke enthält, aus denen hervorgeht, daß durch das tschechoslowakisch-sowjetrussische Militärabkommen die Slowakei zum Aufmarschgebiet des Bolschewismus in Mitteleuropa geworden ist. Es wird in dieser Denkschrift festgestellt, daß sowjetrussische Offiziere sich an den Arbeiten zum Bau und Umbau von Flugplätzen beteiligen, sowie russische Kommissare mit Unterstützung der tschechoslowakischen Behörden eine starke Propaganda unter den Slowaken zur Auswanderung nach Sibirien betreiben. Weiter wird dazu gegen die Tschechoslowakei die Beschuldigung erhoben, die bolschewistische Propaganda zu fördern, anstatt sich mit ihren Nachbarn zu verständigen und aus diesem Grunde die Herstellung eines polnisch-ungarischen Blocks gefordert.

In Belgrad fand eine Konferenz der Kleinen Entente statt, bei der sich die in ihr zusammengeschlossenen Staaten für die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes in Zentraleuropa erklärten und eine Änderung der Grenzen, sowie die Wiederaufrichtung der Habsburger Monarchie schroff ablehnten.

In Spanien wurde der Ministerpräsident Azana mit großer Mehrheit zum Staatspräsidenten gewählt. An seine Stelle trat der bisherige Innenminister Casares Quiroga, der eine neue Regierung bildete, deren Zusammensetzung gegenüber der letzten keine großen Veränderungen aufweist, da es die Marxisten auf Wunsch ihres revolutionären Flügels vorzogen, sich an ihr nicht zu beteiligen. Da durch die bolschewistische Propaganda die Unruhen, Brandschatzungen und Generalstreiks immer wieder von neuem das staatliche Leben gefährden, sah sich die Regierung nunmehr gezwungen für die Dauer eines Monates den Ausnahmezustand zu verhängen.

Auch Palästina, wo seit Wochen schwere Kämpfe zwischen Arabern und Juden im Gange sind, die bereits zahlreiche Tote forderten, steht im Zeichen des Ausnahmezustandes. In arabischen Kreisen ist seit langem die Empörung gegen den fortwährenden Zustrom jüdischer Einwanderer im Wachsen begriffen, vor allem deshalb, weil sich die neuzugewanderten Elemente fast ausschließlich auf die Städte konzentrieren, wo sie danach trachten, den arabischen Handel mehr und mehr auszuschalten. Zu wiederholten Malen erschienen arabische Abordnungen bei dem englischen Oberkommissar von Palästina mit der Bitte, eine weitere Einwanderung jüdischer Elemente zu unterbinden. Da dieser Forderung nicht stattgegeben wurde, wurde von den Arabern der Steuerstreik und der Ungehorsamfeldzug ausgerufen, dem zu begegnen man britischerseits starke Truppenmassen zusammenzog. Nach dem Stand der Dinge ist jedoch keineswegs mit einer baldigen Entspannung der Lage in Palästina zu rechnen.

Abgeschlossen am 15. Mai 1936

C. v. Holst.

Aus dem Musikleben

Der Führer hat anläßlich seines Geburtstages eine Reihe verdienstvoller Musiker ausgezeichnet. Der 75jährige Komponist Felix Woyrsch hat den Goetheschild verliehen erhalten. Die Ehrung gilt einem Musiker, der als wahrhaft deutscher Meister an seinem Platz stets auf eine klare kulturelle Linie gehalten hat, der in Altona als Kirchenmusiker und als Dirigent Jahrzehnte hindurch wirkte und dessen zahlreiche Tonschöpfungen bei weitem nicht nach Verdienst beachtet worden sind. Sein Oratorium „Totentanz", seine Sinfonien, sein „skaldisches Violinkonzert", seine Lieder und vieles andere errangen zwar bei Aufführungen stets begeisterte Zustimmung aber in den Zeitläufen, die einer innerlich wahren und gesunden Kunst feindlich waren, konnten sie nicht herrschend werden. Woyrsch ist eine jener selbstlosen Naturen, an denen gerade die deutsche Kunst besonders reich ist, ein Künstler, der eine große Begabung in den Dienst einer höheren Idee stellt, ohne sich um persönliche Vorteile zu bemühen. Diese Naturen sind die Stützen unserer Kultur. Innerhalb ihres Wirkungskreises bleiben sie Vorbild. Wenn der Führer auf einen solchen Mann hinweist, sollten auch die Dirigenten und alle anderen Nachschaffenden Woyrsch nicht übergehen.

Auch die mit dem Titel eines Professors bedachten Musiker bilden eine stolze Liste. Wilhelm Backhaus gilt in der Welt als das Ideal des deutschen Klaviermeisters. Seine Wiedergaben zeichnen sich durch einen ungewöhnlichen Grad

Digitized by Google

der Werktreue aus. Gewissenhafter als er kann man die Vortragsbezeichnungen unserer großen Komponisten kaum beachten. Backhaus gibt dabei zugleich eine lebendige Durchdringung jeder Tondichtung, die sie — dank einer vollendeten Technik — aller Erdenschwere entkleidet.

Michael Raucheisen ist ein Poet der Tasten, der als Klavierbegleiter ebenfalls Weltruf genießt. Obwohl er als Partner von Instrumentalsolisten und besonders als Interpret von Hugo Wolf-Liedern auch technische Leistungen vollbringt, die denjenigen der besten Pianisten gleichzusetzen sind, beschränkt er sich ganz auf die Tätigkeit des Begleitens. Die Bewunderung seiner Anschlagskunst und seines Anpassungsvermögens ist bei Künstlern und Kunstfreunden allgemein. Weniger ist man sich allerdings der Tatsache bewußt, daß Raucheisen eine Erneuerung des Liedvortrags angebahnt hat, weil seine starke Persönlichkeit auch dann die Führung behält, wenn er scheinbar dem Sänger folgt. Man erkennt einen von allem Unkünstlerischen und allen Unarten gesäuberten Vortragsstil bei den Künstlern, die mit ihm konzertiert haben.

Bruno Kittel, der bekannte Berliner Chorleiter und jetzige Direktor des Konservatoriums der Stadt Berlin (bisher Sternsches Konservatorium), ist einer der zielbewußtesten Musikerzieher, der seinen Weg mit fanatischem Ernst kompromißlos geht. Aus der Musikarbeit der Reichshauptstadt ist er nicht fortzudenken.

Julius Weismann, der Freiburger Komponist, ist ebenfalls ein bedeutender Pädagoge und Komponist. Als Mensch läßt er sich vielleicht zu sehr von seinem guten Herzen leiten, aber als Komponist blieb er unbeirrt von allen Modeströmungen ein Diener der deutschen Sache. Bis vor kurzem gehörte er als eins der wertvollsten Mitglieder dem Werkprüfungs-Ausschuß des Allgemeinen Deutschen Musikvereins an, wo er durch seine gerade Art mißliebig wurde.

E. N. von Reznicek, der Komponist der „Donna Diana" und vieler anderer Meisterwerke, nimmt heute unter den schöpferischen Musikern eine Führerstellung ein, auf Grund deren er der Vertreter Deutschlands im „Ständigen Rat für die internationale Zusammenarbeit der Komponisten" ist.

Schließlich zeigt die Ernennung des ebenfalls nahezu 75 jährigen Franz v. Blon wie glücklich die Einheit der gesamten Musik betont wird, wenn auch ein Vertreter der leichten Muse würdig in diesen Kreis gestellt wird. Blon ist als Marschkomponist und als Schöpfer guter Unterhaltungsmusik volkstümlich geworden. Namentlich der Rundfunk kann auf ihn nicht mehr verzichten.

Der Beethovenpreis der Akademie der Künste, Abteilung Musik, wurde in diesem Jahre an Sigmund v. Hausegger vergeben. Dieser Preis, der eine der höchsten Ehrungen bedeuten könnte, ist seit seiner Stiftung im Jahre 1927 in der Öffentlichkeit kaum gebührend gewürdigt worden. Die Akademie der Künste hat die Verbindung mit dem Leben noch nicht gefunden. Der Preisträger Hausegger, dieser ritterliche, ehrenhafte und aufrechte Kämpfer steht wie ein getreuer Ekkehard der deutschen Musik im geschichtlichen Ablauf der vergangenen Jahrzehnte. Die Bedeutung Hauseggers liegt in seiner kulturpolitischen Haltung und in seiner Dirigententätigkeit, während sich sein kompositorisches Schaffen nicht durchzusetzen vermochte.

Erstmalig wurde jetzt der Musikpreis der Stadt Berlin verliehen, der insofern eine besondere Note hat, weil er ausdrücklich für die nachschaffenden Musiker bestimmt ist. Man kann diese Einrichtung nur begrüßen, denn der Preis soll auf Künstler hinweisen, die sich zwar bereits in ihrem Fach bewährt haben, die jedoch einer größeren Öffentlichkeit noch unbekannt geblieben sind. Unter diesem Gesichtspunkt war die Wahl der Preisträger sehr glücklich. Die Stadt Berlin stiftete 5.000 Mark, die zu gleichen Teilen an fünf Künstler vergeben werden. Wie verlautet soll die Summe künftig verdoppelt werden. Die Ausgezeichneten waren: der Geiger Siegfried Borries, einer der Konzertmeister des Berliner Philharmonischen Orchesters, der sich namentlich im letzten Winter als eine der größten Hoffnungen des Geigernachwuchses erwiesen hat. Richard Laugs, ein in Weimar ansässiger junger Pianist, der Aussicht hat in die Reihe der Besten gestellt zu werden, wenn sich zu seiner technischen Meisterschaft noch eine Vertiefung des Spiels nach der Seite der Verinnerlichung und der Vergeistigung

Digitized by Google

findet. Lore Fischer, die Stuttgarter Altistin, die sich in kurzer Zeit als Oratoriensängerin durchgesetzt hat. Hans Eggert, der Königsberger Bariton, dessen ergiebige Stimme zusammen mit dem künstlerischen Gestaltungsvermögen einen berufenen Sänger für Lied und Oratorien verheißen. Den Rundfunkhörern ist Eggert durch seine Ausdeutung von Schubertliedern in der Stunde der Nation nahegebracht worden. Das Zernick-Quartett, eine Schar von jungen Musikern, die sich in der Reichshauptstadt durch ihre Wiedergaben klassischer und zeitgenössischer Kammermusik einen Namen gemacht haben. Der Primgeiger Zernick gilt außerdem als Konzertmeister des Landesorchesters als eine begeisternde und mitreißende Führernatur.

So sind viele Stellen bemüht, das Aufbauwerk des Führers auch auf kulturellem Gebiet nach Kräften zu fördern. Die Verleihung eines Preises bedeutet über die Ehrung hinaus eine Steigerung des Selbstbewußtseins, das auch bei dem begabtesten Künstler ebenso wichtig für seinen Aufstieg ist wie die selbstverständliche Beherrschung der Technik.

Berlin befindet sich mitten in den Kunstwochen 1936. Sie unterscheiden sich wesentlich von dem ehemaligen Berliner Musiksommer, wo man darauf ausging, in erster Linie international hochgezüchtete Namen als Sensationen auszuspielen. Die Belange der Kunst kamen erst in minderer Linie. Die jetzige Einteilung in eine Mozart-Woche und in ein anschließendes deutsches Beethovenfest läßt die veränderte Zielsetzung bereits erkennen. Es ist selbstverständlich, daß auch hier die besten Künstler, über die wir verfügen, eingesetzt werden, aber der Künstler erscheint im Dienst jener Großen, deren Namen programmatisch über den Kunstwochen stehen. Eine Überraschung und eine Folge von erhabenen Feierstunden wurden die Mozart-Abende Edwin Fischers mit seinem Kammerorchester. Hier wurde restlos aus dem Geist Mozarts musiziert, und hier erstand das Bild des Meisters kraftvoll und männlich, so wie es sein oft mißdeutetes Schaffen jedem Einsichtigen zeigt. Das Beethoven-Fest hatte seine Höhepunkte bisher in den Kammermusikabenden im Weißen Saal des Schlosses, wo das Wendling-Quartett, das Gewandhaus-Quartett, die Vereinigungen Gustav Havemanns und Kniestaedts Werke aus allen Schaffensperioden Beethovens in vollkommener Weise darboten.

Die Käufer von Noten erleben meist eine Überraschung, wenn sie die Verlagsverzeichnisse der großen arischen Musikverlage zur Hand nehmen. Darin finden sich jüdische Komponisten ebenso wie jüdische Herausgeber und Bearbeiter so einträchtig beieinander, als wäre inzwischen keine Reinigung des deutschen Kulturlebens von artfremden Erzeugnissen erfolgt. Dabei können namentlich die Ausgaben älterer Meister, die von Nichtariern besorgt sind, keineswegs für sich in Anspruch nehmen, daß sie besonders sorgfältig angelegt sind. Es sollte Ehren- und Anstandspflicht jedes Verlegers sein, daß er diese Erzeugnisse aus seinen Verlagslisten entfernt, wie es ein führender westdeutscher Verleger bereits mit bestem Erfolg getan hat. Eine Notwendigkeit für die Beibehaltung des derzeitigen Zustandes besteht um so weniger, als ja jüdische Musikverlage in ausreichender Zahl vorhanden sind, die die Belange ihrer Leute vertreten können. Unsere Forderung lautet: Der Jude soll beim Juden bleiben!

Es ist allerdings auch ein unerträglicher Zustand, daß Lehrer an deutschen Musikhochschulen Gebrauchsausgaben empfehlen, die aus jüdischen Verlagen stammen. Man muß den Wagemut der verantwortungsbewußten deutschen Verleger durch eine kompromißlose Haltung unterstützen.

Der bisherige Berufsstand der deutschen Komponisten ist zur „Reichsfachschaft Komponisten in der Reichsmusikkammer“ geworden. An dem organisatorischen Aufbau hat sich dabei nichts geändert, aber es spricht für die von dem Leiter der Reichsfachschaft, Dr. Paul Graener, angestrebte Aktivität, daß für die deutschen Komponisten alljährlich im Frühjahr eine Zusammenkunft auf Schloß Burg an der Wupper abgehalten werden soll; während die eigentlichen Arbeitstagungen in Berlin stattfinden werden, will man in einer der schönsten landschaftlichen Gegenden für die weltanschauliche Ausrichtung der schöpferischen Musiker sorgen und den Kameradschaftsgeist in ihren Reihen fördern. Die erste Tagung dieser Art, die Anfang Mai stattfand, bildete bereits einen gelungenen Versuch

Digitized by Google

in dieser Richtung, obwohl der Kreis der erschienenen Komponisten noch klein war, wofür in erster Linie wirtschaftliche Ursachen verantwortlich zu machen sind.

Zwei Musikfeste der letzten Zeit strebten eine zwischenstaatliche Verständigung an. Bei dem internationalen Musikfest in Baden-Baden, für dessen künstlerische Durchführung der dortige Generalmusikdirektor Herbert Albert verantwortlich war, waren die wichtigsten Musik-Nationen Europas vertreten. Das holländische Musikfest in Wiesbaden war ausschließlich den lebenden Komponisten dieses Landes gewidmet. Generalmusikdirektor Carl Schuricht vermittelte einen ausgezeichneten Überblick über die Lage der Gegenwartsmusik in Holland. Die wichtigsten Namen waren Henk Badings, Hans Oseck, Willem van Otterlo und Marius Monnikendam. Diesen jüngeren Komponisten gegenüber war auch die ältere Generation durch Johann Wagenaar und Willem Landré gut vertreten. Als das Ergebnis dieses Festes kann man feststellen, daß die holländische Musik durch eine ausgesprochene Orientierung nach der Seite des französischen Impressionismus noch nicht zu einem klar umrissenen nationalen Stil gelangt ist. Die Voraussetzungen hierfür wären jedoch vorhanden, da die schöpferischen Kräfte durchaus gesund erscheinen und als gemeinsames Merkmal die Gediegenheit der handwerklichen Grundlage mitbringen.

Die drei Operntheater Berlins bemühen sich unabhängig voneinander um ein eigenes Gesicht. Für die Volksoper ist die Lebendigkeit der Programmgestaltung bemerkenswert, weil man durch die hohen Aufführungsziffern von Opern wie „Mona Lisa" von Schillings, „Boris Godunoff" von Mussorgsky, den erneuerten „Figaro" Mozarts, eine erfreuliche Auflockerung bringt. Die Staatsoper zeichnet sich durch die überragende Qualität der Sänger aus und durch die trotz der vorhandenen Dirigentenkrise noch bestehende Ensemblekultur. Das konnte man bei der Neueinstudierung von Reznicels „Donna Diana" beachten, da dieses Werk nur von einem virtuos eingespielten Ensemble mit der Leichtigkeit herausgebracht werden kann, für die der gerade 76 Jahre alt gewordene Komponist persönlich am Pult sorgte. Allerdings stand hier die in ihrer Art einzigartige Maria Cebotari für die Titelrolle zur Verfügung und Rudolf Hartmann bewährte sich von neuem als ein Spielleiter, der sowohl bewegte Massenszenen als auch sauber ausgespielte Soloszenen mit großer Lebendigkeit zu stellen vermag. Der Tenor Helge Roswaenge betätigte sich gleichfalls als Spielleiter bei der Neueinstudierung von Aubers „Fra Diavolo". Das Deutsche Opernhaus leistet bei seinen Neueinstudierungen im Orchester wie auf der Bühne gründlichste Vorbereitungsarbeit. So erfuhr Bellinis „Norma" durch Artur Rother eine so blitzsaubere musikalische Wiedergabe, daß man über die stilistisch nicht in allem einwandfreien Dinge hinwegsehen konnte. Elisabeth Friedrich und Hans Fidesser bewährten sich als Künstler von Format.

Es ist allerdings für das Musikleben Berlins auf die Dauer unproduktiv, daß die drei Operntheater anscheinend ohne irgendwelche Fühlungnahme nebeneinander arbeiten, anstatt daß — für das ganze Reich vorbildlich — in allseitiger Übereinkunft ein Spielplan aufgebaut wird, der durch seine innere Qualität die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Es muß befremden, daß beispielsweise in allen Häusern am selben Abend Puccinis „Tosca" aufgeführt wird. Trotz aller Schätzung, die wir Puccini entgegenbringen, ist es nicht richtig, daß unser deutsches Opernschaffen leider allzu häufig in den Hintergrund gedrängt wird zugunsten von Kassenreißern, als die seit einem Jahrhundert an erster Stelle italienischer Werke herhalten müssen. Es ist auch eine unnötige Kraftvergeudung, daß dieselben Werke in derselben Spielzeit an mehreren Stellen neu herausgebracht werden, wie gerade jetzt der „Rosenkavalier" im Deutschen Opernhaus, der zu Beginn der Spielzeit in der Staatsoper eine glanzvolle Aufführung erlebte und dort bis heute im Spielplan geblieben ist. Eine Ausnahme wird man lediglich bei den Musikdramen Wagners gelten lassen können, weil es eine der vornehmsten Aufgaben jedes Theaterleiters sein muß, sich in der Darbietung dieser Werke zu bewähren. Der persönliche Ehrgeiz müßte in diesem Punkt zugunsten der Sache der Kunst zurückgestellt werden.

Dr. Herbert Gerigk.

◆

Digitized by Google

Schrifttumsschau

Innere Sammlung tut neben der Arbeit des Alltags immer wieder not, soll diese Alltagsarbeit nicht zum leeren Betrieb und mechanischen Weitergeben und Durchführen der Aufgaben werden. Gerade für die Männer, die Verantwortung für die Gestaltung des seelischen und geistigen Lebens tragen, ist eine Konzentration auf die eigentlich entscheidenden Gesichtspunkte absolut notwendig, die immer wieder die Zeit der Erfüllung der kleinen Pflichten unterbrechen und den Menschen auf die grundlegenden Fragen lenken muß.

Aus diesem Grunde hatte der Leiter der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, Hans Hagemeyer, die Gauschrifttumsbeauftragten zu einem einwöchigen Reichsschulungslehrgang nach einer Führerschule des Gaues Hamburg berufen. Dorthin kamen Männer, die im Mittelpunkt der geistigen Auseinandersetzung der Gegenwart stehen und selbst auf irgendeinem Gebiet des Weltanschauungskampfes der Gegenwart im Brennpunkt der Entscheidungen stehen.

Reichsleiter Rosenberg selbst war zu dieser Führerschule, nach Rissen, gekommen und hatte den Gauschrifttumsbeauftragten den gegenwärtigen Stand des Kampfes um die Reinerhaltung und um endgültige Formulierungen der nationalsozialistischen Weltanschauung gezeigt. Die Verfälschungen des Rassegedankens zeigte Dr. Groß im einzelnen, er charakterisierte die konfessionellen und wissenschaftlichen Gegner unseres Rassegedankens in ihrer grundsätzlichen Einstellung und den Methoden ihres Kampfes. Matthes Ziegler wies in seinem Referat darauf hin, daß konfessionelle Gegner aus der römischen Theologie sich gezwungen sähen, rassische Unterschiede zwar auf körperlichem Gebiete anzuerkennen, die sie aber niemals auf geistigem Gebiete zugeben würden. Zu den Aufgaben des Schrifttums in der weltanschaulichen Erziehung sprach der Leiter des Amtes für Schulung in der Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg, Scheidt, und Professor Koch erhob die Forderung der völkischen Grundlage aller Dichtung in seinem Vortrag über die „Grundfragen des deutschen Gegenwartsschrifttums". Zum Aufbau des Büchereiwesens sprachen Professor Dähnhardt für die Volksbüchereien und Pg. Rudolph für die Parteibüchereien. Durch diese Reden wurden die Gauschrifttumsbeauftragten wieder einmal auf das eigentlich Entscheidende ausgerichtet, das Zusammenleben im Lager formte sie zu einer festen Gemeinschaft und noch länger werden sie als Glieder der unsichtbaren Front der Garanten der Reinheit der Idee aus diesem Erlebnis heraus weiterkämpfen.

Der Bund reichsdeutscher Buchhändler hatte zum 9. Mai seine Mitglieder zur Kantate nach Leipzig zusammengerufen. In seinem Bericht stellte er fest, und wir begrüßen diese Stellungnahme außerordentlich, daß es bei den Belangen des deutschen Buches nicht nur um wirtschaftliche, sondern mehr noch um Fragen der deutschen Kultur geht. Die wirtschaftliche Lage des Buchhandels und der Bucherzeugung hat sich, so konnte auf der Kantate festgestellt werden, gebessert. Dazu stellt das Institut für Konjunkturforschung folgende interessante Zahlen fest: Die Zahl der Neuerscheinungen war noch im 4. Vierteljahr 1934 um 5 Prozent gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres zurückgegangen, während im Verhältnis zu den entsprechenden Zeiten des vorangegangenen Jahres die Ziffern in folgendem Umfang stiegen: 1. Vierteljahr 1935 14.9 Prozent, 2. Vierteljahr 1935 3 Prozent, 3. Vierteljahr 1935 9 Prozent, 4. Vierteljahr 1935 17 Prozent, 1. Vierteljahr 1936 5 Prozent. Für den Wert der Bücher spricht die Tatsache, daß im Verhältnis noch stärker als die Zahl der Neuerscheinungen die Neuauflagen angewachsen sind. In den letzten Jahren betrugen diese etwa nur 18 Prozent der Neuerscheinungen, 1935 dagegen 18 Prozent. Gegenüber 1934 ist die Zahl der Neuauflagen um fast 34 Prozent angewachsen. Die durchschnittlichen Preise der neuerschienenen und neuaufgelegten Bücher betrugen nach einer Zusammenstellung der im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" genannten Bücher 1932 6.93 RM., 1933 5.51 RM., 1934 5.19 RM. und 1935 5.04 RM. Dr. Goebbels faßte in der Festversammlung am 10. Mai den Sinn der Schrifttumsarbeit in den Satz zusammen: „Das Schwert des Geistes in der Hand des Volkes!"

Digitized by Google

Die Arbeit der Landesdienststellen der Reichsstelle war in letzter Zeit besonders groß: Am 18. und 19. April wurden in Jena und Stuttgart die Buch-Ausstellungen „Wehrhaftes Deutschland" eröffnet, in Düsseldorf war am 24. April eine Tagung der Kreisdienststellenleiter und Anfang Mai wurde die Ausstellung in Dortmund und Königsberg eröffnet. Schließlich fand auch in Königsberg eine Arbeitstagung statt. Für die Zukunft sind folgende Tagungen geplant: 6. Juni in Nürnberg, 12.—14. Juni in Breslau, 19. Juli in Travemünde im Rahmen der Reichstagung der Nordischen Gesellschaft, dazu eine Ausstellung des Schrifttums des niederdeutschen Raumes, weiter im Juni Tagungen in Stralsund und in den Gauen Westfalen-Nord und Sachsen. Die Ausstellung „Wehrhaftes Deutschland" wird weiterhin in Königsberg vom 23. August bis zum 5. September, in Kassel vom 26. September bis zum 2. Oktober und in Nürnberg vom 12. Oktober bis zum 26. Oktober gezeigt werden.

Diese organisatorische Arbeit muß der inhaltlichen Ausbildung dienen. Und um den einzelnen mit dem Material auszurüsten, das er bei der weltanschaulichen Erziehung, bei jedem Kampf um die Durchsetzung der nationalsozialistischen Weltanschauung braucht, wurde die NS.-Bibliographie geschaffen. Reichsamtsleiter R. Hederich faßte die Forderungen an diese Bibliographie in der Kantatenummer des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" folgendermaßen zusammen:

„1. Sie mußte politisch zuverlässig sein.

2. Sie mußte eine Auswahl aus dem vorliegenden Stoff sein, die das Belanglose oder Unzutreffende und Mangelhafte von vornherein ausschloß.

3. Sie mußte jedes angeführte Buch und jeden angeführten Beitrag mit einer kurzen Besprechung versehen, aus der das Wesentliche hervorgeht, damit der Benutzer sofort sachlich und zuverlässig sich über das Gebrachte unterrichten kann.

4. Sie mußte bestrebt sein, umfassend zu sein und alle wichtigen Fragengebiete zu umfassen.

5. Sie mußte handlich sein und für den politischen Gebrauch zweckentsprechend (Schulung usw.) ausgestattet sein."

Mit dem Erscheinen dieser Bibliographie waren die Grundlagen zu folgender Anordnung des Reichsleiters Bouhler gegeben: „Einzelzusammenstellungen über nationalsozialistisches Schrifttum von Personen und Dienststellen der Partei außerhalb des Rahmens der nationalsozialistischen Bibliographie sind nicht mehr gestattet. Soweit es erforderlich ist, aus dem Bereich des nationalsozialistischen Schrifttums zu besonderen Zwecken Sonderzusammenstellungen zu machen, ist Vorsorge getroffen, daß dies in Form von Sonderheften der NS.-Bibliographie geschehen kann. In der Regel geschieht die Bearbeitung solcher Sonderhefte durch die mit der verantwortlichen Führung des betreffenden Dienstbereiches betraute Dienststelle der Partei. Soweit Ausnahmen von dieser Regelung notwendig sind, werden sie durch mich persönlich entschieden. Alle Verzeichnisse über nationalsozialistisches Schrifttum erscheinen ausschließlich im Parteiverlag."

In Ergänzung dazu erließ der Beauftragte des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. folgende Anordnung: „Die Verfügung des Vorsitzenden der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums vom 30. April in bezug auf Einzelzusammenstellungen über nationalsozialistisches Schrifttum berührt nicht die Dienststelle (Abteilung Schrifttumspflege) des Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen Erziehung der NSDAP., da der Beauftragte des Führers auch die Überwachung der Tätigkeit der Parteiamtlichen Prüfungskommission auf dem angeführten Gebiet durchzuführen hat."

H. Merzdorf.

Willi Münch-Khe

Hans Thomas letzter Meisterschüler.

Neben der Verdeutlichung richtungweisender geschichtlicher Vorbilder, sind der nationalsozialistischen Kunstpflege zwei große Aufgaben gestellt: den jüngsten starken Kräften den Weg zu ebnen und den vom artfremden System verdrängten Angehörigen der älteren deutschen Künstlergeneration zu ihrem Recht zu verhelfen.

Digitized by Google

Zu diesen Entrechteten gehörte auch der Bildhauer und Zeichner Willi Münch-Khe. Er ist nicht in dem Sinn vergessen worden, daß ihm die letzten Möglichkeiten zur Ausübung der Kunst entzogen wurden; wohl aber hat er nie Gelegenheit gefunden, die volle, ihm angeborene Schaffenskraft einzusetzen, denn er war der letzte Meisterschüler Hans Thomas, dessen deutscher Seelenhaltung die kraßmaterialistische Kunstauffassung der letzten Jahrzehnte verständnislos, ja feindlich gegenüberstand.

Wir können daher eine Radierung des Künstlers als Sinnbild seines Schaffens in wesensfremder Zeit betrachten: den „Ewigen Wanderer"! Dieser „Ewige Wanderer", der eine endlose Landstraße, mit der Sonne im Rücken, hinabschreitet, ist kein Ahasver, kein Volk- und Heimatloser! Dagegen spricht liebevollstes Eingehen auf die angestammte Landschaft, besonders ihre Tierwelt. Was ihn unraströll von Ort zu Ort treibt, ist vielmehr jener gewaltige Überschuß erobernder Schaffenskraft im deutschen Menschen, der in ihm, besonders in Zeiten artfremder, gewaltsamer Unterbindung dieser Kraft, den großen Wandertrieb entzündet.

So ist es Willi Münch-Khe jahrzehntelang ergangen. Schon nach der ersten dreijährigen Ausbildung in der Glasmalerei, ging er als Geselle auf Wanderschaft. Später trat er bei Schmitt-Reute in die Karlsruher Akademie ein (der Anhang an den Namen ist von Karlsruhe abgeleitet) und Karlsruhe berief ihn 1908 als Lehrer an seine Handwerkerschulen. 1911 folgte er einem Ruf an die Meißener Porzellan-Manufaktur, von wo er jedoch nach 3 Jahren zur Industrie und Handwerkerkunst überging und nebenbei als Berater der städtischen Theater in Leipzig und als Keramiker für die Karlsruher Manufaktur tätig war.

Dieser Werdegang läßt sich in Münch-Khes Schaffen nicht verkennen und vor wenigen Jahren noch hätte mancher kritikbeflissene Kunstbonze sich naserümpfend mit dem Wort „Kunstgewerbe" davon abgewandt. Wir sehen gerade in diesen aus gewissenhaftem Handwerk und freier Schau- und Wanderlust entstandenen Anfängen den deutschen, goldenen Boden seines Schaffens, dessen künstlerische Lebenslinie sich übrigens schon damals in einer fanatischen, besonders an die Landschaft und Tierwelt gebundenen Naturliebe erkennen läßt und den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben selbstverständlich macht.

Denn als er 1909 Hans Thomas letzter Meisterschüler wurde, geschah dies im Anschluß daran, daß ihn Thoma beim Tierzeichnen im Zoologischen Garten getroffen hatte. Als Tierdarsteller, und zwar als plastischem, kam Münch-Khe bisher wohl die stärkste Bedeutung zu. Sein Sehen ist vorwiegend plastisch. Wenn ich trotzdem auf ihn weniger als Bildhauer, wie als Zeichner eingehe, so liegt das daran, daß sich hier ein besonders sprechendes Beispiel dafür bietet, wie der häufig von mir betonte bildnerische Grundzug deutscher Kunst auch ihre Malerei und Graphik durch den Willen zur plastischen Formgebung beherrscht.

Es scheint mir daher, daß der Künstler nicht nur auf die Tierdarstellung in Kleinbronzen und Porzellan, sondern überhaupt auf das Gebiet der Plastik nur durch äußere Umstände mit solcher Ausschließlichkeit abgedrängt wurde und daß er als Maler, und besonders als Graphiker nicht nur Ebenbürtiges, sondern vielleicht auch Hochwertigeres zu leisten vermöchte. Thoma hat dies mit scharfem Blick erkannt. In einem Brief vom Januar 1915 versichert er Münch-Khe, daß jener das — vollendetste Bildnis — von ihm gemacht habe. Im gleichen Brief schreibt er dem Künstler: „Die Radierung ist meisterhaft, sie ist in jeder Hinsicht vollendet. — Alles was ich seit letzter Zeit von Ihnen gesehen habe, zeugt von künstlerischem Ernst und von einem sicheren Talent, dem Sie sich wohl überlassen können, das Sie sicher leiten wird, ob Sie nun kunstgewerblich zeichnen und wenn auch erst später Bilder malen. — Ja, das Bildermalen! Es hat die deutsche Kunst bis ins Absurde geführt. Es scheint, daß nur der grausame Krieg wie auch in anderen Dingen uns Halt zugerufen hat!" Dieses warnende „Halt" ward überhört. Der tiefste Niedergang kam später.

Willi Münch-Khe sagt auch selbst von sich, daß er die Zeichenkunst in all seinen Schaffensperioden gepflegt habe. Sein eigentliches graphisches Schaffen

Digitized by Google

setzte ein, als er nach dem Kriege, von einem in Flandern erlittenen Nervenschock genesen, in seine Heimat am Bodensee übergesiedelt war und ihm hier allmählich 300 Platten, als Kaltnadelradierungen, unter der Hand entstanden, da ihm zu einer komplizierteren Radiertechnik im kleinen Fischerdorf am Untersee die Möglichkeiten fehlten. Wenn man in dieser Zeichentechnik eine Schwäche erkennen zu müssen glaubt, so ist das ein Irrtum, denn gerade diese Eigenart verbindet sie handwerklich, sowohl als in der Auffassung mit dem alten deutschen Kupferstich, und bestimmt ihren strengen Stil, für den die von den „NS.-Monatsheften" gebrachten Radierungen ein beredtes Zeugnis liefern. Obzwar die meisten Blätter miniaturhaft ausgeführt sind, gleiten sie nie ins Kleinliche, Sentimentale ab, sondern bewahren innerlich große deutsche Form. Hier wie überall ist der Plastiker Münch-Khe am Werk, in der Landschafts- wie in der Bildniszeichnung: so etwa in den überlebensgroßen Köpfen der allemannischen Fischer von der Reichenau, in seinem „Schwarzwaldbauer" und schließlich in der kürzlich in flüchtigen Sitzungen entstandenen Bildniszeichnung Alfred Rosenbergs.

Ein paar, anläßlich dieser Bildnisse geschriebenen Sätze des Künstlers führen nicht nur zu den innersten Antrieben seiner Kunst, sondern lassen auch erkennen, aus welchen Kämpfen er emporgewachsen ist.

„Meine letzte zeichnerische Arbeit" schreibt er, „ist heute, am 12. März, fertig geworden. Es ist das Bildnis des Reichsleiters Rosenberg. Ich habe den Denker und lauteren klaren Menschen schildern wollen und ihn ohne Beiwerk, überlebensgroß und vom Standpunkt des Bildhauers aus gesehen, dargestellt. Raffinierte oder geschönte oder gar ausgeklügelte Bildniszeichnungen liegen mir nicht, ich lehne sie ab. Ich interessiere mich lediglich für eine klare Widerspiegelung der Gesichtslandschaft und versuche, den Menschen von innen her zu packen. In äußerster Anspannung und Konzentration gelingt es mir meist, ein Bildnis in 1 bis 2 Stunden zu zeichnen. Photos oder ähnliche Hilfsmittel lehnte ich von jeher ab. —

Große Unglücksfälle, schicksalshafte Notzeiten und zwei Zusammenbrüche aus diesen Dingen, haben mich um viele Jahre zurückgeworfen.

Seit ich in Berlin bin und Parteigenossen fand, die mein Schaffen aufmerksamer betrachten, scheint es mir, als ginge es aufwärts.

Trotz aller schon überwundener Not habe ich den Glauben an das mir gesteckte Ziel noch nicht verloren, ich werde es in den 10 kommenden Jahren schaffen. Im Januar 1936 war ich 50 Jahre."

Und wir glauben daran, daß er es schaffen wird. Mag seine Kunst auch ein besinnlich auf Nähe und Ferne gerichteter, nicht aber kämpferisch die letzten Höhen erobernder Zug auszeichnen, so führt doch dies Streben gerade zu jenen Quellen in Volkstum und Landschaft hin, aus denen der Höhenwille des deutschen Volkes wächst.

Waldemar Hartmann.

Ecke der Schriftleitung

Aus Anlaß des 1000jährigen Todestages König Heinrich I. bringen wir zwei Kapitel aus dem neuen Werk von Dr. phil. Alfred Thoß „Heinrich I., der Gründer des ersten deutschen Volksreiches" (Blut- und Boden-Verlag, Goslar, RM. 4,50) zum Abdruck. In dieser Nummer gedenken wir auch der 20jährigen Wiederkehr des Sterbetages von Gorch Fock, der am 31. Mai 1916 in der Seeschlacht am Skagerrak mit der „Wiesbaden" unterging. Der Beitrag von E. Langenbucher versucht eine kurze Würdigung seines Schaffens zu geben.

Aus dem Gedichtband „Wir aber sind das Korn" des mit dem Nationalen Buchpreis 1936 ausgezeichneten jungen Dichters Gerhard Schumann, der vor allem durch seine „Lieder vom Reich" bekannt geworden ist, bringen wir die beiden Gedichte „Deutsche Sonnwend" und „Leben". Die anderen Dichtungen

Digitized by Google

sind dem Verlagswerk „Junges Volk“ (Franz Eher Verlag) entnommen (siehe auch Ecke der Schriftl. im Maiheft).

Sigilla Veri.

Im Aprilheft brachten wir einen Aufsatz von Dr. H. Richter „Wo finde ich den Juden?“. Dieser Beitrag gab eine Zusammenstellung aller wichtigen Nachschlagewerke, in denen die jüdische Abstammung von Menschen aller Berufsarten festgestellt werden konnte. Bei der Besprechung des wichtigen Werkes der Sigilla Veri hat folgender Satz: „Leider ist mit dem Erscheinen der Schlußbände und eventuellen Nachträgen für die nächste Zeit nicht zu rechnen, da der Verlag mit geldlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat“ bei Leuten, die sich in solchen Fällen immer finden, zu Mißdeutung Anlaß gegeben. Wie uns der U. Bodung-Verlag mitteilt, befindet er sich in keinerlei geldlichen Schwierigkeiten; es ist selbstverständlich, daß zur Herausgabe eines so umfangreichen Werkes natürlich große Summen nötig sind.

Das Buch

Wehrwissen und Wehrpolitik

Der Begriff der „Wehrwissenschaften“ hat sich seit der nationalsozialistischen Revolution in der deutschen Öffentlichkeit durchgesetzt; jedermann weiß, was er damit begrifflich zu verbinden hat. Und doch ist es bei den Wehrwissenschaften ähnlich wie bei vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen: sie waren eines Tages vorhanden, geboren aus einer Fülle von Notwendigkeiten, wurden Gegenstand von Forschung und Lehre — und erst alsdann begann das Streben nach der Einordnung dieser neuen Arbeitsgebiete in die vorhandene Gliederung der wissenschaftlichen Provinzen. Die „Deutsche Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften“ betrachtete es von Anfang an als eine ihrer Hauptaufgaben, die Wege zu einer solchen Eingliederung und Systematisierung der Wehrwissenschaften zu zeigen und zu ebnen. Sie ist in Meinungsaustausch mit allen maßgebenden Stellen des Staates, der Wehrmacht und der Partei getreten und wird die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung binnen kurzem der Öffentlichkeit vorlegen. Erst dann wird die Grundlage gegeben sein für eine ausführliche Auseinandersetzung mit der von ernstem wissenschaftlichem Geiste getragenen Studie von Gerhard Binz „Die Erforschung der Wehrgrundlagen“ (Verlag von E. Dupont, München, 63 S.). Es muß aber schon in dieser kurzen Anzeige anerkannt werden, daß B. mit vielen seiner Formulierungen Fruchtbares zu der Diskussion beigetragen hat; in dieser Hinsicht ist auch das Erscheinen seiner Studie zu begrüßen, wenn auch deren Gedankengang im ganzen abzulehnen ist. B. definiert die Wehrwissenschaften als die Lehre von den „Wehrbedingungsfunktionen“. Er zieht eine scharfe Grenze zu den Kriegswissenschaften, die „den Krieg ihrer logischen Zielsetzung nach als absolute Erscheinung behandeln“ (S. 16), während die Wehrwissenschaften nach B. nur auf die Landesverteidigung, auf den Krieg des „Wehrens“ beschränkt bleiben sollen. Muß nicht gerade im Zeitalter des „totalen Krieges“ auch die wissenschaftliche Vorbereitung die Gesamtheit des Krieges, in allen seinen Erscheinungsformen und Bedingungen umfassen? Man wird daher gegen B. an der jetzt allgemein anerkannten Definierung der Wehrwissenschaften als eines alle Belange der „Wehr“ umfassenden Begriffes festhalten, innerhalb denen die Kriegswissenschaften — als die vorwiegende Domäne des Soldaten — alle Möglichkeiten und Formen des eigentlich kriegerischen Einsatzes behandeln. Es erscheint dabei als eine Selbstverständlichkeit im Volksstaate Adolf Hitlers, daß der deutsche Soldat den von B. den Kriegswissenschaften fast diskriminierend zugeschobenen Bereich des Angriffskrieges aus seinem Denken und Planen ausgeschieden hat.

Die geistige Position des deutschen Soldaten in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft ist der Gegenstand der

Digitized by Google

eindrucksvollen Schrift von Wulf Bley „Wehrpflicht des Geistes“ (Verlag F. Bruckmann, München. 138 S.). Der Verfasser geht bei seinen anregenden Gedanken aus von den räumlichen und völkischen Gegebenheiten und stößt nach ausführlichen Erörterungen über das Verhältnis des Soldaten zu Kultur, Volksgemeinschaft, Arbeit und Waffe vor zu dem neuen „Typus“ des deutschen Kriegers, zu seiner Haltung als Persönlichkeit und zu seiner Bereitschaft, in selbstgewählter Zucht sich einzuordnen in die Gemeinschaft des Volkes und seiner Wehrmacht. — Einen mehr kritischen Beitrag zu demselben Problem liefert auch B. Volkmann-Leander mit der 2. Auflage seiner Kampfschrift „Soldaten oder Militärs“ (Verlag J. F. Lehmann, München. 178 S.). Schon die 1. Auflage dieses aus heißem Herzen geschriebenen Buches hat seinerzeit manche Auseinandersetzung hervorgerufen. Viele haben die Einteilung des alten Offizierkorps in die scharf abgegrenzten Typen des „Soldaten“ — des Kämpfers aus angeborener Leidenschaft — und des „Militärs“ — des bürokratischen, unsoldatischen Berufsmenschen — abgelehnt. In der Tat läßt sich eine solche Gegenüberstellung auch schwer durchführen, ohne daß die große Leistung des deutschen Offizierkorps in dem vierjährigen Weltkriege verkleinert wird. Aber es werden doch manche, heute allgemein anerkannte Schäden bloßgelegt, die keinen Eingang in das Führerkorps der neuen Wehrmacht gefunden haben. Daß heute bei der Gestaltung des Offizierkorps von seiten der verantwortlichen Führung der Wehrmacht alles getan wird, um solchen Naturen den Zugang zum Soldatenberuf zu verwehren, wie sie Volkmann als „Militärs“ mit Recht ablehnt, zeigt das wissenschaftlich wertvolle Buch des Oberstleutnants Dr. Hans Ruber „Wahl des Offizierberufs“ (191 S.). Diese Studie aus dem Arbeitsgebiet der Wehrpsychologie gibt einen lebendigen Einblick in die Arbeit der psychologischen Prüfstellen der Wehrmacht. Die Arbeitsmethoden und die Ergebnisse der dort getroffenen Auswahl unter den jungen Leuten, die sich zur Offizierslaufbahn melden, sind heute bereits von allen Seiten anerkannt. Wer sich darüber zuverlässig unterrichten und gleichzeitig einen Einblick in die geistige Welt dieser Jugend nehmen will, sei auf dieses Buch nachdrücklich hingewiesen.

Die erste Voraussetzung für die Zusammenschweißung unseres Volkes zu einer festen Wehrgemeinschaft ist das Wissen von der dauernden geistigen und materiellen Bedrohung, in der wir leben. „Jedes Volk muß darüber aufgeklärt werden, was seiner in einem künftigen Krieg wartet. Nur dann wird es in seiner Gesamtheit bereit sein, die im Frieden nötigen Opfer für seine Sicherheit zu bringen. Nur dann wird es sich auf alle Schrecken, die der neuzeitliche Krieg bringen wird, seelisch einstellen. Der Mensch gewöhnt sich fast an jede Gefahr. Was ihn am meisten ängstigt, ist das Geheimnisvolle und Unerwartete“ — mit diesen Sätzen umreißt Oberstleutnant von Belli die Aufgabe seiner Schrift „Der Krieg der Zukunft im Urteil des Auslandes“ (Verlag G. Stilke, Berlin. 87 S.). Der Verfasser stellt in sehr anregender Form das Für und Wider über die Wirkung der Mittel des neuzeitlichen Krieges gegenüber, wie es sich in der maßgebenden militärischen Literatur des Auslandes spiegelt. Die Bedeutung des Wirtschaftskrieges, der Propaganda, besonders aber die noch umstrittenen Formen des Luftkrieges und der Einsatz der neuen Panzertruppen werden in dem Streit der Meinungen so herausgestellt, daß sich der deutsche Leser selbst ein Urteil zu bilden vermag. — Eine wertvolle Ergänzung zu dieser Studie, die vor allem die Erscheinungsformen zukünftiger Kriegführung behandelt, gibt das Buch von Wulf Bley „Moderne Heere — moderne Waffen“ (120 S.). Es ist ein gut geschriebener Überblick über die Landrüstungen des Auslandes und eine Einführung in das Wesen und die taktischen Besonderheiten der verschiedenen Waffengattungen der Heere. Da es auch mit guten Bildern ausgestattet ist, wird es dem militärischen Laien die Kenntnisse vermitteln helfen, die die beste Voraussetzung für wehrpolitisches Verständnis sind. — Da diese beiden erwähnten Bücher nur die Verhältnisse der Landstreitkräfte und der Luftwaffen behandeln, begrüßt man um so mehr den neuen Jahrgang des bewährten und bekannten „Taschenbuchs der Kriegsflotten“

Digitized by Google

(herausgegeben von Alexander Bredt, Verlag J. F. Lehmann, München, 444 Seiten). Neben der anerkannten Zuverlässigkeit der Angaben in den Flottenlisten ist bei dem neuen Jahrgang besonders die neuartige, sehr gelungene Art der Schiffszeichnungen hervorzuheben, die durch viele gute Photographien ergänzt werden. Es interessieren natürlich in erster Linie die Angaben über den Ausbau der deutschen Kriegsmarine nach dem deutsch-englischen Flottenabkommen, das in dem marinepolitischen Teil eingehend erläutert wird. Das Taschenbuch ist für das Verständnis der großmächtlichen Beziehungen (Mittelmeer-Spannung usw.) und zum Verfolgen der jetzt abgeschlossenen neuen Flottenverhandlungen zwischen den Seemächten nicht zu entbehren.

Die Wiedergewinnung der Wehrhoheit und der Aufbau einer neuen deutschen Wehrmacht durch Adolf Hitler hat auch das Interesse an den früheren Formen deutscher Wehrhaftigkeit größer werden lassen. Wenn bisher eine gute, zusammenfassende Darstellung der Entwicklung des deutschen Heerwesens fehlte, so hat jetzt Karl Linnebach mit der von ihm, zusammen mit einer Reihe namhafter Kriegshistoriker, bearbeiteten „Deutschen Heeresgeschichte" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 404 S.) diese Lücke ausgefüllt. Das Werk ist volkstümlich und dabei doch auf den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung gegründet, es gibt vor allem ein deutliches Bild von den inneren Beziehungen der Heeresorganisation zu den jeweiligen innerpolitischen Zuständen und außenpolitischen Forderungen. — Anerkennenswert, wenn auch auf viel beschränkterem Raume zusammengefaßt ist daneben die kurze Darstellung der Geschichte der deutschen Wehrpolitik, die Eugen v. Frauenholz unter dem Titel „Wehrpolitik und Wehrwissen" in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 144 S.) herausgebracht hat. Die Darstellung ist lebendig und wegen der knappen Zusammenfassung besonders für den Unterricht in den Schulen zu empfehlen, um dort zur Verbreitung von „Wehrwissen" beizutragen. — Mit der Frage, in welcher Form dieses Wehrwissen auf den Schulen aller Kategorien in den Unterricht einzufügen ist, beschäftigt sich auch Gerhard Scholtz in seiner Studie „Kriegs- und Wehrwesen im Unterricht" (G. B. Teubner, Leipzig-Berlin. 74 S.). Viele der von Scholtz gemachten Vorschläge sind anregend; mit manchem allerdings wird man nicht einverstanden sein. So u. a. mit seinen Vorschlägen für die Gestaltung der kriegsgeschichtlichen Lehre und Forschung an den Hochschulen, die er unter Ausschaltung aller strategisch-operativen Probleme auf die Geschichte des Wehrwesens beschränken will. Hier vermag man dem Verfasser nicht zu folgen: daß auch im Rahmen des kriegsgeschichtlichen Studiums an der Universität eine erfolgreiche Betrachtung operativer Fragen möglich ist, zeigt am besten eine Anzahl guter Arbeiten aus der jungen Generation der deutschen Geschichtswissenschaft. Im übrigen läßt sich die Achtung vor der Leistung großer Feldherrn der Vergangenheit nur auf diesem Wege gewinnen.

von Cochenhausen.

Die neue Wehrmacht

Die Verkündung der Wehrhoheit durch den Führer am 16. März 1935, der Erlaß des Wehrgesetzes, die Einstellung des ersten Jahrganges von Rekruten der allgemeinen Wehrpflicht, schließlich die vollständige Wiedergewinnung der Hoheit des Reiches durch die militärische Besetzung der entmilitarisierten Rheinlandzone sind die wichtigsten Marksteine des Weges, auf dem der Führer unser Volk zu neuer Wehrhaftigkeit und Stärke geführt hat.

Es war und ist auch heute notwendig, daß diese Taten Adolf Hitlers von allen Volksgenossen mit tiefem Verständnis aufgenommen und begleitet werden, denn nur so wird es gelingen, den Geist jenes verschwommenen Defaitismus, der sich in den Jahren der Schmach so erschreckend schnell ausgebreitet hatte, endgültig zu überwinden. Man begrüßt es deshalb, daß ein reiches Schrifttum entstanden ist, das erfolgreich an der Verbreitung vom Wissen über die Notwendigkeit einer starken Wehr mitarbeitet. Einige dieser Schriften sollen im folgenden kurz angezeigt werden: Aus dem großangelegten Handbuch „Die Verwaltungs-Akade-

Digitized by Google

mie" legt Generalmajor a. D. Haselmayr seinen Beitrag „Die Wehrmacht" auch als Einzelschrift vor (Industrie-Verlag Spaeth und Linde, Berlin. 23 S.). Es ist ein knapper, auf das Wichtigste und Wissenswerteste beschränkter Überblick über Aufbau und Gefüge der gesamten Wehrmacht, nützlich für jeden, der sich rasch und zuverlässig unterrichten will. Für eine weitere Einführung in die Gesetzgebung seit der Verkündung der Wehrfreiheit dient die sehr zweckmäßige Loseblatt-Ausgabe „Wehrgesetzgebung" des Verlages R. Hobbing Berlin, die in systematischer Gliederung den Wortlaut aller einschlägigen Gesetze, Verordnungen und Erlasse bringt und durch dauernde Nachlieferung ergänzt wird. Volkstümliche Erläuterungen zu dem Text der Gesetze und der Ausführungsbestimmungen gibt die kleine Schrift des Hauptmanns H. Wiest „Heer, Kriegsmarine, Luftwaffe" (Verlag Stalling, Oldenburg-Berlin, 175 S.). Alle Wehrpflichtigen haben hier die Möglichkeit, sich in der Organisation der Wehrmacht und ihrer Teile zurechtzufinden und sich auch über die Laufbahnen in der Wehrmacht zu unterrichten. Daß es sich bei der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht um die Wiederaufnahme eines dem deutschen Volke seit mehr als 100 Jahren vertrauten Ehrendienstes handelt, ruft Gerhard Scholtz mit einer Schrift „Die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland und in der Welt" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 54 S.) in die Erinnerung. Der Verfasser gibt einen knappen Aufriß über die Geschichte des preußisch-deutschen Heeres seit den Befreiungskriegen und weist nach, wie das preußische Vorbild in vielen Fremdstaaten nachgeahmt worden ist. Durch die Schule der allgemeinen Wehrpflicht wird nun wieder das ganze Volk in eine innige Beziehung mit der Wehrmacht gebracht. Vieles hat sich durch die Weiterentwicklung in Organisation und Technik geändert. Man begrüßt daher das Erscheinen eines volkstümlichen „Wehrlexikons" (herausgegeben von Oberstleutnant Dr. Stuhlmann, Verlag Carl Heymanns, Berlin, 420 S.). In zahlreichen interessanten Stichworten werden hier militärische Ausdrücke und Fachworte ganz knapp behandelt.

von Cochenhausen.

Zeitschriftenschau

Die Zeitschrift „Atlantis" (Bibliographisches Institut, Leipzig, Preis RM. 1,50) berichtet über Länder, Völker und Reisen und dieses gibt ihr eine ganz besondere Note. Man findet unter den fachkundigen Aufsätzen und Schilderungen immer Neues und Ansprechendes. Die guten Textbilder, die ausgezeichnete Tiefdruckbeilage, erhöhen die künstlerische Wirkung. Aus den letzten Heften seien einige Beiträge genannt, die von dem reichen Inhalt Kenntnis geben. „Oberschlesische Holzkirchen" von Dr. K. Thiede, „In den Wäldern und Bergen Kanadas" von Dr. Lutz Heck, „Der große Raubwürger" von H. Heidig, „Auf der Seidenstraße von Peking nach Indien" von P. Fleming, „Drei Epochen der Mongolei" von M. Bökenkamp, „Flugbilder aus England und Schottland", „Gott grüße das ehrbare Handwerk" von E. Kessel. — Soweit vorgeschichtliche Aufsätze in Betracht kommen, bleibt die Zeitschrift jedoch am besten in dem ihr vertrauten Kreise der klassischen Archäologie. Denn der Beitrag „Aus der Geschichte Skandinaviens vor der Wikingerzeit" im Januarheft ist sehr dürftig und weder der Germanen noch der Zeitschrift „Atlantis" würdig. Man weiß in Deutschland von Skandinavien und auch von der nordischen Vorzeit sehr viel, erheblich mehr als der Artikelschreiber annimmt, und die Verbreitung des Wissens um die germanische Frühgeschichte ist eine der großen Aufgaben nationalsozialistischer Kulturpolitik.

Auf kulturellem Vorposten stehen die „Ostdeutschen Monatshefte" (Herausgeber Carl Lange, Verlag G. Stilke, Danzig, Preis 1,25 RM.) und es muß anerkannt werden, daß diese Zeitschrift mit ihren zahlreichen kulturpolitischen Aufsätzen und künstlerischen Beiträgen bemüht ist, das ringende Deutschtum zu stützen. Dichtung und Kunst des deutschen Ostens finden hier verständnisvolle Pflege und Unterstützung und es ist selbstverständlich, daß die Probleme des Ostens unter den Aufsätzen den größten Raum einnehmen. Ausdrücklich sei aber bemerkt, daß es bisher glücklich vermieden wurde, in irgendeine „Ostideologie" zu geraten.

E. A.

Digitized by Google

0.5

Nationalsozialistische Monatshefte

1936

FREIHEIT UND BROT!

Zentrale politische u. kulturelle Zeitschrift der N·S·D·A·P·

Heft 75

Juni

O. S. Reuter: Der Himmel über den Germanen

Dr. A. Thoß: Heinrich I.

Prof. Dr. A. Baeumler: Friedrich Ludwig Jahns Stellung in der deutschen Geistesgeschichte

E. Boyer: Wie der Jude Lang das Deutsche Reich regierte

E. Langenbucher: Gorch Fock

Neue Dichtung

Unsere Monatsberichte

THE LIBRARY OF THE
JUL 8 1936
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Herausgeber Alfred Rosenberg

Zentralverlag der N.S.D.A.P. Frz. Eher Nachf. München

Digitized by Google

Das Mannesmann Luftschutzfenster

DRP. ang., DRGM.

ist von jedem Maurer leicht einzubauen

- ohne Gasglocke ein normales, licht- und luftdurchlässiges Kellerfenster
- in Sekunden gas- und splittersicher

hat keine Gummi- oder Filzdichtung

- keine Riegel-, Hebel- oder Schraubverschlüsse

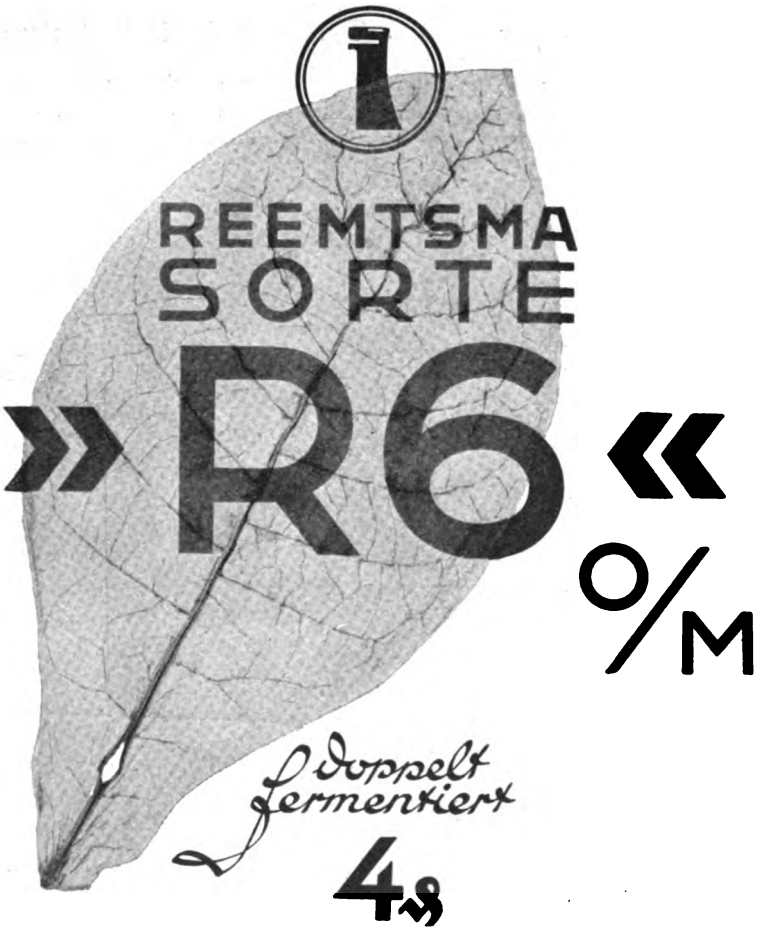
schützt Menschen und Vorräte zu jeder Zeit

Einzelpreis RM. 56.–

Verlangen Sie unsere Druckschrift!

MANNESMANNRÖHREN-WERKE DÜSSELDORF

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Julifolge bringt u. a. folgende Beiträge:

O. S. Reuter: Der Himmel über den Germanen (2. Teil)
Eberhard Wolfram: St. Thomas und die Rassenfrage
Dr. Mrugowski: Jüdisches und deutsches Soldatentum

Digitized by Google

Die reichen Erfahrungen einer
Jahrzehnte alten Werkstradition

die gediegene Wertarbeit eines durch Generationen treuverbundenen Facharbeiterstammes

die jahrelang konsequent fortentwickelte
und somit völlig ausgereifte Konstruktion

die großzügigen, exakten Fabrikationsmethoden
verbunden mit handwerklicher Kunst

die peinlich gewissenhafte Kontrolle
des Rohmaterials und aller Produktionsgänge

die vorbildliche Kundendienst-Organisation
in Deutschland und in aller Welt

den verantwortungsbewußten
Pflege- und Überwachungsdienst ...

... das alles bietet Ihnen

OPEL

DER ZUVERLÄSSIGE

schon von RM. 1650 an a. W.

Digitized by Google

Alformin

verordnen die Ärzte **zum Gurgeln**

bei Heiserkeit, Katarrh d. Schleimhäute, des Rachens, des Halses und des Mundes, bei Mandelentzündung (Angina) und Erkältungen.

Ein Vorbeugungsmittel geg. Ansteckung (Grippe etc.) Ausgezeichnet für Raucher, welche stark zu Rachenkatarrh neigen, f. Sänger, Redner

als Mundwasser für die Reise und zum täglichen Gebrauch

Beutel 25 Pfg. Dose 70 Pfg. in allen Apotheken und Drogerien. Prospekt und Probe kostenfrei. Max Elb A.-G., Dresden.

Herstellerin der BIOX-ULTRA ZAHNPASTA

Blut und Geld im Judentum

Neu herausgegeben und erläutert von Hermann Schroer

Lw. RM. 6.50 / Kart. RM. 5.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Hoheneichen-Verlag, München

Ferner gingen uns zu:

Sonne und Schatten im Erbe des Volkes. Von Dr. Fritz Heinsius und Georg Ebert. Verlag der deutschen Ärzteschaft, Berlin. Brosch. RM. 2,35, geb. RM. 3,75.

Österreich in der deutschen Geschichte. Von Heinrich von Srbik. Verlag F. Bruckmann, München. Brosch. RM. 1,75, geb. RM. 2,35.

Der Krieg der Zukunft im Urteil des Auslandes. Von Oberstleutnant E. v. Belli. Verlag Georg Stilke, Berlin. RM. 2,80.

Energiewirtschaft als Grundlage der Kriegswirtschaft. Von Dr. Albrecht. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Kart. RM. 1,80.

Die Statistik in der Kriegswirtschaft. Von Dr. Charlotte Lorenz. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Kart. RM. 1,80.

Kriegs- und Wehrwesen im Unterricht. Von Gerhard Scholtz. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Kart. RM. 2,—.

Rasse und Recht im deutschen Hochschulwesen. Von Dr. Falk Ruttke. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. Broschiert RM. 0,90.

Abstammungslehre und Darwinismus. 7. Auflage. Von Richard Hesse. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Brosch. RM. 4,20.

Die Schuld am Weltkriege. Von Friedr. Stieve. Verlag Julius Beltz, Langensalza. Brosch. RM. 0,70.

Die Luftwege der Erde. Von Dr. W. Pahl. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1936. Kart. RM. 3,80.

Artillerie im Kampf. Von Generalleutnant Marx. Verlag Ludwig Voggenreiter, Potsdam. RM. 1,80.

Leben. 2. Aufl. Von Prof. Kurt Klare. Hippokrates-Verlag, Stuttgart. Brosch. RM. 3,25, geb. RM. 4,25.

Grimmelshausen u. der Simplizissimus. Von Johannes Alt. Verlag Beck, München, 1936. Brosch. RM. 5,50.

Kaiser und Jude. Das Ende der Romanows und der Aufbruch des Bolschewismus. Von F. O. H. Schulz. Verlag Theodor Fritsch (jun.), Leipzig. RM. 1,20

Die Reichskulturkammer. Von Dr. Hans Schmidt-Leonhardt. Sonderdruck aus „Die Verwaltungs-Akademie". Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin. RM. 1,20.

Digitized by Google

Leben im Wort. Von Hoschke-Vogelpohl. (3. Aufl.) Verlag B. G. Teubner, Leipzig. 1936. Kart. RM. 1,80.

Volkstümliche Erzählerkunst. Heft 4 der Beiträge zur rhein. und westf. Volkskunde. Verlag Martini & Grüttefien, W.-Elberfeld. 1936. Kart. RM. —,80.

Feier der Arbeit. Eine chorische Dichtung. Von Gerhard Schumann. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. 1936. Brosch. RM. —,50.

Lerke. Von Ludwig Tügel. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. 1936. RM. 2,70.

Pharisäergeist. Dr. Ing. Otto Huppert. Verlag Paul Müller, München. 1936. Kart. RM. 1,35.

Wandlungen des Artgefüges. Von Harms. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Geb. RM. 20,—.

Stier und Jungfrau. Von Meta Scheele. Verlag Paul List, Leipzig. 1936. Geb. RM. 5,80.

Handbuch der Kulturgeschichte. Lieferung 13—20. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam. Jede Lieferung RM. 2,80.

Volk, Mensch und Ding. Von Harmsanz. Ost-Europa-Verlag, Königsberg/Pr. 1936. Kart. RM. 5,80.

18 Jahre Sowjetherrschaft. Von Olga Dimitriewna. Verlag Wilhelm Braumüller, Wien-Leipzig. Broschiert RM. 3,—, Lwd. RM. 4,50.

Das Richtfest. Von Johannes Linke. Theaterverlag Langen-Müller, Berlin. Kart. RM. 1,35.

Wir ziehen am Tau. Von Heinz Steguweit. Theaterverlag Langen-Müller, Berlin. RM. 0,90.

Der Staatsgedanke im neuen Reich. Von Dr. Eugen Sauer. Verlag A. Bonz' Erben, Stuttgart. 1936. Brosch. RM. —,60.

Jüdische Weltmachtpläne. Von E. Freiherr von Engelhardt. Hammer-Verlag, Leipzig, 1936, Brosch. RM. 1,75.

Krupp-Lastwagen

für 2 bis 6,5 t Nutzlast mit Diesel- oder Vergasermotor.

Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Abt. Kraftwagenfabrik, Essen

Digitized by Google

Auch Sie

können ein Eigenheim besitzen

Die GdF Wüstenrot in Ludwigsburg-Württ. hat schon über 16 300 Eigenheime finanziert. 223 Millionen RM wurden dafür bereitgestellt. **Frage an** bei der größten deutschen Bausparkasse

Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot in Ludwigsburg-Württ. 293

Die Juden in Deutschland

Herausgegeben vom Institut zum Studium der Judenfrage

Leinen RM. 6.50 Kart. RM. 5.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag Franz Eher Nachf., München

Das Buch (Fortsetzung)

Nationalsozialist-warum? Von Holtz. Verlag Karl Zeleny & Co., München, 1936. Brosch. RM. —.25.

Die Pariskanone. Von H. W. Miller. Deutsch von Karl Dietze. Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden. Geb. Reichsmark 6.50.

Schulauslese und Lebensleistung. Von Prof. Dr. Günther Just. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Geb. RM. 1.—.

Universitäten als geistige Grenzfestungen. Heft 6 der „Kulturpolitischen Schriftenreihe". Von Ernst Anrich. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1936.

Heldentum und Macht. Von Thomas Carlyle. Schriften für die Gegenwart; herausgegeben von Michael Freund. Verlag Alfred Kröner, Leipzig. Geb. RM. 3.75.

Infanteriedienst-Lexikon. Von Walter Haas. Verlag Franckh, Stuttgart. Kart. RM. 2.40.

Der deutsche Orden. Von Konrad und Tony Gatz. Matthias Grünewald-Verlag, Wiesbaden/Mainz, 1936. Leinwand RM. 3.75.

Ev. Diakonieverein e. V.

Krankenpflege, Säuglings- und Kinderkrankenpflege (mit staatlicher Prüfung), **Wirtschaft und Anstaltserziehungsarbeit, hauptberufliche Ausbildung** für evgl. junge Mädchen. Ausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Keine Verpflichtung für die Zukunft. Ruhegehalt für Alter und Invalidität.

Vorbedingung: Alter: 18 bis 30 Jahre. Gründl. hauswirtschaftliche Kenntnisse.

Ausbildungsdauer: Bei mittlerer Reife mit gründl. hauswirtschaftl. Kenntnissen 2jähr. Ausbildung im Diakoniesseminar. Die hauswirtschaftl. Kenntnisse können auch in einer unserer Vorschulen (Berlin-Zehlendorf, Stettin oder Sahlenburg) angeeignet werden.

Bei Volksschulabschluß: 1jährige schulwissenschaftl. u. hauswirtschaftl. Ausbildung und 2jährige Ausbildung im Diakoniesseminar.

Auskunft und ausführlichen Prospekt: Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

Ab **1½ Pfg.** per Stück sende ich Ihnen viele 1000 versch. Briefmarken zur Auswahl **ohne jeden Kaufzwang.** Postk. m. Berufsangabe genügt **Rud. Rohr, Berlin N 31,** Friedrichstr. 131 d

Ariernachweis

durch Sippenforscher H. L. F. Krieger, Berlin SW 11. Schließfach 3

Silberbestecke 800/1000 an Private. Musterbuch frei.

W. A. Kenne & Co. Rheing.-Silberw.-Ges. Mettmann 97

Gegen graue Haare

unschädliches Mittel. Keine Farbe. Erfolg verblüffend. Näher. Haar-Kabelitz, Berlin-Wilmersdorf I/84. Fach 60.

Polly Maria Höfler: **Der Weg in die Heimat**

Ein Grenzlandroman aus Lothringen. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Preis RM. 4.80

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 2 NO

Digitized by Google

Das verfemte Zwischen-s der Wortzusammensetzung. Von Otto Briegeb. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig. Brosch. RM. 1,20.

Volksbiologische Auswirkung der Siedlung. Von Dr. Erwin Schroeter. Verlag S. Hirzel, Leipzig, 1936. Geheftet RM. 2,—.

Partei und Staat. Heft 20. d. Reihe „Der deutsche Staat der Gegenwart". Von Gottfried Neesse. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1936. Reichsmark 2,—.

Handbuch „Volksspiel und Feier", hrsg. im Gemeinschaftsverlag der Verlage Chr. Kaiser, München, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, und Theaterverlag Langen-Müller, Berlin. 1936. RM. 2,— kart.

Stadt und Festung Belgerad. Von Jos. Magnus Wehner. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 1936. Gebunden RM. 4,80.

Carl Freiherr von Stumm-Halberg. Von Fritz Hellwig. Westmarkverlag, Heidelberg. 1936. RM. 9,—.

National—völkisch—sozial. Von Prof. Dr. Erich Jung. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin. Brosch. RM. 2,60.

Zur philosophischen Grundlegung des Nationalsozialismus. Von Hermann Schwarz. Verlag Junker & Dünnhaupt. Berlin. 1936. Brosch. RM. —,80.

Das Dorf an der Grenze. Von Gottfried Rothacker. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. 1936. Lwd. RM. 4,80.

Consuela. Von Johst. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. 1936. RM. 2,50.

Die Wandlung des Lehrers Peter Hagen. Von Herb. Adam van Eyck. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar i. M. 1936. Geb. RM. 1,30.

Die Vorherrschaft der Weißen Rasse. Von Dr. Warhold Drascher. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 1936. RM. 9,—.

Jugend an der Maschine. Münchener Laienspiele Nr. 148. Von Erich Krüger. Verlag Chr. Kaiser, München. 1936. Brosch. RM. —,80.

GHH-BAUSTAHL ST 52
D. R. P.
DER HOCHWERTIGE
BAUSTOFF
IM NEUZEITLICHEN STAHLBAU UNENTBEHRLICH
GUTEHOFFNUNGSHÜTTE
OBERHAUSEN (RHLD.)

Digitized by Google

Lest den „SA.-Mann"

Norderney **STRAND- UND KURHOTEL „DER KAISERHOF"**

Das Haus des Wohlbehagens / Direkt an Meer und Hauptbad / Jeder Komfort (fließ. Wasser, Privatbad, Reichstelefon) / Größte Seeterrasse

Das Buch (Fortsetzung)

Erziehung zu Deutscher Kunst. Von Schultze-Naumburg und Mahlberg. Verlag F. Bruckmann A.-G., München, 1936. Brosch. RM. 1.50.

Goethe. Vierteljahresschrift der Goethe-Gesellschaft. Verlag Goethe-Gesellschaft, Weimar.

Anschauliche Kulturgeschichte. Von Friedrich Rausch. Verlag Julius Beltz, Langensalza. Brosch. RM. 5.—, geb. RM. 6.—.

Friedrich der Große, unser Held und Führer. Von Oskar Fritsch. J. F. Lehmanns Verlag, München. Brosch. Reichsmark 2.80, geb. RM. 4.—.

Für den Reichsgedanken. Von Martin Spahn. Ferdinand Dümmlers Verlag, Berlin. Kart. RM. 8.60, geb. RM. 9.80.

Bad Wildungen für Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR: bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker **Helenenquelle**

2800 mg Kohlensäure...
Im Liter, wohlverstanden.
Solche Bäder haben's in sich...
BAD ELSTER 500 ü. d. M.
RHEUMA · HERZ · NERVEN · FRAUENLEIDEN

Bad Kudowa bei Herz-, Nerven-, Nieren-, Rheuma- und Frauenleiden. Spezialbad bei Drüsen-Erkrankungen, insbesondere Basedow. 28tägige Pauschalkur 255.— RM., Vergünstigungskur 215.— RM. Haustrinkkuren mit der berühmten Eugenquelle (einzigartige Arsen-Eisenquelle) und der radioaktiven Gotthold-quelle! ■ In eigener Regie: Kurhotel Fürstenhof
Prospekte durch die Kurverwaltung und Reisebüros!

RADIUMBAD BRAMBACH Das stärkste Radium-Mineral-Bad der Welt
Gicht, Rheuma, Aufbrauchskrankheiten, Herz, Blutgefäße, Haustrinkkuren, Pauschalkuren. / Ausk.: Badeverwaltung

Digitized by Google

DEUTSCHER BÄDER-ANZEIGER

KRUMMHÜBEL IM RIESENGEBIRGE

der Luftkurort und Wintersportplatz am Fuße der Schneekoppe (1605 m ü.d.M.)

Sanatorium Dr. Ziegelroth

Krummhübel im Riesengebirge. Physik. diät. Therapie

Mit **KURPENSION LINDENHAUS** die individuelle Diätküche, Pauschalkuren.
Ärztliche Leitung: **Geheimrat Dr. med. W. von Noorden** (früher Bad Homburg)

Schreiberhau

Klimakurort im Riesengebirge

100 km Wege — Werbeschriften durch die Reisebüros u. Kurverwaltung — Seehöhe 500-1496 m

Bedeutendster Klimakurort des deutschen Ostens

500 - 1490 m, 4 Sanatorien, 13 Ärzte, hervorragende Heilerfolge

---

Bad Charlottenbrunn

Schles. Gebirgskurort

Atmungsorgane Niere Nerven Herz

Bad Grund

RÖMERS HOTEL

Das Haus der guten Küche. Stets frische Forellen. Volle Pension ab 5.— RM. Prospekte frei. Fernruf 201

Hohegeiss

höchster Luftkurort im Harz

Sanatorium Dr. Strünckmann Blankenburg (Harz)

Kuranstalt f. physikal.-diätetische Heilweise, Psychotherapie, Reformdiät. **Erholungsheim** f. Genesende und Ruhebedürftige. Erziehung z. richtiger Ernährung. Große Luft- und Sonnenbäder, Schwimmbad. **Lebensschule.** Wege zur Lebenserneuerung. **Klinische Behandlung** durch Dr. med. H. Würthle. Mäßige Preise. Man verlange Prospekt.

Kurhotel Stubenberg

oberhalb GERNRODE (Harz)

in schönster Berglage. Alle Zimmer fließ. Wasser. Pension RM 5.- bis 6.50.
Prospekt B durch Inh. **H. Meves, Tel. 430**

Friedrichroda, Thür. Wald

Hotel-Pension „Herzog Ernst"

Ruhiges Familienhaus mit allen Bequemlichkeiten. Bes. **Karl Zorn**

HINDENBURG-BAUDE

975 m Seehöhe. Schönste und größte Baude des Adlergebirges.
Zimmer mit fließ. warmen und kalten Wasser. Pension ab RM. 5.-. Post Grunwald, Grafschaft Glatz. H. GOEBEL.

Hahnenklee-Bockswiese Oberharz

Heilklimatischer Kurort

Wald, Wasser, Gebirge, Strandseebad, Golf, Tennis

SCHIERKE

Hotel König

Pension ab RM. 6.50

Halle a. S.

Hotel Goldene Kugel

Das führende Haus am Platze.
Fernruf: Sammelnummer 27031.

Kurhotel Schießhaus

TABARZ (THÜR. WALD)

Neuzeitliches, komfortables Familienhaus am Walde. Pension ab RM. 6.50.

Fernruf 300 — Eigentümer G. Ellier

Altenau (Oberharz)

500 — 600 m. Luftkurort und Wintersportplatz. Auskunft: Städtische Kurverwaltung und Reisebüros.

Digitized by Google

BAD KROZINGEN
BEI FREIBURG i. BREISGAU

Kohlensäure Thermalquelle.
Hervorragende Heilerfolge bei **Herz-, Rheuma-, Gicht- und Ischiasleiden.**
Kurzeit ganzjährig. Auskunft und Prospekte durch die **Kurverwaltung.**

Stuttgart
Bad Cannstatt
Mineral-Schwimmbäder · Trinkkuren · Badekuren · Auskunft Kuramt

Stuttgart
Hotel Marquardt
Das bekannte Haus von altem Ruf.
Tel. 25741. Garage.

Stuttgart
HOSPIZ VIKTORIA
Das bevorzugte Haus der Nationalsozialisten.
Mäßige Preise. **Telefon 21647**

Bad Salzuflen
Teutobg. Wald
bittet um Ihren Besuch
Herz, Nerven, Rheuma, Luftwege

Waldhotel Jagdschloß
NIEDERWALD bei Rüdesheim a. Rhein
Der ideale Erholungsaufenthalt an der schönsten Stelle des Rheins. Jed. Komfort, Garagen.
Pension ab RM. 6.–. Prospekt a. W.

Kneipp-Gesundheitshaus Wilhelmshöhe
Leitender Arzt: Dr. med. Kluthe
Inmitten prächtiger ausgedehnter Wälder gelegen. 350 m ü. d. M. 14 Morgen großer Park. 85 Betten. Mod. Bade- und Kurmittelräume. Luft- und Sonnenbäder, Liegehallen, Pension RM. 6.– bis 12.–. Pauschalkuren.

RÜDESHEIM a. RHEIN
Hotel Rheinstein
Altbekanntes Haus / Fernsprecher Nr. 530
Besitzer: M. BEIDERLINDEN, Weinbau

Kassel – die schöne Kunst- u. Parkstadt
Wilhelmshöhe, der herrliche Gebirgspark mit Schloß, Herkules und weltberühmten Wasserkünsten, der Kneipp- und Luftkurort Mitteldeutschlands

RADIUM BAD
Landeck
SCHLESIEN
Rheuma · Gicht · Nerven · Frauen

Bad Salzbrunn
Schlesien
Katarrhe
Asthma
Zucker
Nieren
Gicht
Prospekt durch die Kurverwaltung

Für die nicht angeforderten Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Herausgeber Alfred Rosenberg, Berlin / Verantwortlicher Schriftleiter: Matthes Ziegler, Berlin / Anzeigen: Georg Kienle, München / Durchschnittsauflage I. Vj. 1936: 52 500; Auflage dieses Heftes 00000 / Anzeigenpreise lt. aufliegendem Tarif Nr. 4 / Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München / Klischees und Kupfertiefdruckbeilagen: Brend'amour, Simhart & Co., München / Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München.

Digitized by Google

FÜHRENDE HEILBÄDER UND KURORTE

BADENWEILER

Südlichster Thermalkurort Deutschlands, 450 m ü. d. M. Therme 26,4 Grad Celsius. **Herz – Nerven – Kreislauf – Stoffwechsel**
Alle med. Bäder, Freiluft-Thermalschwimmbad (Familienbad), Luft- und Sonnenbad.

BAD DÜRRHEIM

Europas höchstgelegenes **Solbad.** 700—800 m ü. d. M. Subalpines Reizklima, Bäder, Inhalation, Trinkkuren. Ausgezeichnete Heilerfolge! Kurkapelle, Seefeste, Strandbad, Tennis, Fischerei usw. Kurbetrieb ganzjährig.

BAD LIEBENZELL

Das **1000jährige Thermalbad,** herrlich gelegener **Waldluftkurort,** 350—650 m ü. d. M. Frauenleiden, Rheuma, Gicht, Nerven, Herz, Klimakterium. – Bade- und Trinkkuren. Kurkonzerte, Kuranlagen, **Freischwimmbad.** Pension 4—7 M. 9000 Gäste.

BAD TEINACH

400—600 m ü. d. M. **Heilbad für Herz, Nieren und Nerven.** Katarrhe, Magen- und Darmstörungen, Blutarmut. 4 verschiedene Mineralquellen; natürliche kohlensaure Bäder, Trinkkuren. Neue Trink- und Wandelhalle. **Freischwimmbad.** Kurkonzerte. Pension ab 4 M.

FREUDENSTADT

Klimatischer Höhenkurort, 750—900 m ü. d. M. Golf, Tennis, Tattersall, Frei- und Hallenschwimmbad, Kurkapelle, Kurtheater. Pensionspreis ab 4.50 M., Hotels ab 6 M. Ganzjähriger Kurbetrieb.

GLOTTERBAD

Mit besonders großen u. schönen Waldluftbädern Deutschlands. 431—632 m ü. d. M. Stahlquelle. **Herz, Nerven, Stoffwechsel.** Strandbad, Fischerei, Jagd und Tennis.

HERRENALB

400—900 m ü. d. M. Heilklimatischer Kurort im nördlichen Schwarzwald für **Nerven, Herz, Stoffwechsel. / Erholung. Strandbad.** Reit-, Fischerei-, Bergsport. Alle modernen Kureinrichtungen. 14000 Kurgäste.

ST. BLASIEN

Bevorzugter heilklimatischer Jahreskurort im Südschwarzwald, 800 m ü. d. M. Beste Kureinrichtungen. Reichhaltige Unterhaltung und Abwechslung. Freischwimmbad, Luft- und Sonnenbad. Tennis, Forellenfischerei, herrliche Spazierwege.

TRIBERG

Die Stadt im Hochwald. **Heilklimatischer Kurort, Jahreskurort.** 700—1000 m ü. d. M. Deutschlands größte Wasserfälle. Kurkapelle, Tennis. **Modernes Freischwimmbad,** Fischerei. Pension von 4 M. an. Städt. Kurverwaltung e. V.

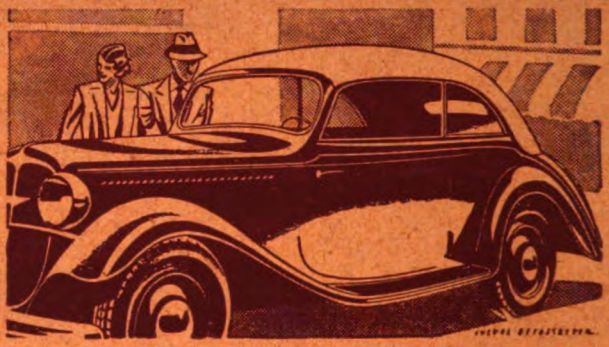
WILDBAD

430—750 m. ü. d. M. **Heilbad von Weltruf** gegen **Rheuma, Gicht, Ischias.** Erkrankungen der Gelenke, Muskeln und Nerven, Alterserscheinungen. Neue Trinkhalle. Konzert. Theater. Sport. Strandbad. **Herrlicher Luftkurort. Bergbahn.** 20000 Gäste.

Auskünfte u. Prospekte durch die örtlichen Kurverwaltungen und alle Reisebüros

H·P·SINNOCK

Digitized by Google



Nicht der Preis

allein, sondern die für diesen gebotene Ausführung sollte beim Automobilkauf ausschlaggebend sein.

Lassen Sie sich schon jetzt die illustrierten Drucksachen über die neue billige Hanomag-Garant-Limusine u. Kabrio-Limusine kommen.

HANOMAG

Hannover

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 106967042

Digitized by Google